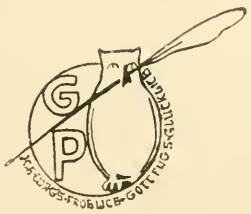
Ger. Lit.
B

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Bruno Hake

Band CLXIII

(April — Mai — Juni 1915)



16399
29/8/21

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — Athen, Eleftheroudakis & Barth. — Barcelona, Libreria nacional y extranjera. — Basel, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — Boston, Castor & Co. — Budapest, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — Buenos-Aires, J. Peuser. van Woerden & Cia. — Bukarest, Socec & Co. — Chicago, A. Kroch & Co. — Dorpat, J. G. Krüger. — Genf, Georg & Co. — Johannesburg (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. — Kairo, F. Diemer Nachf. — Konstantinopel, Otto Keil. — Kopenhagen, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — Kristiania, Cammermeyers Boghandel. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Prell & Co. — Lyon, H. Georg. — Madrid, Libreria nacional y extranjera. — Mailand, U. Hoepli. — Moskau, J. Deubner. Gesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — Neapel, Detken & Rocholl. — New-York, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchh. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — Petersburg, Gesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — Philadelphia, Schaefer & Koradi. — Porto-Alegre, Krahe & Cia. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchh. — Rotterdam, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — Shanghai, Max Nößler & Co. — Stockholm, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — Yokohama, Geiser & Gilbert. Winckler & Co. — Zürich, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel & Wurzel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 163

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertdreiundsechzigsten Bande (April — Juni 1915).

Seite

Felix Rachfahl. Die innere Politik Bismarcks und die Gegenwart 1

Wilhelm Schäfer. Lebenstag eines Menschenfreundes. Roman. VII (Schluß) 11

Friedrich Meusel. Bismarck, Arnstedt und der Patriotische Verein der Zauche 1848—1852. Unter Mitteilung ungedruckter Briefe Bismarcks 39

Otto Baschin. Der Krieg und das Wetter. I 78

Karl Nötzel. Das heutige Rußland. I. Zur Entwicklungsgeschichte der russischen Seele 92

Friedrich Meusel. Aus Marwitz' Memoiren. Der Zusammenbruch des preußischen Staates 1806. (Fortsetzung) II 114

Charlotte Lady Blennerhassett. Frankreich im Urteil von Franzosen 128

Paul Schlenther. Der Kriegswinter im Theater 138

Ernst Müsebeck. Friedrich Krupp 150

Literarische Notizen 154

Literarische Neuigkeiten 159

Ernst Wagemann. Das Deutschtum in Südamerika. II. Die deutschen Kolonisten in den tropischen Urwäldern Brasiliens . . . 161

Georg Hirschfeld. Die Jagd auf Abbeloh. Novelle. I 182

Otto Baschin. Der Krieg und das Wetter. II (Schluß) . . . 207

Karl Nötzel. Das heutige Rußland. II. Die russische Gefahr. Das eigentliche Rußland. (Schluß) 218

Albert Leitzmann. Eine Konfession Wilhelm Waiblingers . 240

Friedrich Meusel. Aus Marwitz' Memoiren. Der Zusammenbruch des preußischen Staates 1806. (Fortsetzung) III 248

Clara Viebig. Eine Handvoll Erde. Roman. I 282

Gustav Ernest. Berliner Musikleben 301

Mela Escherich. Albert Geiger †. 311

Literarische Notizen 313

Literarische Neuigkeiten 319

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

Sir Roger Casement. Deutschland und Irland 321

Georg Hirschfeld. Die Jagd auf Abbeloh. Novelle. II (Schluß) 327

Friedrich Meusel. Aus Marwitz' Memoiren. Der Zusammenbruch des preußischen Staates 1806. IV (Schluß) 357

Graf Vay von Vaya und zu Luskod. Ostasiens Stellung zum Weltkrieg. I. Japans innere Lage 397

August Fournier. Briefe vom Wiener Kongreß. (Prinz Anton Radziwill an seine Gemahlin Prinzessin Luise von Preußen) . . . 411

Albrecht Wirth. Panislamismus 429

Clara Viebig. Eine Handvoll Erde. Roman. (Fortsetzung) II . 441

Woldemar Schütze. Englands Stärke und Schwäche 457

Hermann Fischer. Wilhelm Lang. Ein Lebensbild 467

Literarische Notizen 475

Literarische Neuigkeiten 480

Die innere Politik Bismarcks und die Gegenwart.

Von

Felix Rachfahl.

Waffenlärm und Kanonendonner erfüllt, wie vor hundert Jahren, als Deutschlands größter Sohn geboren wurde, jetzt wiederum die Welt. Wie auch immer der große Krieg endigen möge, den wir jetzt führen — zuversichtlich hoffen wir ja, daß sich der Sieg an unsere ruhmreichen Fahnen heften wird —, eines ist sicher, daß der Friede ein neues Deutschland sehen wird, das die politischen Probleme, die uns als eine Erbschaft der Bismarckschen Zeit geblieben sind, und die unser inneres Leben in dem Vierteljahrhundert seit seinem Rücktritt beschäftigt haben, zu einer gewissen Lösung bringen muß. Wie unser Krieg im letzten Grunde lediglich die Konsequenz des Kerns der auswärtigen Politik Bismarcks in der Ära nach der Errichtung des Reiches ist, nämlich der Wahl für Österreich, als an den eisernen Kanzler die Notwendigkeit einer Option zwischen den beiden Kaisermächten des Ostens herantrat, so auch wurzelt unsere innere Lage beim Ausbruch des Kampfes immer noch in den Zuständen, wie sie sich im neuen Reiche unter der Ägide Bismarcks ausgebildet hatten.

Zwei große politische Ideen sind es, die unser Volk beherrschten, als Bismarck die Leitung der preußisch-deutschen Schicksale übernahm, — die nationale, der Drang nach dem Einheitsstaate, und die liberale, das Streben nach einem kräftigen Verfassungsleben, ausgehend von dem Verlangen nach einer möglichst gerechten Bemessung der politischen Berechtigung; als Ideal dafür schwebten die Prinzipien der staatsbürgerlichen Freiheit und Gleichheit auf individueller Grundlage vor, d. h., praktisch ausgedrückt, eine möglichst weitgehende Demokratisierung des Wahlrechts in Verbindung mit einer Beschränkung der Monarchie im Sinne des parlamentarischen Systems. In der großen Bewegung des Jahres 1848 waren diese beiden Strömungen, die liberale und die nationale, zusammengeflossen; ihr positives Ergebnis war die Verfassung der Paulskirche. Sie wollte einen unitarischen Einheitsstaat von ausgeprägt demokratischem Charakter; sie verlegte den Schwerpunkt der Gewalt in den vom souveränen Volke auf Grund des allgemeinen und gleichen Stimmrechtes gewählten Reichstag; das durch das suspensive Veto aufs äußerste

beschränkte Kaisertum ward herabgedrückt zu bloßer Exekutive, zumal da das künftige Reichsministerium nicht sowohl ein Organ der Krone, wie vielmehr des Reichstages, diesem nicht nur verantwortlich, sondern auch genehm geworden wäre. Mit einem solchen Kabinett hätte, wie Friedrich Wilhelm IV. sarkastisch bemerkte, ein junges Mädchen ebensogut regieren können, wie der preußische König, dem diese Krone von „falschem Golde" zugedacht war. Vor der parlamentarischen Allgewalt, welche diese Verfassung statuierte, sollten die bisherigen Träger der Macht in Deutschland, die partikularen Gewalten, verschwinden, selbst die stärkste unter ihnen, Preußen. Zwar sollte Preußens König Kaiser von Deutschland werden; aber er sollte in Wahrheit aufhören, König von Preußen zu sein: alle Autorität und Macht der preußischen Krone sollten dem neuen Reiche zur Verfügung stehen, in welchem die Gewalt in den Händen der Volksvertretung liegen, dessen Grundlage die Idee der Nationalsouveränität sein sollte. So wenig sollte Preußen in Zukunft auch nur äußerlich als ein selbständiges Ganzes erhalten bleiben, daß man sogar die Forderung erhob, es dürfte neben dem Reichstage kein preußisches Gesamtparlament mehr bestehen, da dessen bloße Existenz, als die Zusammenfassung eines so großen Teiles der deutschen Nation, wie es das preußische Volk war, eine allzu gefährliche Konkurrenz für den Reichstag bedeute. Und indem man also der Macht eine bedingungslose Kapitulation vor der Idee, nämlich der Idee der nationalen Souveränität, zumutete, war es doch nur durch die Macht, d. h. Preußen, möglich, den geplanten Einheitsstaat gegen den Widerspruch des europäischen Areopags, vor allem Österreichs und Rußlands, ins Leben zu rufen und am Leben zu erhalten.

Weder war Preußen damals imstande, gegen den Willen der anderen großen Mächte und der durch sie gestützten übrigen Bundesglieder ein Einheitsreich zu gründen, geschweige denn gar für alle Dauer zu verteidigen; noch auch war es gewillt, in ein Einheitsreich einzutreten, in dem es eine Stellung eingenommen hätte, wie sie ihm durch die populäre Bewegung zugedacht war. An dieser doppelten Schwierigkeit ist der Versuch der Reichsgründung durch die Paulskirche und selbst der bescheidenere Plan Preußens einer Zusammenfassung der Kräfte Norddeutschlands durch die Union gescheitert. Da aber der einmal erwachte Trieb zur Einheit der Nation zwar für eine Zeitlang zurückgehalten, aber nicht unterdrückt zu werden vermochte, so blieb das Problem als solches in seiner doppelten Gestalt bestehen: die Auseinandersetzung zwischen Idee und Macht, d. h. die Schaffung einer deutschen Verfassung, die Preußen nicht zugunsten der nationalen Idee seiner angestammten Macht entkleidete und es nur äußerlich an die Spitze des neuen Deutschlands stellte; sowie die Auseinandersetzung von Macht zu Macht, d. h. die Überwindung des Widerstandes, den das Einheitswerk bei den partikularen Gewalten in Deutschland selbst und bei den großen Mächten Europas fand.

Die Auseinandersetzung von Macht zu Macht — sie ist das große Werk, das Bismarck in den für die deutsche Geschichte schicksalsschweren sieben Jahren von 1863/64 bis 1870/71 vollbrachte, und auch die Auseinandersetzung zwischen Macht und Idee hat er in demselben Zeitraume im Zusammenhange mit jener und unter ihrem bestimmenden Einflusse vorgenommen. So löste er die deutsche Frage dahin, daß nicht der souveräne Wille der Nation das neue Reich baute, sondern Preußen, und daß demgemäß der Schwerpunkt der Gewalt im neuen Reiche nicht in die souveräne Nation und ihre parlamentarische Vertretung, den Reichstag, fiel, sondern in den Rat der verbündeten Fürsten unter dem tatsächlich vorwaltenden Übergewichte Preußens. Nicht ein unitarischer Einheitsstaat wurde das verjüngte Deutschland, sondern ein föderatives Gebilde mit weitgehender Selbständigkeit der einzelnen Bundesglieder, die in ihrer Gesamtheit die wahren Träger der Reichsgewalt waren; indem unter ihnen Preußen die führende Stellung inne hatte, ruhte bei ihm die oberste Leitung der deutschen Politik. Indem die monarchische Gewalt als solche in selbständiger Geltung in den Einzelstaaten erhalten blieb, gewann auch das neue Reich, wiewohl es staatsrechtlich keineswegs eine Monarchie war, doch politisch einen ganz ausgeprägten monarchischen Charakter. Die demokratische Basis der Verfassung der Paulskirche, das allgemeine und gleiche Wahlrecht, mußte insofern übernommen werden, als es ja durch Bismarck in den letzten Phasen des Kampfes mit Österreich um die Vorherrschaft in Deutschland als Losungswort von hinreißender und durchschlagender Kraft gegen die pseudo-konstitutionellen Delegiertenversammlungen der großdeutsch-österreichischen Entwürfe einer Bundesreform ausgespielt worden war. Die Erfüllung dieses Versprechens, dem als einem Kampfmittel gegen Österreich, um die großen Massen für das kleindeutsche Projekt zu fesseln, eine so große Bedeutung zugewiesen worden war, ließ sich, als es zur Schaffung erst des norddeutschen Bundesstaates kam, nicht vermeiden, und noch weniger, als dieser im Kriege gegen Frankreich seine Vollendung und Krönung im neuen Reiche fand, das die weitaus größte Mehrheit der deutschen Stämme und Lande zu dauerndem politischem Zusammenhalte aneinander schloß.

Damit war der Ausgleich mit den Ideen des Liberalismus und der Nationalität geschlossen, die Lösung für die Probleme der Reichsgründung und der endgültigen Durchführung des Konstitutionalismus in Deutschland, sowohl im Reiche als auch in den Einzelstaaten, gefunden. In der populären Bewegung, als deren vornehmstes Organ die Paulskirche erscheint, waren beide zusammengeflossen und miteinander verschmolzen. Aber es war ihr nicht gelungen, dem neuen Einheitsstaate ihren Stempel aufzudrücken; Bismarck hatte sie wohl gefördert und sich von ihr tragen lassen; aber er hatte sich nicht von ihr beherrschen lassen, sondern er hatte sie beherrscht und nach dem Ziele gelenkt, das ihm vorschwebte, — zur Reichsgründung im preußisch-föderativen Sinne, zur Statuierung des konstitutionellen Staates

im echten deutschen Geiste, wie er sich seit den Tagen der Freiheitskriege vorbereitet hatte, d. h. einer Monarchie, die zwar verfassungsgemäß durch eine wahre Volksvertretung beschränkt war, bei der aber Autorität und Souveränität bei der Krone standen, unter Ausmerzung der westeuropäischen Prinzipien der Volkssouveränität und des parlamentarischen Regimes. Eine Fülle von Sicherheitsmaßregeln ward getroffen, um diese Errungenschaften für immer festzulegen und gegen alle Angriffe in der Zukunft zu schützen, und mächtig wurden im Zusammenhange damit die inneren Partei-Verhältnisse und -Gruppierungen verändert und verschoben. Von seinem Amtsantritte bis zu seiner Entlassung hat Bismarck daran mit zäher Festigkeit, mit unermüdlicher Geschicklichkeit und kraftvollem Dreinschlagen, wann es nötig ward, gearbeitet, und das Ergebnis davon war eine totale Umgestaltung der inneren Konstellation.

Nur die wichtigsten Momente können wir hier kurz andeuten. Indem der Konstitutionalismus seines ausgeprägt westeuropäisch-liberalen Charakters entkleidet wurde, ward für die Konservativen die Möglichkeit gegeben, zu ihm in ein wahres und inneres Verhältnis zu treten. So wurden sie aus der altpreußisch-partikularistischen, feudalistisch-junkerlichen Militärpartei, als welche sie sich noch 1848 und im Jahrzehnte der Reaktion dargestellt hatten, eine auf dem Boden der neuen Verfassung stehende, dem Reichsgedanken nunmehr ehrlich und aufrichtig zugewandte Staatspartei, an der Bismarck stets Rückhalt und Unterstützung bei seinen Bestrebungen für den weiteren nationalen Ausbau des Reiches behufs Festigung und Stärkung seiner Kräfte nach außen fand, — nicht minder gegen die Versuche, Staat und Reich weiter in die Bahnen der Demokratisierung und des Parlamentarismus hineinzutreiben. Das war es, worauf ein Teil der Liberalen noch immer hinarbeitete, nachdem es Bismarck inzwischen gelungen war, in ihre Reihen durch seine deutsche Einheitspolitik einen Keil zu treiben und die Mehrheit aus dem Lager doktrinärer Tendenzpolitik zu positiver Mitarbeit an den großen nationalen und innerstaatlichen Aufgaben heranzuziehen, deren Lösung er nunmehr unternahm.

Zum Beginne seines Ministeriums, in der Konfliktsperiode, sah sich Bismarck genötigt, gegen eine imposante liberale Opposition zu kämpfen, die ihre parlamentarische Existenz keineswegs einem demokratischen Stimmrechte, sondern, wie er es selber damals noch ansah, dem „elendesten aller Wahlrechte", dem Dreiklassensystem, verdankte. Demgemäß verfolgte sie auch nicht sowohl eigentlich demokratische wie vielmehr parlamentarische Ziele, und Bismarck meinte damals noch, daß eine Demokratisierung des Wahlrechtes eher geeignet sei, die herrschende Stellung der liberalen Bourgeoisie zu erschüttern. Daher hat er der sozialistischen Bewegung in ihren ersten Anfängen zunächst mannigfache Beachtung geschenkt, und Erwägungen verwandter Art haben ihm die Gewährung des allgemeinen und gleichen Wahl-

rechtes für den norddeutschen Bundesstaat und damit auch für das Reich gewiß erleichtert. Die Hauptparole des Kampfes aber war doch zunächst: althergebrachte autoritative Stellung der Krone im Staatsleben oder parlamentarisches Regime? Der Krieg von 1866 brachte nicht nur die Lösung der Frage betreffend die Vorherrschaft in Deutschland, sondern auch dieses innerpolitischen Problems, und zwar nicht nur für Preußen, sondern auch nach Preußens Vorbilde für die übrigen deutschen Staaten, nicht minder für den norddeutschen Bundesstaat und das neue Reich, insofern als ja die Träger der Bundesgewalt fortan die nunmehr dauerhaft monarchisch konstituierten Einzelstaaten in ihrer korporativen Gemeinschaft waren.

Dieses Ergebnis, der Kern der Auseinandersetzung zwischen Macht und Idee, mußte erhalten und gesichert werden. Unter dem gewaltigen Eindrucke der unvergleichlichen Triumphe der auswärtigen Politik Bismarcks im Jahre 1866 hatte sich im preußisch-deutschen Liberalismus eine Selbstbesinnung vollzogen. Die doktrinär-parlamentarischen Tendenzen traten in den Hintergrund; es galt, den schwer errungenen Bundesstaat im Innern zweckmäßig und zu wohnlichem Behagen einzurichten. So mehrten sich im Liberalismus die Stimmen, welche jetzt seine vornehmste Aufgabe in der praktischen Teilnahme daran erklärten, — allerdings nicht ohne den Hintergedanken, daß sich ja noch immer dann, wenn erst die materiellen liberalen Prinzipien in der Verwaltung voll durchgeführt wären, das formale Prinzip des Liberalismus, der Parlamentarismus, ganz von selbst durchsetzen und im neuen Reiche heimisch werden würde. Als sich bei der Errichtung des norddeutschen Bundesstaates die alte liberale Opposition spaltete, und als sich ihre Mehrheit, die neue „nationalliberale" Partei, verstärkt durch Zuzug aus den übrigen Bundesstaaten, nunmehr der Regierung in erhöhtem Maße zur Verfügung stellte, da haben sich in ihr diese parlamentarischen Tendenzen, bald mehr versteckt, bald mehr gelegentlich in die Öffentlichkeit hervortretend, sehr wohl erhalten, gepflegt insbesondere in der aus den Städten des preußischen Ostens stammenden Gruppe, die bisher in der Fortschrittspartei ihre politische Schulung im Sinne der parlamentarischen und freihändlerischen Doktrinen erhalten hatte.

Bismarck gab sich diesem Sachverhalte gegenüber keinen Illusionen hin, und er fürchtete ihn um so mehr, als der Thronerbe, Kronprinz Friedrich, wie er noch 1870/71 mit Eifer für die unitarische Reichsidee eintrat, so auch nachher sich stets offen und unumwunden als Anhänger des parlamentarischen Systems bekannte. Bestieg Friedrich den Thron, was beim hohen Alter des Vaters sehr bald geschehen konnte, so gelangte der Parlamentarismus in Preußen und durch Preußen in Deutschland zur Herrschaft. Eben das wollte Bismarck nicht: im deutschen Staatswesen sollten nicht, wie in England, das Parlament, d. h. die Parteien, durch das Kabinett als ihr politisches Organ regieren, sondern die Krone, indem die Minister vielmehr deren politische Organe, Werkzeuge und Gehilfen wären. Daher war er gegen eine praktische

Durchführung und Ausgestaltung des in der Theorie statuierten Prinzips der Ministerverantwortlichkeit. Für das Reich hielt er schon die bloße Existenz eines Reichsministeriums für ein so gefährliches Spiel, das zum Betreten der schiefen Ebene des Parlamentarismus verlocken könnte, daß er die Einführung dieser Institution grundsätzlich trotz allen Drängens vermied. Und da der auf demokratischer Basis beruhende Reichstag vor allem der Tummelplatz der Gelüste nach der Parlamentsherrschaft werden mußte, gewann jetzt der preußische Landtag als das nächst größte und wichtigste deutsche Einzelparlament eine Bedeutung, wie sie dereinst von denen um die Gagerns schon richtig vorausgesehen worden war. Die Verhältnisse hatten sich inzwischen so geändert, daß nunmehr gerade in Preußen mit Hilfe des Dreiklassensystems der richtige Boden für die Stärkung der konservativen Tendenzen und Parteien gegeben war; die konkurrierende Stellung des preußischen Landtages gegenüber dem deutschen Reichstage mußte demnach gefördert werden. Nicht daß Bismarck nicht sehr gut erkannt hätte, welch großen Vorteil die Heranziehung von Führern der großen Parteien, namentlich des Nationalliberalismus, für die Konsolidation unserer inneren Verhältnisse gewähren konnte. In der Tat, wenngleich er es nicht für ratsam hielt, die Regierung zur Parlaments- und Parteisache werden zu lassen, so konnte ja doch eine innigere Verknüpfung der Regierung mit den maßgebenden Parteien, indem deren Führer an der Leitung der Staatsgeschäfte beteiligt, abgehende Minister dieser Herkunft wieder im Parlamente wirksam würden, großen Nutzen stiften: das Ergebnis wäre eine enge Fühlung der Regierung mit dem Parlamente, die Erfüllung der mächtigen Parteien mit staatsmännischem Geiste und politischer Sachkenntnis gewesen, und die maßgebenden Parlamentarier würden die verheißungsvolle Aussicht vor sich gehabt haben, selbst zu positiven Leistungen für die Leitung des Staates berufen zu werden. Bismarck hat einen Versuch in dieser Richtung gemacht, indem er um die Mitte der siebziger Jahre Bennigsen in das Kabinett zu bringen trachtete; wäre es ihm schon schwer geworden, das beim Kaiser durchzusetzen, so schlug das Unternehmen fehl, indem der Nationalliberalismus, unter dem Einflusse seiner radikaleren Elemente, diese Gelegenheit benutzen wollte, um seinen parlamentarischen Machtaspirationen freie Bahn zu schaffen. Keineswegs hat es Bismarck unterlassen, die Liberalen — freilich unter der Bedingung eines Verzichtes auf diese ihre Tendenzen — für sich zu gewinnen. Bis auf die Fortschrittspartei erstreckten sich diese tastenden Experimente; am schroffen Widerspruche eines Hoverbeck und Richter mußten sie scheitern. Sein Eintritt in den Kulturkampf ist *auch* unter diesem Gesichtspunkte zu verstehen; er wollte dadurch die Liberalen sich und der Regierung verpflichten und ihre Gefolgschaft erringen. Aber als er sich vor die Notwendigkeit gestellt glaubte, zur Festigung der Reichsfinanzen, zum Schutze der nationalen Arbeit in Landwirtschaft und Gewerbe eine neue Zoll- und Wirtschaftspolitik zu inaugurieren, — da stieß er auf entschiedenen Wider-

stand, nicht nur des Fortschritts, sondern auch des größeren Teiles der Nationalliberalen, der von ihren radikalen Elementen, zumal insoweit diese dereinst vom Fortschritte ausgegangen waren, auch jetzt wieder zur Opposition mit fortgerissen wurde. Da vollzog Bismarck seine Abkehr vom Liberalismus; da entschloß er sich, dessen dominierende Stellung im Parlament zu vernichten. Und wie in Preußen unter der Herrschaft des Dreiklassensystems, so auch verlor im Reiche unter der des demokratischen Wahlrechtes der Liberalismus sein Übergewicht im Parlament; er wurde in beiden Vertretungskörperschaften in eine im Laufe der Zeiten immer mehr zusammenschmelzende Minderheit gebracht, in Preußen in erster Linie zugunsten des Konservativismus, im Reiche eben auf Grund des allgemeinen Stimmrechtes zugunsten zweier anderer, neuer Parteien, von denen es sich bald herausstellte, daß sie die Massen ganz anders hinter sich hatten als der Liberalismus. Das demokratische Prinzip, insofern es in der Reichsverfassung verwirklicht war, kam jenen beiden nunmehr in der Hauptsache zugute; das formale Prinzip des Liberalismus, das parlamentarische System, wenn es jetzt überhaupt noch bei der Gespaltenheit und Zerrissenheit der Parteiverhältnisse, wie sie jetzt eintrat, Platz hatte, hätte dem Liberalismus, da er im Parlamente selbst den Boden verloren hatte, doch die Herrschaft im Staatswesen nicht mehr zu bieten vermocht.

Die Sozialdemokratie und das Zentrum waren die beiden Parteien, denen, indem sie unter Bismarck neu emporkamen und die inneren Zustände erst recht komplizierten, das von ihm in die Verfassung eingeführte demokratische Element die Massen gewann. Als eine auf wirtschaftlichem und sozialem Untergrunde beruhende Klassenbewegung stellte sich die Sozialdemokratie seit ihrem Entstehen dar; die durch das gleiche materielle Interesse verbundenen Massen in immer größerem Umfange in ihre Kreise ziehend, nahm sie steigend einen ausgesprochen internationalen Charakter an. Schon das, und im Zusammenhang damit ihre grundsätzlich ablehnende Haltung gegen die staatlichen Zwecke und Bedürfnisse, ihre feindliche Frontstellung gegen alle anderen Klassen der Gesellschaft machten ein Paktieren der Regierung mit ihr von vornherein unmöglich. Und so entschloß sich denn Bismarck, mit ihr den Kampf auf Tod und Leben anfzunehmen, und zwar in doppelter Hinsicht: die Partei als solche sollte mit Gewalt unterdrückt, das von ihr vertretene Klasseninteresse aber durch eine Sozialgesetzgebung im großen Stile befriedigt werden. Er ist damit gescheitert. Die Sozialgesetzgebung, so segensreich und notwendig sie auch war, hat die Arbeiterschaft nicht für den Staat zu gewinnen vermocht; die Sozialdemokratie ist durch die gegen sie gerichtete Ausnahmegesetzgebung nicht vernichtet worden, sondern trotz des auf ihr lastenden Druckes und gerade unter ihm emporgeblüht und ins Kolossale gewachsen. Zum Schlusse seiner Amtsführung hat Bismarck gegen die Arbeiterbewegung keine andere Waffe mehr gewußt, wie Staatsstreich und im Notfalle Anwendung der Gewalt der Waffen.

Nicht erfolgreicher war seine Politik gegen die zweite neue Partei, welche die Massen unter ihren Fahnen zu sammeln verstand, das Zentrum. Sie entstand, um das damals herrschende Verhältnis zu Staat und Kirche in Preußen, das der letzteren ungemein günstig war, auf das neue Reich zu übertragen; sie bemühte sich, dieses als Vorspann für die weltliche Herrschaft des Papsttums in Dienst zu stellen; sie bot allen den Elementen Unterschlupf, welche der Reichsgründung und dem dabei maßgebenden preußischen Staatswesen aus nationalen oder partikularistischen Beweggründen widerstrebten, vor allem dem religiös gleichgesinnten Polen. Man wird es verstehen, daß sich Bismarck dagegen stemmte, — hat er doch später selbst immer wieder beteuert, daß es vor allem die polnische Agitation, das national unheilvolle Wirken der katholischen Abteilung im Kultusministerium gewesen seien, die ihn in den Kulturkampf getrieben hätten. Aber darüber dürfte kein Zweifel mehr herrschen, daß dieser in einer Weise geführt und überspannt wurde, die dem Wachstum der Zentrumspartei den größten Vorschub geleistet hat. So mußte er denn schließlich beendigt werden, und wie das geschah, das war keineswegs etwa eine bedingungslose Kapitulation, sondern für beide Teile ein annehmbarer Frieden. Aber es bestand nun einmal eine große und mächtige Partei, die alles durch die Brille ihres einseitigen konfessionellen Interesses zu betrachten gewohnt war, und deren Hilfe bei der neuen Zoll- und Wirtschaftsgesetzgebung, da die Liberalen hier versagten, bei den Anfängen unserer Kolonial- und Weltpolitik, bei dem Ausbau unseres Wehrsystems, wenn sie überhaupt gewährt wurde, im einzelnen Falle oft teuer erkauft werden mußte. Alle Versuche, sie zu spalten, ganz oder teilweise zu einer katholischen Regierungspartei umzugestalten, geschweige denn sie zu vernichten, blieben sogar bei Mitwirkung oder Duldung des Papstes selbst fruchtlos. Nichts ist für Bismarcks Zentrumspolitik und ihr endliches Ergebnis in höherem Grade bezeichnend, als seine Bereitwilligkeit in den letzten Tagen seiner Amtszeit, einen Pakt mit Windthorst zu schließen, der ihm das Zentrum zur Verfügung stellen sollte, um ihm bei den damals so arg verfahrenen und zerklüfteten Parteiverhältnissen die Fortführung der Regierung zu ermöglichen. Und all die staatlich und national widerstrebenden Elemente im Parlamente konnten immer wieder auf Rückhalt und Unterstützung beim Zentrum rechnen, so vor allem die Polen bei ihrem Widerstande gegen die Bestrebungen einer wirksamen Stärkung des deutschen Volkselementes in der Ostmark. Ein Ziel hatte die Zentrumspolitik stets im Auge: Verhinderung einer sicheren parlamentarischen Mehrheit zugunsten der Regierung.

Das sind die innerpolitischen Probleme, welche der neue Kaiser Wilhelm II. aus der Ära Bismarcks übernommen hat, und man kann sagen, daß sie seitdem um ein Wesentliches nicht vermehrt worden sind, daß man redlich an ihrer Lösung gearbeitet hat (mitunter auf dem Wege, den er vorgezeichnet hat, mitunter auf anderen, wie er ja selber seine Methoden zum öfteren ge-

wechselt hat), daß diese Lösung aber bisher noch nicht erfolgt ist. Teilweise sind sie inzwischen freilich in ein anderes Stadium getreten, zumal seit dem Ausbruche und unter dem Einflusse des gegenwärtigen Krieges; aus ihm erst werden sich auch neue Probleme ergeben, welche manche der alten vielleicht in den Hintergrund zu drängen bestimmt und geeignet sind. Wir wollen jedenfalls hoffen, daß diese alten Probleme gerade im Zusammenhange mit dem Kriege eine Entwicklung erfahren werden, die, wenn sie auch nicht immer ihre gänzliche Erledigung bringt, so doch zum Heile der gesamten Nation gereicht. Alle Parteien haben in den letzten Jahrzehnten allmählich ein anderes Aussehen angenommen. Der Liberalismus ist nicht mehr die steril-störrische Opposition aus der Zeit eines Eugen Richter. Schon unter Caprivi hat da ein Wandel begonnen, der seitdem erfreuliche Fortschritte gemacht hat. Seine parlamentarischen Machtaspirationen sind nur noch gelegentlich und vorübergehend aufgeflackert, das Verständnis für die nationalen, die Wehrfragen, die finanzielle Fundierung des Reiches und auch für den Schutz der heimischen Volkswirtschaft ist im Steigen auch bei den extremeren Gruppen begriffen. Mächtig hat ja unser jetziger Krieg gelehrt, wie unerläßlich ein kräftiger Schutz unserer Landwirtschaft und der gesamten heimischen Produktion nötig ist. Das Gleiche gilt vom Zentrum, zumal nach dem Scheitern der Machtansprüche, die es mit der Entwicklung unserer kolonialpolitischen Verhältnisse um die Mitte des vorigen Jahrzehnts erhob; es versteht sich von selber, daß mit den letzten Resten des Kulturkampfes, die noch bestehen, aufgeräumt werden muß, während andererseits die Unberührtheit und Unverletzlichkeit der Verhältnisse des religiösen Lebens und der Weltanschauung des einzelnen, die Freiheit unseres Geistes- und gesamten Kulturlebens, auch gegenüber kirchlichen Antrieben und Einflüssen, durch kräftiges Eingreifen der staatlichen Gewalt gewahrt werden müssen. Wie sich unter dem Einflusse des Krieges die Polenfrage und das Verhältnis zu den fremdartigen Volkskörpern innerhalb des Reichsgebietes gestalten wird, läßt sich bisher noch nicht übersehen; nur soviel wird man sagen dürfen, daß hier eine sehr verschiedenartige Behandlung wird Platz greifen müssen, zumal wenn eine Erweiterung der Reichsgrenze stattfinden sollte. Immerhin dürfen wir froh sein, daß durch die Bismarcksche Ostmarkenpolitik und ihre energische Fortführung unter Bülow das Deutschtum im Osten so vermehrt und gefördert worden ist, daß wir schon aus Rücksicht auf das hier sitzende deutsche Volkselement Posen und Westpreußen bei uns für immer festzuhalten die heilige Pflicht haben. Von einer Bekämpfung der Sozialdemokratie nach der alten Bismarckschen Art wird um so weniger mehr die Rede sein dürfen, als sie sich in großem Umfange willig und begeistert in die Reihen der Kämpfer um das Vaterland gestellt hat. Es ist sehr zweifelhaft, ob die rote Internationale je wieder ihre alte Geltung zurückerlangen wird; so wird die Sozialdemokratie mehr und mehr wieder das werden, wovon sie ausgegangen ist, was das Ideal eines Lassalle war,

und woran auch Bismarck zuerst dachte, — eine im nationalen Boden wurzelnde Klassenbewegung, die ihre Interessen vornehmlich auf dem Felde von Sozialpolitik und Sozialgesetzgebung wahrnehmen wird, die sich aber stets dessen bewußt bleiben soll, daß sie, wenn sie auch große Massen hinter sich hat, doch nicht das ganze Volk, sondern aus diesem nur eine einzelne Berufsgruppe in sich darstellt. Gerade darin wird die entscheidende Abwandlung im Wesen der Sozialdemokratie zum Ausdrucke gelangen müssen, daß sie nunmehr, wie alle die anderen Parteien der früheren Opposition, gegenüber den Wehr- und Rüstungsfragen und den damit zusammenhängenden Finanzproblemen erhöhtes Verständnis und vermehrte Opferwilligkeit entgegenbringen wird, — wie freilich auch hoffentlich in anderen Parteilagern die Einsicht in die Notwendigkeit aufgehen wird, daß es nicht nur genügt, eine offene Hand für die nationalen Bedürfnisse zu haben, sondern daß es auch darauf ankommt, die daraus entspringenden Lasten in einer Weise zu verteilen, die der tatsächlich vorhandenen Steuerkraft und den Grundsätzen der Gerechtigkeit entspricht. Und die so dringend wünschenswerte engere Fühlung der Regierung mit den großen Parteien, die Heranziehung einflußreicher Parlamentarier zu der obersten Leitung der Staatsgeschäfte wird ins Werk gesetzt werden können, ohne daß dadurch dem Grundsatze Abbruch geschieht, der Bismarck bei seiner Reichsgründung, bei der endgültigen Festlegung des Verfassungsstaates als höchstes Ideal vorschwebte, welcher der Brennpunkt seiner gesamten inneren Politik war, — der Erhaltung einer starken, selbständigen Monarchie, so daß der Monarch, nicht aber das Parlament, durch das Ministerium regiert. Daß in dem Vierteljahrhundert, seitdem Bismarck nicht mehr an der Spitze Deutschlands steht, diese seine Erbschaft treu gepflegt und sorgsam gehütet worden ist, darin wird es offenbar, daß sein Geist unsere staatliche Entwicklung zu erfüllen und zu beleben nicht aufgehört hat, daß die politische Tradition, wie er sie schuf, in ihrem innersten Kern in Kraft geblieben ist. Und die schwere Zeit, in der wir stehen, hat uns deutlich den Segen einer starken monarchischen Gewalt gelehrt; wie wir von ihr einen glücklichen und ruhmreichen Frieden erhoffen, so auch eine gerechte und befriedigende, den Interessen des Ganzen angemessene Lösung aller der Probleme innerstaatlicher Politik, die uns aus der Ära der Reichsgründung überkommen sind, und die nunmehr zugleich mit denjenigen, welche neu auftauchen werden, ihrer Lösung harren. Möge der Genius Bismarckscher Staatskunst und Staatsgesinnung das deutsche Volk auch weiterhin schirmen und schützen!

Lebenstag eines Menschenfreundes.

Roman

von

Wilhelm Schäfer.

(Schluß.)

92.

Wenn die Deutschen nach Ifferten kommen, meist über Basel und Bern oder auch über Zürich, geschieht es ihnen leicht, daß sie mit ihrer Begeisterung für Heinrich Pestalozzi an diesen Orten als närrische Wallfahrer aufgenommen werden, weil man da eine andere Ansicht von dem unruhigen Projektenmacher hat, sodaß sie kleinlaut in das viertürmige Schloß eintreten und dann nicht selten durch die unordentliche Erscheinung ihres Propheten abgeschreckt werden, als ob die achselzuckende Mißachtung des Mannes in seiner Heimat am Ende doch das Klügere sei. Sie haben erwartet — weil sie als Deutsche blindlings ans Gute glauben — daß sein Vaterland wie eine stolze Familie zu ihm stände, und finden ihn eher als verlorenen Sohn darin, zu dem sich nur wenige Tapferen ohne Vorbehalt bekennen. Je höher der Lichtschein seines Ruhmes draußen steigt, umso ängstlicher wird die Vorsicht, als Schweizer für seinesgleichen gehalten zu werden, als ob etwa die gesicherte Kultur Helvetiens noch seiner seltsamen Bildungsversuche bedürfe.

In Basel und Zürich sind es die Humanisten, die seine Abc-Künste bespötteln, und in Bern die Aristokraten, die seine Anstalt als staats- und kirchengefährlich hassen, besonders seitdem er in dem abtrünnigen Waadtland haust. Und gerade während der Zeit, da in Preußen Humboldt, Stein und Fichte seine Grundmittel der Menschenbildung mit heiliger Überzeugung ergreifen, muß Heinrich Pestalozzi sich in der Heimat gegen böswillige Angriffe wehren. Um ihrer mit einem Mal Herr zu werden, stellt er der schweizerischen Tagsatzung in Freiburg das Ansinnen, seine Anstalt von Landeswegen zu prüfen, ob die Methode nicht auch in der Schweiz, wie in Preußen zum Vorteil des Vaterlandes allgemein eingeführt werden könne! Auch hat der Eifer Niederers vermocht, daß eine schweizerische Gesellschaft der Erziehung gegründet wird, die wie vormals die helvetische Gesellschaft in Schinznach so jährlich zum Sommer in Lenzburg tagen soll, und bevor noch die Dreimänner

der Tagsatzung nach Ifferten kommen, hält Heinrich Pestalozzi als Präsident der Gesellschaft eine Rede über seine Idee der Menschenbildung, mit der er noch einmal als ein Demosthenes seines Landes auf den Markt tritt: aber die ihn anhören, sind einige vierzig für seine Sache schon vorher bemühte Leute, nicht die neunzehn Kantonsregierungen des Schweizervolks, das in seinen Blättern manchen Spott lesen kann, ob eine solche Sache wohl berechtigt sei, ernsthafte und gelehrte Leute zu bemühen? Und als die nächste Tagsatzung den Bericht der Dreimänner bekannt gibt, ist es eine hämische Aufzeichnung der Mängel, die sie in der Anstalt gefunden haben, sodaß nun Niederer wieder mit einer Flugschrift auf dem Wall erscheint und den Gegnern der Anstalt mit Heroldsworten den Fehdehandschuh hinwirft.

Bevor aber die Angreifer aus allen Kantonen mit den entrollten Bannern der überkommenen Weltordnung anrücken, das Nest des Aufruhrs in Ifferten auszuheben, bricht es innen auseinander. Einem Dämon der Zwietracht gelingt es, die verhaltene Feindschaft Schmids und Niederers in das innerste Glas ihrer Männlichkeit zu gießen, wo sie zischend auseinander fahren muß. Seit einiger Zeit ist eine Lehrerin, namens Luise Segesser, in der Anstalt, ein schönes und herzlich verankertes Mädchen aus Luzern, um das sich beide mit der Leidenschaft ihrer fanatischen Seelen bemühen. Schmid, der gegen den rotköpfigen und schwächlichen Niederer ein starkes Mannsbild von unverkennbarem Tirolertum ist, glaubt sich schon als Katholik im Vorteil gegen den pfarrerlichen Protestanten, da die Segesser selber aus einem katholischen Hause kommt. Sie würde es bei ihrer Familie mit ihm ebenso leicht haben wie mit Niederer schwer, aber nach dem Instinkt solcher Frauen wählt sie das Schwere. Schmid ist immer noch erst ein Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, ihm werden durch ihre Wahl stolze Bäume aus der Wurzel gerissen; er war bis auf diese Zeit der Liebling des Meisters und die sichtbare Stütze der Anstalt, selbst der hämische Bericht der Dreimänner hat seine Leistungen ausnehmen müssen: jetzt ist ihm alles unwert, weil ein Mädchen sich gegen ihn entschieden hat. Es fängt an, in seiner Galle zu wühlen, und nun ist es nicht mehr seine Feindschaft mit Niederer allein, nun hat ihn der Geist der Anstalt verraten, wo jeder — so scheint es ihm — vom kleinsten Zögling bis zum ältesten Lehrer das tut, was seiner Neigung bequem ist, und wo Heinrich Pestalozzi nur als Strohpuppe gehalten wird, mit der sie abwechselnd ihr Ränkespiel treiben: Er vermag nicht mehr, in der Gemeinschaft zu bleiben, deren fester Stundenschlag er mehr als jeder andere gewesen ist; eines Tages steht er tief vergrollt vor dem Meister und sagt ihm, daß er für immer fortgehen müsse!

Es ist ein Frühlingsabend, und Heinrich Pestalozzi, dem das Alter den Rücken müde gemacht hat, liegt nach seiner Gewohnheit in den Kleidern auf dem Bett und diktiert, als er zu ihm tritt. Er kennt den Herzenslauf des Jünglings seit langem, und die Schadenfreude hat ihm zugetragen, an welches

Ende es nun damit gekommen ist: Du nimmst meinem Dach den Firstbalken weg, sagt er zu ihm, als sie allein sind: und es ist kein anderer da, der ihn mir wieder aufrichtet; aber wenn dir alles im Blut verleidet ist, will ich dich nicht mit dem Wasser meiner Worte halten! Er greift nach seinen Händen, und einen Augenblick ist es, als ob der andere ihm seinen Kopf an die Brust werfen und in Tränen aufgehen möchte; aber der Trotz hält ihn erschlossen gegen solche Weichheit, daß er die Hände zurücknimmt und bald mit hohen Schultern das Gemach verläßt.

Der Wind hat die Tür hinter ihm wieder aufgedrückt, daß sie leidmütig in den Angeln knarrt. Heinrich Pestalozzi ruft nach Anna; sie scheint nach ihrer Gewohnheit hinuntergegangen zu sein in den Garten, wo die Vögel das junge Laub anschreien, daß ihm ein einziges Geschrill davon durchs offene Fenster kommt. Um nicht allein zu sein mit der Entscheidung, die unsichtbar in der Kammer auf ihn wartet, tappt er hinunter, sie zu suchen. Es ist die Stunde, da die Knaben unten am See unter den Bäumen spielen, und darum eine Stille auf den Gängen und Treppen, die ihn fast ängstlich macht. Bin ich auf einmal allein in der Welt, denkt er; als er aufatmend unten Schritte hört und über die Galerie gebeugt Muralt mit einem Brief in der Hand quer durch den Hof zur Treppe gehen sieht. Den schickt mir der Himmel, hofft er und wartet still, während der andere auf seine schlanke Art heraufkommt; aber als er ihm seine Sache klagen und ihm sagen will, daß er der einzige sei, Schmid umzustimmen, wehrt Muralt gleich schmerzlich ab und reicht ihm seinen Brief. Es ist seine Berufung nach Petersburg, die schon seit Monaten schwebt: So wollt ihr mich alle verlassen, wie die Ratten das sinkende Schiff, schreit er im Zorn und will ihm das Papier an die Brust werfen. Aber es fliegt übers Geländer und tanzt im Zickzack in den Hof nieder, wo es wie eine Anklage liegen bleibt, bis Muralt nach einer Pause hinuntergeht und es aufhebt. Er kommt nicht zurück, schreitet mit gesenktem Gesicht aus dem Hof hinaus, sodaß Heinrich Pestalozzi wieder allein in dem leeren Gemäuer bleibt: ein Bettler im eigenen Haus, wie er bitter vor sich hindenkt, bevor er zurück in seine Kammer geht, wo die Vögel noch immer das junge Laub anschreien. Aber die Sonne ist fort, und aus den Ecken wachsen die grauen Gespinste, den letzten Tag zu verzehren.

93.

Meine Anstalt ist ein Uhrwerk, klagt Heinrich Pestalozzi, als Schmid und Muralt nicht mehr in Ifferten sind, davon mir irgendwer den Stundenzeiger und das Schlagwerk fortgenommen hat: nun schnurren die Räder weiter, und der Minutenzeiger läuft unaufhörlich im Kreis herum, aber niemand weiß die Stunde! Um so eifriger ist Niederer; er hat nun endlich freie Hand, die Gewichte nach seiner Neigung aufzuziehen, und macht aus

der Stunde siebzig Minuten, die Anstalt und die Methode vor den Angreifern zu retten.

Bisher haben die Gegner ihren Zorn nur in den Kantonsblättern auslassen können; der Aristokratenprofessor von Haller in Bern macht ihnen endlich im Ausland auf eine Weise Luft, die auch die Anspruchsvolleren befriedigt. Unter dem schützenden Mantel der Gelehrsamkeit — darin seit je die Bosheit ihren geliebten Schlupf hat — tritt er in den Göttinger Gelehrten Anzeigen auf, um dem harmlosen Deutschland die Augen über die gefährliche Revolutionsschule in Ifferten zu öffnen. Da kann der Haß gegen den Unruhestifter einmal dick ausfließen, und fleißige Schaufelräder bemühen sich allerorten, ihn ins Land zu leiten. Niederer, für den nun endlich die Methode aus dem Staub der Schulklassen in das Feuer der geistigen Prüfung kommt, schlägt mit dem Schwert seines Eifergeistes in den Brei, bis er selber in einem Berg von Schaum dasteht. Aber schon meldet sich von Zürich der Humanismus, der seit Agis Zeiten noch eine Abrechnung mit dem vorlauten Patrioten aus der Gerwe hat: in der viel gelesenen Zürcher Freitagszeitung stellt der Chorherr Bremi drei Dutzend Zeitungsfragen, die sich mit gewandter Bosheit gegen den rasselnden Niederer richten, aber Heinrich Pestalozzi dem gebildeten Geschmack preisgeben. Er will nun selber antworten, aber weder die Zeitung in Zürich noch die in Bern nimmt seine Einsendungen auf, sodaß doch wieder Niederer das Wort nimmt, diesmal in einem zweibändigen Werk, das den Streit in den Tiefen der Dialektik entscheidet.

Die Aufregungen dieser papierenen Kämpfe machen aus dem Zähringer Schloß in Ifferten mehr eine belagerte Festung als eine Schule. Manchmal genug muß Heinrich Pestalozzi an seine Kattunfabrik und die Zurzacher Messe denken, wenn er zusieht, wie sich bei Niederer die Pläne jagen, wie im Handumdrehen ein Verlagsgeschäft, eine Buchdruckerei und eine Buchhandlung im Schloß eingerichtet werden, um besser für diese Händel gerüstet zu sein; doch liegt er nun fast immer an seinem Rückgrat in Schmerzen auf dem Bett und läßt es geschehen, daß ihm der Zielpunkt seines Lebens täglich mehr auf die Seite geschoben wird, als ob er um solcher Klopffechterkünste willen gelebt hätte.

Darüber kommt er durch einen törichten Unfall auch noch fast ans Sterben: als er eines Tages mit einer Stricknadel im Ohr bohrt, aber nicht recht aus dem Gehänge seiner Gedanken aufwacht, läuft er unversehens damit gegen den Kachelofen, so unglücklich, daß ihm die Nadel durch das innere Ohr in den Kopf hinein sticht. Trotzdem es ihm wehtut, scherzt er selber noch über sein täppisches Ungeschick, bis die Schmerzen nach einigen Tagen heftiger werden, Fieber dazu kommt und ihm wie den andern die Gefährlichkeit ankündigt. Krüsi begleitet ihn nach Lausanne, aber da lassen ihn die Ärzte nicht mehr fort, weil nun schon das Fieber mit den Schmerzen um sein Bewußtsein kämpft und der Tod an seine Bettstelle tritt. Vier Monate

seines Lebens kostet ihn die falsche Anwendung dieser Stricknadel, und manche Woche irrt sein Geist in Delirien hin, darin die Kämpfe dieser Zeit in den Spuk früher Kinderträume tauchen, wo die Feinde mit greulichen Gesichtern und langen Messern heran schleichen. Namentlich ein plumpes Tier peinigt ihn lange, das dicht über seinen Augen schwebt und ihn erdrücken wird, wenn es sich niederläßt. Als seine Sinne heller werden, weil die Sonne durchs Fenster scheint und mütterliche Hände um seine Wiege sind, ist es der bunte Papiervogel, von dem er geschrieben hat, daß ihn die Appenzeller Mütter ihren Kindern über das erste Bett hängten, damit der suchende Blick daran den ersten Anhalt aus dem Unbewußten in die Menschenwelt fände. Endlich an einem Nachmittag erwacht er wieder in seine Greisenwelt, Anna Schultheß lächelt ihn an mit ihrem Faltengesicht, und der Vogel ist fort: aber die Erinnerung bleibt in ihm, wie wenn er aus dem Paradies gewesen wäre. Und noch einmal wird Heinrich Pestalozzi überwältigt von dem tiefen Sinn dieses Volksgebrauches: Mir löscht das Bewußtsein meiner alten Tage den Traum bald wieder aus, denkt er und liegt noch immer wie ein Kind in der Wiege lächelnd mit gefalteten Händen da; aber das Kind, das sich die Welt mit seinen Sinnen erst aufbauen soll, sieht am Eingang den paradiesischen Vogel, und es wird immer diesen Kern von Wohllaut in dem Weltgebäude seiner Anschauung fühlen.

Mitten in diese Gedanken muß er so herzhaft lachen, daß sich Anna erschrocken — das Fieber möchte wiederkommen — zu ihm hinunterbeugt. Es dauert lange, bis er mit den schwerfälligen Worten dem blitzschnellen Lauf seiner Gedanken nachkommen kann: Er hat von dem Papiervogel aus an das Bergwerk gedacht, darin die Erfahrungen der Sinne im Lauf einer Jugend die Seele vergraben, und an die unendliche Geduld seiner Methode, die Ordnung einer wirklichen Weltanschauung dahinein zu bringen; auf einmal ist aber noch Niederer dagewesen mit dem Papierberg seiner Wissenschaft: Weißt du noch, kichert er und malt ihr mit dem Finger einen Vogel auf die Hand, wie mich der Henning aus Preußen neulich nach der Stelle in meiner Lenzburger Rede fragte, aus der Niederer ein gedrucktes Buch gemacht hat? Es wäre mir auch zu tiefsinnig, was ich da gedacht hätte, sagte ich: er müsse Niederer fragen!

Als aber Anna schon wieder in Iffertten ist und er noch immer geschwächt von seiner Krankheit daliegt, bleibt der Weg von dem Appenzeller Vogel bis zur Wortposaune der Lenzburger Rede der Strich, an dem er den Gang seiner Idee auf der Bettdecke abtasten kann: Es geht schon arg über den Rand damit, sagt er kopfschüttelnd, und macht sich fast ein Spiel daraus, wie alles andre danach, der Professor Haller in den Gelehrten Anzeigen und der Chorherr Bremi mit den drei Dutzend Zeitungsfragen samt den Niedererschen Antwortschriften auf den Boden purzelt, wo sie das Turnier in ihrer eigenen Welt, nicht in der seinen abmachen.

Endlich, nach faſt vier Monaten, kann ihn Anna im Wagen wieder holen; er möchte — wie er wehmütig ſcherzt — den Umweg über Ifferten garnicht mehr machen, da es über Burgdorf näher nach dem Birrfeld wäre. Und bei Coſſonay muß ihn der Kutſcher ein Stück gegen den Berg hinauf fahren, damit er ihr die Stelle ſeiner Rettung unter den Pferden zeigen kann. Es iſt ſeit Januar Anfang Mai geworden, und die ſonnige Luft hat ihn heiter gemacht; aber wie ſie nachher durch das Sumpftal der Orbe hinunter fahren, fängt er bitterlich an zu weinen. Er hat an das Glück der Ruhe damals gedacht, und wie anders dies jetzt iſt, in das er hinein fährt: Wo iſt mein Jungbrunnen geblieben? klagt er unaufhörlich, ſodaß Anna, die nicht an den Boden ſeiner Trauer gelangen kann, ſchon bitter wird, daß die Nadel ſeinem Kopf doch geſchadet habe.

94.

In den ſelben Maitagen, da Heinrich Peſtalozzi ſo weichen Herzens von der überſtandenen Krankheit nach Ifferten zurück fährt, reiſt Bonaparte ſeinem Heer nach, den Feldzug gegen Rußland zu wagen. Noch einmal verſammelt er in Dresden die deutſchen Könige und Fürſten als ſeine Vaſallen um ſich, bevor er dem Winter in den ruſſiſchen Steppen entgegen zieht. Das Gepränge ſeines Ausmarſches, den auch Tauſende von Schweizerſöhnen mitmarſchieren, iſt kaum in die Einöde verklungen, und eben legt der erſte Winterſchnee dem Jurarücken ſeine Schutzdecke auf, als der Brand von Moskau ſein blutiges Nordlicht leuchten läßt. Noch ſind es wenige, die den Schein zu deuten wagen; aber bald fliegen die Gerüchte an den Landſtraßen hin, daß der Weltherrſcher in einem Schlitten allein durch Deutſchland zurück geflohen ſei, indeſſen die Leichenſaat der großen Armee in Rußland geblieben wäre. Während ſich eine dumpfe Erwartung über die Menſchen legt, fängt bei den preußiſchen Lehrern, die noch in Ifferten ſind, die Unruhe an zu brennen; kaum fallen die erſten Eiszapfen von den Dachrändern, als ſie ihrem Vaterland zufliegen.

Wenn der Krieg auch fürs erſte der Schweiz fern bleibt, bekommt ihn die Anſtalt doch zu ſpüren; ſchon mit den preußiſchen Lehrern ſind Zöglinge heimgereiſt, und auch ſonſt holen beſorgte Eltern ihre Kinder. Mit dem Frühjahr ſchmelzen die Einnahmen bedenklich hin, während die Ausgaben, von den Niedererſchen Ideen gedüngt, üppig ins Kraut ſchießen. Es geht ſchon wieder wie mit der Fabrik im Neuhof, Heinrich Peſtalozzi in ſeiner Bedrängnis ſtopft die kleinen Löcher aus einem großen, und noch einmal muß Anna Schultheß aus ihrem Ererbten ſechstauſend Franken hergeben, den Bankrott abzuwehren. Sie iſt fünfundſiebzigjährig, als ſie den Pakt unterzeichnet, und ihr Enkel ſteht ſchon als Jüngling dabei; ihm den Reſt des Vermögens zu ſichern, wird ein Vertrag gemacht, der ſie nun ſelber auch auf den Altenteil

setzt, sodaß sie beide nichts mehr besitzen, als daß sie — wie die Lehrer auch — ihre Unterkunft in der Anstalt haben: Jetzt kann ich nicht mehr das Senkblei deiner Stürme sein, sagt sie zu ihm, jetzt bin ich leicht wie du!

Während er so das Schneckenhaus seiner Gründung mühsam weiterschleppt, ist die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen, und wie Bonaparte früher die Völkerscharen Europas gegen seine Feinde geführt hat, so drängen sie nun gegen ihn. Ehe die Schweiz sich dessen versieht, steht die Hauptarmee der Verbündeten in Basel, bereit, nach Frankreich einzudringen; die Tagsatzung beschließt eine vorsichtige Neutralität, aber nun gibt es zwischen Für und Wider keine Möglichkeit mehr, und hundertdreißigtausend Österreicher rücken ungefragt ins Schweizerland, den Heerweg zwischen Jura und den Alpen nach Genf zu nehmen. Iffertenliegt mitten in der Bahn, und als schon Tausende durchgerückt sind, reitet eines Tages ein Offizier mit dem Befehl in die Stadt, das Schloß für ein Lazarett zu räumen! Kommt mir alles wieder? denkt Heinrich Pestalozzi; aber nun ist er nicht mehr der hilflose Waisenvater in Stans, und als die Stadt zwei Abgeordnete nach Basel ins Hauptquartier schickt, das Übel noch abzuwenden, schließt er sich trotz seiner neunundsechzig Jahre den beiden an.

Die modischen Stadtherren sind nicht erfreut, als ihnen der ungekämmte Sonderling auch noch in den Wagen gepackt wird, und wo sie Rast machen unterwegs, verleugnen sie ihn vorsichtig, um nicht für seinesgleichen zu gelten. Aber als sie nach Basel kommen, wo es von Federbüschen und goldbestickten Uniformen wimmelt und auf den Straßen die Karossen der Fürstlichkeiten drängen, sind die Türen der Heeresämter nicht so offen wie unterwegs die Gasthöfe; der Weltkrieg hat keine Zeit für die Wünsche kleiner Landstädte, und selbst die Abgeordneten der Tagsatzung zucken mit den Achseln; sie müßten ungehört abfahren, wenn ihnen der Greis nicht die Türen und Ohren aufmachte. Wie sie sich wieder nach ihm umsehen, ist er eine vielbegehrte Berühmtheit, und schon am dritten Tag dürfen sie ihm zur Audienz beim russischen Kaiser folgen.

Der empfängt den runzeligen Alten inmitten seiner Würdenträger wie einen Zauberer, und schon sein erstes Wort entledigt die Stadtherren von Iffertenaller Sorgen. Nur wurmt es sie, daß Heinrich Pestalozzi sich nicht sogleich — wie es schicklich wäre — mit ehrfürchtigem Dank zurückzieht, sondern den Herrscher aller Russen wie ihresgleichen ins Gespräch nimmt; obwohl sie nicht hören, was er ihm alles sagt, weil der Kaiser schrittweise vor seiner Lebhaftigkeit zurückweicht, zittern sie um seiner Zudringlichkeit willen, und als er ihn nach einer Viertelstunde bis an die gegenseitige Tür gedrängt hat und immer noch nicht nachgibt, sogar die Hand hebt, um den Kaiser nach seiner Gewohnheit am Knopf zu fassen, möchten sie ihn an den Beinen hinausziehen. Doch scheint der Kaiser anderer Ansicht zu sein; sie wollen es nicht glauben, aber sie sehen es mit ihren Augen, wie er den alten Mann, dem

im Eifer sein Strumpf gerutscht ist, gerührt in die Arme schließt, bevor er sich wieder zu den Staatsgeschäften seines Gefolges wendet.

Bei der Rückfahrt wollen die beiden seinem Alter diensteifrig zu Hilfe sein; aber nun scheint dem Greis die letzte Vernunft zu entfahren: er fragt sie selber aus seinem Traum, ob alles in Ordnung wäre? Heinrich Pestalozzi sind in diesen Basler Tagen andere Dinge wichtig geworden als Ifferten und seine Anstalt. Wohl hat er dem Kaiser der Russen vieles gesagt, wie der Mensch durch einen naturgemäßen Bildungsgang in die Menschheit eingeführt werden müsse; aber er fühlt, es müßten Monate, nicht Stunden der Predigt sein, um seiner Botschaft wirklich die Herzen zu wecken: Es sind nicht die Menschendinge, die den Mächtigen ans Herz gehen, sagt er zu den Stadtherren, die garnicht merken, daß er mit sich selber spricht, es gilt nicht die Menschheit und nicht einmal ihr Volk, es ist nur ihre Macht. Aber diese Macht allein kann nichts als Heere unterhalten und Länder mit Krieg überziehen; wenn danach der Friede kommt, ist sie wie eine Schelle ohne Klöppel. Ich wüßte einem, der mir folgte, eine Macht in Europa zu gründen, die mächtiger als Bonaparte wäre; und ich sage euch, wer es am ersten mit mir hält, dem wird die Herrschaft in Europa zufallen!

Er hat die beiden Stadtherren aus Ifferten nun wirklich an den Rockknöpfen gepackt, und obwohl sein Menschengeist kühner als jemals auf Abenteuer in die Zukunft reitet, murmelt er nur Worte, die sie nicht verstehen. So sind sie froh, als er endlich schweigt und sie losläßt; denn so betroffen sie noch immer über die Geltung dieses unscheinbaren Greises sind, ihn in die Arme zu schließen vermöchten sie nicht, trotzdem es ihnen ein Kaiser vormachte.

95.

So zufällig der Anlaß dieser Reise nach Basel für Heinrich Pestalozzi gewesen ist, so bedeutend wird ihre Folge. Er fährt den Stadtherren zuliebe über Bern zurück, wo sie einen Tag lang bleiben wollen, noch ohne Ahnung, daß dies gefährlich sein könnte. Schon zwei Tage vor Weihnachten haben die Berner die napoleonische Verfassung von 1803 abgeschafft und sich wieder nach der ehrwürdigen Ordnung der Väter eingerichtet, die ihnen von neuem die Zwingherrschaft über den Aargau und das Waadtland geben soll. Sie wissen, daß sie beim Fürsten Metternich für solche Gelüste Rückhalt finden und haben schon den österreichischen Oberst Bubna beauftragt, im Durchrücken die verhaßte liberale Regierung in Lausanne einzustecken. So ist jeder Waadtländer in Bern wieder ein Empörer wie zu Davels Zeiten, und als Heinrich Pestalozzi sich in der Frühe nach seinen Ratsherren umsieht, sind sie noch am Abend eilig wieder abgefahren.

Es wird zwar noch nicht mit Musketen geschossen, und er kommt ungefährdet aus den finsteren Trutzgassen der alten Bärenstadt wieder hinaus;

aber seine Schweizer Gedanken haben eine böse Erschütterung erfahren. Nun erst sieht er, was dieser Siegesmarsch der Verbündeten bedeutet: er soll der europäischen Welt die letzten zwanzig Jahre wie ein Geschwür ausschneiden, und dies begreift er sofort, daß seine Menschenbildung mit zu dem Geschwür gehört. Zwar wird er auf den Schutz des russischen Kaisers und der preußischen Regierung rechnen können, aber sein Werk wird in einer so kurierten Welt keine Lebensluft mehr haben. Er ist nun selber die Schelle ohne Klöppel, und so lustig er über die vorsichtigen Ratsherren gespottet hat: nun kommt er wie sie mit einem Gefühl der Gefahr in Ifferten an. Die ersten Zöglinge, denen er vor dem Ort begegnet — es sind die Zwillinge eines Pfarrers aus dem Traverser Tal — holt er zu sich in den Wagen und hält sie fest, als ob schon die Landreiter kämen.

Er findet Anna und die geborene Fröhlich in einer Aufregung, die der seinen gewachsen ist: Niederer, den jedermann noch im Verhältnis mit der Segesser glaubte, hat sich mit der Rosette Kasthofer verlobt, der er im vergangenen November das Töchterhaus als Eigentum abgetreten hat, was den Frauen gleich nicht recht gewesen ist. Auch ihm kommt die Nachricht unerwartet, aber länger als eine Minute vermag er nichts Ärgerliches daran zu finden: Wir müssen nun alle zusammen halten, sagt er aus seiner Welt, und erst als Anna, die schon Wunderdinge aus Basel gehört hat, ihn verdutzt fragt, ob es vielleicht doch anders gewesen sei, als das Freudengespräch durch Ifferten gehe: berichtet er von seiner Audienz, darüber sie für diesen Abend doch noch miteinander fröhlich sind.

Am andern Morgen aber ist der Spuk wieder da und böser, als er ihn von Bern mitbrachte. So muß Noah zumute gewesen sein, denkt er, als er die Arche baute: und meine vier dicken Türme können nicht schwimmen, auch ist es gar die Zwingburg des Zähringers selber, darin ich sitze! Ich muß mein Testament schreiben, sagt er zu Anna, aber sie merkt bald, daß es nicht ihrem Enkel Gottlieb gilt: „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes" steht oben darüber, und wenn er jemals Worte für seine innere Beredtsamkeit fand, so gelingt es ihm diesmal. Er hat in Bern und schon in Basel sagen hören, daß es die alte Kultur herzustellen gelte: aber nun leuchtet er die gerühmte Zeit der Väter mit dem Lichtschein der Menschlichkeit ab und zeigt, daß ihre hitzigen Preiser nur den äußeren Glanz des gesellschaftlichen Lebens meinen. Kultur aber ist nur da — dies setzt er scharf ins Licht — wo das Gewissen des einzelnen sich zur sittlichen Persönlichkeit durchfindet und aus der Gesellschaft eine Gemeinschaft solcher Persönlichkeiten wird. Darum kann Kultur nicht durch eine Veränderung der äußeren Zustände herbeigeführt werden, ihr Boden ist allein der Mensch: Laßt uns Menschen werden, damit wir Bürger, damit wir Staaten werden können!

Es schwinden ihm Wochen und Monate über dieser Schrift, und die

Täglichkeit, so peinlich und verworren sie ihn bedrängt, wird eine ferne Unwirklichkeit. Mancherlei Freunde wollen der bankrotten Anstalt mit Neuerungen in der Verwaltung aufhelfen, und Anna kommt von einer Reise nach Zürich nicht zurück, weil sie der Besserung nicht im Wege stehen will, Niederer heiratet die Kasthofer und geht für Monate mit ihr auf die Hochzeitsreise: es wird abgerüstet, das ist das einzige, was er davon wahrnimmt, und das treibt ihn wieder in die Gedanken seiner Schrift zurück. Es geht an den Grund seiner ganzen Lebensarbeit, es geht an die Wurzeln der europäischen Menschheit, da ist das zufällige Schicksal seiner Anstalt nicht mehr als die verspritzte Welle eines rauschenden Stromes. Als die siegreichen Mächte auf dem Wiener Kongreß das Schicksal Europas bestimmen wollen, ist der Freiherr von Stein der erste, dem er die Schrift übersendet; ganz ahnungslos, daß die Triebfeder der deutschen Befreiung schon wieder ausgeschaltet ist, weil es nur noch die gierige Verteilung der Länderbeute gilt.

Es ist zum letzten Mal, daß der Menschengeist in Heinrich Pestalozzi auf ein europäisches Abenteuer reitet; seine Seele sitzt unterdessen in den Nöten seiner Anstalt zu Ifferten und wartet, wer ihr daraus zum Frieden hilft. Die Reise nach Basel hat nicht das benachbarte Grandson von den Lazaretten freihalten können; von dort aus verbreitet sich das Nervenfieber der österreichischen Soldaten doch nach Ifferten, und als der Herbstwind die gelben Blätter auf den Weg zu treiben beginnt, trifft es die geborene Fröhlich. Im siebenundvierzigsten Jahr ihres schaffnerischen Lebens legt ihr der Tod die Hände ineinander, die seit dreizehn Jahren das Hauswesen der Anstalt gehalten haben. Als sie den Sarg hinaus bringen, trägt Heinrich Pestalozzi keine Hoffnung mehr hinterher: Anna ist von Zürich auf den Neuhof gegangen; er möchte vom Kirchhof zu ihr laufen, statt in das verwahrloste Schloß zurück zu gehen, wo fremde Hände sein Geld und seine Werte ausgeben.

In dieser Zeit nimmt Niederer sein Herz in die Hand; er hat schon auf der Hochzeitsreise seinen Gegner Schmid in Bregenz besucht, den alten Groll auszulöschen; nun setzt er viele Briefe daran, dem Trotzigen die Rückkehr abzubitten, weil er allein mit seiner realen Kraft, mit dem Ruf seiner Lehr- und Regierfähigkeit die Anstalt retten könne. Und während die eifersüchtig streitenden Mächte auf dem Wiener Kongreß wie eine gestörte Spatzenschar auffliegen, weil Bonaparte noch einmal das Glück der Weltgeschichte versucht, kommen kurz nacheinander zwei Wagen nach Ifferten gefahren, die Heinrich Pestalozzi seine siebenundsiebzigjährige Frau Anna mit der hart und grau gewordenen Lisabeth und den Tiroler Schmid wiederbringen. Beide werden auch von den andern jubelnd begrüßt, und Pfingsten ist noch nicht im Land, da zeigen Stundenzeiger und Uhrwerk wieder den festen Gang des Uhrwerks an. Als ob sie einem Zauberer gehorchten, kommen neue Zöglinge hinzu; das Geld regnet nicht noch einmal zum Dach herein, aber es fliegt auch nicht mehr hinaus, weil eiserne Sorgfalt es behütet.

Heinrich Pestalozzi hat nicht gedacht, noch einmal sorgenlos unter den hohen Seebäumen spazieren zu können; aber so sehr er die Erlösung aus den täglichen Nöten fühlt, die Landschaft ist taub für ihn geworden, und es kann ihm begegnen, wenn er Anna zuliebe vor dem Gelärm der Zöglinge beiseite geht, daß er sich selber erleichtert fühlt, das Gewühl ihrer Stimmen nicht mehr zu hören: er hat Sehnsucht nach der harten Stille des Birrfeldes, die Anstalt ist ihm verleidet, und er möchte sein Waisenhaus haben. Mit all seinem Ruhm — sogar den Wladimirorden hat ihm der russische Kaiser gesandt — mit dem fremden Zulauf in seine Anstalt kommt er sich vor wie ein Wagen, der mit den Achsen nach oben auf der Wiese steht und mit den schnurrenden Rädern ein Spielzeug der Kinder ist: Solange ich nicht mit einem Armenkinderhaus gezeigt habe, wie der Armut aus sich selber geholfen werden kann, hat die Methode nur der Schule, nicht dem Leben gedient, und mein Werk ist nur halb getan! sagt er zu Schmid. Aber der schüttelt eisern den Kopf: er solle ihm vertrauen, daß er sich eher beide Hände abhacken ließe, als daß er ihn noch einmal in solche Unbill wie hier kommen ließe! Ehe er nicht ohne Verschuldung auf den Neuhof zurück könne, ließe er ihn nicht fort! Er brauche vielleicht nicht länger als ein Jahr, aber das müsse er aushalten!

Wenn Heinrich Pestalozzi über solche Worte bei Anna klagt, obwohl er sich der Liebe darin freut, legt sie wohl seufzend ihr Buch aus der Hand und sieht ihn über die Brille wie ein Meerwunder an, daß er noch mit grauen Haaren solch ein Kind seiner Unrast sei. Sie liest nun ziemlich den ganzen Tag und spricht von den Dingen und Gestalten ihrer Bücher, als ob sie die Wirklichkeit wären. Von ihrer letzten Anwesenheit im Neuhof hat sie das Nibelungenlied mitgebracht, wie es der Stadttrompetersson und Patriot Müller aus der Gerwe zum ersten Mal in Druck gab; daraus ist es gekommen, daß sie Schmid den ingrimmigen aber treuen Hagen von Tronje nennt.

Er mag das grausam heidnische Buch nicht, wie er es nennt, und er schmollt oft in einen Greisenzank, wenn sie schon wieder über Kriemhildens Klage weint; aber es tut ihm wohl wie alter Wein, daß sie so geruhsam am Fenster sitzt und zum wenigsten sein Werk in Ifferten nun als gesichert ansieht. Wenn ihn selber die Unruhe quält, schlüpft er gern für einige Minuten in das Behagen ihres beruhigten Alters ein; er weiß, daß sie einen gepreßten Klatschmohn im Buch liegen hat, den sie im Sommer aus dem Schloßgarten brachte, und das verblaßte Rot davon braucht nur aus den Blättern zu leuchten, so möchte er schnurren wie ein Kater in der Ofenwärme.

So glüht ihnen das Jahr still zu Ende, das unerwartet das letzte ihres Lebens ist. Anfangs Dezember wird sie von heftigen Brustschmerzen überfallen, die sich nach einer fiebrigen Nacht in Schlafsucht lösen. Am dritten Nachmittag wacht sie auf und streicht ihr dünnes Haar zurecht wie ein Mädchen, das sich verschlafen hat: Siegfried hat wie Christus keinen Sohn

gehabt, sagt sie aus ihrem Traum und muß noch lächelnd weinen, weil sie an ihren Jakob denkt. Als sie dann kopfschüttelnd über ihre Verwirrung aufgestanden ist und auf dem Sofa sitzt, hebt sie die beiden Hände vor die Brust und sieht ihn aus einer tiefen Verwunderung an: Wie seltsam ist das, Pestalozzi, in Schlaf zu fallen und wieder zu erwachen! Er hört nicht recht darauf, weil er ihr die Schuhe holen will; auch fällt ihm ein, daß nun bald wieder Weihnachten und Neujahr ist, wo er in der Kapelle sein Haus ansprechen muß, und wie er diesmal eher ein Brot, aus Gottes Korn gebacken, mitbringen könne als einen Sarg! Weil solche Einfälle in ihm ihr eigenwilliges Leben haben, ist er gleich eifrig dabei, Gedanken daran zu schnüren — indessen sie — nicht anders glaubt er — die Hände sinken läßt, noch einmal in ihren Schlaf zu fallen. Aber wie es darüber dunkel in der Stube wird und er die Messinglampe holt, die auch den Weg vom Neuhof hierher gefunden hat, sieht er, daß sie zu dreien im Zimmer gewesen sind, von denen zwei ihm unbemerkt weggingen.

96.

Als Anna Schultheß begraben wird, die für Heinrich Pestalozzi durch achtundvierzig Jahre das Senkblei seiner Stürme gewesen ist, gibt es eine Trauerfeier für Iffertен, als ob wirklich die Schloßherrin gestorben wäre. Eilfertige Liebe hat bei der Regierung in Lausanne bewirkt, daß ihr Sarg im Schloßgarten beigesetzt werden darf, unter zwei alten Nußbäumen, die sie gern hatte; und für Heinrich Pestalozzi ist schon der Platz daneben bereit. Irgendwer heftet ihm den Wladimirorden an den Rock, und auch sonst ist soviel Sorgfalt um die feierliche Stimmung des Tages bemüht, daß er sich als die willenlose Hauptfigur dieser Handlung umher geschoben fühlt und erlöst ist, endlich aus dem Schwall von Glockengeläut und feierlichen Mienen in seine Stube zu können. Er hat noch immer für das Frühjahr heimliche Pläne mit dem Neuhof gehabt, und es sollte eine gemeinsame Heimkehr aus der welschen Fremde sein. Nun hat er keine Heimat mehr; denn Anna liegt hier in der fremden Erde und wartet auf ihn. Obwohl seine ruhelosen Gedanken auf den Wegen der Vergangenheit mit Vorwürfen und Klagen seiner Unbeständigkeit nach ihr suchen, diese Qual steht unbeweglich in ihm: Nun bin ich schiffbrüchig, klagt er, und niemand kann mir wieder von diesem Elend helfen!

So erlebt er seinen siebzigsten Geburtstag einsam und düster, und auch die Zustände in der Anstalt sind nicht mehr so, daß sie ihn aufheitern könnten. Als ob er nur den Tod der Hausmutter abgewartet hätte, ist der Lehrerstreit heftiger als je ausgebrochen; die Kränze liegen noch auf ihrem Grabhügel, da sind die Hände, die sie banden, schon wieder in Feindschaft geballt. Sie haben den Tiroler gerufen, daß er Ordnung in die Verwahrlosung brächte,

nun er Unmenschliches leistet, die Anstalt zu retten, nehmen sie Anstoß an seinen Mitteln: Obwohl nur noch achtundsiebzig Zöglinge da waren, als er kam, lebten zweiundzwanzig Lehrer von den Einnahmen; er kündigt den Entbehrlichen und kürzt das Gehalt der andern, er sorgt für einen Stundenplan, der die Lehrkräfte ausnützt, und sieht unbeugsam darauf, daß er eingehalten wird; er richtet eine Buchführung ein, darin kein Rappen seitwärts geht, und räumt mit den Niedererschen Verlagsgeschäften, der Buchhandlung und Druckerei auf. Auch kann ihm niemand nachsagen, daß er den eigenen Vorteil suche, weil er am ersten Tag seine mühsamen Ersparnisse ohne Schein und Zins in das Loch der Verschuldung hineingeworfen hat. So ist er in Wahrheit der unabänderliche Stundenschlag, der alles bedrängt, was faul, phantastisch und sorglos ist.

Der, den es am ärgsten trifft, ist Niederer; er ist die rechte Hand gewesen und soll nun folgen, wo die linke kommandiert. Mehr als je hält er sich für den Herold der Methode und verachtet den unwissenden Rechenmeister: so wird er die Brandstelle für die Verstimmung der andern. Verbittert durch den Undank, und daß sie ihm mit ihrem Streit diese Zeit entweihen, stellt sich Heinrich Pestalozzi selber vor ihren Groll, Schmidt zu schützen, um zu erfahren, daß sich seit den Tagen Steinbrüchels nichts für ihn geändert hat: kein Lehrer damals hat ihm seine Mängel grausamer vorgehalten, als es nun die eigenen Gehilfen tun, und namentlich Niederer führt eine Sprache, als ob er nur das verunreinigte Gefäß von Ideen wäre, die in seinem Feuer viel reiner und mächtiger brennten. Ach, daß ich einmal gerade und einfach meine Straße gehen könnte, klagt Heinrich Pestalozzi, statt immer auf die Folter meiner Unfähigkeit gespannt zu sein!

Indessen ihn so die eigene Meute verbellt, steht der Tiroler kaltblütig auf dem Anstand; er hat mit seinem Herzen um der Segester willen bezahlt, die der andere damals fortwarf, und läßt sich durch kein Gefühl mehr verwirren. Während Niederer über den geistigen Verfall der Anstalt lamentiert und sich mit einer Flut von Briefen in seinen Haß hineinschreibt, als ob er nach dem Chorherrn Bruni nun den Meister selber als Todfeind der Methode bekämpfen müsse, kehrt er die letzten Reste der Unordnung aus, bis auch für Niederer kein Platz mehr in der Anstalt ist. So sinnlos ihn der Haß gemacht hat, er weiß die Stunde seines Abgangs doch zu wählen, daß die Kränkung Heinrich Pestalozzi ins Herz treffen muß.

Es ist Pfingsten, und die Konfirmanden der Anstalt sollen durch Niederer in die Christengemeinschaft aufgenommen werden; um der besonderen Feierlichkeit willen sind auch viele Einwohner in der Schloßkapelle, als er die Kanzel besteigt. Vorher haben die Zöglinge eine Kantate aufgeführt, und wie draußen im jungen Grün ist in den Herzen drinnen die Stimmung des Festes, das so seltsam dem Geist in der Menschheit gewidmet ist, dem Heiligen Geist, der nach dem apostolischen Glaubensbekenntnis sogar gleich dem Vater und

Sohn als göttlich verehrt wird. Das merkwürdige Mädchenwort seiner sterbenden Frau von Siegfried und Christus ist Heinrich Pestalozzi noch nicht so aufgeblüht wie an diesem Pfingstmorgen, wo es ihm wunderlich an die Schläfen klopft, um wieviel heller und siegfriedhafter die Gestalt Christi in dieser Erscheinung geworden ist als in seinem ganzen Leben von Bethlehem bis Golgatha. Der Geist macht lebendig, sagt er glückselig vor sich hin, indessen der Brustton Niederers mit wahren Wortschauern über die Versammlung regnet. Und merkt erst, daß etwas geschieht, als die Worte, die eben noch so rauschend flossen, gehackt und heiser in die Stille fallen, die sich ihnen erschrocken entgegenstellt. Und auch dann muß er seine verstörte Seele lange an der Schulter rütteln, daß es Wirklichkeit sei, wie Niederer sich auf der Kanzel mit hadernden Worten von ihm lossagt und ihm am Pfingstfest vor der Gemeinde sein Amt hinwirft.

Der Zorn faßt ihn augenblicklich, und er hört seine Löwenstimme durch den Raum schallen, ihm den Frevel zu verweisen, bevor er die Worte bedenken kann. Der rote Niederer bringt danach seine Rede zu Ende und spricht auch das Gebet zum Schluß wie sonst; es ist Heinrich Pestalozzi, als müsse ein Wasser einbrechen und sie alle hinausschwemmen, die statt einer Pfingsterbauung nur die Häßlichkeit dieser Zänkerei in der Seele haben. Er spricht mit keinem, als sie hinausgehen, senkt seine Augen, um nicht einem der Zöglinge ins Gesicht zu sehen, und flüchtet in sein Zimmer wie ein Gerichteter: Es ist mein Haus, in dem das geschah, und es ist mein Werk, das zu diesem Ende zielte!

Andern Tags erhält er von Niederer einen Brief; er zittert, daß eine Abbitte des Frevels darin sei; als er ihn öffnet, ist es eine Aufrechnung seines Stundengeldes. Unter allen Mißlichkeiten seiner Lebenserfahrung ist ihm keine so verhaßt wie die, immer wieder an den Punkt zu kommen, wo die menschlichen Verhältnisse mit Franken und Rappen bezahlt werden. Er fürchtet, daß der Streit hierin noch häßlicher auslaufen möchte, schickt ihm am selben Tag das Geld und zugleich für die geborene Kasthofer eine Generalquittung, daß er auf alle Ansprüche aus dem Mädchenheim verzichte, sich aber bereit erkläre, was sie noch etwa zu fordern habe, als gültig anzunehmen und zu bezahlen. Nur endlich fort in eine reinliche Welt, fleht er, als er die Quittung fortschickt; und das Gefühl, zum wenigsten in Geldsachen durch das Ordnungswerk Schmids nicht mehr unfähig zu sein, gibt dem Abschied eine grimmige Tröstung bei.

Unterdessen hat der Austritt Niederers andere mitgerissen; in den nächsten Tagen kündigen ihm andere Lehrer den Dienst, sodaß er zum guten Teil mit Schmid allein in der Anstalt bleibt, deren Wachstum dadurch in der Wurzel angeschnitten wird. Und als er sich durch diese Kündigung doch wieder in das Elend des Streites zurückgeworfen sieht, den er mit der Quittung aus dem Haus senden wollte, kommt ihm auch das Papier höhnisch

zurück. Niederer und seine Gattin erkennen die Quittung nicht an; sie glauben, selber viel höhere Forderungen an ihn zu haben, deren er sich dadurch mit einer böswilligen Unterstellung entledigen wolle, und melden den Streit beim Friedensrichter an.

Es ist schon dämmerig, als er diese Nachricht erhält in einer Form, die ihn als einen Satan von Bosheit und hinterlistiger Berechnung hinstellt. Und nun erlebt er, wie die äußere Ruhe dieser Tage eine Selbsttäuschung gewesen ist, wie das Erlebnis in der Kirche noch garnicht auf den Grund seiner Seele gekommen war: nun schlägt es den Bodensatz seiner Verbitterung auf, daß er meint, in Verzweiflung und Galle ausfließen zu müssen. Warum lebe ich noch! jammert er und läuft in den Abend, um aus der Welt zu laufen. Die Sonne des Frühsommertages hat nicht alle Helligkeit mitnehmen können hinter die Juraberge; nur unter den hohen Bäumen hat der Abend seine Schatten eingesetzt, über dem See und auf den Wiesen an seinem Ufer liegt das vergessene Licht bis hinauf in den unwirklich hellen Himmel: Es ist der Dämmerungsspuk meines übriggebliebenen Daseins, fühlt er, indem er schwer gegen das aufrauschende Wasser vor seinen Füßen anläuft, es will nicht Nacht werden und ist doch kein Tag mehr!

Als es Mitternacht schlägt, findet er sich in nassen Kleidern unter den Nußbäumen im Schloßgarten wieder. Sie haben ihr einen gemeißelten Stein aufs Grab gesetzt und auch da schon Raum gelassen für seinen Namen. Ach, daß ich darunter läge, weint seine verzweifelte Seele; gleich aber jagt sein Zorn auf, daß es der Boden seiner Feinde sei, darin er liegen soll. Sie haben mir schon lebendig den Grabstein aufgesetzt, schreit etwas in ihm, und als ob alle Feindschaft dieser Tage gegen ihn stände in diesem Stein, springt er ihn an und rüttelt an seiner Unbeweglichkeit und rast mit Wahnsinnskräften, bis er ihn wanken fühlt. Und obgleich Orgelstimmen in ihm aufquellen, ihn zu warnen: er vermag die Raserei nicht aus den Händen zu bringen, bis der Steinklotz sich hintenüberneigt und dumpf ins Erdreich schlägt. Da erst sieht er, daß seine Füße auf dem Grab und den zerstampften Blumen stehen; der Bann weicht von ihm, und mit einem wehen Aufschrei wirft er sich darüber hin.

97.

Noch lange danach, wenn Heinrich Pestalozzi an diese Nacht denkt, fürchtet er, den Verstand von neuem zu verlieren, so fürchterlich ist ihm der Einbruch sinnloser Wut in seine Seele noch in der Erinnerung. Schmid hat ihn andern Tages nach Bulet auf den Jura gebracht, wo ihn der Bergwind und die Stille in eine starke Kur nehmen. Soviel er kann, kommt Schmid abends die drei Wegstunden noch zu ihm herauf; aber er mag nichts mehr von Ifferten hören, fast abergläubisch ist seine Furcht, noch einmal in die

Hölle der Feindschaft hinunter zu müssen. Ich bin wieder auf dem Gurnigelstein, sagt er bitter, die Welt kann mich nicht brauchen!

Aber Schmid hat ein Heilmittel bereit, das ihn aus der Wüste wieder zu den fließenden Brunnen seines Lebens bringt. Schon vor dem schlimmen Pfingstfest ist er nach Stuttgart zu dem Verleger Cotta gefahren, um einer Gesamtausgabe der Schriften willen; er hat auch einen Vertrag zustande gebracht, aber wie günstig dessen Bedingungen sind, zeigt sich nun erst, als die Vorausbestellungen anfangen, einzulaufen. Der Kaiser von Rußland steht mit fünftausend Rubel an der Spitze, und gegen den Herbst kann Heinrich Pestalozzi aus seinem Anteil mit einer Einnahme von fünfzigtausend Fronken rechnen. Das ist ein Erfolg, den er auch in hoffnungsvollen Stunden nicht erträumte; nun kommt er ihm als Segen in die Entmutigung. Also bin ich den Leuten doch nur ein Buchschreiber geblieben, sagt er zuerst noch grollend und will auch nichts mehr von seinen Schriften wissen. Als er sie endlich zur Hand nimmt, in seiner Bergstille zu prüfen, was die Erfahrung daran geändert habe, packt ihn allmählich doch der Eifer, das Veraltete darin neu zu sagen. Damit wird er, sich selber unbemerkt, auf die Heerstraße seines Lebens zurück geführt; er sieht wieder, in wieviel Abenteuer er für die Befreiung der Menschheit geritten ist, und wird Blatt für Blatt aufs neue begeistert für den Sinn seiner Sendung: die Treppe der Bildung in das Haus des Unrechts zu bauen.

Selbst, was die Geißel seines Lebens gewesen ist, die eigene Unbrauchbarkeit, die er — in seiner Krankheit nichtswürdig vollendet — aus dem Seeboden herauf brachte in die Juraluft, hört auf, ihn zu lähmen: Ich sollte nicht anders sein, als ich da bin; Gott hat meine Seele gemacht, nicht ich; er wird wissen, warum sie solch ein unreines, undichtes und verbeultes Gefäß sein mußte! Vielleicht, oder gewiß, daß ich anders dem Menschengeist untauglich gewesen wäre, weil es doch soviel saubere und glatte Kannen gibt, darin nur ihre Selbstgefälligkeit ist. Und darf ich wohl klagen, daß es mir übel ging, wo es meine Begnadung war, um der Menschheit willen aus Schuld und Irrtum zu lernen?

Wenn er in solchen Gedanken von der sonnigen Bergweide hinunter sieht über den See, der von hier oben betrachtet mit seinem Becken tief in die Berge gezwängt ist wie das Tal unterm Gurnigel, kann es ihm geschehen, daß ihn schon wieder ein Lächeln anfliegt, weil er das großmächtige Dach des Zähringer Schlosses klein wie ein Spielzeug sieht: Es waren nicht seine vier dicken Türme, die mich ängstigten — sie sind garnicht dick, ein Finger vor meinen Augen hält sie alle vier zu — es war der babylonische Turm meiner Erziehungsanstalten. Was mir nur ein Mittel sein sollte, meine Methode klar zu machen und mir das Geld für mein Armenkinderhaus zu bringen, das ist mir in Wahrheit über den Kopf gewachsen, so hoch, daß ich vom Himmel nur noch das Viereck über meinem Gemäuer sah. Hätte ich

Waisenvater in Stans bleiben können, wäre meine Welt klar und einfach und übersichtlich für meinen Verstand geblieben. Ich hätte es schwerer gehabt, gleichviel, ich wäre glücklicher gewesen! Und Heinrich Pestalozzi freut sich wie ein Knabe, als er auf der Kuhweide in Bulet ein Wort findet, das ihm alle Qual der letzten Monate in einen bittersüßen Scherz umkehrt: Weil ich es leicht hatte, weil ich es mir zu leicht machte, darum bin ich unglücklich geworden! Und jedesmal — wie ein Sennbub wettend die Hand hinhält — steht hinter dem Wort und dem Gedanken sein Mut schon wieder auf beiden Beinen da: Topp, was gilts? Mein Leben hat noch Raum, glücklich zu werden.

Als er im Herbst von seinem Berg herunter kommt, nußbraun von der Sonne, daß seine Augen wie zwei Porzellanschilder darin stehen — hat ihm Schmid in die Hand versprochen, daß er den Traum seiner Seele, sein Armenkinderhaus, sogleich versuchen darf.

Er findet ein Gebäude dafür in dem benachbarten Clindy; denn nun hat er keine Fluchtgedanken mehr: meine Welt ist überall! sagt er, der sich mit Einnahmen aus seinen Schriften fürstlich genug vorkommt, die Heimat seines Werkes selbst zu wählen. Auch Gottlieb, der Enkel, der von den Frauen einem Gerber in die Lehre gegeben war — damit er einmal fester als sein Großvater im Leben stände — und der ihm zu Neujahr fröhlich wiederkommt, will gern hier bleiben, wo seine Mutter und die Großmutter begraben liegen. Ich habe meinen Jungbrunnen wieder! sagt Heinrich Pestalozzi, und als er in sein dreiundsiebzigstes Jahr tritt, liest er den Seinen zum Geburtstag eine Rede vor, die ihnen und der Welt ein Testament seiner befreiten Stimmung sein soll; sie schreitet Schritt für Schritt noch einmal die Absichten seines Lebens ab, um mit dem letzten in Clindy am Ziel zu sein. Für den Neuhof hat er von Anfang an die Bettelttrommel rühren müssen, und bis ins Alter sind ihm die Geldsorgen auf den Fersen geblieben: jetzt endlich einmal steht er selber als Stifter da, und keine Stunde in seinem Dasein ist er so stolz im Glück gewesen wie nun, da er die fünfzigtausend Franken als ewiges Kapital für seine Anstalt in Clindy stiftet.

Es ist die Höhe seines Lebens, die er nun in der dünnen Luft seines Alters doch noch erreicht. Als ich auszog, war ich einer; jetzt sind es Tausende in der Welt, die meinem Gedanken diese Hülfe bringen! Aus dem Einsiedler im Neuhof ist eine Gemeinde in Europa geworden; mein letztes Werk in Clindy soll dem Menschengeist in Europa eine andere Stunde der Befreiung einläuten als das Jakobinertum der Revolution! In Stans, wo ich meine Schulmeisterschaft begann, sagt man, sei die Heimat von Winkelried, der in der Schlacht bei Sempach dem Vaterland mit seiner Brust eine Gasse durch die Lanzen machte: auch mir hat es die Brust zerstochen, aber nun ich sterben gehe, schallt Sieg um mich, weil ich die Gasse der Menschlichkeit gebrochen habe!

98.

Es sind die Sturmtage mit jagenden Regen- und Hagelschauern, die das schönste Abendrot auftun und die Berge mit den Wolken in eine Herrlichkeit verklären. Aber leicht ist dann noch hinter den Bergen ein Hinterhalt der kalten Winde, die den Nachthimmel doch wieder mit schwarzem Sturmgewölk bedecken, als ob der Aufruhr nun in die hohen Lüfte gekommen wäre, indessen die Nacht sich ruhig in die Täler der Erde legt. So brennt die Abendröte Heinrich Pestalozzis in die letzte Täuschung hinein: er hat die fünfzigtausend Franken aus den Händen gegeben, ehe sie darin waren; erst nach drei Jahren kommt eine Rate von zehntausend Franken an; so kann er die Anstalt auftun, aber nicht halten. Niederer hat den Streit um Mein und Dein zu einem Prozeß gemacht, der dem Vertrauen der Gemeinde die Wurzeln abfrißt. Demütigung und Trotz, Zorn und Verzweiflung, Liebe und Verrat: alles jagen die kalten Winde aus dem Hinterhalt der Berge in den Sturmhimmel der sinkenden Nacht.

Noch sechs lange Jahre ist Heinrich Pestalozzi in Ifferten, und immer entsinken die Zügel seiner zitternden Hand; wohl hält Schmid die Peitsche, die Pferde doch noch in den Stall zu bringen, aber längst schon ist es kein fröhlicher Trab mehr, den sie laufen; sie sind vom Weg gekommen und ihre Beine stapfen im Moor, der die Räder versinken läßt, bis keine Hoffnung mehr ist, den Wagen zu retten: sie müssen abspannen vor der Nacht und mit den Pferden den Heimweg nach dem einsamen Licht suchen, das aus der Ferne leuchtet. Es kommt vom Birrfeld, wohin sein Enkel Gottlieb mit der Schwester Schmids, als seiner jungen Frau, ihnen voraus gegangen ist, den dritten Hausstand seines Geschlechts im Neuhof zu versuchen. Am letzten Februar seines achtzigsten Jahres nimmt Heinrich Pestalozzi Abschied von dem Grabstein unter den Nußbäumen; seine Hände sind nicht mehr stark genug, daran zu rütteln, und in seiner Seele rast kein Zorn mehr: Ich muß heim, Anna, klagt er, du bleibst bei dem Schloß; ich armer Müdling gehe bei den Enkelkindern im Birrfeld eine Zuflucht suchen. Aus Reichtum und Armut kamen unsere Wege zusammen, nun scheidet sich der meine in die Armut zurück; dich lasse ich im Schloß, als dessen Herrin sie dich begruben!

99.

Der Schnee vergeht im Tauwind, und die Wasserrinnen ziehen schwarze Striche hindurch, als Heinrich Pestalozzi nach siebenundfünfzig Jahren zum zweitenmal auf das Birrfeld kommt: Es gibt keinen Punkt auf diesem meilengroßen Kirchhof, sagt er zu Schmid, darauf ich nicht eine Erinnerung als Grabstein stellen könnte! Aber wie sie gegen den Neuhof fahren, steht Lisabeth da, die fast ein halbes Jahrhundert lang seine Schaffnerin gewesen

ist, und hängt Kinderwäsche in den Wind. So bin ich auch noch Urgroßvater geworden! will er sagen, aber der Boden seines Lebens bricht durch, daß Anna und Jakob, sein Enkel Gottlieb mit seiner Frau nichts mehr als die Erinnerung eines fremden Romans in seiner Seele sind. Ich habe mich verspätet, Babeli, ruft er und will aus dem Wagen zu ihr hinspringen; doch sind ihm die Beine steif von der langen Fahrt, und ehe er an die Gartentür kommt, steht Lisabeth vor ihm und nimmt ihn an der Hand: Wir haben erst für morgen auf Euch gerechnet, Herr Pestalozzi, aber die Suppe wird bald gerichtet sein! Er sieht ihr hartes, treues Gesicht und findet das Babeli nicht; als ob er sich verirrt hätte, tritt er in das Haus. Auch als sie ihm den Urenkel darbringen, sieht er das eigene Geschlecht kopfschüttelnd wie ein fremdes an und beugt sein braunes Runzelgesicht über das Kissen, als ob er sich vor ihm entschuldigen müsse: Ich will hier nur den andern Wagen abwarten, sagt er und merkt nicht, daß seine Tränen dem Säugling ins Gesicht tropfen, bis der ein Geschrei anhebt und in die Kammer zurückgebracht wird.

Als danach die letzten Leintücher des Winters aus dem Birrfeld verschwinden und die Quellen wieder klar fließen, geht er viel um den Neuhof herum, die Obstbäume zu suchen, die noch aus seiner Zeit stehn geblieben sind — es ist mancher ein Krüppel geworden, den er noch als schwankes Stämmchen kannte — da drängen sich die Grabsteine seiner Erinnerung am dichtesten, und je nachdem sie lustig oder ärgerlich sind, kann er zornig brummen oder lachen. Wenn ihn die Birrer so sehen, wie er mit dem Halstuchzipfel im Mund seine ewige Unterhaltung hat, sagen sie, er sei kindisch geworden; aber die Alten, die ihn noch kennen, wehren ab: so sei er immer gewesen, im Streit mit den eigenen Gedanken. Daß sie ihn die schwarze Pestilenz nannten, will keiner so recht mehr wissen; alle aber wundern sich, wie er mit seinen achtzig Jahren noch rüstig zu Fuß ist und weder einen Gang nach Brugg oder hinauf nach Brunegg anschlägt, wo die Frau Hünerwadl — ehemals seine Schülerin in Ifferten — ihm noch immer wie eine Tochter anhängt. Wenn es ihm zuviel geworden ist in der Maisonne, fordert er sich ein Ruhebett, ein Stündchen friedlich zu schlafen. So lebt er den ersten Frühling, als ob er allein auf den Tod warte und von der Rastlosigkeit seines langen Lebens nur noch seine schrulligen Gewohnheiten hätte.

Wie dann aber die Maienbluft auch ins Birrfeld ihre weißen Fahnen weht mit Wolken und Blühebäumen und in Schinznach wieder die Helvetische Gesellschaft tagt, in der er vor einundfünfzig Jahren den Vortrag des Landvogts Tscharrner hörte, läßt er sich hinüber fahren und erscheint unter den Jungleuten, die da im Geist ihrer Väter und Großväter tagen. Es lebt keiner mehr aus jenen Tagen, und so steht er erschüttert am selben Ort und in der selben Stube unter den fremden Gesichtern einer neuen Zeit; aber es sind wenige da, die ihn nicht kennen, und diese Wenigen schätzen es als ein Glück, den Greis zu sehen, der wie eine ehrwürdige Gestalt der Vorzeit in ihre

Gegenwart eintritt. Und so erlebt Heinrich Pestalozzi noch einmal, daß es außer den Zürcher Humanisten und den Berner Aristokraten noch andere Schweizer gibt, die ihm innig anhängen; und daß es die besten seines Volkes sind, die sich hier treffen, weiß er aus seinen Tagen. Es wird ein Jubel ohne gleichen, als sie ihn zu ihrem Präsidenten wählen; und wenn er sich wie ein dürres Eichblatt vorkam, als er eintrat, vom Wind in ihr junges Grün geweht: so geht er andern Tags fort in dem Gewühl eines Baumes, der seine Blätter rauschen hört.

Seit diesem Maitag drängen die Säfte noch einmal hoch, die ihm selber in der Vereinsamung und Enttäuschung der letzten Jahre eingetrocknet schienen. Seine Wurzeln haben die Heimat wiedergefunden; aber es ist nicht das Birrfeld, es ist das ganze Schweizerland, das er um sich fühlt, indessen zu Ifferten nur das Gezänk von Lehrern und Zöglingen war. Nun braucht ihn niemand mehr an die noch ausstehenden Bände seiner Gesammelten Werke zu mahnen; eher müssen die Seinen aufpassen, daß er sich nicht zuviel zumute. Sie haben ihm einen Mann gefunden, der sein Diener und Schreiber in einem ist, einen ordentlichen Glarner, namens Steinmann; der hat nun manchmal bis tief in die Nacht zu schreiben, während Heinrich Pestalozzi nach der Gewohnheit seines müden Rückens in den Kleidern auf dem Bett liegt und unermüdlich das Band seiner Gedanken abwickelt. Ehe er es selber gedacht hat, ist er mitten darin, noch einmal die Lehre seiner Menschenbildung darzustellen. Er nennt es seinen Schwanengesang, und der treue Steinmann muß oft genug anhören, wieviel Wehmut und Schelmerei sich in dem Titel mischen; denn als er noch einmal mit dem Eifer seines Alters das Ziel und die Mittel seiner Lehre durchgegangen ist, als ob er behend eine Leiter hinauf liefe, die er sich Sprosse für Sprosse selber mit dem Schnitzmesser machen mußte: kommt er wieder an das Fragezeichen, das ihm seine Lebenserfahrung oben hingesteckt hat: Warum, wenn dies alles so klar und notwendig ist, warum bin ich selber mit meinen Versuchen immer wieder gescheitert und als ein Unbrauchbarer auf den Neuhof zurückgekehrt?

Noch einmal zieht er die Lehre aus seinem Leben, die ihm die harte Juraluft in Bulet gab, daß er ein unreines und verbeultes Gefäß für seine Lehre gewesen sei; und der selbe Bekennerdrang, der ihm den Sarg in die Kapelle stellte, läßt ihn nun nach den Mängeln seiner Natur und ihrer Erziehung suchen. Sich selber unerwartet schreibt er mit achtzig Jahren seine Lebensgeschichte; aber es ist weder Altersgeschwätzigkeit noch Eitelkeit oder Jugendwehmut darin, es wird die Schicksalsgeschichte seiner Fehler und Schwächen. Und er ist tapfer genug, vor Ifferten nicht Halt zu machen; obwohl ihm doch weder Bitterkeit und Zorn einfließen, daß er oft genug an den Bodensatz seiner Verzweiflung kommt, läßt er nicht nach, bis er auch da seine Lehre und ihre Gültigkeit von seiner eigenen Unbrauchbarkeit gereinigt hat.

Der Sommer weht ihm darüber hin wie kaum einer in seinem Leben; es wird Herbst und Winter, ehe er es weiß, und erst, als wieder Frühjahr um ihn ist — es sind ihrer nur einundachtzig, denkt er, man könnte sie in einer Minute zählen, wenn sie neben- statt hintereinander ständen, und nur, weil man immer eins durchs andere sieht, scheint es wie eine Unendlichkeit — kann er die Druckbogen absenden. Es ist unterdessen noch einmal bunt um ihn geworden; seitdem er sich so unvermutet in Schinznach zeigte, wissen viele, daß er wieder im Land ist; und mancher erinnert sich seiner als eines Ideals der eigenen Jugend, das er über den toten Jahren zu Ifferten fast vergessen hat, als ob Heinrich Pestalozzi längst gestorben wäre: nun ist er für den Aargau von den Toten auferstanden, und es vergeht selten ein Tag, der ihm nicht einen Dank zubrächte, ein Stück seines Menschengeistes, das irgendwo zum eigenen Leben kam und sich seines Schöpfers erinnert. Er hat sich noch einmal durch den Groll schreiben müssen: es waren die Reste des alten Mannes in mir, denkt er nun oft mit den Worten Annas; seitdem ich den los bin, ist mir frei und leicht.

So geht er zum andernmal in die Helvetische Gesellschaft, diesmal nach Langental als ihr Präsident; und was im vergangenen Jahr eine Überraschung gewesen ist, fällt nun als Springbrunnen des Segens auf ihn zurück. Er fühlt es und sagt es auch: dies ist der Dank meines Landes! und alle bitteren Jahrzehnte wiegen nun die eine Stunde nicht auf, da er sich im Kreis dieser Männer und Jungmänner als eine Lebensquelle fühlt, die immer noch über den Rand zu fließen vermag. Er kommt beschüttet vom Glück und mit der seligen Wehmut heim, daß es sein letzter Tag in ihrem Kreis gewesen sei, weil er ein Nocheinmal nicht ertrüge.

Im Spätsommer ist er immer noch rüstig genug, mit Schmid — der seit Ifferten ein Unsteter geworden ist und nun nach Paris will, um dort eine französische Ausgabe der gesammelten Werke einzurichten — bis Basel zu reisen; in die Stadt, die ihn — das weiß er — bis auf den Tag verachtet in dem Hochmut ihrer gesicherten Kultur, und die ihm doch zweimal durch einen ihrer Bürger zur Rettung geworden ist. Ich hätte nicht her kommen sollen, klagt er; es stimmt ihn wehmütig, die Gassen und Häuser wieder zu sehen, die einmal lebendig um sein Leben standen und jetzt für ihn gestorben sind. Doch läßt er sich durch Schmid verleiten, im Wagen nach Beuggen hinaus zu fahren, wo Zeller ein Waisenhaus in seinem Sinn führt. Da hat sich die Anstalt seit Tagen gerüstet, den Vater der Waisen zu empfangen, und die Kinder treten ihm mit Gesang entgegen. Er weiß beim ersten Ton: das hätte ich mir nicht antun dürfen, meinem versagten Herzenswunsch das Bild eines fremden Gelingens zu zeigen. Sie wollen ihm einen Kranz überreichen, aber er wehrt ihn ab und wankt vor ihnen in den Saal, wo ein Ehrenpult steht, daß er zu den Kindern spräche. Vorher singen sie noch einmal:

„Der du von dem Himmel bist,
alles Leid und Schmerzen stillest,
den der doppelt elend ist,
doppelt mit Erquickung füllest,
ach! ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
komm, ach komm in meine Brust!"

Hat ihm schon draußen der Gesang an sein tiefstes Leid gerührt, so reißt er ihn nun zu Tränen hin, daß er meint zu ersticken. Die Goetheschen Verse, die ihm schon in Lienhard und Gertrud klangen, wie wenn irgendwo in der Welt eine Quelle der Liebe unerschöpflich quölle, ergreifen ihn nun in ihrer überirdischen Schönheit; er vermag vor den Augen dieser Waisen, die alle mit fragender Neugier an seinem Schmerz hängen, nichts als aus der Tiefe seines Herzens zu schluchzen, wie vielleicht in seiner ersten Jugend, aber nie mehr in seinem bitter gesegneten Leben.

Der Tag hat ihm in seine Heiterkeit einen Schnitt gemacht, der nicht wieder heilt. Obwohl sein Verstand kopfschüttelnd dabei steht, er vermag seiner Seele nicht Halt zu gebieten, die nun ihre Sehnsucht immer nach der gleichen Seite fließen läßt, bis sein Enkel Gottlieb neben dem Neuhof noch den Bau eines Armenkinderhauses beginnt. Er weiß es genau und sagt es sich immer wieder, daß er nicht mehr hineinkommt, daß es aus seinem Leben in die Nachwelt gebaut wird; aber er kann seine Hände nicht davon lassen, und wieder wie damals, als er den Neuhof baute, steht er unter den Bauleuten, ihnen übereifrig Handreichung zu tun, obwohl es nasser Schnee ist, darin seine Füße stehen.

Unterdessen ist sein Schwanengesang erschienen; aus seiner Lebensgeschichte hat ihm der Verleger Jfferten herausgenommen, er hat sich aber nicht abhalten lassen, daraus eine besondere Schrift zu machen, die er „Meine Lebensschicksale" nannte. Lobendes und Tadelndes kommt ihm darüber zu, es ist ihm nicht mehr wichtig, seitdem er in Beuggen war: Ich bin auf dem Altenteil der Seele, sagt er dem Steinmann, der Geist muß sehen, wie er in der Welt allein zurecht kommt! Aber im Spätwinter fällt ihm die Antwort aus Jfferten auf den Tisch; Niederer hat sie gemacht, jedoch nicht die Tapferkeit gehabt, dafür einzustehen, sodaß sie nun ein junger Lehrer an der Mädchenschule mit seinem Namen Biber decken muß. Als Heinrich Pestalozzi die Schrift liest, die ein ziemliches Buch ist, hat er ein Gefühl, als ob er noch immer lebe, aber die Welt um ihn hätte ihren Lauf eingestellt. Vor einem halben Jahr würde er es verwunden haben, sich aus dem eigenen Haus als Lügenvater und als Wahnsinniger beschimpft zu sehen; jetzt nach dem Tag in Beuggen trifft ihn der Dolchstich, daß er hinstürzt.

Mitten aus seiner hartnäckigen Gesundheit haben sie nun im Neuhof einen Kranken zu pflegen, dem das Fieber aus der Seele in den Körper zu

rasen scheint. Schon liegt er von Schmerzen zerrissen auf dem Bett, da will er noch die Antwort schreiben, und er fleht den Arzt an, ihm noch ein paar ärmliche Wochen zu schenken, da er vorher doch so sinnlos lange gelebt habe. Er vermag nicht mehr wie sonst zu diktieren, er muß die Feder selber führen, und es ist grausig für den getreuen Steinmann, daß er ihn vielmals ohne Tinte schreiben sieht: Tupfen, Herr Pestalozzi, tupfen! sagt er ihm immer wieder; aber die gequälte Seele sieht nicht mehr, was sie tut.

Die Schmerzen werden bald so stark — es sind Harnbeschwerden — daß der Arzt ihn nach Brugg haben möchte, um besser nach ihm zu sehen. Noch liegt dicker Schnee, als sie ihn mit Kissen und Decken in einen Schlitten packen. Das ist mein Wagen, diesmal der letzte, sagt er zu seinem Urenkel, den sie ihm aus der Wiege anbringen müssen, daß er den fiebrigen Kopf über ihn neige; auch den andern gibt er mit tapferen Worten die Hand, nur als sie an den halbfertigen Mauern des Armenhauses vorbeifahren, hält er sich die weinenden Augen zu.

Im Gasthaus zum Roten Haus in Brugg wartet die Sorgfalt auf ihn und Steinmann ist da, ihn zu pflegen. Noch eine Woche lang strömt die besorgte Liebe seiner Freunde aus dem Aargau zu, und er ist wach genug, sie zu empfinden; nur der Glarner, der ihn nun besser kennt als irgend einer, sieht durch Tränen, wie er die Hände nicht mehr zu halten vermag, die Hände und die Lippen, als ob er unablässig aus einem niederstürzenden Schutt die Worte ausscharren müsse.

Als es stiller damit wird, weiß der treue Diener zuerst, wer die Ruhe bringt; und während die andern an seiner Heiterkeit wieder auf Genesung zu hoffen wagen und mit ihm sprechen, als ob dies nur ein unpäßlicher Aufenthalt auf einer Poststation sei, geht er in blinder Trauer um seinen erwürgten Herrn beiseite. Bis mit dem Abend die Heiterkeit aus den Augen Heinrich Pestalozzis auch in die Sprache kommt, daß sie hell und frei wird wie bei einem Knaben, und endlich sich ein überirdisches Lächeln um die Greisenlippen legt, dem nur die Augen nicht standhalten, weil sie im Anblick der jenseitigen Welt erstarren und für diese leblos aufgerissen sind: da schließt seine Dienerhand die beiden Fensterläden, die zwischen dieses und jenes Leben von Anbeginn der Menschheit gelegt sind.

Nacht.

100.

Selten sind über das Birrfeld solche Schneemassen niedergegangen wie in der Februarnacht, da der Glarner im Roten Haus zu Brugg Heinrich Pestalozzi die erste Totenwacht hält; und erst am andern Nachmittag ist soviel Bahn gemacht, daß sie ihn mühselig genug mit dem Schlitten nach

dem Neuhof holen können. Da wird er bei Kerzenlicht in seiner Kammer aufgebahrt, wo die stummen Dinge seiner Gewohnheit eine Woche lang auf ihn gewartet haben; als ob er aus tiefem Schlaf erwachen wolle, liegt er im Sarg, und das Lächeln glücklicher Träume scheint sich in den Runzelfalten seines verwelkten Gesichtes zu verstecken. So ist er über Nacht geworden, erklärt Steinmann dem Pfarrer und gibt auch seine Dienerweisheit dazu: Der Körper freut sich, endlich die Seele los zu sein!

Am andern Vormittag begraben sie ihn auf dem verschneiten Dorfkirchhof; der Wind fegt eisig über das Birrfeld, und die Wege zwischen den Dörfern sind wie Maulwurfsgänge durch den meterhohen Schnee gegraben: aber die Schulkinder aus der ganzen Kirchgemeinde kommen, ihm ein Lied ins Grab zu singen, und die Schulmeister tragen den Sarg. Damit sie auf dem Kirchhof stehen können, haben die Bauern dem Küster helfen müssen, einen Hof aus dem Schnee zu schaufeln, und die gefrorenen Erdschollen poltern gleich Steinen auf die Bretter: es ist ein anderes Begräbnis als vor elf Jahren, da sie Anna Schultheß im Schloßgarten zu Ifferten begruben. Das bäuerliche Dasein, aus dem er mit seiner Bitte an Menschenfreunde hervortrat, hat seinen Leib eingefordert, und bevor die Freunde im Land und draußen seinen Tod erfahren, verweht der eisige Wind den einsamen Grabhügel schon mit neuem Schnee. Als ihrer dann einige mit dem Frühjahr kommen, staunen sie, wie das Mißgeschick ihm bis auf den Kirchhof folgte: er ist mit seinem Sarg unter die Traufe des Schulhauses geraten, der Regen, den das Dach von den Dorfkindern abhält, gießt auf seinen Hügel. Statt des Rosenstockes, der darauf steht, möchten sie ihm einen Stein setzen; aber der Enkel im Neuhof zeigt ihnen ein vergilbtes Blatt, darauf er sich selber die Grabschrift schrieb:

„Auf seinem Grab wird eine Rose blühen,
deren Anblick Augen weinen machen wird,
die bei seinen Leiden trocken blieben."

Der Stock trägt weiße Rosen und wird mit den Jahren ein Busch, der im Frühsommer als ein schäumender Ball vor dem kleinen Schulhaus steht. Selten kommt dann ein Fremder, der sich nicht eine Blüte davon mitnähme; und an diesen Wallfahrten zu seinem Rosenstock merken die Birrfelder, daß etwas von Heinrich Pestalozzi lebendig geblieben sein muß.

*

Sein Sterbeteil ist längst vermodert, und die Seele ruht im Zeughaus des Lebens aus von der Ruhelosigkeit ihrer Tage; nur der Menschengeist in Heinrich Pestalozzi, dem sie die schwingende Unruhe war, reitet sein Abenteuer in die Unsterblichkeit. Die Zeiten sind nicht danach, seinen Bannerspruch der Freiheit durch Bildung beliebt zu machen, und das prophezeite Jahrhundert der Menschlichkeit will nicht anbrechen. Europa ist nach dem Traum der Befreiungskriege wieder eingeschlafen, und die deutsche Jugend in den schwarz-

rotgoldenen Burschenschaften wird hinter Gitterstäben von dem Traum kuriert. Überall hat sich der Geist der Väter auf die neu vergoldeten Stühle der alten Herrlichkeit gesetzt, und die Landreiter spähen, daß ihre Hüte auf den Stangen in der schuldigen Ehrfurcht geprüft werden. Darüber flackern die Menschenrechte, denen zuliebe soviel Köpfe abgeschlagen wurden, noch einmal auf in einer Revolution; aber diesmal sind es nur Strohfeuer, die mit dem nassen Sack ausgeschlagen werden. Die deutsche Republik geht aus wie das Hornberger Schießen, und auch der mit dem Umstand streitender Parteien gewählte Reichsverweser wird wieder heimgeschickt: das Reich fällt noch einmal in einen bleiernen Morgenschlaf, und nur über den Ozean leuchtet ein Morgenrot, dem die halbwachen Schläfer in Millionen zutaumeln.

Indessen so von den Luftschlössern der Freiheit nichts übrig bleibt als die Schwärmerei für Ruinen — selbst der neue Napoleon begnügt sich, von Gottes Gnaden auf dem angestammten Kaiserthron zu sitzen — ist aus den Zeiten Steins in Preußen der Eckpfeiler der Volksschule durch alle Schwierigkeiten pietistischer Bedrängnis stehen geblieben. Schon 1830 gibt es in dem kleinen Land achtundzwanzig Seminarien und einen Lehrerstand, in dem der Menschengeist Heinrich Pestalozzis sein Abenteuer in die kleinsten Dörfer reitet. Und während die deutsche Frage für alle Patrioten ein Rattenkönig geworden ist, tut es bei Königgrätz einen scharfen Schlag, der die Schwänze blutig auseinander reißt: Preußen marschiert und ein geflügeltes Wort kommt auf, daß der preußische Schulmeister die Schlacht an der Bistriz gewonnen habe. Dann schmiedet Bismarck das neue Reich aus Blut und Eisen, wie es in den Ruhmesblättern heißt; aber er selber schreibt aus Versailles an seine Frau, daß Deutschland dem gemeinen Soldaten den Erfolg in Frankreich verdanke. Ich wüßte einen, der mir folgte, eine Macht in Europa zu gründen, die mächtiger als Bonaparte wäre; und ich sage euch, wer es am ersten mit mir hält, dem wird die Herrschaft in Europa zufallen! hat Heinrich Pestalozzi zu den Stadtherren von Ifferten gesagt, als sie von der Audienz in Basel zurückfuhren: nun steht das Deutsche Reich mächtig in Europa da aus seiner Lehre.

Aber wenn der Armennarr vom Neuhof, der den Rockknopf des russischen Kaisers nicht zu fassen kriegte, heute seine dritte Reise machte, diesmal fröhlicher nach Berlin als damals nach Paris: er würde das goldblinkende Dach des Reichstagsgebäudes staunend von außen betrachten und in die zweite Volksschule nur aus dem Zweifel gehen, ob nicht die erste ein Blendwerk gewesen sei. Er würde darnach fragen, wo die Wohnungen der Armen wären, und aus dem Prunk der Linden hinaus wandern in die trüben Straßen, wo die Kinder in engen Höfen spielen: Ich will sehen, was die Treppe der Menschenbildung aus dem Haus des Unrechts gemacht hat! und unverdrossen würde er bis in die letzte Dachwohnung steigen. Wohl müßte seine Liebe schaudern vor dem Haß des Klassenkampfes, aber er würde nicht verleugnen,

daß dies eine Frucht seines Menschengeistes sei: wie das niedere Volk die Gerechtigkeit nicht im Mist der Gnade verscharrt haben wolle, sondern — durch Bildung stark gemacht — sein Schicksal selber in die Hand nähme. Er würde vor den Gewerkschaftshäusern und den Konsumanstalten beklommenen Herzens stehen, daß aus der Masse von einzelnen Schwachen soviel Stärke im Ganzen möglich wäre, aber er ließe sich nicht einreden, daß da die vaterlandslosen Gesellen das Kriegslager des Umsturzes hätten: Ich habe es zu sehr am eigenen Leib gespürt, wie rasch die herrschenden Mächte mit Beschuldigungen bei der Hand sind, wenn ihnen einer um der Gerechtigkeit willen widerstrebt! Wie ich dem Pfarrer Lavater schrieb, daß er leicht nach oben milder und nach unten strenger sei, als es sein Herr Jesus Christus gehalten habe!

Freilich, wenn Heinrich Pestalozzi, der es im Leben zu keinem Wohlstand brachte, der in schlechten Kleidern ging und auch so aß und wohnte, dann wieder in die Hauptstraßen zurückkäme und den Aufwand der Schaufenster, die geputzten Menschen und die Marmorsäle sähe, die jeden Mittag und Abend gefüllt sind, als ob es ewig Feste zu feiern gäbe: er würde in einem tiefen Schrecken von neuem seitab irren in die dunkleren Straßen und den Plakaten folgend in eine der Versammlungen geraten, wo die Männer der Lohnarbeit einem jüdischen Redner zuhörten, der die Schlupfwinkel einer wirtschaftlichen Frage mit sicherer Dialektik ableuchtete. Sie würden erstaunt sein, wenn sich nachher der fremde Greis mit dem blatternarbigen Runzelgesicht zum Wort meldete, und mißtrauisch seine seltsame Erscheinung betrachten, ob er ihnen nicht mit einem lächerlichen Einfall Unfrieden stiften wolle? Auch Heinrich Pestalozzi bliebe im Anfang verschüchtert, als ob ihn der Schulmeister Dysli noch einmal aus der Stube schicken könnte; bald aber fände er in den feindlich abwartenden Augen eine Menschenseele, zu der er also spräche:

Lieber Bruder und Genosse — wie ihr euch nennt — meiner Seele ist es gegangen wie deiner, sie fand sich in eine gesellschaftliche Ordnung gestellt, die auf das Unrecht gegründet war, und seit den Jünglingstagen wallte mein Herz wie ein Strom, die Quellen des Elends zu verstopfen, in die ich das niedere Volk um mich versunken sah. In einem Strom von Unrecht und Irrtum ist mein Leben hingeflossen, weil ich sein tiefes Zurückstehen ändern wollte: aber wie mir die Elementarbildung nur das Mittel und nicht das Ziel war, so auch die äußerliche Wohlfahrt. Darum habe ich zwei Dinge nicht gekannt, die mir in diesen Tagen mehr, als es gut ist, begegneten, den Neid und den Haß. Warum, Bruder, willst du den Reichen hassen, und um was willst du ihn beneiden? Er hat ja selber nichts als sein Geld und was er sich für Geld kaufen kann! Ist es aber dies, warum wir zwischen Geburt und Tod unser rasches Leben haben, und kann es unser Glück sein, daß unsere Frauen sich putzen können mit kostbaren Kleidern, daß wir die edlen Weine trinken und Kapaune essen? Ich weiß wohl und habe es bitter

gefühlt wie du, daß ein Mindestes für jeden Menschen nötig ist: daß er im Winter nicht friere und auch im Sommer nicht hungrig sei, daß er Stunden haben möchte, wo er aus der harten Arbeit zu sich selber käme, und daß er um seines Lohnes willen niemandens Knecht zu sein braucht! Auch weiß ich wie du, daß dies abscheulich an unserer Ordnung ist, wie sie im Kapitalismus hängt, sodaß wir alle Knechte des Geldsacks sind: aber geht nicht vieles, wie ihr es ändern wollt, geht es nicht auch nur im Gelüst auf jene Genüsse, die aus dem Geldsack kommen? Ist nicht in eurem Haß auf die besitzenden Klassen auch der Neid? Der Neid auf Güter, deren Genuß euch nicht weniger als der Mangel im Elend eines nichtigen Lebens ließe!

Eine gute Verfassung ist zwar von einer schlechten wie ein guter Acker von einem schlechten verschieden; aber du weißt, es wächst dir weder auf dem guten noch auf dem schlechten etwas aus dem Acker allein, sondern aus der Arbeit und dem Samen, die du darauf verwendest! Wenn du in der besten Verfassung nichts aus dir selber machst, so bist du darin nichts, und wenn du in der schlechten viel aus dir selber machst, so bist du darin viel. Deine Regierung kann dir in jedem Fall das Gute nur in dem Fall wirklich verschaffen helfen, als du an dem Guten selber hangest. Was aber könnte dieses Gute anders sein, als daß du wertvoll im Ganzen bist? Wie wir es von den Franzosen lernten: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, aber laß es mich übersetzen!

Es gibt vielerlei Freiheit auf der Welt, die Freiheit der Sau im Wald, die ihren Suhl hat, und die Freiheit des Reichen, der sich mit seinem Gold das Tischlein-deck-dich herzaubern kann: aber beider Freiheit ist Knechtschaft der Sinne. Deine Freiheit sei, daß du über deine Wünsche und Begierden gebietest, statt von ihnen abzuhängen, daß du sie einstellst auf eine Menschlichkeit, die über das Wohlbehagen der Sau im Wald und das Tischlein-deck-dich des Reichen hinausgeht. Freiheit heißt, keinen Herrn über dein Gewissen haben. Jesus Christus, der sich für die Mühseligen und Beladenen ans Kreuz schlagen ließ, war freier als Pontius Pilatus, der den Befehl dazu gab.

Es gibt vielerlei Gleichheit; aber willst du dem Schlechten und Geringen gleich sein oder dem Besten mit deinem Selbstgefühl? Selbst vor Gott gleich sein, heißt etwas anderes als nichts vor ihm bedeuten; denn frage deine Seele, ob du dich als willenloses Sandkorn vom Wind und Meer verweht fühlen oder etwas sein willst in der Welt, das außer dir niemand sein kann. Soviel dir einer voraus hat an Gütern, Wissen und Fertigkeiten, in diesem Selbstgefühl deines Lebens kannst du dem Besten gleich sein mit all seinem Geld, seinen Künsten und Wissenschaften!

Es gibt vielerlei Brüderlichkeit; aber daß der Reiche im Wagen dich mitnimmt hinter seine Pferde, in sein Haus und an sein Tischlein-deck-dich: dadurch wirst du nicht sein Bruder, sondern sein Knecht, der Wohltaten

empfängt. Und wenn er all das Seine mit dir teilte, gutwillig und gerecht: er würde vielleicht dein Bruder sein, du aber nicht der seine; denn Brüderlichkeit ist ein Geschenk, das nur gegeben, nicht empfangen werden kann; du aber willst empfangen! Es gibt nur eine Brüderlichkeit, die ist vor Gott — und ich meine nicht die Stündlisbrüderschaft — ihr sind die Güter der Erde gleich vor dem Gefühl der Seele, aus dem Rätsel in das Menschenschicksal geboren zu sein und wieder in das Rätsel der Welt hinein sterben zu müssen. Allein vermöchten wir das Bewußtsein nicht auszuhalten, wir würden vor Schreck daran verdorren: nur weil wir wie die Halme im Feld dastehen, können wir auf den Schnitter warten und uns doch wiegen im Wind und wärmen in der Sonne und den Saft der Erde trinken für unsere Frucht!

Wenn Heinrich Pestalozzi das gesagt hätte, würde er noch einmal in dem Saal dastehen, als ob er nach bestandenem Examen vor den andern Schülern das Vaterunser sprechen müßte, so zum Lachen würde ihn sein Irrtum überraschen, und wie immer ginge ihm auch diesmal seine Rede in einem Selbstgespräch zu Ende: Ich dachte, es wäre der Menschengeist von mir, der immer noch auf Abenteuer reitet, indessen sie meinen Körper unter die Dachtraufe und den Rosenstock legten; und ich habe doch gesagt, daß der Geist lebendig mache! Nun muß ich sehen, daß er nur der Diener unsrer Brüderschaft und nicht das Leben selber ist, daß er die Worte setzt, damit eine Botschaft von meiner Seele in deine, Bruder und Genosse, käme, die beide sonst einsam blieben. Denn allein die Seelenkraft ist das Leben, darin wir alle eins und von Gott und also unsterblich sind. Botschaft der Weltseele in unser irdisches Dasein zu bringen, ist das Abenteuer des Menschengeistes, dessen Tapferkeit sonst nur Ehrgeiz und Raufluft und vor der Ewigkeit ein windiger Spaß wäre, ein grausames Puppenspiel für die Götter, wie es die Hoffnungslosigkeit der Alten dachte.

Ende.

Bismarck, Arnstedt und der Patriotische Verein der Zauche 1848—1852.

Unter Mitteilung ungedruckter Briefe Bismarcks.

Von

Friedrich Meusel[1]).

I.

Es liegt ein tiefer Sinn in der alten Sage, bei dem ersten gewaltigen Ringen germanischer Stämme gegen die Barbarenflut des Ostens hätten auch die Geister der Erschlagenen in den Lüften mitgekämpft. Sollte dieser Volksglaube unserer Ahnen nur die ungeheuere Leidenschaft des Kampfes bezeichnen, so empfinden wir ihn heute symbolisch und dehnen ihn über die Schar der unmittelbaren Mitkämpfer aus: die Geister unserer Vorfahren sind auch mit uns, mit unsern Kämpfern draußen, die das schützen, erweitern, für lange Zeit sicherstellen wollen, was die vergangenen Generationen errungen haben. War es in den ersten Wochen des Weltkriegs die große Erinnerung an 1870 und die Feldherren von damals und der leidenschaftliche Wunsch, unserer Väter wert zu sein, die den Schwung unserer Heere beflügelt haben, so erscheint uns heute bei allen Erwägungen über das Endziel dieses opferreichsten Kampfes der Weltgeschichte das Bild des Mannes, dessen hundertster Geburtstag nun — wer konnte es ahnen? — zu einem nationalen Festtag in Blut und Eisen geworden ist. Denn er hat uns politisch denken gelehrt; wenn wir heute versuchen können, dieses ungeheuere Ringen fast aller Großmächte der Gegenwart in den Gang der allgemeinen Geschichte einzuordnen und politisch die Konsequenzen daraus zu ziehen, — so haben wir dies neben Leopold Ranke vor allem dem Fürsten Bismarck zu danken.

Die Wissenschaft stattet dem Schöpfer deutscher Einheit einen bescheidenen

[1]) Das Material zu der vorliegenden Arbeit verdanke ich zum größten Teil dem freundlichen Entgegenkommen eines Urenkels des Generals v. d. Marwitz, Herrn Gebhard v. d. Marwitz auf Groß-Kreutz, der zu meinem Schmerz am 1. Dezember 1914 östlich von Mlawa bei einem Patrouillenritt gefallen ist; er wurde in Groß-Kreutz (zwischen Brandenburg und Werder) beigesetzt. Die Briefe Arnstedts an Bismarck liegen fast sämtlich in Friedrichsruh; ihre Kenntnis und die Erlaubnis ihrer teilweisen Veröffentlichung schulde ich — dank der freundlichen Vermittlung von Herrn Geheimrat Marcks — Ihrer Durchlaucht der Fürstin Bismarck, der ich auch an dieser Stelle ehrerbietigen Dank abstatten darf.

Teil ihres Dankes ab, indem sie sich müht, sein Werden und Handeln tiefer zu ergründen; wir wollen hier einen Baustein für die Epoche hinzubringen, da er, selber noch ein Werdender, eben erst in die Arena politischen Kampfes eingetreten war: Bismarcks Beziehungen zu seinem heimischen Wahlkreis und die politischen Verhältnisse in diesem 1848—52, soll das Thema der folgenden Ausführungen lauten.

Sein Biograph hat mit vieler Feinheit geschildert[1]), wie Bismarck nach dem Zusammenbruch vom März 1848 sich wiederfand, wie er seit dem Sommer des Sturmjahres mit einrückt in die vordersten Reihen seiner eben begründeten Partei. Er wird wieder zum Kämpfer und beginnt seine Mitarbeit an deren Organ, der Kreuzzeitung; er verkündet: wir brauchen eine Reaktion; die kleine, aber mächtige Partei der Ultras entsteht, und Bismarck wird ihr Adjutant. Er erscheint uns zugleich als der Träger einer allgemeinen Entwicklung.

Gegen Ende März 1848 schien alles spezifisch preußische Wesen von der Hochflut der schwarz-rot-goldenen Agitation hinweggeschwemmt zu sein; ein dichtes Netz demokratischer Bezirksvereine breitete sich über ganz Preußen aus, mit deren Hilfe das Verlangen nach Freiheit, Gleichheit, deutscher Einheit bis in die breiten Massen der Städte, ja auch auf das platte Land getragen wurde. Die Anhänger des alten Preußen im Adel, in der Armee und im Bauernstande waren zunächst bestürzt und sprachlos[2]); erst seit dem Juni

[1]) Vgl. Marcks, Bismarck und die 48er Revolution, Festschrift zur Weihe des Vorlesungsgebäudes in Hamburg, 13. Mai 1911. Etwas anders die Auffassung von Max Lenz, Geschichte Bismarcks, 4. Aufl. (1913), S. 41 ff.

[2]) Bezeichnend für den Schmerz, mit dem die Offiziere den Zusammenbruch des preußischen Staates mit ansahen, ist ein Gedicht, das der zweite Kommandant von Stettin, Oberstleutnant v. Könneritz, in diesen Tagen gedichtet hat: „Der alte Preuße an seine Kameraden". Ist es auch poetisch kein Meisterwerk, so möchte ich doch einige Verse daraus zum Abdruck bringen:

„Durch die belebten Straßen
Da zieh' ich still und stumm,
Was wandelten zwei Tage,
Zwei kurze Tage um!
Ach, nach den preuß'schen Farben
Umsonst mein Auge späht,
Die schwarz-rot-goldne Fahne
Aus allen Fenstern weht.
Ja, selbst der Frauen Busen
Ist mit dem Band geschmückt,
Das man am Hut des Bürgers,
Am Hut des Schufts erblickt . . .

An deinem Arm, mein König,
Jetzt nicht mehr Souverän,
An deinem Arm auch hab' ich
Das farb'ge Band gesehn!
O sicher, Friedrich Wilhelm,
Ward dir der Wechsel schwer,
Hat doch so oft gesieget
Für schwarz und weiß dein Heer.
Wie folgten wir so freudig
Durch Blut und Pulverdampf
Dem schwarz und weißen Banner
Im heil'gen Freiheitskampf . . .

O brächten die drei Farben
Nur meinem Lande Heil! —
Doch mir ist die Kokarde
Von schwarz und weiß nicht feil . . .

Und zum Schluß:

Mein Sarg, wenn ich gestorben,
Mein Sarg sei schwarz und weiß;
Nur unter Preußens Farben
Ruht sanft der ächte Preuß!

Und über meinem Grabe,
Eh' Ihr von dannen zieht,
Singt mir, Ihr Kriegsgefährten,
Das alte Preußenlied!"

etwa begannen sie sich zu sammeln und der wilden demokratischen Agitation eine konstitutionell-monarchistische entgegenzustellen; die Reaktion setzt ein.

Auf zweierlei Weise suchten die Gegner der Revolution, Bismarcks Gesinnungsgenossen, an Macht zu gewinnen: durch Begründung einer konservativen Presse und durch die Bildung von sogenannten „Patriotischen Vereinen", in denen sie vor allem die Massen des Landvolks, aber auch den Mittelstand in den Städten, politisch zu organisieren begannen. Am 16. Juni 1848 wurde die Kreuzzeitung begründet[1]); aus dem Juni oder Juli stammten auch die meisten dieser konstitutionellen Volksvereine, die in der Regel unter Führung eines adligen Gutsherrn oder höheren Beamten zusammentraten und denen es in letzter Linie darauf ankam, die Regierung in konservativem Sinne zu beeinflussen und sie zu einer preußischen Politik zu bestimmen.

Auch im Havellande regte es sich in diesem Sinne. In der Stadt Brandenburg hatte sich schon gegen Ende April ein patriotischer, d. h. konservativ-monarchistischer Verein gebildet, der im Juli verschiedene Flugschriften gegen republikanische Bestrebungen verbreitete[2]); im Kreise Westhavelland, in der Zauche entstanden ähnliche Vereine, die bald zusammen Tausende von Mitgliedern zählten und in einer außerordentlich regen Tätigkeit die Urwähler für künftige Wahlen zu beeinflussen suchten. Wie es in der Stadt Brandenburg vor allem der mit Bismarck entfernt verwandte Strafanstaltsdirektor Barschall gewesen zu sein scheint, der neben dem Oberbürgermeister Ziegler den dortigen „Patriotischen Verein" ins Leben rief, so darf im Kreise Zauche, südlich der Havel, damals ein einzelner Mann als der einflußreichste Träger preußisch-konservativer Bestrebungen bezeichnet werden, der Schwiegersohn des Generals v. d. Marwitz, Albert v. Arnstedt auf Groß-Kreutz. Er ist geschichtlich bisher fast unbekannt geblieben, so daß eine kurze Charakteristik erlaubt sein mag.

1794 geboren, hatte Arnstedt, zuletzt Major a. D., als Achtzehnjähriger den Feldzug nach Rußland im Macdonaldschen Korps unter Yorck mitgemacht; noch in späten Jahren erzählte er, wie Napoleon einmal sein Fernrohr ihm auf die Schulter gelegt und eine Frage an ihn gerichtet habe. Dreißigjährig, vermählte er sich mit Franziska v. d. Marwitz, der ältesten Tochter des Führers der preußischen Junker aus seiner Ehe mit Gräfin Fanny Brühl; „da ich ihr sogleich ihr gesamtes, nicht unbedeutendes mütterliches Vermögen auszahlte, verschlimmerten sich meine Vermögensumstände

[1]) Dieses Datum trägt die erste Probenummer; seit dem 4. Juli erschien sie täglich.

[2]) Vgl. hierzu den feinsinnigen Aufsatz von Otto Tschirch, Bismarck als preußischer Landtagsabgeordneter, Grenzboten III, 1908, S. 201 ff., 254 ff. und des gleichen Verfassers Festschrift: Bismarck und die Stadt Brandenburg, 1908. Seine Arbeiten und die meine ergänzen einander, so daß für vieles, worauf ich nicht eingehe, auf Tschirchs Aufsätze verwiesen sein mag.

bedeutend durch diese sonst wohl assortierte und glückliche Heirat", berichtet der alte Marwitz in seinen Memoiren. Später finden wir Arnstedt, der seinem Schwiegervater politisch recht nahe stand — beide sind von den Lehren Hallers tief beeinflußt —, öfters als Deputierten des Kreises Zauche auf den kurmärkischen Provinzial- und Kommunallandtagen von den dreißiger bis in die fünfziger Jahre, ohne eben eine bedeutende Rolle zu spielen. Am meisten ist er während der Revolution von 1848 und in den folgenden Jahren — in beschränktem Kreise, aber mit Feuereifer — hervorgetreten. Im persönlichen Verkehr muß er burschikos, grob und heftig gewesen sein, „der tolle Arnstedt", wie ihn die Zeitgenossen nannten; auch Bismarck scherzt in einem seiner Briefe, Arnstedt werde seinem Unmut gegen ihn wohl „in bewährten Kernsprüchen" Luft gemacht haben. In seinen letzten Jahren wurde der hitzköpfige Ultra — er starb erst 1875 — immer mehr ein Sonderling; seine gutherzige Frau, die er in kinderloser Ehe überaus liebte, hielt er aus grundloser Eifersucht nahezu gefangen; seine schöne Wirtschaft ließ er verfallen, den Wald hieb er herunter, er ärgerte andere und besuchte niemand. Politisch immer einseitiger, der strengste Altpreuße, war Arnstedt ein Gegner von Bismarcks deutscher und liberaler Politik in den siebziger Jahren. Adelsstolz, wurde der Verächter aller theoretischen Bildung schließlich fast zu einer Karikatur des Junkertums [1]).

Auf der Höhe seines Lebens ist das Bild, das man von ihm erhält, sehr viel günstiger. Arnstedt war ein Mann von mäßigen Gaben, aber von ungemeiner Energie und Überzeugungstreue, der mit ganzer Seele an dem alten, absoluten Preußen, seinem Heere, seinem König hing; die Erinnerung an Friedrich den Großen hat er zeitlebens hoch gehalten. Überaus ungern hat er sich dem modernen Verfassungsstaate gebeugt: „Hole sie der Teuffel" lesen wir auf dem „Wahlsachen de 1848" betitelten Aktenbande seines Archivs. Die zweite Kammer war ihm, wenigstens damals, „die II.te Gott sei bei uns!" Als im November 1848, wie Bismarck berichtet, an tausend bewaffnete Bauern sich im Havellande sammelten und nach Potsdam zogen, um den König aus den Händen der Städter zu befreien — wo man sie denn mit Dank und Anerkennung nach Hause schickte —, da war Arnstedt natürlich unter den Führern; hatte er doch erst einen Monat zuvor, wohl am Geburtstag des Königs, im Beisein Bismarcks seinem Herrscher versprochen, daß er jederzeit seine Schuldigkeit erfüllen werde! Unermüdlich hat Arnstedt auch in den folgenden Jahren gegen die Revolution gekämpft; unermüdlich bestürmte er die Minister und

[1]) Ein neunzigjähriges Fräulein v. Rochow, die Schwester des bekannten Hinckeldey-Rochow, die nicht nur Arnstedt, sondern auch den General v. d. Marwitz noch gekannt hat, schreibt in einem mir freundlichst zur Verfügung gestellten Briefe: „Auch an Ihren Onkel Arnstedt muß ich denken, der diesen Standpunkt (des urwüchsig, nicht nach Theorien gebildet Seins) fast bis ins Lächerliche übertrieb und mit der Hetzpeitsche vorging, wo sein edler Schwiegervater mit Wort und Beispiel wirkte."

die Führer der Kamarilla in zahlreichen Unterredungen Briefen, Petitionen, gelegentlich auch als Führer von Deputationen, die Gutgesinnten zu stärken und die Reaktion mit rücksichtsloser Entschlossenheit durchzuführen. Prinz Karl, Manteuffel, Westphalen, die beiden Gerlach, General Rauch, Massow, Marcus Niebuhr, Hermann Wagener und vor allen Bismarck selbst sind die Männer, zu denen Arnstedt politisch damals in Beziehungen stand. Er muß ein nicht unbedeutendes Organisationstalent und Redegabe besessen haben, sonst hätte er nicht die straffe politische Zusammenfassung der etwa hundert Dörfer und Rittergüter der Zauche in dem von ihm geleiteten „Patriotischen Verein" schaffen können, dem Bismarck seine viermalige Wahl in Brandenburg-Westhavelland-Zauche mit in erster Linie zu danken hat und über dessen Entstehung und Tendenzen ich hier in Kürze einiges mitteilen möchte[1]).

Am 24. Juni 1848 — also acht Tage nach Begründung der Kreuzzeitung, zu deren Aktionären neben Bismarck natürlich auch Arnstedt zählte —, erging ein von diesem verfaßtes, von ihm, drei Herren v. Rochow, Herrn v. Loebell auf Lehnin, dem Vater des jetzigen Ministers, zwei Herren v. Broesigke, Herrn v. Oppen, verschiedenen Dorfschulzen u. a. unterzeichnetes Rundschreiben, in dem sie, „von heißer Vaterlandsliebe getrieben", die Absicht der Vereinsgründung gegen die Republikaner darlegten und „die Grundbesitzer der Stadt- und Landgemeinden Zauch-Belzigschen Kreises mit ihren Bürgermeistern und Schulzen" aufforderten, je zwei bis drei von ihnen betraute Männer am 2. Juli nach Lehnin in den Zabelschen Gasthof abzuordnen, „wo denn unter Gottes Beistand die weiteren Verabredungen über die Bildung dieses Vereins getroffen werden" sollen, „der dann hoffentlich sich bald weiter im ganzen Lande verbreiten und, wie wir zuversichtlich hoffen, unser Vaterland vom Untergange retten wird".

Von siebenundneunzig Dörfern und Gütern traten am 2. Juli in Lehnin Abgesandte zusammen und wählten nach Bildung des „Patriotischen Vereins" Arnstedt zum ersten, den Lehnschulzen Gutsbesitzer Schulze aus Götz zum zweiten Präsidenten. Um die Gesinnung der hier vereinigten Männer zu kennzeichnen, wollen wir aus den Statuten vom 9. Juli — sie sind von den beiden Präsidenten verfaßt — einige Sätze anführen, denn sie sind typisch für die der Hunderte von ähnlichen Vereinen, die damals in Preußen begründet wurden, und führen uns in die Anfänge der Organisation der heutigen konservativen Partei:

„Jedem rechtschaffenen und einsichtsvollen Preußen muß es klar geworden sein, daß seit der Berliner Revolution im März des Jahres sich ein mit

[1]) Über diese patriotischen Vereine im allgemeinen vgl. jetzt Erich Jordan, Die Entstehung der konservativen Partei und die preußischen Agrarverhältnisse von 1848, München und Leipzig 1914, S. 241 ff. — Wir behalten uns vor, auf den „Patriotischen Verein der Zauche" und seine typische Bedeutung zurückzukommen, sobald uns seine Akten wieder zugänglich sind.

jedem Tage zunehmendes Verderben über unser Vaterland verbreitet hat, welches keinen Stand, kein Gewerbe unberührt läßt, welches unseren ehrwürdigen Königsthron und unseren gesamten Wohlstand ohne Ausnahme in nächster Zukunft zu vernichten und für die arbeitende Klasse gänzliche Arbeits- und Nahrungslosigkeit herbeizuführen droht. Die daraus folgende Gesetzlosigkeit muß notwendig in den blutigsten Bürgerkrieg übergehen, wenn sich die unserem Königshause und unserem Vaterlande mit treuer Liebe anhängenden Preußen nicht erheben, um eine Partei mit Wort und Tat zu bekämpfen, die auf den Umsturz und die Vernichtung aller Ordnung, alles Rechts und aller Sittlichkeit hinarbeitet . . . Diese Partei hat ihr höllisches Lager zunächst in Berlin aufgeschlagen, sie will keinen König, keine konstitutionelle Monarchie, sondern eine Republik oder Freistaat, womöglich über ganz Deutschland, worin dann unser altes, ehrwürdiges und ruhmvolles Königreich untergehen soll. Diese teuflischen Absichten zu vereiteln und unser Vaterland zu retten, haben sich bereits vor uns in vielen Landeskreisen der Monarchie Vereine gebildet, und auch in unserem Kreise ist das dringende Bedürfnis dazu erkannt worden, welches zur Stiftung des Patriotischen Vereins am 2. Juli dieses Jahres . . . den Anlaß gegeben, und welcher sich auf nachstehenden Grundlagen erbaut hat.

§ 1. Dieser Verein hat sich zum festen Ziel seiner Wirksamkeit gesetzt:

1. Für die Aufrechthaltung der erblichen konstitutionellen Monarchie unseres Königlichen Hauses auf Grund der Bewilligungen Sr. Majestät des Königs vom 18. März des Jahres aus allen Kräften und mit jedem rechtlichen und gesetzlichen Mittel zu wirken.
2. Die Republik, welche im drohenden Anzuge ist, und die davon unzertrennliche gewaltsame Auflösung alles bestehenden Rechtes, also Anarchie, mit ganzem Ernst, ja, wenn es notwendig werden sollte, mit den Waffen in der Hand zu bekämpfen, — zu dem Ende eine Kreis-Landwehr zu organisieren [1]) und damit die Absichten der bestehenden Regierung sowie das Eigentum eines Jeden im Kreise kräftig zu schützen.
3. Ebenso entschieden der Reaktion, d. h. jeder ungesetzlichen, eigenmächtigen Wiederherstellung der früheren Regierungsform, zu widerstreben und alles dazu beizutragen, was zur Wiederherstellung der Achtung vor dem Gesetz, der Wiederkehr der Ruhe, der Ordnung und des Vertrauens, sowie des Wohlstandes aller Bewohner unseres jetzt so unglücklichen Vaterlandes gereichen kann."

In sechzehn weiteren Paragraphen wird dann die Organisation des Vereins im einzelnen festgelegt; der Kreis Zauche war in elf Bezirke eingeteilt, ein Vorstand, bestehend aus einem Präsidenten, einem Vizepräsidenten, elf Mitgliedern und ebensoviel Stellvertretern, gewählt und bestimmt worden, daß jedes

[1]) Ein Antrag auf Überlassung von Gewehren aus dem Zeughause wurde vom Ministerium abgelehnt.

Vorstandsmitglied, mit Ausschluß der beiden Präsidenten, zugleich Vorsteher in seinem Bezirke sein solle. Der Vorstand sollte sich regelmäßig am ersten Sonntag jeden Monats in Lehnin versammeln und von der Vorstandsversammlung beschlossen werden, wann eine Generalversammlung stattzufinden hätte. Als Losungswort des Vereins wurden — übereinstimmend mit dem Motto der Kreuzzeitung — die Worte erwählt: „Mit Gott, für König und Vaterland!"

Eine eigentlich reaktionäre Tendenz — das wird aufgefallen sein — ist in den Statuten des „Patriotischen Vereins" noch nicht zu erkennen; man stellte sich zunächst entschlossen auf den Boden der tatsächlichen Zustände und der Verheißungen vom März, — wie ja auch Bismarck die Verfassung vom 5. Dezember 1848 damals als Notbehelf anerkannt hat. Erst später taucht das Bestreben auf, die extremeren Bestimmungen dieser Verfassung zu beseitigen, die Freiheitsrechte des Volkes allmählich einzudämmen, was ja dann 1849 und in den folgenden Jahren geschehen ist.

Der neue Verein hatte gleich bei seiner Begründung nicht geringen Erfolg; einzelne Dörfer schlossen sich unter Leitung ihrer Schulzen vollständig an; „die Gemeinde Seddin hat nach wohl unterrichteter Circularverfügung beschlossen, daß sie ein constitutionelles Königthum wünschen und das uns Gott für eine Republik bewahren mögen", schreibt der wackere Schulze von Seddin, der seine ganze Gemeinde dem Patriotischen Verein der Zauche zugeführt hat. Schon Ende des Jahres 1848 betrug die Mitgliederzahl rund 1700, die sich fast ganz aus Adel und Bauern zusammensetzten. Denn die kleineren Städte, das ist bemerkenswert, schlossen sich aus; in ihnen hatten die demokratischen Bezirksvereine die Oberhand. Mit fast allen Landstädten des Kreises Zauche — Werder, Treuenbrietzen, Beelitz — sind die betreffenden Verhandlungen gescheitert; der Land- und Stadtgerichtsdirektor Bahn in Belzig lehnte die Wahl als Vorsitzender des Patriotischen Vereins im dortigen Landkreise ab, da er meinte, die republikanischen Vereine könnten darin „Reaktion" wittern und so an Kraft noch gewinnen! Eine rührige Agitation mit Hilfe der Presse begann; mehr als achtzig Flugschriften, Reden, Adressen und dergleichen hat Arnstedt persönlich — zum Teil auf eigene Kosten — innerhalb eines halben Jahres, meist in mehreren Hundert Exemplaren, verbreiten lassen, darunter Schriften wie „Dr. Martin Luther wider Aufruhr und Empörung", „Preußens Aufgang in Deutschland" — natürlich eine Schrift gegen diesen Aufgang —, Aufrufe des Königs, das Verfassungspatent, eine Schrift gegen den Abgeordneten Ziegler, den abtrünnigen Oberbürgermeister von Brandenburg usw.

Ringsum in den Nachbarkreisen wurden ähnliche patriotische Vereine begründet. Der Kreis Westhavelland hatte seinen besonderen Verein, in Magdeburg wurde ein Verein für König und Vaterland gestiftet, in Halle desgleichen, im Kreise Teltow ein Bauernverein, der auch vom Adel begünstigt wurde. Die Statuten aller dieser Vereine sind einander sehr ähnlich, als konstitutionell-monarchistisch würden wir sie heute bezeichnen. „Die Be-

gründung und Befestigung der konstitutionellen Monarchie auf den von der Krone gemachten Verheißungen" habe man sich zum alleinigen Zweck gestellt, lesen wir im Sitzungsprotokoll eines dieser Vereine.

Aber damit nicht genug: bereits im Juli 1848 machten sich Bestrebungen geltend, die darauf hinausliefen, eine Zentralisierung und damit eine weitere Stärkung dieser weitverzweigten spezifisch preußischen Bewegung herbeizuführen. In Stettin und Magdeburg fanden zu diesem Zweck Versammlungen statt, die aus Pommern, der Mark, der Provinz Sachsen und Westfalen zahlreich beschickt wurden. Daß diese Zusammenfassung bei der deutschen Eigenbrödelei nur in beschränktem Maße gelang, wird nicht wundernehmen; immerhin hatten sich dem „Verein für König und Vaterland" in Berlin bald gegen 100 verwandte Vereine angeschlossen — darunter auch der „Patriotische Verein der Zauche" —, die bei den Generalversammlungen durch Deputierte vertreten waren. Neben einem Herrn v. Lauer, dem ersten Vorsitzenden des Berliner Zentralvereins, hat sich vor allem sein Hauptgeschäftsführer, der Assessor Bindewald — „er hat das Unglück, Assessor zu sein, verdient aber diesen Namen nicht, da er ein durch und durch conservativer und dabei im höchsten Grade befähigter Mann ist", schreibt Bismarck von ihm, — um die Leitung dieser Vereine verdient gemacht.

Immer stärker trat in diesen patriotisch-konservativen Vereinen das preußische Staatsbewußtsein in den Vordergrund; vor allem die Forderung des Reichskriegsministers in Frankfurt vom 16. Juli, daß alle deutschen Truppen eine Huldigungsparade vor dem Reichsverweser auszuführen hätten[1]), scheint auch eine Eingabe des Berliner Zentralvereins an das Staatsministerium vom Ende Juli hervorgerufen zu haben, die mit den bezeichnenden Worten schließt: „Hier ist klar, daß es nur eine schmale Linie ist, wo eine edle Hingabe an die deutsche Sache und Landesverrat gegen Preußen an einander grenzen. Wir erwarten von Einem hohen verantwortlichen Staatsministerium,

> daß es diese Grenze scharf ins Auge fasse, durchdrungen von dem Bewußtsein, daß es für die Geschicke eines Staats einzustehen hat, den die Jahrhunderte durch große Fürsten und große Aufopferung seiner Bewohner auf diese Höhe erhoben haben.

[1]) Beiläufig bemerkt sei, daß das bekannte Pamphlet „Johann von Oestreich ist deutscher Kaiser oder Reichsverweser geworden! Flesch, was sagst de nu?" (reproduziert bei Blum, Die deutsche Revolution 1848/49, S. 280) schon in der Kreuzzeitung vom 11. Juli 1848 veröffentlicht wurde. Wahrscheinlich handelt es sich bei diesem höchst amüsanten Flugblatt, in dem sich die Sätze finden: „Preußen is der Kopp von Deutschland! Wer det streiten duht, is'n Schaafskopp. Preußen is am ufjeklärtsten, Preußen is am stärksten, Preußen is, wennt zum Keilen kommen duht, immer am klobigsten, Preußen hat det bisken Ehre von Deutschland bisher alleene ufrecht jehalten", um ein konservatives Machwerk, durch das man die breiten Massen zu beeinflussen suchte. Daß es nicht echt sein kann, ergibt sich schon aus sprachlichen Gründen: „Des is faul" würde der echte Berliner niemals sagen, sondern immer: „Det is faul!"

Preußens König hat gewiß ohne Ehrgeiz der deutschen Sache sich geweiht; eben so wenig strebt das Volk von Preußen danach, einen Vorrang unter seinen deutschen Brüdern zu behaupten. Wenn aber die Leitung der deutschen Angelegenheiten nicht in die Hand Preußens gelegt wird, wohin sie dem politischen Schwerpunkt nach zu neigen schien: so darf Preußen so wenig, als es bei Oesterreich der Fall sein wird, so in Deutschland aufgehen, d. h. sich auflösen, daß es aus dem europäischen Staatensystem verschwindet[1])." So begann das preußische Volk sich wieder auf seine staatliche Sonderexistenz zu besinnen.

Worin bestand nun die Tätigkeit des Patriotischen Vereins der Zauche in diesen Monaten? Alle vierzehn Tage wurden in Lehnin Versammlungen gehalten, Adressen beschlossen, über die politische Lage referiert; in zahlreichen Eingaben wandte man sich an den König, einzelne Minister oder das ganze Staatsministerium. Man versicherte den König seiner Treue und Anhänglichkeit, protestierte gegen die in Aussicht stehende liberale Gemeindeordnung, beschloß den Anschluß an den Berliner Hauptverein für König und Vaterland und an den Preußenverein, erhob Einspruch gegen die Trennung von Kirche und Schule, bat um Nichtvereidigung der Armee auf die Verfassung, protestierte gegen das Verhalten der preußischen Nationalversammlung in Berlin und deren Auflehnung gegen den königlichen Befehl, künftig in Brandenburg zu tagen.

Als der Oberbürgermeister Ziegler, der am 26. Oktober 1848 eben durch die straffe politische Organisation von Adel und Landvolk im Kreise Brandenburg-Zauche-Westhavelland gewählt worden war, sich überraschend der äußersten Linken anschloß, in Berlin verblieb, den Steuerverweigerungsbeschluß mit unterzeichnete, wandte sich der Patriotische Verein der Zauche in der Presse mit scharfen Worten gegen seinen eigenen Kandidaten und verlangte, daß er sein gemißbrauchtes Mandat den Wählern zurückgeben solle. Arnstedt ließ eine Broschüre verfassen: „Herrn Oberbürgermeister von Brandenburg Zieglers „Vierzehn Tage als Abgeordneter zur Berliner Nationalversammlung", beleuchtet vom Patriotischen Verein in der Zauche," in der Zieglers Rechtfertigungsschrift widerlegt wird[2]).

Auch an die Probleme der auswärtigen Politik wagte man sich heran. Am 31. Mai 1849 wurde eine Eingabe an das Staatsministerium gegen den Krieg mit Dänemark eingereicht, etwas später den Ministern der Dank des Vereins für den Waffenstillstand und die Hoffnung auf endlichen Frieden ausgesprochen. Auch hier lief viel Doktrinarismus und Übertreibung mit unter; man höre nur einige Sätze aus der Eingabe gegen den erneuten Krieg

[1]) Verfasser Assessor Bindewald? Vgl. zum preußisch-deutschen Problem im Sommer 1848 Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat (1908), S. 360 ff.

[2]) Über Ziegler vgl. die feine Skizze von Tschirch, Festschrift, S. 14 ff. (Grenzboten, a. a. O. S. 207 ff.)

mit Dänemark: „Zu diesen Beschlüssen (der Frankfurter Nationalversammlung) gehört auch der unselige Krieg gegen Dänemark, der gänzlich revolutionären Ursprungs, ersonnen zur Vernichtung Preußens beizutragen, einem jeden wahren Preußen im höchsten Grade mißfällig ist ... Wir können in der Verwendung preußischer Waffen zu diesem Kriege nur einen sehr dunkeln Flecken in unserer vaterländischen Geschichte erkennen und müssen jeden Tropfen des Heldenbluts unserer Krieger, der dort vergossen wird, ebenso die ungeheuren Summen, welche derselbe unserem Lande ohne jede Aussicht auf den geringsten Ersatz kostet, nur tief beklagen; nicht zu gedenken, daß um dieser Phantasie überspannter halbverrückter Professoren und anderer Schwindler, die bis jüngst in Frankfurt tagten, unser Seehandel ganz daniederliegt und allen kommerziellen und gewerblichen Verhältnissen gänzlicher Untergang droht"[1]).

Fragt man sich, welche Wirkung diese zahlreichen Adressen patriotischer Vereine auf die preußische Politik und den König ausgeübt haben werden, so möchte ich sie nicht ganz gering anschlagen. Die einzelne Adresse mutet freilich nicht selten wie Kirchturmspolitik an. Bedenkt man aber, wie massenhaft derartige Eingaben auf das Ministerium einstürmten, daß die Vereine unter sich Zirkularschreiben erließen und so in der Regel über dieselbe Frage ein ganzer Stoß von Petitionen einlief; bedenkt man weiter, daß die Verfasser und Unterzeichner dieser Adressen — oft Männer vom Adel — mit den Ministern vielfach persönlich bekannt und verschwägert waren und daher auch Gelegenheit hatten, mündlich Erläuterungen hinzuzufügen — auch Arnstedt ist wiederholt bei Manteuffel gewesen und hat mit ihm Briefe ausgetauscht —, so wird man annehmen dürfen, daß die Gesamtzahl dieser Hunderte von konservativen Vereinen auf die zunehmende Stabilisierung und das Konservativer-Werden der preußischen Politik unter Brandenburg und Manteuffel nicht ohne Einfluß gewesen ist[2]). In wachsendem Maße konnte an eine Revision der Verfassung und an teilweise Beseitigung der Errungenschaften des „tollen Jahres" gedacht werden.

So ist es verständlich, daß auch Bismarck nach dem Staatsstreich vom 5. Dezember und dem Bruch mit der Berliner Nationalversammlung hoffen konnte, einen Platz im Parlament zu erobern, um in ihm gegen die Anarchie und für Ordnung weiterzukämpfen. Er war damals in allen Fragen der inneren Politik noch Parteimann und noch nicht Staatsmann[3]). Seine Bemühung, im Frühjahr 1848 in die preußische Nationalversammlung gewählt zu werden, war gescheitert; jetzt aber soll eine Kusine seiner Gattin, Franziska, geborene von Puttkamer, die den Strafanstaltsdirektor Barschall in Brandenburg

[1]) Vgl. auch Meinecke, a. a. O. S. 362, für die verwandte Situation vom Sommer 1848.

[2]) Es ist bemerkenswert, daß die Patriotischen Vereine in denselben Wochen eine Abänderung des Wahlrechts gefordert haben, ehe das Dreiklassenwahlrecht tatsächlich eingeführt wurde (30. Mai 1849).

[3]) Vgl. Marcks, Bismarck und die 48er Revolution, a. a. O.

geheiratet hatte, bei ihrer Anwesenheit in Schönhausen die erste Anregung zu seiner Kandidatur im benachbarten Wahlkreise Brandenburg-Westhavelland-Zauche gegeben haben; Bismarck hat wohl scherzend erklärt, daß er ihr seine Karriere zu danken habe. Barschall, der als Vorsitzender des Patriotischen Vereins in Brandenburg selbst zu kandidieren gedachte, zog seine Kandidatur zurück, und der bereits genannte Assessor Bindewald, der Sohn eines Landpastors in Westhavelland, von dem Bismarck rühmt, er habe seine Wahl „zuerst angeregt und betrieben", — er „ist ein feiner Kopf, spricht sehr gut und ist mit vielen Kenntnissen ausgerüstet . . . und hat sich unter den schwierigsten Umständen als bombenfest zuverlässig bewiesen," zögerte keinen Augenblick, seine Chancen zugunsten des Herrn von Bismarck-Schönhausen daran zu geben und für ihn energisch zu wirken[1]).

Mit größter Leidenschaft tobte der Wahlkampf. Es traf sich glücklich, daß Bismarcks Gegner, der Oberbürgermeister Ziegler, sich viele persönliche Feinde gemacht und durch seinen jähen Gesinnungswechsel Mißtrauen gegen die Lauterkeit seiner Person erregt hatte; der Patriotische Verein der Zauche trat geschlossen für Bismarck ein, und diesem allseitigen Zusammenwirken wurde auch ein Erfolg beschieden. Mit knapper Mehrheit von neun Stimmen wurde Bismarck am 5. Februar 1849 neben dem Amtmann Winterfeld gewählt.

Auf seine Tätigkeit in der Kammer haben wir hier nicht einzugehen. Was ihm seine Wähler in der Stadt Brandenburg selbst in den nächsten Monaten zum größten Teil entfremdet hat, war vor allem seine Haltung in der deutschen Frage[2]). In seiner Rede vom 21. April war Bismarck dem Antrag, Friedrich Wilhelm IV. um Annahme der von der Deutschen Nationalversammlung angebotenen Würde eines Oberhaupts des Deutschen Reiches auf dem Grunde der Deutschen Reichsverfassung zu ersuchen, mit größtem Nachdruck entgegengetreten: „Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde[3])." Da sich Bismarck ausdrücklich darauf berufen hatte, Vertreter der Kur- und Hauptstadt Brandenburg zu sein, — er fühle sich deshalb um so stärker verpflichtet, sich der Diskussion eines Antrags zu widersetzen, der darauf hinauslaufe, das Staatsgebäude, welches Jahrhunderte des Ruhmes und der Vaterlandsliebe aufgebaut hätten, zu untergraben und einstürzen zu lassen, — erließen fünfunddreißig Wahlmänner der Stadt Brandenburg eine Erklärung in der Vossischen Zeitung, in der sie dagegen Einspruch erhoben, daß die politischen Ansichten des Herrn v. Bismarck auch die der Mehrzahl der Bewohner Brandenburgs

[1]) Bismarck an seinen Bruder, 24. März 1851. Bindewald an Arnstedt, 14. Januar 1849.
[2]) Vgl. Tschirch, Grenzboten 1908, S. 255 ff.; Lenz, Geschichte Bismarcks, S. 46 ff.
[3]) Politische Reden ed. Horst Kohl I, 94.

seien, und es für eine historische Merkwürdigkeit erklärten, — dank der Zusammensetzung des Wahlkreises —, von diesem Führer der äußersten Rechten mit vertreten zu werden. Sie erklärten weiter es für einen interessanten Beitrag zur richtigen Würdigung der politischen Gesinnung Brandenburgs, wenn sich diejenigen, welche für den mehrgenannten Herrn gestimmt hätten, öffentlich darüber erklären wollten, ob die Wirksamkeit und Parteistellung dieses Abgeordneten noch den Erwartungen entspräche, welche sie zur Zeit der Wahlen von ihm hegen zu dürfen meinten.

Auf diese scharfe Absage hat Bismarck mit einem bisher verschollenen Flugblatt geantwortet, das wir unten zum Abdruck bringen, in dem er die Auflösung der Kammer, die wenige Tage nach jener Erklärung erfolgt war, rechtfertigte und das Verhalten der liberalen Abgeordneten, die der Regierung nur Schwierigkeiten bereitet und für das Land nichts geleistet hätten, einer in der Form zwar maßvollen, aber sachlich vernichtenden Kritik unterzog.

Dennoch stieß seine Wiederwahl im Juli — trotz des veränderten, ihm günstigen, Wahlmodus — auf die größten Schwierigkeiten; es läßt sich nachweisen, daß von 73 Wahlmännern der Stadt Brandenburg dieses Mal nur drei für Bismarck ihre Stimme abgaben, obwohl der Patriotische Verein unter Barschalls Führung wieder für Bismarck eintrat und „in Rücksicht auf Verdächtigungen" sich zu der Erklärung verpflichtet hielt: „daß wir durchaus keine extreme Richtung und keinen Rückschritt wollen, vielmehr jeder Reaktion ebenso entschieden und ehrlich entgegentreten, wie jeder Halbheit und jeder Hinneigung zu den Feinden des Königs".

Da wurde wieder die Haltung der ländlichen Teile des Wahlkreises von Bedeutung; sie sind Bismarck unbedingt treu geblieben. Wie die Stimmung dort war, ergibt sich aus einem Briefe, den der bereits genannte Rittmeister Robert v. Loebell, der Vater des Ministers, acht Tage vor der Wahl an Arnstedt gerichtet hat[1]). „Herr v. Bismarck hat als unser Deputirter in der zweiten Kammer bewiesen, daß er ein treuer Anhänger unseres constitutionellen Königs ist, und durch verschiedene Anträge an den Tag gelegt, daß ihm das Wohl aller Stände am Herzen liegt; wir würden daher unsere Gesinnungen als Patrioten antasten lassen, wenn wir diesen ehrenwerthen, muthvollen, kräftigen, kenntnißreichen Mann, dem die Verhältnisse der Städte sowohl als des Landes genau bekannt sind, nicht wieder wählen wollten." Auch der Bürgerverein — der gemäßigt-konservative Verein in Brandenburg — könne diesen Kandidaten annehmen, da Bismarck erklärt habe, er könne dessen Grundsätze unbedenklich unterschreiben.

[1]) Aus einer vor kurzem veröffentlichten Mitteilung in der Vossischen Zeitung geht hervor, daß Bismarck auch bei ihm gelegentlich in den Anfängen seiner parlamentarischen Tätigkeit zu Gaste gewesen ist.

Bismarck selbst war ungewiß, ob er gewählt werden würde. „Damit verbinde ich die für Dich wohl nicht unangenehme Nachricht, daß meine Wiederwahl hier — in Brandenburg — sehr unwahrscheinlich ist. . . Ihre Losung ist hier: ja, wir sind conservativ, sehr, aber nicht Bismarcksch", „die Umtriebe sind hier zu leidenschaftlicher Höhe gestiegen, nicht im Volk, sondern unter den Honoratioren. . . . Wie neulich ein Gegner in einer Versammlung gesagt hat, Bismarck-Schönhausen wollt Ihr wählen, ihn, ‚der in des Landmanns Nachtgebet hart neben an dem Teufel steht?'" „Ich befinde mich wohl, aber bis zum Unerträglichen gelangweilt von diesen erbärmlichen Wahlbemühungen, wo man nie mit politischen Überzeugungen, sondern mit den jämmerlichsten persönlichen Eitelkeiten und Intriguen zu kämpfen hat" — schreibt er in den Tagen vom 20. bis 23. Juli an seine Frau. Den Ausschlag gaben dieses Mal — nicht, wie in sämtlichen populären Bismarck-Biographien zu lesen ist, bei der Wahl im Februar, wo sie vielmehr gegen ihn gestimmt hatten — die Rathenower Wahlmänner, die Bismarck in einer berühmt gewordenen Rede [1]) am 22. Juli für sich gewonnen hatte. „Wer es aufrichtig mit dem Vaterlande meint," so sagte er, „der muß jetzt die Regierung auf dem von ihr eingeschlagenen Wege unterstützen, um die Revolution, die uns alle bedroht, zu bekämpfen . . . Wenn Sie in der Kammer einen Vertreter wünschen, der fest entschlossen ist, die Sache des Vaterlandes zu seiner eigenen zu machen, ihr mit redlichem Willen aus vollem Herzen und ganzen Kräften zu dienen, und dessen nächstes Streben darauf gerichtet sein wird, die alten Bande des Vertrauens zwischen der Krone und dem Volke wieder fester zu knüpfen, damit Gesetz und Ordnung walte . . ., dann richten Sie Ihr Auge auf mich [2])!" Mit 172 gegen 144 Stimmen wurde Bismarck am 28. Juli 1849 neben dem Geh. Oberfinanzrat Pochhammer gewählt.

Bismarck hat sich dann noch zweimal im gleichen Kreise als Kandidaten aufstellen lassen, für das Erfurter Unionsparlament im Januar 1850 und für die zweite Kammer im Oktober des nächsten Jahres, der er auf Manteuffels Wunsch trotz seiner Stellung als Bundestagsgesandter in Frankfurt angehört hat. Im Herbst 1852 dagegen lehnte er eine Wiederwahl ab, da er seine immer bedeutsamer werdenden Aufgaben in Frankfurt nicht mit den Pflichten eines Mandats in Berlin vereinigen konnte. Sein Nachfolger als Vertreter des Wahlkreises wurde der Kabinettssekretär des Königs, Marcus Niebuhr, der Sohn des großen Historikers.

Während dieser vier Wahlen von 1849/51 sind Bismarcks Beziehungen zu Arnstedt entstanden, die in der weiter unten abgedruckten Korrespondenz

[1]) Vgl. über die sich daran knüpfende Szene Tschirch, Festschrift S. 24 ff., Köppen, Fürst Bismarck S. 92 ff., Blum, Fürst Bismarck I, 164 f.

[2]) Politische Reden ed. Horst Kohl I, 61. Das Datum 2. Februar muß in 22. Juli abgeändert werden, wie eine kritische Untersuchung ergibt, die ich hier nicht vorlegen kann.

ihren Niederschlag gefunden haben. Während Bismarck noch im September 1849 halb ärgerlich an seine Frau geschrieben hatte: „Am Sonnabend und Sonntag soll ich wieder in einer Versammlung im Wahlkreise erscheinen. Ich wollte, ich wäre in Tilsit oder Trier gewählt, dann würden mich die Leute in Ruhe lassen" — „Sonntag habe ich eine langweilige Versammlung bei Brandenburg, mit Arnstädt", kann man beobachten, wie die Briefe Bismarcks an Arnstedt, die anfangs knapp und äußerlich sind, allmählich inhaltreicher und wärmer werden, um in den letzten aus Wien und Frankfurt ihren Höhepunkt zu erreichen[1]). So wenig auch zwischen den beiden wirkliche Freundschaft bestand — dazu war der Abstand gar zu groß —, es ergibt sich doch, daß Bismarck während der gemeinsamen politischen Bemühungen und bei seinen wiederholten Besuchen in Groß-Kreutz Arnstedt als Mann von Überzeugung, als treuen Anhänger, geschickten „Einpeitscher" und als Altpreußen von echtem Schrot und Korn in wachsendem Maße schätzen und achten gelernt hat.

Einer weiteren Erläuterung werden die hier veröffentlichten Briefe und Dokumente nicht bedürfen; so mögen sie für sich selber sprechen:

Flugblatt:

Ein Rundschreiben Bismarcks an seine Wähler (Ende April oder Anfang Mai 1849).

Nach Auflösung der II. Kammer[2]) erlaube ich mir einige Worte an die Wähler zu richten, welche ich die Ehre gehabt habe zu vertreten.

Nach §. 49 der Verfassung vom 5. December[3]) hat der König das unzweifelhafte Recht, die Kammern aufzulösen; ob es zweckmäßig gewesen sei, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, wird von vielen bezweifelt; meinerseits glaube ich, daß es für das Wohl unsres Vaterlandes nothwendig war. Die Kammer war zur Zeit ihrer Auflösung in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt, von denen die eine, die Rechte, die Verfassung vom 5. Dezember anerkannt, die andre, die Linke, diese Anerkennung verweigert hatte, obgleich darunter viele waren, die bei ihrer Wahl ausdrücklich versprochen hatten, die Verfassung anzuerkennen. Beide Parteien waren an Zahl ziemlich gleich, und zwischen ihnen standen etwa ein Dutzend Männer, die den Ausschlag gaben, indem sie bald mit der einen, bald mit der andern stimmten, so daß oft ein Beschluß durch den andern wieder aufgehoben und die Zeit unnütz verloren wurde. Solcher Zeitverlust entstand außerdem durch die vielen Interpellationen, die keinen andern Zweck hatten, als lange Reden zu halten, und

[1]) Besonders hingewiesen sei auf die klassische Äußerung über Schwarzenberg in dem Schreiben vom 3. Februar 1852 (u. S. 69).

[2]) Am 27. April 1849.

[3]) 1848: „Der König beruft die Kammern und schließt ihre Sitzungen. Er kann sie entweder beide zugleich oder nur eine auflösen . . ."

der Regierung Verlegenheiten zu bereiten; dann durch die namentlichen Abstimmungen, jede davon dauert etwa eine Stunde, und in 37 Sitzungen, jede zu durchschnittlich 5 Stunden, zusammen also 185 Stunden, haben wir etwa 70 namentliche Abstimmungen gehabt, also 70 Stunden, weit über den dritten Theil der Zeit, damit zugebracht. Die Anträge über die Frage, ob unser König deutscher Kaiser werden und die in Frankfurt ausgearbeitete Verfassung annehmen sollte, haben uns ebenfalls manche Sitzung gekostet, und diese Frage ging die zweite preußische Kammer für jetzt eigentlich nicht viel an; dazu haben wir ja unsre Abgeordneten nach Frankfurt gewählt, daß die sich mit den deutschen Fürsten und unserm Könige über die Verfassung von Deutschland vereinigen sollten. Dieses Geschäft nahm aber unsre zweite Kammer auch noch in die Hand, obgleich der König nach unsrer Verfassung allein darüber zu entscheiden hat, ob er sich den Beschlüssen, die sie in Frankfurt fassen, unterwerfen will, oder nicht. Der König war der Meinung, daß er die Ehre, deutscher Kaiser zu sein, zu theuer erkaufe, wenn uns Preußen alle die großen Opfer auferlegt würden, die die Herrn in Frankfurt von uns verlangten; und weil ihm das Wohl seiner Preußen mehr am Herzen liegt, als selbst eine Kaiserkrone, so schlug er sie aus. Das war vielen in der zweiten Kammer nicht recht, denn manche hängen mehr an den Frankfurter Herrn, als an Preußen, und manche dachten dabei etwas Großes zu werden. Darum versuchten sie alles Mögliche, das Ministerium[1]) zu stürzen, und den König dahin zu bringen, daß er ihnen den Willen thäte. Da blieb ihnen freilich keine Zeit übrig, um sich darum zu bekümmern, wo uns hier im Lande der Schuh drückt; von der Regulirung und Ausgleichung der Steuern ist gar nicht die Rede gewesen, obschon ein besonderer Antrag von mir in Gemeinschaft mit den Herren Breithaupt, Krahn, Heuer, Barsikow u. A. auf Beschleunigung dieser Sache gestellt wurde. Zur Revision der Verfassung sind wir gar nicht gekommen, und über Abhülfe der Noth der Handwerker, der Lehrer, der Arbeiter ist ebenfalls kein Beschluß gefaßt worden, weil die Versammlung leider ihre Zeit mit den oben angeführten Dingen ausfüllte. Das Ministerium hat daher nur das wahre Wohl des Volkes im Auge gehabt, wenn es diese Kammer auflöste, und so dem Lande Gelegenheit giebt, zu der neuen Kammer überall Männer zu wählen, die sich weniger mit der auswärtigen Politik beschäftigen, aber mehr damit, was bei uns zu Hause Noth thut, um gerechten Wünschen des Volkes abzuhelfen, Männer, die ihre Wahl nicht bloß als ein Mittel ansehn, die Minister zu stürzen, damit sie selbst etwas werden können, sondern die vor Allem danach trachten, daß unserm Vaterlande endlich im Innern und nach Außen der Friede werde, dessen es zu seinem Gedeihen bedarf.

von Bismark[2])-Schönhausen.

[1]) Brandenburg-Manteuffel.
[2]) sic.

II.

Aus dem Briefwechsel Bismarcks mit Arnstedt (1849—1858).[1]

I.

Berlin. 19. 9. 49.

Verehrtester Freund

Obschon ich gewünscht hätte Konferenzen mit Wahlmännern u. dergl. noch etwas hinauszuschieben, da bis jetzt in unsrer Kammerwirksamkeit wenig vorgekommen ist, was mir für den Verein mundgerecht wäre (die deutsche Frage liegt zu confus um sich der Fassungsgabe eines nicht politisch gebildeten Mannes darüber mit Erfolg deutlich zu machen) so werde ich doch Ihrer freundlichen Einladung gern nachkommen, u. mit dem Abendzuge am Sonnabend[2] in Kreuz eintreffen. Sollte am Montag keine Sitzung sein, so möchte ich Ihre stets bereite Gastfreiheit vielleicht noch für einen Tag länger in Anspruch nehmen, um mich auch nach Brandenburg zu begeben. Weitres mündlich. Mit der Bitte mich Ihrer Frau Gemalin zu empfehlen.

Der Ihrige

von Bismarck.

II.

Brandenburg. 1. 10. 49.

Verehrtester Freund

Ich hatte auf Ihren Brief nicht geantwortet, weil ich hoffte, Sie hier zu sehn, was leider nicht wahr geworden ist. Sie waren so gütig mich zum 14. einzuladen; hier sagen mir die Herrn, die nächste Versammlung sei am 7. Mir wären, ehrlich gesagt, beide Tage nicht lieb, da ich vor 3 Tagen an meine Frau geschrieben habe[3], sie möge sich auf die Herreise begeben, und versprochen ihr bis Cörlin[4] entgegenzureisen, da ihr Vater sie nicht weiter

[1] Leider ist die Reihe der im Folgenden abgedruckten Bismarck-Briefe nicht vollständig; zwei weitere Briefe, von deren Vorhandensein ich weiß, sind mir zurzeit nicht zugänglich. Auch für die einleitenden Ausführungen habe ich nur Exzerpte aus früherer Zeit benutzen können. Von den Briefen Arnstedts habe ich mich begnügt, einige für sein Wesen bezeichnende zum Abdruck zu bringen; der letzte erhaltene stammt aus dem Jahre 1869.

[2] Den 22. September (Bismarck war am 22. und 23. in Groß-Krentz).

[3] Der Brief (vom 27. September) ist gedruckt in Bismarcks Briefen an seine Braut und Gattin (1900), S. 165. Vgl. zum Verständnis des Folgenden die Briefe S. 165 ff.

[4] Vier Meilen südwestlich von Köslin.

bringen, sie auch nicht allein reisen kann, hochschwanger und mit einem Kinde. Ich habe nun noch keine Nachricht von ihr, wann sie dort eintreffen wird; ich kann sie aber dort nicht sitzen lassen, wenn sie einmal unterwegs ist. Ist Ihnen aber der 21. durchaus zu spät, so will ich auch auf den 14. ansagen, da die Abholung, wenn madame meinem Rath gefolgt ist, um den 7ten treffen wird, und bleibt sie später als ich wünschte, und ich kann dann wegen des 14ten nicht kommen, so geschieht ihr einigermaßen nach Verdienst. Also, wenn Sie wollen, den 21., oder sonst am 14. Ich bitte um Benachrichtigung nach Berlin, Behrenstr. 60. Majestät waren sehr ungnädig gegen Patow[1]). Meine unterthänigste Empfehlung an die gnädige Frau.

Der Ihrige

v. Bismarck.

III.

Berlin 16. 10. 49.

Verehrtester Freund

Heut erst bringe ich mit Sicherheit in Erfahrung, daß der Prinz v. Pr[eußen] bis zum 19. hierbleibt, also am 18., wo auf dem Babelsberg große Feste stattfinden sollen, Ihre Deputation gewiß sehr gern empfangen wird. Er geht dann wahrscheinlich erst zur Hochzeit[2]) nach Schwerin, und den 24. will er wieder in Carlsruh sein.

In Eile der Ihrige

v. Bismarck.

IV.

Arnstedt an Bismarck[3]).

Gr. Kreutz d. 20. Januar 50.

Mein verehrter Freund!

In aller Eile nur diese wenigen Worte. Aus dem abschriftlich hier beiliegenden Schreiben von mir an Manteuffel[4]), welches ich mir zurückerbitte, werden Sie ersehen, wie sich hier alles umgewandelt hat, und wie gräulich es in dieser Gegend steht. Ungefähr dasselbe, nur mit offnerem raisonnement,

[1]) Erasmus Robert Freiherr v. Patow (1804—1890), 1848 Handelsminister, dann Oberpräsident der Provinz Brandenburg, 1849 Mitglied der zweiten Kammer, in Konflikt mit Maßnahmen des Ministeriums, nahm deshalb am 2. Oktober 1849 seine Entlassung aus dem Staatsdienst. — Später Finanzminister, zuletzt Oberpräsident der Provinz Sachsen.

[2]) Des Großherzogs Friedrich Franz II. mit Auguste von Reuß-Köstritz.

[3]) Adresse: An den Abgeordneten zur zweiten Kammer Herrn von Bismarck-Schönhausen in Berlin, Dorotheenstraße 37. Sofort zu übergeben. (Dieser Brief nach dem Konzept in Groß-Kreutz.)

[4]) Fehlt.

habe ich gleichzeitig an Rauch[1]) zur Mitteilung an den König geschrieben. Nun sind Sie au fait, und ich bitte Sie, da mich Manteuffel nur aus 2 Audienzen kennt, sich unserer Sache kräftig bei ihm anzunehmen. Geschieht nicht bald mit ganzer Energie gegen diese Pest von Seiten der Regierung etwas, dann können wir bald die scheußlichsten Gräul-Scenen hier erleben. Daß unter diesen Umständen an Durchbringung Ihrer Wahl zu Erfurth nicht zu denken ist, begreifen Sie wohl.

Wird doch mit Camphausen[2]) unterhandelt? Bitte schreiben Sie mir mit 2 Worten wie es steht?

Zum Schluß noch ein frapanter Fall, wie die Potsdamer Regierung die Demoralisation und den Raub förmlich organisirt. Der arme Brösigke-Grebs[3]) liegt mit seinem kleinen Forst nahe an dem sehr mit müßigen Arbeitern überfüllten Dorfe Michelsdorf. Von dort ziehen allnächtlich bewaffnete Banden von 30 Mann und mehr in sein Holz, und fällen dort mit ruchloser Frechheit die besten Bäume, fahren sie mit Schlitten ab, klaftern sie zu Hause und verkaufen dann öffentlich das gestohlene Holz. Sein einziger Jäger kann dagegen nichts ausrichten, seine Tagelöhner wollen aus Furcht oder aus Übelwollen ihm nicht beistehen, und so muß er sich der Plünderung geduldig unterwerfen, da alle seine Vorstellungen bei Landrath und Regierung seit über ein Jahr nichts weiter bewirkt haben, als daß ganz kürzlich ein Gensdarm zum Schutz nach Michelsdorf ist stationiert worden, der natürlich kein Schutz ist.

Der 2te Fall ist, daß von Seiten der Bewohner der Stadt Werder und der umliegenden Dörfer täglich über 100 Schlitten in die nahegelegene Königl. Cunersdorfer Forst ziehen, dort nach Belieben fällen, und das Holz bei sich dann, wie die Michelsdorfer verkaufen. Dies weiß die Regierung, läßt es geschehen, und weist die Forstbedienten an, nicht ein Auge, sondern Beide zuzudrücken. Tragen Sie dies doch auch Manteuffel vor. So weit sind wir also in der Revolution schon vorgeschritten, und derweile wird in Berlin ruhig und ohne Ahndung von diesem rasenden Zustande getagt. Damit und mit allen diesen Regungen des Communismus steht offenbar der allgemein verbreitete Glaube im Landvolk im engsten Zusammenhange, daß im nächsten Frühjahr der Tanz losgehen werde. Überhören Sie, mein werther Freund, diese Mahnungen nicht, und thun Sie auch außer den Kammern dagegen, was Sie können.

Immer der Ihrige

v. Arnstedt.

[1]) Friedrich v. Rauch, Generaladjutant, Generalleutnant, einer der Führer der Kamarilla (1790—1850).

[2]) Ludolf v. Camphausen, März bis Juni 1848 Ministerpräsident.

[3]) Herr v. Brösigke auf Grebs (anderthalb Meilen südöstlich von Brandenburg).

V.

Berlin 28. Januar 1850[1]).

Verehrtester Freund

Sie sagen, daß Sie auf meine Antwort wegen der Vereinssache[2]) gespannt sind. Sie werden wenig darin finden, was diese Spannung befriedigt. Das Uebel liegt in der Gesetzgebung; das Einzige, was diese gestattet, habe ich betrieben: nämlich Anweisung der Potsdamer Regirung zur strengern Controlle dieses Vereins durch die Polizeibeamten und Benutzung der Sache bei der Berathung der Vereinsgesetze in der Commission, der ich angehöre, und bei den Ministern. In letztrer Richtung hat meine Schilderung der Wirkungen dieses als Beispiel benutzten Vereins in der That wesentlich dazu beigetragen, bei Ministern und Commission mehre Verschärfungen der Gesetze gegen Vereine herbeizuführen. Wenn aber mein Antrag auf gänzliche Unterdrückung der Vereine auf vorläufig ein Jahr nicht durchgeht, so hilft die Sache doch nicht viel. Von dem angeblichen Siege der Regirung in der Botschaftssache[3]), am Sonnabend, werden Sie in den Zeitungen schon gelesen haben. Noch ein solcher Sieg, und wir sind verloren. Mündlich Näheres über die gespielten Intriguen.

Nach Ihren Nachrichten habe ich wenig Aussicht bei der Wahl am 31.[4]). Indeß, man muß abwarten und sehn.

Ich möchte am 30. selbst nach Brandenburg, vorher aber gern in Kreutz vorsprechen. Ich weiß nur nicht, wann und wie die Züge gehn, und was am Mittwoch[5]) in der Kammer vor ist; ob man nicht vielleicht hier sein muß. Die Fideicommisse fielen wieder mit einer Stimme vorgestern.

Sind Sie der Meinung, daß gar keine Aussicht für die Wahl ist, so ist es allerdings schlauer, wenn ich mich in Brandenburg nicht weiter bemühe. Ich bringe eben heraus, daß ein Zug morgens um 11 Uhr von hier geht, wenn Sie erlauben, werde ich also mit diesem am Mittwoch[6]), den 30. bei Ihnen eintreffen. Bis dahin leben Sie wohl und legen Sie mich der gnädigsten Frau zu Füßen.

Der Ihrige

von Bismarck.

[1]) Dieser Brief ist von Poschinger 1895 in Zeitungen veröffentlicht und von Horst Kohl in seine Bismarck-Briefe 1836—1873, 7. Aufl., S. 89 f. übernommen worden. Er fehlt im Gutsarchiv zu Groß-Kreutz.

[2]) Ein kommunistischer (demokratischer) Volksverein war am 26. Dezember 1849 in der Zauche gestiftet worden und hatte große Fortschritte gemacht.

[3]) Gemeint ist die Allerhöchste Botschaft vom 7. Januar 1850. Vgl. Bismarcks Politische Reden ed. Horst Kohl I, S. 195 f.

[4]) Als Abgeordneter zum Erfurter Parlament; Bismarck wurde am 31. Januar gewählt.

[5]) Den 31. Januar.

[6]) Er meint offenbar Dienstag.

VI.

Berlin 8. Dezber 1850.

Verehrteſter Freund

Beifolgend erlaube ich mir Ihnen 150 Exemplare einer Rede[1]) zu überſenden, welche unſre Partei ſo generös geweſen iſt in 20 000 Exemplaren drucken zu laſſen, von welchen ſonderbarer Weiſe auch Linke, namentlich Bauern, beträchtliche Quantitäten nach Hauſe genommen haben. Ich habe Barſchall[2]) 50 und dem Landrath v. Herzberg[3]) 250 davon geſchickt. Sie werden ja wohl Gelegenheit und die Güte haben, ſie durch den Verein zu verbreiten. Ich bin ſehr in der Eile mich zur Reiſe nach Hauſe einzurichten, und wühle noch was ich kann hier. Die Auflöſung bald nach dem 3. Januar iſt unvermeidlich (entre nous!), wenn die Kammer nicht ganz anders wiederkommt als ſie ging[4]). Die Linken ſind wüthend, daß ihnen die Gelegenheit abgeſchnitten wurde, die Dummheiten von Vincke und Riedel[5]) wieder gut zu machen. Über Miniſterbeſetzung ſcheint bisher nur entſchieden zu ſein, daß Raumer[6]) den Cultus bekommt.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemalin, und erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft. Der Ihrige

v. Bismarck.

Die Baiern ſind fuchswild über Oeſtreichs Treuloſigkeit[7]), ſie merken Lunte.

VII.

Berlin 13. 2. 51.

Täglich, mein verehrteſter Freund, muß ich um 8 aufſtehn, zanke mich von 9 bis 12 in der Disciplinar-Commiſſion mit Vincke und Wenzel[8]), langweile mich von 12 bis 4 in der Kammer, dinire in weißer Halsbinde bei

[1]) Gemeint iſt Bismarcks Rede vom 3. Dezember 1850 (Politiſche Reden ed. Horſt Kohl I, S. 261—278), in der er bekanntlich — ganz im Gegenſatz zu ſeiner ſpäteren Auffaſſung — die Politik des Miniſteriums Manteuffel und Olmütz rechtfertigte. Eine teilweiſe Sinneswandlung ergibt ſich bereits aus dem Briefe vom 3. Februar 1852 (vgl. u.). — Nicht ohne Intereſſe iſt, daß die Sonderabdrücke der Bismarckſchen Rede in der Deckerſchen Geheimen Oberhofbuchdruckerei hergeſtellt ſind: man ſieht, wie die Regierung mit den Konſervativen zuſammenging.

[2]) Direktor der Strafanſtalt und Vorſitzender des Patriotiſchen Vereins in Brandenburg, angeheirateter Vetter Bismarcks, ſpäter Landrat, † 1859.

[3]) Landrat des Kreiſes Weſthavelland.

[4]) Sie trat nicht ein. Der Landtag wurde am 9. Mai 1851 durch den Miniſterpräſidenten v. Manteuffel geſchloſſen.

[5]) Über die Reden der Abgeordneten Vincke und des Geh. Archivrats Riedel, dem Bismarck antwortete, vgl. Bismarcks Reden ed. Horſt Kohl I, S. 260 ff.

[6]) Karl Otto v. Raumer, 19. Dezember 1850 bis November 1858 Kultusminiſter.

[7]) Die Olmützer Punktation vom 29. November 1850. Vgl. Sybel, Begründung des Reiches II[5], S. 65.

[8]) Wenzel war Abgeordneter für Ratibor, Vorſitzender der Diſziplinarkommiſſion. Vgl. Bismarcks Reden ed. Kohl I, S. 292 f.

irgend einem Wohlthäter, um von 6 bis 10 in der Büdget-Commission zu rechnen und zu gähnen, und dann gehe ich in Gesellschaft, und mache mir wenns möglich ist durch Tanzen die fehlende Bewegung. Wo ich dazwischen Zeit nehme Referate und Briefe zu schreiben, weiß ich selbst kaum, aber ich habe in den letzten 4 Wochen mehr Tinte verschmiert als Champagner getrunken, und das ist auch nicht wenig. Die Einlage[1]) bitte ich weiter gelegentlich mitzutheilen, ich habe sie während einer Patowschen[2]) Rede geschrieben, bitte ergänzen Sie daher mündlich, aus meinen Ihnen bekannten Gefühlen, die Mängel, welche die Schrift unter der Einwirkung jenes langweiligen Schwätzers annehmen mußte.

Ich erwarte Sie Ihrer freundlichen Zusage gemäß baldigst hier, es wäre aber gut, wenn ich es einen Tag vorher wüßte. Mit der Bitte mich Ihrer Frau Gemahlin zu Füßen zu legen

der Ihrige

v. Bismarck.

VIII.

An den Patriotischen Verein der Zauche.

Dem verehrlichen Patriotischen Verein sage ich meinen herzlichen Dank für die aufmunternde Anerkennung welche mir derselbe in seiner an mich gerichteten Adresse[3]) hat zu Theil werden lassen. Es ist ein freudiges Bewußtsein, daß ich mich mit den Wählern, welche ich zu vertreten die Ehre habe, fortdauernd in derselben Übereinstimmung der Gesinnung befinde wie zur Zeit der Wahl, und mit Gottes Hülfe soll auch meine fernere Wirksamkeit dem Ruf treuer Liebe zu König und Vaterland entsprechen, welchen sich die Einwohner der Zauche in Zeiten der Gefahr und des Abfalls mit Recht erworben haben. Die Gefahr, unser Vaterland durch eine ehrgeizige Partei in einen Krieg gestürzt zu sehn, dessen Ausdehnung und Dauer außerhalb menschlicher Berechnung lag, ist vorüber, und für keine Gnade mag ich Gott lieber danken, als wenn es mir gelungen ist nach meinen geringen Kräften in und außerhalb der Kammer dazu mitzuwirken, daß uns ein ehrenvoller Friede erhalten worden, und so mancher brave Landwehrmann in seine Heimath zurückgekehrt ist. Unsre Rüstungen haben viel gekostet, aber sie waren nothwendig um von unsern Gegnern solche Bedingungen zu erhalten, die es uns möglich machten, auf eine mit unsrer Ehre verträgliche Art aus der unglücklichen Lage zu gelangen, in welche uns die Politik des ehemaligen Ministers von Radowitz unsern Nachbarn gegenüber seit fast zwei Jahren gebracht hatte. Jetzt ist unser geliebter König mit Räthen umgeben, die unser Vaterland nicht ohne Noth in so schwere Verwicklung stürzen werden.

[1]) „An den Patriotischen Verein der Zauche." Vgl. das nächste Stück.
[2]) Vgl. o. S. 55, Anm. 1.
[3]) Vgl. das nächste Stück.

Die Ansicht welche der verehrliche Verein über die Gemeinde-Ordnung ausspricht, ist durchaus die meinige, und ich werde bemüht sein, sie in der Kammer zu vertreten, sobald die Verhandlungen über die jetzt in der ersten Kammer vorbereiteten Anträge wegen Revision der Gemeinde-Ordnung[1]) an uns gelangen. Ich bedaure lebhaft, daß es mir bisher und in der nächsten Zeit nicht möglich ist, Ihren Versammlungen in Lehnin, unter mündlichem Austausch unsrer Ansichten und Wünsche beizuwohnen, indessen der Umstand daß ich Mitglied von 3 verschiedenen Commissionen, und mit sehr weitläuftigen Referaten[2]) über mehre[re] Theile des Staatshaushaltes beauftragt bin, zwingt mich, einstweilen jeden Tag und jede Stunde zu Rathe zu halten. Ich gebe deshalb aber die Hoffnung nicht auf, nach Beseitigung eines Theils dieser Arbeiten wieder einmal in Ihrer Mitte sein zu können.

Berlin 10. Februar 1851.

v. Bismarck-Schönhausen.

Die Adresse lautet:

IX.

Adresse des patriotischen Vereins an Bismarck[3]).

Der patriotische Verein der Zauche hat in seiner General-Versammlung zu Lehnin am 19. d. Mts. folgende Dankadresse an den diesseitigen Abgeordneten zur II. Kammer Herrn v. Bismarck-Schönhausen beschlossen:

Ew. Hochwohlgeboren fühlen wir uns gedrungen aus tiefster Seele unseren herzinnigsten Dank auszusprechen, daß Sie so treu in der Kammer, seit ihrem Bestehen, unsere heiligsten Interessen vertreten und wie ein wahrer ritterlicher Ehrenmann auch nicht ein Jota haben mangeln lassen in Ausführung dessen, was Sie als Candidat beim Wahlact uns als den Ausdruck Ihrer politischen Überzeugung zugesichert haben. Je mehr dies zur Seltenheit geworden ist, bei so manchen Ihrer zeitigen Kollegen, die unter der Larve des Conservatismus ihre rote Gesinnung verbargen, um desto leichter ihre Wähler zu täuschen und zu einer der geforderten Gesinnung entgegengesetzten Wahl zu verführen[4]): um so mehr verdient Ihr Benehmen vor aller Welt anerkannt zu werden, zur Ermunterung der weniger energischen, aber sonst wackeren Kammermitglieder, und zur gerechten Züchtigung derjenigen der oben erwähnten Kategorie, um, wenn sie noch eine Spur von Gewissen haben, dasselbe zur beschämenden Selbstanklage aufzurütteln. Vielleicht sind dann

[1]) Vom 11. März 1850. Sie wurde 1853 aufgehoben.

[2]) So erstattete Bismarck am 20. März in der zweiten Kammer den von ihm verfaßten „Bericht der Centralcommission zur Prüfung des Staatshaushaltsetats für 1851 über den Etat der Seehandlung und Bank" und erläuterte ihn (Horst Kohl, Bismarcks Politische Reden I, S. 344—385).

[3]) Verfaßt von Arnstedt.

[4]) Gemeint ist Ziegler, vgl. o. S. 47.

diese Hammerschläge noch kräftig genug, sie zur Niederlegung ihres erstohlenen Mandats zu vermögen, zum wahren Heil des Vaterlandes.

Niemals aber haben Sie, hochverehrter Herr, uns mehr zur unbegränztesten schuldigsten Dankbarkeit hingerissen, als durch Ihre glorreiche Vertheidigung der letzten Regierungsmaßregeln des gegenwärtigen hohen Ministerii, in der für die Parlamentsgeschichte Preußens ewig denkwürdigen Rede vom 3.ten December v. J., mit der Sie unserem Könige und Herrn und dem gesammten Preußischen Vaterlande den treusten Dienst erwiesen haben. Möchte es Ihnen, edler Mann, ferner gelingen, siegreich zermalmend dem Ottergezücht Preußischer Königsfeinde entgegenzutreten, möchten Sie auch die Producte jener Partei des Jahres 1848, jener Drachensaat, die als Frucht des tiefsten Jammers leider in unsere neuste Gesetzgebung aufgenommen ist, zu beseitigen vermögen, von denen wir hier unter vielen besonders nur die neue Gemeindeordnung auf dem Lande[1]) bezeichnen, in der wir das entschiedenste Verderben unserer seit Jahrhunderten in Gottes Segen bestehenden Monarchie im Wege der legalen Revolution erblicken. Nachdem ein Hohes Staatsministerium unter dem 8. d. Mts. durch den Mund seines hochverehrten Präsidenten zur Freude aller echten Vaterlands-Freunde den festen Willen ausgesprochen hat, mit der Revolution auf immer zu brechen, so können wir in unserem schlichten ländlichen Sinn darunter nur das verstehen, daß aus der Verfassung vom 5. Dezember 1848 diejenigen revolutionairen Eindringlinge im gesetzlichen Wege ausgemerzt werden, welche auf der Stelle zu beseitigen man damals gegen bessere Überzeugung zu verzagt war. Demnach bitten wir Sie ganz ergebenst, ohne Verzug einen Gesetzvorschlag in die Kammer zu bringen, welcher vor allen Dingen die drohende Gemeindeordnung auf dem Lande aufzuheben bezweckt, gegen welche alle Land-Kreise der östlichen Provinzen der Monarchie entschieden protestiert haben, und die nur von der Kammer-Linken und ihren Gesinnungsgenossen als Hauptgrundstein ihres Revolutions-Baus gewünscht wird.

Mit größter Hochachtung
und Dankbarkeit

Lehnin, d. 19. Januar 1851.

Der patriotische Verein der Zauche[2]).

[1]) Vom 11. März 1850. Preußische Gesetzsammlung 1850, S. 213 ff.

[2]) Im Protokoll der Sitzung vom 19. Januar 1851 heißt es: „Der Abgeordnete von Bismarck hat sich immer, und namentlich in der letzten Zeit, in einem solchen Maße den Dank der Versammlung erworben, daß sie sich gedrungen fühlt, einem solchen Dankgefühle in öffentlichen Erklärungen Luft zu machen. Die Versammlung beauftragt daher den Präsidenten, eine solche Dankadresse zu verfassen und dieselbe in den öffentlichen Blättern, namentlich in der neuen Preußischen sowie der Vossischen Zeitung, veröffentlichen zu lassen."

X.

Berlin 10. 5. 51.

Mein sehr verehrter Freund

Im eiligsten Packen begriffen, da ich heut reisen soll und gestern Abend nach vielem Treiben erst meine offiziellen Aufträge erhalten habe, beantworte ich Ihr Schreiben von gestern. Ich nehme die Wiederwahl sehr gern an, um so mehr als ich nicht gewiß sein kann, welche Dauer meine neugebackne Würde[1]) hat, das kommt darauf an, was man dort von mir verlangt. Glauben Sie, daß es besser ist, wenn bald gewählt wird? Das Ministerium hat mich danach gefragt. Bitte schreiben Sie mir nach Frankfurt, Sie verläumden mich, wenn Sie glauben, daß ich mich nicht herzlich freue, so oft ich Ihre Hand auf dem Couvert sehe. Mit Barschall[2]) in Frankfurt ist keine Aussicht, 3 Stellen sind, und die 4.te ist schon vergeben für den Fall einer Vakanz. Das ist auch m. E. nicht B[arschall]s Fall. Lassen Sie ihn aber an Rochow schreiben, es läßt sich dann anderweite Empfehlung beim Ministerium daran knüpfen; befördert und verändert muß er werden, und sitze ich nur erst fester im Sattel, so wollen wir das schon erreichen. Ich war vorigen Sonntag auf dem Wege wenigstens bei Ihnen zu schlafen. Obrist Berg[3]) wird Ihnen erzählen können, wie ich auf dem Bahnhof für die Kammer verhaftet wurde. Ich war 6 Stunden in Schönhausen gewesen, um mein Haus zu bestellen. Legen Sie mich Ihrer Frau Gemalin zu Füßen. In herzlicher Freundschaft der Ihrige

v. B.

Kann die Regirung für meine Wahl noch etwas thun?

XI.

Frankfurt. 10. Juni 1851.

Verehrtester Freund

Herzlichen Dank für Ihren Brief vom 5., den ich gestern bei meiner Rückkehr von Carlsruh hier vorfand. Der Deutsch[4]) ist ja ein Bösewicht, und ich falle aus den Wolken über ihn. Sie glauben nicht, wie politisch und für mich persönlich wohlgesinnt der Mann war, als ich ihn zuletzt gesehn habe, im Sommer 1849 freilich, aber so prononcirt, daß er mir Eindruck gemacht hatte und im Gedächtniß geblieben war. Ich habe heut sofort an Niebuhr[5])

[1]) Bismarck war am 8. Mai nach einer Audienz beim König zum Geh. Legationsrat bei der preußischen Gesandtschaft in Frankfurt a. M. ernannt worden. Am 11. Mai langte er in Frankfurt als Begleiter des interimistischen Bundestagsgesandten, Generalleutnants Theodor v. Rochow (des bisherigen Botschafters in Petersburg), an.

[2]) S. o. S. 56, Anm. 2.

[3]) Kommandeur des 6. Kürassier-Regiments (Kaiser Nikolaus von Rußland) in Brandenburg.

[4]) Hauptlehrer der altstädtischen Mädchenschule, Bewerber um eine Lehrerstellung im Wahlkreise, von Bismarck auf seine Bitte zuerst empfohlen, ein guter Patriot.

[5]) Marcus Niebuhr, der Sohn des Historikers (1817—1860), 1851 Kabinettssekretär des Königs, Nachfolger Bismarcks als Abgeordneter für Westhavelland-Zauche.

geschrieben, durch den ich ihn empfohlen hatte, und hoffe daß es noch rechtzeitig ist, um meinen Leichtsinn wieder gut zu machen. An Keller[1]) habe ich seinetwegen nicht geschrieben als ich ihn empfahl, und habe auch deshalb jetzt denselben Kanal gewählt, um die Sache rückgängig zu machen, auf dem ich sie eingebrockt hatte. Zum Ueberfluß würde ich anheimstellen, die Einlage zu befördern, halte es aber nach dem, was ich an Niebuhr geschrieben habe, kaum für nöthig.

Wir werden hier keine großen Heldenthaten verrichten; obgleich uns bei der Abreise die Sache so eilig gemacht wurde, daß ich meine Frau garnicht sehn und nur auf 6 Stunden nach Hause konnte, um die nöthigsten Einrichtungen zu treffen, so behaupte ich doch, es wäre nichts versäumt, wenn ich heut erst hier ankäme. Ich kann mich in politische Klagen und Wünsche nicht genauer einlassen, da meine Briefe oft die Neugier der unter oesterreichischem Einfluß stehenden taxischen Post reizen; sind sie zu gut verschlossen, so werden sie unterschlagen; bei wichtigen Sachen ist kein andrer Rath, als Beförderung durch Bekannte, die grade die Reise machen. Ich sage Ihnen meinen herzlichen Dank für Ihre Bemühungen zu meiner Wiederwahl, und ich bin überzeugt, daß die Truppe, die Sie so vorzüglich disciplinirt haben, auch diesmal das Feld behält, obschon es mißlich ist, daß ich nicht selbst da sein kann. Ich kann nicht vorhersehn, ob ich zur Wahlzeit grade fort von hier darf, und dann ist auch eine etwaige Niederlage doppelt unangenehm, wenn ich, was in den Zeitungen genug ausgebeutet werden würde, die Reise deshalb gemacht habe. Brandt[2]) schrieb mir vor einigen Tagen, daß er die Acten wegen meiner Wahl erhalten habe, und fragte, wann ich den Termin wünschte, in der Voraussetzung daß ich dazu hinkommen würde; ich antworte ihm heut, er möchte ihn sobald wie möglich ansetzen, nur nicht in der Heuerndte. Barschall hat nicht an Rochow geschrieben, soviel ich weiß; es würde auch kaum von Erfolg sein glaube ich. Ich habe ihn wiederholt zur Bestallung im Innern bei einflußreichen Personen von Westphalens[3]) Umgebung empfohlen; ein Diplomat ist er nicht, viel eh[e]r ein Soldat[4]). Wenn die Minister in der Landtagssache nicht fest bleiben, so ist es ein Unglück, daß man sie überhaupt eingerührt hat.

Rochow ist wohl und empfiehlt sich; wie lange er noch hierbleibt, darüber weiß ich nichts. Ich habe heut großen Brieftag, und die Poststunde nähert sich. In 4 Nächten habe ich nur 20 Stunden geschlafen, daß [sic] ist für

[1]) Geheimer Oberregierungsrat, stellvertretender Direktor im Kultusministerium.

[2]) Oberbürgermeister von Brandenburg, Nachfolger Zieglers.

[3]) Seit Dezember 1850 Minister des Innern, schroff reaktionär.

[4]) Am 8. Juli schreibt Bismarck an seine Frau: „Barschall wird wohl Landrat in Oberschlesien oder Posen werden; es ist mir sehr lieb, daß er aus dem Posten kommt, der ihm so unangenehm ist. Wenn ich einmal Minister werden sollte, so mache ich mehr aus ihm."

meine Gewohnheit zu wenig, und ich habe etwas Blei in Hand und Auge. Meine unterthänigsten Empfehlungen an die gnädige Frau.

Ihr treuer Freund v. B.[1])

Am Rande: Es ist hier übrigens ungeheuer langweilig.

XII.

Frankfurt, 7. [8.] July 1851.

Verehrtester Freund

es ist mein Schicksal Ihnen immer in Eile zu schreiben; gestern kam ich nicht weiter als bis zu obigem Datum, und heut wurde ich schon um 10 von Rochows Schergen aus dem Bett geholt, (wobei ich zu meiner Rechtfertigung bemerke, daß ich die Schwalbe und die Drossel hatte singen hören, ehe ich mich schlafen legte, und Sommermorgenluft genossen), nun aber ist es wieder 1/4 Stunde vor Postschluß und ich will nicht noch länger warten. Vielen Dank für Ihr freundliches Schreiben. Die Wahl muß m. E. verschoben werden; wenn sie jetzt stattfindet, und ich werde, wie doch wahrscheinlich ist, in 4 Wochen oder so wirklich zum Gesandten ernannt[2]), so muß ich gleich wieder niederlegen, und ist wieder Neuwahl. Das müssen wir also wo möglich abwarten. Rochow ist sehr übler Laune und schimpft mit Recht auf dieß langweilige Hundeneſt, wo nicht einmal kalt Wasser zu haben ist, (kalter Sect erst garnicht!), und Diplomaten und Bankiers in Langweiligkeit wetteifern. Die Verlobung Brühl-Katte[3]) wußte ich nicht, und danke der gnädigen Frau für ihre vorsorgliche Vervollständigung. Wollen Sie mir unter etwas mehr Garantie schreiben, so bitte addressiren Sie unter Doppel-Couvert an den Lieutenant von Wodtke im 9. Husarenregiment, der hier steht, oder an W. Hildebrandt, Hochstr. 45. Ich habe Brandt schon gebeten, die Wahl zu verschieben, weiß aber nicht ob er meinen Brief erhalten hat. Uebermorgen kommt der Prz. v. Pr[eußen] hier durch, und sieht uns und die Truppen. Meine unterthänigste Empfehlung an Ihre Frau Gemalin. Stets der Ihrige

v. B.

XIII.

Theuerster Freund

Um halb 8 tauchte ich meine Feder ein um diesen Brief zu beginnen, da kam der erste Besuch, jetzt ist es 3 und eben geht der Baier[4]) aus der

[1]) pr.[aesentatum] den 13. 6. und den 3. 7. gebeten, den Tag der Wahl zu bestimmen [Arnstedt].

[2]) Bismarck wurde schon am 15. Juli 1851 an Stelle Rochows zum Bundestagsgesandten ernannt.

[3]) Des Grafen Albrecht v. Brühl (Kammerherrn und Schloßhauptmanns von Rheinsberg) mit Adelheid v. Katte, vermählt 1852.

[4]) Carl Freiherr v. Schrenck, Staatsrat und Kämmerer, bayrischer Bundestagsgesandter.

Thür, dazwischen keine Sekunde für mich und immer 3 Leute auf mich noch wartend. Es ist um die —, und in der Stadt warten nun schon die auf mich, die ich zu besuchen habe. Wir haben aber Hoffnung daß dieser Drang bald etwas nachlassen wird, ja sogar, daß im Dezember—Januar Ferien sein werden. Außer diesen werde ich, wenn ich gewählt werde, mich, freilich mit einer Schirrmeister-Existenz, so einrichten können, daß ich den wichtigern Discussionen beiwohne. Manteuffel wünscht sehr, mich wieder in der Kammer zu sehn, weil ich ihm namentlich zur Bearbeitung und Verständigung der Partei nöthig bin. Ich nehme also die Wahl an wenn sie auf mich fällt[1]). Verzeihn Sie diese Verspätung meiner Antwort, ich wartete auf Bescheid von Manteuffel. Kommen kann ich nicht, geht es nicht ohne, so fall ich durch; ich sitze grade jetzt so dick in Unterhandlungen, zu denen ich keinen Vertreter habe, daß ich nicht auf 1/2 Tag aus Frankfurt kann. Seit 10 Tagen sitze ich und seit 3 meine Frau in einem Haus, das wie ein verrücktgewordenes Möbelmagazin und Trödelbude aussieht, ich kann mich aber um nichts bekümmern, und besorge meine Geschäfte wie im Bivouac. Das findet sich mit der Zeit zurecht. 15ten[2]) habe ich großes Galladiner von 40 Personen, Illumination, Kanonen, Feuerwerk, bis dahin muß jedes an seiner Stelle stehn; wie es aber hin kommt weiß ich noch nicht. Der gnädigen Frau lege ich mich zu Füßen.

F[rankfurt] 10. 10. 51.

Der Ihrige
v. Bismarck.

XIV.

Arnstedt an Bismarck.

Gr. Kreutz, den 26ten Januar 1852.

Verehrtester Freund!

Es hat mir erstaunlich leid gethan, daß ich mehrere Mahle das Unglück gehabt, Sie in Berlin nicht anwesend zu treffen; ob Ihnen meine Karten abgegeben worden sind, die Ihnen mein Dasein oder Dagewesensein verkündigen sollten, das weiß ich allerdings nicht, hoffe es aber von dem Ministerial-Präsidial-Portier, der sich mir sonst wohl schon als Gönner gezeigt hat. Nun sind Sie mir, wie ich leider aus der Zeitung ersehen, aufs Ungewisse entwischt, wer weiß ob Sie überhaupt in die holde Kammer zurückkehren, ob Ihnen das liebe Deutschland nicht so viel zu schaffen macht, — daß ich auf lange Zeit das Object meiner Sehnsucht aufgeben muß, — und dies erbittert mich um so mehr gegen meine zeitige Kränklichkeit, die mich

[1]) Bismarck wurde am 13. Oktober mit 191 von 250 Stimmen gewählt und nahm am 2. Dezember wieder seinen Platz in der Kammer ein. Vgl. Politische Reden ed. Horst Kohl I, S. 409 ff.

[2]) 15. Oktober, Geburtstag Friedrich Wilhelms IV.

ſchon ſeit über 4 Wochen intact[1]) macht und am Reiſen verhindert hat, ſonſt hätte ich Sie doch gewiß einmahl wenigſtens erhaſcht. Es iſt mir unerträglich, daß ich die ſonſtige Rüſtigkeit vermiſſe und gar nicht mehr in Politik machen kann, worüber freilich niemand froher ſein wird, als wie unſere Herren Miniſter, die nun gar nicht mehr von mir ſtimuliert werden. Doch hoffentlich zu rechter Zeit fällt mir ein, daß Sie viel zu thun haben und lange und langweilige Briefe nicht gern leſen, alſo will ich mich von jetzt an der Kürze befleißigen.

Der ehrliche Vieck aus Brandenburg[2]) hat Ihnen hoffentlich meine Grüße beſtellt und geſagt, weshalb ich ihn nicht zu Ihnen begleiten konnte, auch wird er Ihnen geſagt haben, was Ihrem Scharfblick vielleicht ſchon früher nicht entgangen iſt, daß Brandt[3]) viel Unheil in Brandenburg anrichtet, er ſich thatſächlich nicht ſo bewährt, wie er ſich früher gegen Sie ſo wohl, wie gegen unſere ganze Parthei geſtellt hat, mit einem Worte er iſt glatt wie ein Aal und ſchlau wie ein Fuchs und darum faſt ſchlimmer als ſein Vorgänger[4]), der nur eitel und ſinnlich war. Es iſt keine Frage, daß Brandt die wahre conſervative Partei dort, die durch Barſchalls Abgang ihre Hauptſtütze verlor, bald ganz zugrunde richten wird. Seit ich die Beweiſe habe, daß er mich belogen hat, ſeit ich gewiß weiß, daß er der einzige Urheber iſt, daß der frühere Stadtverordneten-Vorſteher, Brauer Sens, ein gründlicher Demokrat, zum größten Skandal den rothen Adler gekriegt und zum Gemeinderaths-Vorſteher wieder gewählt wurde, daß der Hauptdemokrat Syndikus Spitta ſeinen Poſten behalten hat, ſeitdem habe ich nichts mehr mit ihm zu ſchaffen, und ich bin froh, daß er bei der neuen Wahlbezirks-Abgränzung auch nicht mehr unſer Wahl-Commiſſarius bleiben kann. Dieſe beiden Kerls Sens u. Spitta ſind bei Ihren 4 mahligen Wahlen in Brandenburg ſtets unſere Gegner geweſen und ſollten Sie zum 5ten Mahle dort zur Wahl gelangen, dann bürge ich Ihnen dafür, daß die Städter, die das ſchlaffe Havelland für die Zauche eingetauſcht hat, ſiegen und einen Leo[5]) oder dergl. wählen werden. Aus dieſem Grunde empfehle ich Ihnen auch dringend, wenn zur Zeit der Neuwahlen noch Kammern exiſtieren, was Gott verhüten wolle, daß Sie ſich Zauch-Belzig als Wahlkreis erwählen, wo ich Ihnen, wenn mich bis dahin der Schlag noch nicht getödtet hat, für den guten Ausgang ſtehe. Wenn Sie nun aber, wie ich nicht zweifle, der Zauche die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen werden, daß ſie ſtets bei Ihren Wahlen den

[1]) sic. Soll wohl heißen: nicht verwendungsfähig.

[2]) Ein wackerer Bürger, Stadtverordneter, Hauptſtütze des dortigen „Patriotiſchen Vereins“ († 1869).

[3]) Vgl. o. S. 63, Anm. 2.

[4]) Franz Ziegler, ein Führer der Demokraten (1803—76), 1840 Oberbürgermeiſter in Brandenburg, 1849 wegen Teilnahme am Steuerverweigerungsbeſchluß ſeines Amtes entſetzt.

[5]) General Leo, der bei der Wahl am 13. Oktober 1851 in Brandenburg als Bismarcks Gegenkandidat 58 Stimmen erhalten hatte.

Ausschlag gegeben hat, so zeigen Sie sich ihr auch auf eine Ihnen sehr leichte Weise erkenntlich, ich bitte Sie herzlich darum.

In Betracht, daß ich Schulze, Schultze aus Götz[1]) und seinem wirklich großen Einfluß auf den hiesigen Bauernstand es fast allein verdanke, daß es mir gelingen konnte, den guten patriotischen Geist in der Zauche zu erhalten — ein Gleiches gilt von dem Mühlenmeister Schlichting[2]) —, so habe ich schon im November v. J. den Minister Westphalen dringend gebeten, und die gleiche Bitte an den kleinen Manteuffel gerichtet, dem ich noch in jüngster Zeit manchen Dienst geleistet und manchen Auftrag von ihm ausgerichtet, sie möchten beide dafür sorgen, daß ihnen der rothe Adler 4 verliehen würde, den sie wahrlich 100 mahl besser verdienen, wie der Brauer Sens, — aber die Ordensliste vom 18. hat mir gezeigt, daß, wenn man nicht immerwährend Huckepacke auf diesen Herrn reitet, sie alle Betheuerungen vergessen, sobald man den Rücken gekehrt hat. Ueberhaupt scheint man oben unsere Antecedenzen gänzlich vergessen zu haben, seit es glatter geht, und das ist ein großes Unrecht. Lieber wollte ich, man hätte mich mit dem Hausorden verschont[3]), nach dem ich mich wahrlich nicht gedrängt habe, und weil ich von Civilorden überhaupt nicht sehr erbaut bin, — für mich hat er nur deshalb besonderen Werth, weil ihn mir der König an seinem Geburtstage selbst gegeben —, aber wie gesagt, ich hätte ihn lieber nicht gehabt, wenn nur dafür die beiden Genannten decoriert worden wären. Nun bleibt mir freilich, aber nur als letztes Mittel, noch übrig, selbst zum Könige zu gehen, und ihn darum zu bitten, dies spart man sich aber gern bis zuletzt auf, und so will ich mein Heil noch ein Mahl beim alten Manteuffel versuchen und da bitte ich Sie um Ihre gütige und hier gewiß allmächtige Unterstützung. Reißen Sie sich für einen Augenblick von Ihrer Lenkung der Völkerschicksale los, blicken Sie hinab in die kleinen Kreise, die Ihnen ja sonst auch werth waren, tauchen Sie die Feder ein und schreiben Sie mir in Eile einige Zeilen für Manteuffel, die ich ihm übergeben will, vergessen Sie aber nicht, darauf zu apuyren, daß Beide den roten Adler 4. erhalten und nicht das Allgem. Feuer- Noth- und Wasser-Zeichen, denn damit würde man nur verletzen und ärgern, anstatt zu fesseln, besonders wenn dieser Orden für einen demokratischen Brauer nicht zu gut war. Mit Schrecken sehe ich, daß mein Brief so lang geworden, noch dazu mir die Doktoren das Schreiben streng verboten, um den Gänsekopf nicht anzustrengen. —

Sagen Sie mahl, ist Wagener[4]) toll geworden, daß er dem Ministerium so unsinnig opponiert, ich war darauf und daran, ihm den gröbsten Brief zu

[1]) Offenbar ist der Lehnschulze Gutsbesitzer Schulze zu Götz im Kreise Zauche gemeint, der im Juni 1852 auf Arnstedts Verwendung als zweiter Vorsitzender des „Patriotischen Vereins" das Ritterkreuz des Hohenzollernschen Hausordens erhielt.

[2]) In Lehnin.

[3]) Arnstedt erhielt am 15. Oktober 1851 das Ritterkreuz des Hohenzollernschen Hausordens.

[4]) Hermann Wagener, Chefredakteur der Kreuzzeitung (1815—1889).

schreiben, wollte aber erst beide Gerlach's vorher hören. Offenbar hat ihm der Redakteur-Hochmuth im Nacken gesessen, als er die dummen Leitartikel schrieb. —

Wenn Sie mir einige Zeilen gönnen, so erwähnen Sie doch auch, welche Aussichten für Ihre etwannige Rückkehr nach Berlin vorhanden sind.

Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin lege ich mich zu Füßen und bleibe mit treuer Gesinnung stets

der Ihrige
[v. Arnstedt].

Bismarcks Antwort lautet:

XV.

Frankfurt 3. 2. 52.

Verehrtester Freund,

herzlichen Dank sage ich Ihnen für den lang entbehrten Anblick Ihrer Handschrift; daß Sie aber krank sind, glaube ich Ihnen nicht; bei Leuten in unsern Jahren beruht dergleichen meist noch in der subjectiven Auffassung; woran sollten Sie krank werden, bei ihrer mäßigen Lebensweise? ich habe ja immer den vortrefflichen alten lederbraunen Wein allein trinken müssen; ist aber recht gern geschehn. Doch ohne Scherz, ich hoffe, Sie und Krankheit spaßen einstweilen nur miteinander.

Vieck[1]) habe ich in Berlin gesehn. Daß Brandt, um seine Wahl zu sichern, allerhand curiose Sätze machen würde, daran habe ich nie gezweifelt; aber ich begreife nicht, warum er jetzt noch mit zweifelhaften Leuten coquettiren und dabei sich die Regierung zum Feinde machen will. Ich habe ihm darüber auf dem Ordensfest offen meine Meinung gesagt, dasselbe hat der Unter-Manteuffel[2]) darüber gethan, daß B[randt] die Regirung inducirt hat, Sens[3]) den Vogel zu geben. Brandt hatte ihn schon mit Godbersen[4]) auf die vorigjährige Liste eingeschmuggelt; zu mir behauptete er, Sens habe immer zu uns gehalten, was sich schließlich dahin reducirte, daß er das letzte Mal für uns gestimmt haben würde, wenn er anwesend gewesen wäre!

Mit Schulz[5]) und Schlichting[6]) habe ich vor der Hand wenig Aussicht, aber ich will die Sache, wenn ich gegen Ende dieses Monats wieder in Berlin bin, angreifen. Ich habe schon im vorigen Jahre, auf Anregung von Eckenbrecher, versucht, Wolf und Geiseler (Zachow-Tremmen)[7]) auf die Liste zu bringen. Das ressortirt vom Min[isterium] des Innern, und da erklärten

[1]) Vgl. o. S. 66, Anm. 2.

[2]) Karl Frhr. v. Manteuffel, ein jüngerer Bruder des Ministers, Unterstaatssekretär im Ministerium des Auswärtigen.

[3]) Vgl. o. S. 66.

[4]) Wilhelm Godbersen, Kaufmann in der Altstadt Brandenburg, Stadtverordneter, konservativ.

[5]) Vgl. o. S. 67, Anm. 1.

[6]) Vgl. o. S. 67.

[7]) Zachow und Tremmen sind Dörfer im Havellande, nördlich der Havel, Wolf und Geiseler wohl die Wahlmänner dieser Orte.

sie mir den Leuten grundsätzlich keinenfalls etwas Andres als das A.[llgemeine] Ehrenzeichen geben zu können, aber auch da sei es nicht thunlich, für jeden Abgeordneten der Rechten gleich 2 Wahlmänner zu bedenken, Einen vielleicht. Mit dem A. E. ist diesen Leuten aber garnicht gedient, im Gegentheil. Ob ich mit Schulz und Schlichting besser fahre, ist mir sehr fraglich, da man jetzt unzweifelhaft weniger Gewicht auf Wahlen legt als früher, indessen versuchen will ich es, sobald ich wieder in Berlin bin. Der Ober-Manteuffel wird die Sache unzweifelhaft Westphalen zuschieben. Ich denke in 14 Tagen in Berlin zu sein, um mündlich, und hoffentlich unter Ihrer persönlichen Mitwirkung zu verhandeln, haben Sie aber Eile, so schicke ich Ihnen ein Recommandationsschreiben, auf welches Fra Diavolo [1]) aber voraussichtlich an den Rand schreibt: br[evi] m[anu] Min. d. J.—

Hier gehn die Sachen schlecht; die Oestreicher führen eine Fähnrichspolitik; Schwarzenberg scheint sich sein Verhältniß zu uns etwa so zu denken, wie das eines leicht angetrunkenen Junkers vom Reg. Garde du-Corps zu einem Nachtwächter, dessen äußersten Zorn man schließlich mit einiger bonhommie und 2 Th. baar besänftigt. So lange dieser arrogante Windbeutel an der Spitze von Oestreich steht, laufen wir stets Gefahr in die Stellung von 1850 zurückzufallen, wenn auch mit besserem Recht auf unsrer Seite als damals. Ich habe mich gewundert bis hierher ohne den Besuch einer der 21 Bundes-Perrücken zu bleiben, eben wird die Hessische [2]) gemeldet. Legen Sie mich der gnädigen Frau so lang ich bin zu Füßen.

Der Ihrige

v. B.

(verzeihn Sie daß ich einen von meiner Frau verstümmelten Bogen gefaßt habe).

XVI.

Arnstedt an Bismarck.

Arnstedts Antwort lautet:

Gr. Kreutz d. 16/3. 1852.

Verehrtester Freund!

Die Zeitung verkündigt mir zu meiner großen Freude, daß Sie wieder in Berlin sind und am liebsten würde ich sogleich zu Ihnen geeilt sein, um Ihnen noch herzlichst zu danken für Ihren Brief vom 3. Februar, aber leider bin ich nicht so wohl auf, daß ich dies thun könnte, sondern wirklich leidend, wie Sie es in dem gedachten Schreiben für unmöglich halten. Doch das ist Nebensache gegen dasjenige, was meine Seele tief bekümmert. Ordentliche Nachrichten erhalte ich außer durch die +Zeitung spärlich seit Bertha [3]) in

[1]) Manteuffel.

[2]) Geheimer Rat v. Trott, kurhessischer Bundestagsgesandter.

[3]) Seine Schwägerin Gräfin zu Münster-Meinhövel, geb. v. d. Marwitz, bis 1851 Hofdame der Königin Elisabeth, dann mit dem Militärbevollmächtigten in Petersburg vermählt.

Petersburg sitzt, gar nicht mehr. Gerlach und Niebuhr [sind froh], nicht mehr schreiben zu müssen, als ihr Amt mit sich bringt, daher erfahre ich nur unsichere Gerüchte, und so erlauben Sie mir nur einige Fragen.

Ist es wahr, daß unser treues Ministerium[1]) seit dem 5ten d. Mts. noch immer auf der Kippe steht? —

Halten Sie es irgend wie ersprießlich, daß ich mit einer Deputation etwa von 4 Ritterguts-Besitzern und 8 Bauern — (Schulzen) aus der Zauche nach Charlottenburg gehe, und dem Herrn in Ihnen bekannter Manier mein Herz ausschütte? — Dazu werde ich immer noch Kraft genug haben und wäre ich auch halb tod. —

Stehen die Sachen wirklich so schlimm, wie mir kund geworden, dann begreife ich die echten Schwarzweißen im Lande nicht, daß sie so feiern, es sei denn, sie kennten die Vorgänge nicht. Vergebens spähe ich in der +Zeitung jeden Morgen nach solchen Lebenszeichen, zu denen ich kürzlich in 2 Adressen an Manteuffel und Westphalen den Anstoß gegeben . . .

Mit treuer Anhänglichkeit stets

der Ihrige

v. Arnstedt.

Bismarck erwiderte ihm:

XVII.

Berlin[2]) 18. 3. 52.

Verehrtester Freund

Für Ihr gestern erhaltenes liebenswürdiges Schreiben sage ich Ihnen meinen herzlichen Dank, und wünsche vor allen Dingen daß Sie bald wieder die volle alte Rüstigkeit finden, um wie bisher die Stelle auszufüllen, die Gott Ihnen angewiesen hat.

Was Ihre Fragen anbetrifft, so glaube ich, daß für den Augenblick die Sache nicht „auf der Kippe" steht, und die ausgestreuten Gerüchte über Ministerwechsel mehr ein Versuch waren um den Eindruck zu beurtheilen, vielleicht auch eine Börsenspeculation à la baisse. Ich glaube daher daß Sie den Schritt einer energischen Deputation lieber aufschieben, um so mehr, als die jüngste Vergangenheit allerdings fürchten läßt, daß der Moment bald kommen kann, wo es gilt, alle Anstrengungen zu machen. Die jüngsten Vorfälle haben Allen gezeigt was wir längst wußten, daß sich Intriguanten zwischen S. Majestät und die Minister gedrängt, und dort einen Einfluß auf die allerhöchsten Entschließungen erlangt haben, der den Ministern in wichtigen Fällen nichts übrig läßt, als ihren Namen zu Maßregeln herzugeben, die ohne sie berathen sind, und ihren Ueberzeugungen widersprechen. Eine solche Stellung ist natürlich nicht lange haltbar, namentlich wenn sie

[1]) Manteuffel.

[2]) Bismarck wohnte im Ministerium des Auswärtigen.

auf eine so schonungslose Weise vor der Oeffentlichkeit bloßgelegt wird, wie es in der bekannten Sitzung der jetzigen ersten Kammer über die Gestaltung der künftigen durch Vermittlung des Grafen Fürstenberg [1]) geschah, wo dieser, ein Mann der Opposition und rheinischer Ultramontaner, den verantwortlichen Räthen der Krone einen Kön.[iglichen] Befehl überbrachte, von dem die Minister offenbar nichts wußten und der in Widerspruch mit dem stand, was Manteuffel soeben amtlich erklärt hatte.

Ich muß leider schließen da mich Geschäfte abrufen. Bitte empfehlen Sie mich in aller Unterthänigkeit der gnädigen Frau und werden Sie bald gesund.

Der Ihrige
v. Bismarck.

XVIII.

Verehrtester Freund

Der Empfang Ihrer wohlbekannten Schriftzüge war mir eine angenehme Ueberraschung in diesem heißen und menschenleeren Steinhaufen; ich muß aber meinen Dank damit beginnen, daß ich mich gegen ein Vorurtheil verwahre, welches sich, unterstützt von Ihrer eignen Tintenscheu, immer fester bei Ihnen setzt, daß nämlich kurze Briefe von Ihnen mir lieber wären als lange. Wenn man wie Sie ein gutes Herz für mich hat, gescheute Worte u. deutliche Buchstaben schreibt, so können Sie es immer einmal mit 3 Bogen versuchen, ohne den leisesten Anflug von Bestürzung bei dem Adressaten zu provociren. Außer diesem Ihrem Geiz mit Tinte, muß ich mich gegen die Empfindlichkeit der Wähler mit dem vollen Bewußtsein verkannter Unschuld wehren. Ich habe im Laufe des Winters 8, geschrieben acht Mal die Reise nach Berlin und zurück gemacht, jedesmal 175 Meilen, außerdem 3 Reisen nach Hanover, viele nach Carlsruh, Manheim, Coblenz, Cassel, dann nach Wien, und es ist gering angeschlagen, wenn ich behaupte, weit über 2000 Meilen zurückgelegt zu haben. Seit dem März 48 bin ich niemals länger als 4 Wochen mit Frau und Kindern unter Einem Dach gewesen, u. so lange auch nur Einmal; von der Mobilmachung [2]) bis vor 6 Monaten habe ich meine Frau Einmal 24 Stunden gesehn, und um das möglich zu machen, bin ich von Frankfurt nach Bütow gereist, hin und her 275 Meilen und davon 66 ohne Eisenbahn. Nicht eine Stunde habe ich bei meiner achtmaligen Anwesenheit in Berlin zu meinem Vergnügen oder nach meinem eignen Willen verwenden können, nicht einmal essen wo und was ich wollte. Ein Mal erinnre ich, daß ich mich glücklich fühlte weil [ich] in einer Kneipe für mein Geld und

[1]) Graf Fürstenberg-Stammheim, ein Anhänger Bethmann-Hollwegs, des Großvaters des jetzigen Reichskanzlers. Vgl. zu diesen Vorgängen vom 5. März Jordan, Friedrich Wilhelm IV. und der preußische Adel (1909), S. 199 f.

[2]) November 1850.

sans gêne soupiren konnte mit 2 Freunden, aber nicht öfter so lange ich in F[rankfurt] ernannt bin; sonst bin ich aus den Ministerial-Conferenzen, dem Antichambriren bei Hof, der Kammer und dem Wühlen bei Einzelnen kaum zur Schlafenszeit zu Athem gekommen, wenn ich in Berlin war. Wie gern hätte ich mich einmal in Kreutz erholt, bei Ihrem vorzüglichen alten Rheinwein! aber kein Schirrmeister hat je so ein Leben geführt wie ich, seit ich angestellt bin. Nur hier habe ich faule Tage jetzt, und sehe, daß der Bundestag trotz seiner Ferien doch mehr arbeitet als die gesammte übrige Diplomatie.

Doch ich schwatze immer von mir, und antworte nicht auf den eigentlichen Inhalt Ihres Briefes. Ich habe keine Ahnung gehabt, daß der Brühl[1]), von dem ich hier auf dem Casino gelegentlich sagen hörte, daß er krank sei, unser von mir sehr verehrter liebenswürdiger General ist, sonst hätte ich ihn längst aufgesucht, schon aus egoistischen und dienstlichen Gründen, da niemand mich hier besser orientiren kann in Betreff so vieler mir fremder Personen; aber auch abgesehn davon bin ich mit wenig Leuten lieber zusammen als mit ihm, und will noch heut die Jakober Straße aufsuchen. Die Stadt hier ist im Sommer schlecht zu bewohnen, und wer fort kann ist fort. Die Leute sind sonst sehr liebenswürdig, mit Ausnahme der Minister, mit denen es allerdings schwer scheint sich zu vereinbaren, da die hiesige Regirung nur von ihren, nichts von unsern Wünschen und Bedürfnissen wissen will, uns die erstern als allgemeine deutsche Interessen aufbinden will, und nicht an die Wahrheit des Sprichwortes glaubt „Eine Hand wäscht die andre". Ich fühle mich hier sehr vereinsamt, und sehne mich bis zum Krankwerden nach den Meinigen, deren Kreis mit Gottes Hülfe in den nächsten Wochen um Eins vermehrt werden soll[2]), so daß mich die Sorge um diese Katastrophe sehr beunruhigt. Ich hoffe bis dahin noch in Frankfurt zu sein. Den 25. soll ich zum Kaiser[3]) nach Ofen kommen, und dann will ich um Urlaub bitten. Es ist lächerlich daß ich den brauche, um auf meinen Posten nach Fr.[ankfurt] gehn zu dürfen.

Hier wurde ich gestern unterbrochen, und den ganzen Tag, jetzt ist es 5, habe ich heut geschrieben, daß die Finger schmerzen, Hols der —, ich kann nicht mehr.

Mit der Bitte mich Ihrer Frau Gemalin zu Füßen zu legen

der Ihrige

v. Bismarck.

Wien [20.]21. 6. 52.

[1]) Graf Friedrich v. Brühl (1791—1859), der Schwiegersohn Gneisenaus, zuletzt Generalleutnant.

[2]) Am 1. August 1852 wurde Graf Wilhelm v. Bismarck in Frankfurt a. M. geboren.

[3]) Franz Joseph.

XIX.

Arnstedt an Bismarck.

Berlin, d. 27. September 1852.

Verehrtester Freund!

Meine Anwesenheit hier beim Landtage[1]) wird Ihnen die Orts-Signatur oben erklären, da Sie nur gewohnt sind, von Kreutz aus Plagebriefe von mir zu erhalten. Gern schriebe ich Ihnen wohl ausführlich über unsere Zänkereien mit Städten und Bauern, ich leide aber seit vier Wochen schon so an einer rheumatischen Augenentzündung, daß die Aerzte mir das Schreiben und Lesen fast ganz verboten haben. Dies ist nun wieder zu Ihrem Vortheil, denn Sie entgehen dadurch dem ziemlich trockenen Bericht über unser Treiben, was im Allgemeinen nur die Wiederholung des alten Liedes ist: Mißtrauen gegen die Ritterschaft von Seiten der Andern, zuletzt aber dennoch Einigung, so lästig auch oft die Ouvertüre. Im Ganzen werden unsere Kreis- und Provinzial-Tagsatzung wohl noch ziemlich unbeschnitten durchkommen, besonders, wenn man Oben fest bleibt und unsere Arbeit da nicht umsonst ist. — Doch nun zu unseren bevorstehenden Wahlen. Wie Ihnen bekannt, sollten die Wahlbezirke für die IIte Gott sei bei uns! anders begränzt werden u. danach sollte Zauch-Belzig allein 1 Abgeordneten haben und wählen; davon ist man nun aber wieder abgegangen, wie mir Manteuffel gestern sagte, das bleibt beim Alten, d. h. Brandenburg ist wieder der alte Kampfplatz. Dies verändert nun für mich die Lage sehr, wäre man beim ersten Vorsatz geblieben, so wäre für mich Wählen und eine Vorwahl nicht nötig gewesen, denn noch habe ich Zauch-Belzig fest im Schleppthau, mit Brandenburg und Westhavelland ist das aber ein Anderes, an ersterem Orte wählt Ziegler seit 1/2 Jahre natürlich gegen Sie, und im Havelland kümmert man sich wie gewöhnlich um nichts weiter, als um die unschuldigen Freuden der Tafel. Bei der isolierten Wahl von Zauch-Belzig wäre es nur nöthig gewesen, daß Sie mich in der 11. Stunde autorisiert hätten, Sie wählen zu lassen, wegen Brandenburg muß ich Sie aber jetzt schon bitten, mir positiv zu erklären, ob Sie gesonnen sind, die Wahl anzunehmen, und ob Ihr Amt Ihnen gestattet, den Kammersitzungen dauernd beizuwohnen, weil ich oberflächlich vernommen, daß man von der Gegenseite sich des Einwandes bedienen wird, daß Sie durch Ihre hohe Stellung verhindert wären[2]), und dem muß ich begegnen können,

[1]) Beim Kreis- und Provinziallandtag, dem Arnstedt zeitweis (so auch 1851 54) als Vertreter der Ritterschaft des Kreises Zauche angehört hat.

[2]) Am 28. September schrieb Professor Hornig, der Vorsitzende des Patriotischen Vereins in Brandenburg, an Arnstedt: „Was nun zunächst Herrn v. Bismarck anbelangt, so bin ich mit seinem politischen Glaubensbekenntniß gewiß einverstanden; ich habe aber nur allein darum bei der Candidatur von ihm abgesehen, weil ich ihn in Frankfurt für dringend nothwendig halte, weil ich in ihm die geeignetste Persönlichkeit zu erkennen glaube, die Preußische Ehre gegen Oestreichische Anmaßung zu vertreten; er ist dort, wie ich auch zufällig aus Privatmittheilungen weiß, unentbehrlich und jedes mal

wenn der Erfolg sicher sein soll. Uebrigens versichere ich Sie, daß Sie gewiß nicht wieder die alte Rohrdommel, den Pochhammer[1]) zum Collegen haben sollen, nein, Sie sollen, wenn Sie es wollen, in guter Gesellschaft wieder gewählt werden. Da die Wahlen gleich nach der ersten Hälfte des Oktober stattfinden sollen, so bitte ich Sie um baldige Antwort.

Unterdessen wünsche Ihrer Frau Gemahlinn Gnaden unterthänigst empfohlen zu sein und verbleibe mit unwandelbarer Freundschaft stets

der Ihrige

v. A[rnstedt].

Wahrscheinlich schließen wir Sonnabend d. 2./10., ich bitte Sie daher, mir nach Kreutz zu schreiben.

XX.

Arnstedt an Bismarck.

Gr. Kreutz, d. 10. October 1852.

Verehrter Freund!

In der Besorgniß, daß Sie mein Schreiben aus Berlin vom 27ten v. Mts. nicht erhalten haben, worin ich Sie so dringend bat, mir umgehend zu schreiben, ob Sie wieder zur II. Kammer von uns Zauchern und Havelländern gewählt sein möchten, bleibt mir nichts übrig, als Ihnen diesen unfrankierten recommandirt-Brief zu senden und meine dringende Bitte zu erneuern. Die Wahlen nähern sich mit großen Schritten und es wird hohe Zeit, die Wählerei wieder anzufangen, da die Gegenparthei wahrlich nicht ruht und geruht hat. Für unseren Wahlort Brandenburg haben sich, natürlich nur für den Fall, daß Sie durch Ihre amtliche Stellung verhindert wären, den Kammersitzungen beizuwohnen und unser Mandat anzunehmen, der Minister von Westphalen[2]) und Niebuhr[3]) erboten, die Candidatur anzunehmen und Beide wünschen nun von mir Bescheid, ob Sie annehmen werden oder nicht, weil dann einer von Beiden sich anderweitig wählen lassen muß. Sie mögen schrecklich mit Arbeit gehetzt sein, Sie werden doch aber eine Schreiberseele haben, durch die Sie mich mit einem kurzen Ja oder Nein versehen können, und sollte eine Lohnhand fehlen, so ist ja die zarte Hand Ihrer hochverehrten Frau Gemahlinn

soll seine Abwesenheit von Frankfurt nachtheilig gewesen sein. Diese getheilte Thätigkeit zwischen Frankfurt und Berlin ist an beiden Orten nur eine halbe Thätigkeit und ich bin kein Freund von halben Geschichten. Deswegen, aber auch nur deswegen wünschte ich, Herr von Bismarck entscheide sich für Frankfurt. Ich bin aber durchaus mit Ew. Hochwohlgeboren einverstanden, Herrn von Bismarck darüber zu hören und war ich schon entschlossen, an ihn zu schreiben, lege aber jetzt diese Angelegenheit mit dem unbedingtesten Vertrauen in Ihre Hand . . ."

[1]) Geh. Oberfinanzrat, konservativer Gegenkandidat Bismarcks seit dem Juli 1849.

[2]) Vgl. o. S. 63, Anm. 3.

[3]) Vgl. o. S. 62, Anm. 5.

schon einmahl so freundlich herablassend gewesen, mir in Ihrem Auftrage zu schreiben, — also an der Möglichkeit zu meiner Befriedigung fehlt es Ihnen nicht.

Mit meinem tiefsten Respect für Frau Gemahlinn Gnaden und mit treuer Gesinnung gegen Sie stets

der Ihrige
v. Arnstedt[1]).

Bismarcks Antwort lautet:

XXI.

Verehrtester Freund

Diesmal war es wirklich nicht Faulheit von mir, daß ich mit der Antwort zögerte, bis Sie Ihrer sittlichen Entrüstung in einem wohberechtigten „recommandirt" Luft machten; wobei ich Sie übrigens wegen des unfrankirten beruhigen kann, indem recommandirte immer zugleich frankirte sind, wie Ihr Postbuch zu meinem Bedauern ausweisen wird.

Doch zur Sache. Als ich Ihr erstes Schreiben erhielt, mit der Frage, ob es mir mein Amt möglich ließe, dauernd in der Kammer anwesend zu sein, hätte ich darauf, wenn überhaupt „umgehend", mit nein antworten müssen. Wenn ich mich auch nicht scheue, im nächsten Jahre wieder 2 bis 3000 Meilen zu fahren, so bringt es doch die Doppelexistenz mit sich, daß ich sowohl in der Kammer als im Bundestage als Zugvogel den Einfluß und die Position verliere, die nur durch anhaltende Gegenwärtigkeit conservirt werden können. An einem andern diplomatischen Posten kann die Regierung leicht den Gesandten durch den Secretär als Geschäftsträger vertreten lassen. Hier aber dürfen verfassungsmäßig nur wirkliche Bundestagsgesandte an den Sitzungen theilnehmen, und sobald ich fortgehe, muß ich entweder einem fremden Gesandten meine Stimme übertragen, oder die Regirung muß mich förmlich abberufen, und einen neuen Preußischen Bundestagsgesandten ernennen, was für die Sache, als doppelter Personenwechsel, nachtheilig und für mich beunruhigend sein würde, indem ich vielleicht nach 6 Monaten froh sein könnte, wenn der Vertreter bloß meinen Posten, und nicht noch Frau Kinder Pferde und Hunde obenein behielte. Ich kann also eine dauernde

[1]) Am 14. Oktober schrieb Professor Hornig aus Brandenburg an Arnstedt: „Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich, auf Ihre gütigen Zuschriften vom 13. u. 14t. ganz ergebenst zu erwiedern, daß das Stillschweigen des Herrn von Bismarck wahrhaft peinlich und, grade herausgesagt, etwas rücksichtslos ist. Ich habe gestern Abend ein Wahlkommittée gebildet, in dem man einstimmig sich dahin erklärte, Herr von B. möge, unter den obwaltenden Umständen, doch ja in Frkf. bleiben. Wenn der Herr Minister seine Wiederwahl so sehr wünscht, so sehe ich nicht ein, wie dieselbe bei dem hartnäckigen Schweigen des Herrn v. B. möglich sein soll, da wir uns durchaus erklären und sofort erklären müssen, welche Candidaten wir aufstellen wollen . . . Auf Herrn v. B. ist es aber wegen Kürze der Zeit, nicht mehr möglich zu reflectiren, und das ist ganz allein seine eigne Schuld . . ."

Anwesenheit in der Kammer nicht versprechen, und halte es überhaupt meiner amtlichen Stellung entsprechender, für jetzt nicht Kammermitglied zu sein, da ich mich doch nicht in alter Freiheit bewegen darf. Was also mein „nein" zurück hielt, war nur die Rücksicht darauf, daß S. Majestät und die Regirung mir einen Vorwurf aus der Ablehnung machen, und die Leute von mir sagen würden, der hat sein Schäfchen ins Trockne gebracht, und zieht sich nun [aus] dem Gefecht. Ich habe deshalb an das Ministerium mit offner Darlegung obiger Gründe geschrieben, und erklärt, daß ich, so lange ich im Dienst wäre, den Wünschen der Regirung in dieser Beziehung mich fügen würde. Das geschah unmittelbar nach Empfang Ihres ersten Schreibens, und bis jetzt habe ich keine Antwort, darin lag der Grund der gröblichen Zögerung Ihnen gegenüber. Ich bin also in die Nothwendigkeit gesetzt, meine Erklärung ohne Rücksicht auf die etwaigen Wünsche meiner Vorgesetzten zu geben, und nur meine eignen zu Rathe zu ziehn, die dahin gehn nicht gewählt zu werden; aber in der Art, daß dies nicht als das Resultat einer ausdrücklichen Weigerung meinerseits, eine Wahl anzunehmen, hervortritt, sondern daß unsre Freunde von selbst zu der, der Wahrheit entsprechenden, Ueberzeugung gelangen, daß man nicht gleichzeitig Kammermitglied in Berlin und Bundesgesandter in Frankfurt sein kann. Ihnen gegenüber spreche ich mich mit gewohntem Vertrauen in dieser Art aus, Sie werden es mit der bewährten Schlauheit des alten Offiziers schon so einzurichten wissen, daß es weder den Eindruck macht, als ließe die Wählerschaft ihren bisherigen Vertreter wegen Mangel an Vertrauen fallen, noch auch den, als ob ich es bequemer fände mein Gehalt in Ruhe zu verzehren, und deshalb den Kampfplatz verließe.

Ich habe 2 sehr unangenehme Wochen gehabt. Mein Haus wurde verkauft und nach hiesigem Recht[1]) mußte ich die Wohnung, in der ich eben mit bauen und einrichten fertig war, verlassen, und zwar schleunigst. Ich habe ein sehr weniger angenehmes Logis bezogen, welches bis heut noch alle Arten Handwerker einnehmen, während ich mit Familie in einem Gartenpavillon lebe. Dabei trifft mich der 15. October[2]), der hier besonders feierlich begangen wird, immer im Stadium der Einrichtung. Sonst geht es den Meinigen Gott sei Dank wohl.

Verzeihn Sie mir alle Noth die ich Ihnen gemacht habe; ich hoffe Sie haben Sich in bewährten Kernsprüchen[3]) über meine Faulheit Luft gemacht. Bewahren Sie mir Ihre Freundschaft und seien Sie der meinigen in alter Treue sicher, vor allem aber legen Sie mich Ihrer Frau Gemalin zu Füßen.

Fr.[ankfurt] 13. 10. 52. Der Ihrige

v. Bismarck.

[1]) „Kauf bricht Miete."

[2]) Der Geburtstag des Königs.

[3]) Arnstedt war wegen seiner Grobheit berühmt.

XXII.

Arnstedt an Bismarck.

Gr. Kreutz, d. 22/10. 1858[1]).

Verehrtester Freund!

Ew. Excellenz gestatten mir wohl noch, ungeachtet der Höhe Ihres politischen Standpunkts, diese vertrauliche Anrede aus einer besseren Zeit. Ich sage besser, denn ich bin völlig durchdrungen davon, daß das Jahr 48 u. die folgenden besser waren als jetzt. Damahls graulten sich die Leute wenigstens noch, glaubten an Gefahr und scharten sich Rettung suchend, um uns. Heute ist das ganz anders, der 10jährige Schlummer der Regierung hat seine Früchte getragen, ist ansteckend gewesen, Alles schlummert mit, glaubt nicht an Gefahr, bis das unsanfte Erwachen zum dämlichen Erstaunen Aller u. zwar bald kommen wird. Leider fehlt mir dann hier der sichere zuverlässige Freund v. Bismarck-Schönhausen u. ich — bin 10 Jahr älter u. also schwächer geworden, dennoch werde ich meine Schuldigkeit thun, wie ich es unserem gütigen Könige an jenem Octobertage 48 in Sans-souci in Ihrem Beisein versprochen habe, als der wackere Schierstädt in seiner wohlgeschulten Rede stecken blieb. Doch wohin verirren sich meine Gedanken! . . .

Unzählige Mahl bin ich nach Berlin geeilt, wenn ich in der + Zeitung laß, der H. Bundestags-Gesandte sei in Berlin angekommen, und wenn ich dann im Hôtel des Princes mich melden lassen wollte, war die Excellenz bereits wieder davon geflogen. Leicht könnte es mir heute oder morgen wieder so gehen, daher wende ich mich zu diesem Notbehelf. . . . [Folgt die Bitte, dem Sohn eines Mitkämpfers aus Brandenburg ein Stipendium zu verschaffen.]

Wahrscheinlich nächsten Montag kommt mein Schwager Marwitz[2]) mit seiner Braut und dem neuen Schwiegervater auf einige Stunden hierher, o wie liebenswürdig wäre es von Ihnen, wenn Sie uns das Opfer brächten, mit von der Parthie zu sein, dies läßt Ihnen auch meine Frau sagen, u. ihren freundlichen Gruß dazu. Mit treuer Anhänglichkeit sagt Ihnen ein herzliches Lebewohl

Ihr devoter Freund und Diener
v. Arnstedt.

[1]) Bismarck am Rande: Rüthnick [Sohn eines Lehrers in Brandenburg] an Pernice empfehlen.

[2]) Bernhard v. d. Marwitz, der Sohn des Generals, bald darauf Landrat, 1858 vermählt mit Marie Gräfin v. Itzenplitz, einer Tochter des späteren Ministers.

Der Krieg und das Wetter.

Von

Otto Baschin.

Es ist eine alltägliche Erfahrung, daß die Witterung einen weitgehenden Einfluß auf die verschiedenen Arten der menschlichen Betätigung ausübt, dem wir wohl nur aus dem Grunde nicht die gebührende Aufmerksamkeit schenken, weil die abstumpfende Macht der Gewohnheit uns diese Tatsache nicht so klar zum Bewußtsein kommen läßt, wie es der Bedeutung des Zusammenhanges angemessen wäre. Wer jedoch die zahlreichen Beziehungen, welche die meteorologischen Erscheinungen mit fast allen Gebieten des Kulturlebens verknüpfen, schärfer ins Auge faßt, der wird auch die Beeinflussung nicht übersehen können, die kriegerische Operationen aller Art durch meteorologische Faktoren erleiden können.

Die Strategie und die Taktik sind stets, so lange Völker miteinander Krieg führen, in weitgehendem Maße von der Witterung abhängig gewesen, und die Beziehungen zwischen Meteorologie und Strategie reichen somit bis in die graue Vorzeit zurück. Auch der heutige hohe Stand der Kriegstechnik hat daran fast nichts zu ändern vermocht, wie die Ereignisse des gegenwärtigen Krieges deutlich zeigen. Selbst die bekanntlich stets in der knappsten Form gehaltenen Berichte unserer obersten Heeresleitung lassen häufig den ausschlaggebenden Einfluß des Wetters erkennen. Ja, um Mitte Januar 1915 enthielten die Meldungen vom Kriegsschauplatz mitunter überhaupt nichts anderes als die Mitteilung, daß Regen, Sturm oder trübe Witterung die Gefechtstätigkeit behindert oder ganz ausgeschlossen hätten.

Wesentlich neueren Datums dagegen ist der Einfluß, den umgekehrt die Kriegführung auf die Meteorologie ausgeübt hat. Hier sind wir auch in der Lage, den Beginn dieses Einflusses auf den Tag genau feststellen zu können. Am 14. November 1854 empfing die Wetterkunde gerade durch ein kriegerisches Ereignis, auf das ich später zurückkommen werde, eine so energische Anregung, daß wir den Beginn ihrer Entwicklung zu einer modernen, auf exakten Beobachtungen beruhenden Naturwissenschaft von diesem Zeitpunkt an datieren können. Es ist daher gewissermaßen die Erfüllung einer Dankespflicht, wenn die junge Wissenschaft der Meteorologie sich nun ihrerseits der Kriegskunst erkenntlich zeigt für die Anregung, die sie ihr verdankt, und sich heute in

anerkennenswerter und erfolgreicher Weise als Militärwetterdienst der Organisation unseres Heeres einordnet.

Wir wollen nun versuchen, einen Überblick zu gewinnen über den Nutzen, den meteorologische Kenntnisse im Kriege haben können, und uns dabei vor allem auf zahlreiche Beispiele aus der Kriegsgeschichte stützen.

Daß in erster Linie eine genaue Kenntnis der allgemeinen klimatischen Verhältnisse des Kriegsschauplatzes bereits in den ersten Stadien der Vorbereitung zum Kriege von größter Bedeutung ist, dürfte ohne weiteres einleuchten, denn schon die Kleidung der Truppen muß diesen Verhältnissen angepaßt sein. Schwierig gestaltet sich die Bekleidungsfrage in einem Lande, das, wie z. B. manche Gebiete des östlichen China, sehr kalte Winter und sehr warme Sommer hat, wenn, wie es bei unserm Chinafeldzug nur in beschränktem Maße der Fall war, der Krieg in der Übergangszeit geführt werden muß, also doppelte Ausrüstung erforderlich ist. In dem 1883 erschienenen klassischen Werke des Freiherrn Colmar v. d. Goltz „Das Volk in Waffen" findet sich folgende Stelle: „Noch ist niemand auf den Einfall gekommen, eine Strategie oder eine Taktik für die verschiedenen Jahreszeiten zu schreiben, und doch ist deren Bedeutung ebenso groß wie der so oft langatmig behandelte Einfluß des Geländes." Allerdings fällt ja die geschickte Wahl der Jahreszeit, in welcher die Feindseligkeiten beginnen, mehr den Diplomaten als den Strategen zu und gehört deshalb streng genommen nicht zur Strategie; doch dürften glücklicherweise wohl auch die Gutachten militärischer Kreise auf die definitive Entscheidung über Krieg oder Frieden stets von ausschlaggebender Bedeutung sein. Jedenfalls ist eine Vertrautheit mit dem Klima aller der Gebiete, welche für die Kriegführung in Betracht kommen, von größter Wichtigkeit nicht nur für die militärischen Operationen an sich, sondern auch für die Ausrüstung mit Kleidung, Zelten, Schlafsäcken und Decken, für die hygienischen und medizinischen Maßnahmen zum Besten der Truppen, für den Abtransport der Verwundeten, die Zufuhr und die Zusammensetzung des Proviants, die Beurteilung der Marschleistung, die Beeinflussung der Verkehrswege und zahlreiche andere Einzelheiten.

Aber das Klima eines Gebietes ist ja nur die Gesamtheit der atmosphärischen Zustände eines längeren oder kürzeren Zeitabschnittes, wie sie durchschnittlich zu der betreffenden Zeit des Jahres einzutreten pflegen, und dementsprechend beruhen die zahlenmäßigen Angaben über klimatische Verhältnisse auf Durchschnittswerten, die als Mittel aus langen Zahlenreihen meteorologischer Einzelbeobachtungen berechnet worden sind, welch letztere sich über eine stattliche Anzahl von Jahren erstrecken müssen, wenn sie einigermaßen zuverlässige klimatische Daten liefern sollen.

Spielt somit das Klima für die Gesamtorganisation der Schlagfertigkeit des Heeres und den Feldzugsplan im großen und ganzen eine Hauptrolle, so kommen andererseits für die Einzelaktionen mehr die jeweilig herrschenden

Witterungszustände in Betracht, die nur einzelne Phasen in der Aufeinanderfolge der Erscheinungen bilden.

Diesen Einzelerscheinungen aber kommt infolgedessen auch eine Wichtigkeit zu, die weit über die Bedeutung hinausgeht, die sie in der Klimatologie oder in der Wetterkunde spielen.

Nehmen wir, um dies noch etwas deutlicher zu machen, als Beispiel ein typisches starkes Sommergewitter von mehrstündiger Dauer an, wie sie bei uns zu den durchaus nicht seltenen Erscheinungen gehören. Für das Klima kommt ein solches Gewitter gar nicht in Betracht, denn in der Klimatologie spielt nur die durchschnittliche Zahl der Gewittertage, die z. B. in Berlin 15,6 jährlich beträgt, eine wesentliche Rolle. An ihr wird durch ein einzelnes Gewitter nichts geändert. Aber auch für die Meteorologie ist ein solches Gewitter, wenn es in normaler Weise verläuft, ohne Belang.

Dagegen können im Kriege zahlreiche Einzelheiten dieser komplizierten Erscheinung von ausschlaggebender Bedeutung werden. Häufig kommt es z. B. vor, daß das Gewitter einen kleinen Fluß nicht zu überschreiten vermag, so daß die jenseits befindlichen Truppen unbehindert sind, während die diesseitigen durch heftige Regengüsse, welche die Luft undurchsichtig machen, außer Gefecht gesetzt werden. Der Schein der von Wolke zu Wolke zuckenden Blitze kann die eine Partei in der Nacht taghell beleuchten, während die andere durch den Schatten von dichten Wolkenmassen geschützt im Dunkel bleibt. Während die Gewitterwolke auf einen bestimmten Landstrich enorme Regenmassen oder schwere Hagelschauer niedersendet, kann sie über benachbarte Gegenden dahinziehen, ohne einen Tropfen Regen zu spenden. Es ist demnach wohl möglich, daß ein solches atmosphärisches Phänomen den Ausgang einer Schlacht entscheidet, während es klimatisch wie meteorologisch völlig belanglos bleibt.

Wir sehen also, daß für die Wissenschaft, wenn sie den praktischen Bedürfnissen der Kriegführung Rechnung tragen will, ganz neue Aufgaben erwachsen können, indem sie solchen Zusammenhängen nachzuspüren hat, die zwar wissenschaftlich bedeutungslos sind, im Kriege jedoch von größter Wichtigkeit werden können. Bevor die Wetterkunde sich jedoch an diese Probleme, deren Lösung der Zukunft vorbehalten bleiben muß, heranwagt, hat sie zu untersuchen, in welcher Weise die einzelnen meteorologischen Faktoren, aus denen sich das, was man als Wetter bezeichnet, zusammensetzt, die Kriegführung beeinflussen.

Dabei wollen wir uns, bevor wir zu den kriegerischen Operationen selbst übergehen, der Tatsache erinnern, daß die Witterung in einer zwar indirekten, aber deshalb nicht minder wichtigen Weise für die Kriegführung in Betracht kommt. Wir empfinden ja jetzt bereits in unserer täglichen Lebensführung, daß die modernen Kriege nicht nur rein militärische, sondern auch wirtschaftliche Kämpfe sind, und daß auf dem Kampfplatz des Wirtschaftslebens der

Krieg oft mit größerer Erbitterung geführt wird wie auf dem Schlachtfeld. Auch hängt der siegreiche Ausgang dabei nicht nur von uns, sondern vor allem von der Gunst der Natur ab. Wir wissen zwar, daß Deutschland imstande ist, die erforderliche Nahrungsmenge zur Not selbst zu produzieren. Aber wir können darauf nur dann hoffen, wenn die Ernte einen guten oder wenigstens einen mittleren Ertrag liefert. Sollten wir jedoch in diesem Jahre infolge schlechten Wetters mit einer Mißernte rechnen müssen, so dürfte auch der heldenhafteste Opfermut unserer braven Truppen nicht das Unheil wett machen können, das die feindliche Natur unserm Vaterlande zufügen würde. Gegen diesen Feind im eigenen Lande sind wir eben völlig wehrlos.

Anders dagegen ist es auf dem Schlachtfeld. So groß auch der Einfluß des Wetters häufig auf den Ausgang der Gefechte gewesen sein mag, so zahlreich sind andererseits die Beispiele, in denen Tapferkeit und Todesverachtung den Sieg über die Ungunst der Natur davongetragen haben.

Versuchen wir nun, uns einen Überblick darüber zu verschaffen, welche Eigenschaften der Truppen und des Kriegsmaterials hauptsächlich den Einflüssen des Wetters unterliegen.

Wohl braucht man heute im allgemeinen nicht mehr mit der Möglichkeit zu rechnen, daß schlechtes Wetter auf abergläubische Gemüter so völlig entmutigend wirkt, wie dies im Frühling 1360 der Fall war, als Eduard III. in der Nähe von Chartres in Frankreich einen der entsetzlichsten Gewitterstürme erlebte, welche die Geschichte kennt. Die gewaltige Windstärke, das Niederprasseln großer Hagelstücke, das unaufhörliche Einschlagen heftiger Blitze, die rings um den Herrscher Hunderte von seinen Leuten niederstreckten, verursachten bei dem König eine so starke seelische Depression, daß er Gott und der Jungfrau gelobte, den Krieg abzubrechen und jeden ehrenvollen Friedensvorschlag annehmen zu wollen.

Aber auch in der Gegenwart sind wir noch nicht imstande, mit Bestimmtheit zu sagen, wie die Wirkung der einzelnen meteorologischen Elemente auf den Gemüts- und Gesundheitszustand des menschlichen Körpers ist, einmal, weil die Reaktion desselben auf Witterungseinflüsse noch nicht einwandfrei festgestellt worden ist, dann aber auch, weil der Körper zu verschiedenen Jahreszeiten und unter anderen klimatischen Verhältnissen oft in entgegengesetzter Weise auf meteorologische Einwirkungen anspricht. So wird z. B. eine Zunahme der Temperatur je nach ihrer absoluten Höhe bald kräftigend, bald erschlaffend wirken; auch werden die einzelnen Soldaten, je nach dem Klima ihrer Heimat, dem ihr Organismus angepaßt ist, in verschiedenem Grade beeinflußt werden. Wir sehen ja im gegenwärtigen Krieg, wie große Nachteile den südasiatischen und afrikanischen Hilfstruppen unserer Feinde aus der Nichtberücksichtigung dieses Gesichtspunktes erwachsen.

Im Kriege fällt auch größtenteils der Schutz fort, den die Wohnungen, sowie die der jeweiligen Witterung angepaßte Wahl der Kleidung und der

Nahrung gewähren. Auf dem Kriegsschauplatz, in einem anderen Klima, unter anderen Lebensbedingungen, auf andere Nahrung und anderes Wasser angewiesen, ist die Abhängigkeit des Gesundheitszustandes von der Witterung eine viel größere als in der Heimat. Bestimmte Wetterlagen sind, wie allgemein bekannt ist, der Entstehung und Verbreitung von Epidemien besonders günstig; andere wieder üben einen großen Einfluß auf die Stimmung und die Kampfesfreudigkeit der Truppen aus. Auch hier könnte man von psychischen Epidemien sprechen, die sich in Niedergeschlagenheit, Mutlosigkeit und ähnlichen moralischen Depressionen äußern. Es gehört eben ein hoher Grad von vielseitiger wissenschaftlicher Durchbildung dazu, um in jedem einzelnen Fall die Wirkung einer Änderung des atmosphärischen Zustandes auf die körperliche Leistungsfähigkeit und den Gesundheitszustand der Truppen beurteilen zu können. Soviel aber ist sicher, daß ungünstige Witterungsverhältnisse oft verheerender gewirkt haben als eine mörderische Schlacht, und zahlreich sind die Fälle, in denen durch schlechtes, regnerisches Wetter schwere Krankheiten unter den Truppen verursacht wurden. Dies war z. B. der Fall in Polen während des Winterfeldzuges 1806—1807, ferner nach der Schlacht bei Heilsberg in Ostpreußen 1807, und auch bei dem Feldzug der Engländer in Holland 1809, wo auf der Insel Walcheren über dreitausend Mann an dem sogenannten „Polderfieber" starben, nachdem die englischen Lagerplätze durch den Regen unter Wasser gesetzt worden waren.

Selbstverständlich aber kann es nicht Sache des Meteorologen sein, sich darüber zu äußern, ob eine Änderung der einzelnen meteorologischen Elemente mit Vorteil oder Nachteil für das eigene Heer oder die Flotte verknüpft sein wird. Dazu ist natürlich nur die Heeresleitung bzw. das Flottenkommando imstande, die ihre Dispositionen stets der augenblicklichen Lage anzupassen wissen werden. Daß eine verständnisvolle Würdigung des Einflusses der einzelnen Witterungselemente für die Kriegführung in Deutschland wie in jedem anderen größeren Staatswesen Europas bei den leitenden und verantwortlichen Kommandostellen bereits Platz gegriffen hat, ist zur Genüge bekannt und geht z. B. aus folgenden Sätzen hervor, die sich in der 1892 vom Großen Generalstabe herausgegebenen militärischen Korrespondenz Moltkes finden:

„Mit lebhaftester Aufmerksamkeit verfolgte Moltke 1864 in Berlin die kriegerischen Ereignisse, die sich zu Wasser und zu Lande abspielten, ängstlich sieht er täglich nach Wind und Wetter aus, und mit Spannung verfolgt er die Schwankungen der Quecksilbersäule." — — — Heute nacht, schreibt Moltke am 17. März an Blumenthal, haben wir ziemlich starken Frost gehabt, was dem Transport der Geschütze (in die Batterie vor Düppel) günstig sein wird. Das Barometer steht ungewöhnlich hoch. —

Es dürfte aber vielleicht nicht überflüssig sein, auch weitere Kreise unseres Volkes auf die Bedeutung der Meteorologie für die Kriegführung

aufmerksam zu machen und sie zu ausführlicherem Studium verschiedener Punkte anzuregen.

Betrachten wir daher die einzelnen meteorologischen Faktoren unter dem Gesichtspunkt ihres Einflusses auf die Kriegführung, so sehen wir, daß es wohl kaum ein Element gibt, das nicht die kriegerischen Operationen wesentlich zu beeinflussen imstande wäre.

Die Helligkeit hat seit dem Worte des Josuah: „Sonne, stehe still" stets eine hervorragende Bedeutung in der Kriegsgeschichte gehabt, und auch heute noch überwiegen die kriegerischen Operationen bei Tage weitaus diejenigen bei Nacht, wenngleich für manche derselben dunkle, mondscheinlose Nächte vorgezogen werden. Tageslänge, Dauer der Dämmerung, sowie Stellung und Phasen des Mondes lassen sich aber mit genügender Genauigkeit vorher berechnen, so daß in dieser Beziehung Überraschungen kaum zu gewärtigen sind.

Während in Nordeuropa unter 70° Breite der längste Tag 1546 Stunden währt (d. h. die Sonne so lange ununterbrochen über dem Horizont bleibt), beträgt im Mittelländischen Meer unter 35° Breite die längste Tagesdauer nur 14 Stunden und 21 Minuten. Von den 8766 Stunden des Jahres steht die Sonne in den Monaten Mai, Juni und Juli in 60° Breite (also in der Gegend von Stockholm), 1630 Stunden, in 35° Breite (im Mittelländischen Meer) nur 1303 Stunden über dem Horizont. In der entgegengesetzten Jahreszeit (November, Dezember und Januar) hat umgekehrt der 35. Breitengrad die längere Helligkeit, nämlich 992 Stunden, gegen 624 Stunden unter dem 60. Breitengrad. In Nordeuropa, wo also während des Hochsommers in den Nachtstunden überhaupt keine Dunkelheit eintritt, wird man demnach wirksame Nachtunternehmungen nicht ins Werk setzen können, so daß für solche gerade die wetterschönen Monate um so mehr an Kriegswert verlieren, je weiter nördlich der Kriegsschauplatz liegt.

Aber die normalen Helligkeitsverhältnisse können unberechenbare Veränderungen erleiden durch starke Bewölkung, Nebel, Regenschauer, Gewitter und andere atmosphärische Störungen, welche oft die Pläne der Strategen durchkreuzt haben. Seltener dürften die Fälle sein, in denen eine unerwartet auftretende Helligkeit, wie z. B. intensives Purpurlicht, häufige Blitze, Meteore u. dgl., heimliche Operationen des Feindes offenbart haben. Dagegen hat uns erst der Seesieg unseres Kreuzergeschwaders vor Coronel an der chilenischen Küste am 1. November 1914 belehrt, von welcher Bedeutung die Beleuchtung durch die Sonne im Artilleriekampf werden kann. Während der Himmel vorher bedeckt gewesen war, klärte sich das Wetter bei Sonnenuntergang von Westen her auf, und nun hoben sich die englischen Kreuzer in scharfer Silhouette gegen den hellen westlichen Horizont ab. Sie stellten somit vortreffliche Zielscheiben dar, wogegen die über den deutschen Kriegsschiffen noch lagernde dunkle Wolkendecke in Gemeinschaft mit dem nach

Sonnenuntergang am Osthimmel emporsteigenden Erdschatten das Geschwader des Grafen von Spee fast unsichtbar machte. In den englischen Berichten wird diesen ungünstigen Beleuchtungsverhältnissen die Hauptschuld an der Vernichtung der beiden englischen Panzerkreuzer durch unsere Schiffsartillerie zugeschrieben.

Ein direkter Einfluß der Temperatur ist wohl häufig vorhanden, jedoch nur in extremen Fällen nachweisbar. Am deutlichsten ist die Wirkung ungewöhnlich großer Hitze oder Kälte auf die Menschen und das Pferdematerial; doch beginnt sie neuerdings auch bereits eine Rolle zu spielen bei den Zündungs- bzw. Kühlvorrichtungen von Flugzeugmotoren.

Die Kriegsgeschichte Indiens liefert zahlreiche Beispiele für die verderbliche Macht der Hitze, die nicht nur im Freien, sondern vor allem auch in Eisenbahnwagen, in Zelten und Häusern lästig wird. In dem burmesischen Krieg von 1853 stieg die Temperatur in dem mit doppelten Wänden versehenen Hospitalzelt auf $54^1/_2{}^0$ C, und der kürzlich verstorbene englische Feldmarschall Lord Roberts berichtet in seinem Werk „51 Jahre in Indien", daß er auf der Expedition von 1868 mitunter 47^0 C Lufttemperatur in seinem Zelt messen konnte.

Während des südafrikanischen Feldzuges war die Hitze im Februar 1900 so groß, daß die englischen Truppen häufig völlig erschöpft im Moment des Erfolgs den Angriff abbrechen mußten.

Mitunter wenden die Truppen seltsame Mittel an, um sich der Wirkung der Hitze zu entziehen.

So berichtet z. B. Strada, daß im Jahre 1578 die Schotten bei den Kämpfen in Belgien ihre Kleider abwarfen und nackt kämpften.

Oberst Hume schildert, wie bei der Schlacht von Joshirei in der Mandschurei im Jahre 1904 eine merkwürdige pulsatorische Bewegung, die man sich nicht erklären konnte, durch die japanischen Linien ging. Erst bei genauem Zusehen stellte sich heraus, daß sämtliche Japaner wegen der schrecklichen Hitze ihre Fächer entfaltet hatten und sich Luft zuwedelten.

Leichter ist es ja im allgemeinen, sich gegen große Kälte zu schützen, doch wirkt auch diese häufig verheerend.

Im Februar 1719 herrschte in dem Grenzgebirge zwischen Schweden und Norwegen so strenger und anhaltender Frost, daß ein schwedisches Heer von 10000 Mann fast völlig zugrunde ging.

Im Winter 1794—1795 litten die englischen Truppen unter dem Herzog von York in Flandern außerordentlich unter der Kälte. Der Nordwest blies wochenlang ununterbrochen über Eis und Schneefelder bei Temperaturen, die bis 30^0 C unter den Gefrierpunkt sanken.

Eine besonders tragische Berühmtheit hat bekanntlich der Winterfeldzug Napoleons I. in Rußland 1812 erlangt, der wegen der fürchterlichen Kälte des abnorm strengen Winters zu den verheerendsten Wetterkatastrophen der Weltgeschichte gezählt werden muß.

Die Folgen der Kälte machen sich auch im Seekrieg dadurch bemerkbar, daß die Bahn eines Torpedos in kaltem Wasser kürzer und sein Lauf langsamer wird, ein Umstand, der den starken Verbrauch von Torpedos und ihre ungenügende Wirksamkeit bei den Kämpfen um Port Arthur erklärt. Seitdem versucht man diesem Einfluß durch Ladung der Torpedos mit heißer Luft entgegenzuwirken.

Sehr viel häufiger jedoch als ein direkter ist ein indirekter Einfluß der Temperatur, indem bei großer Hitze Lebensmittel leichter verderben, durch plötzlich einsetzendes Tauwetter der Boden erweicht, Wege ungangbar und Flüsse unpassierbar gemacht werden können. Umgekehrt schafft strenger Frost meist Verkehrserleichterungen, indem er Flüsse und Seen, sowie sonst unpassierbare Sümpfe in wegsames Terrain umwandelt.

Von besonderer Wichtigkeit ist das Zufrieren von Kriegs- und Handelshäfen und die Blockierung sonst leicht zugänglicher Küsten durch Eis. Im jetzigen Krieg beraubte die Sperrung des Hafens von Archangelsk durch das Eis Rußland der letzten Möglichkeit, seine Schiffe in das offene Meer ausfahren zu lassen. Seitdem war ihm jede direkte Zufuhr vom Ozean her abgeschnitten.

Einer der seltsamsten Fälle der ganzen Kriegsgeschichte ist durch das Zufrieren des Meeres bei der holländischen Insel Texel ermöglicht worden, nämlich die Eroberung einer Flotte durch Kavallerie. Gegen Ende der französischen Invasion in Holland waren dort vierzehn holländische Kriegsschiffe eingefroren, welchen sich im Januar 1795 in der Dunkelheit die 3. Husaren unter General Devoynter, nachdem die Hufe der Pferde mit Werg umwickelt waren, unbemerkt nähern und so die Flotte zur Übergabe zwingen konnten.

Die starke Eisdecke des Baikalsees wurde während des Russisch-Japanischen Krieges benutzt, um eine Eisenbahn über den See zu bauen.

Die zugefrorene Donau ist 462 von dem Heere der Goten, im Winter 557—558 von dem der Hunnen passiert worden; ja sogar der in einem beträchtlich wärmeren Klimagebiet fließende Po fror im Winter 1503 fest zu und konnte vom Papst Julius II. mit Truppen und schweren Geschützen überschritten werden.

Wohl die wichtigste militärische Operation, bei der das Eis eine Rolle spielte, war der Einfall der Schweden nach Dänemark in dem sehr strengen Februar 1658. Der Schwedenkönig Karl X. marschierte mit seiner ganzen Armee, 12000 Soldaten, Pferde, Kanonen, Munition und Troß, von Jütland aus über die gefrorenen Belte bis nach Seeland, um Kopenhagen zu belagern.

Nach zuverlässigen Berichten waren auch in den Jahren 1294, 1323, 1402, 1426, 1460 und 1548 große Teile der Ostsee gefroren.

Höchst geschickt bedienten sich die Türken des Eises, um das Empor-

stürmen der Ungarn an den steilen Gehängen des Balkangebirges im Dezember 1443 zu erschweren. Sie leiteten das Wasser eines Gebirgsbaches ab und überrieselten in kalten Nächten die steilen Felsgehänge, welche dann durch den Frost völlig vereisten und das betreffende Gelände unpassierbar machten.

In ähnlicher Weise haben die Österreicher 1800 das Eis zur Verteidigung des 1900 m hohen Tonalepasses benutzt, der von Tirol nach Italien hinüberführt. Aus großen Quadern soliden Eises bauten sie drei hohe Mauern hintereinander auf. Als die Franzosen nun bei ihrem Vordringen die sonstigen Verhaue und Palliſaden genommen hatten, sahen sie sich plötzlich diesen senkrechten, unersteiglichen Eismauern gegenüber und mußten unverrichteter Sache umkehren. Auch ein zweiter Angriff, den General Vandamme eine Woche später unternahm, hatte den gleichen Mißerfolg; er scheiterte an den inzwischen noch verstärkten Eisbefestigungen.

Der Einfluß der Luftfeuchtigkeit dürfte bei unseren klimatischen Verhältnissen im allgemeinen ziemlich gering sein. Nur Mangel daran kann Durst erzeugen, Staubbelästigung verursachen, sowie gelegentlich Sümpfe und Moore, die sonst als unpassierbar gelten, stellenweise trocken legen.

Der Mangel an Feuchtigkeit im Sommer des Jahres 1267 kam König Eduard I. zu Hilfe bei der Unterwerfung der Rebellen, die eine außerordentlich günstige Stellung bei Ely nördlich von Cambridge innehatten, wo sie durch Moräste und Sümpfe von allen Seiten so geschützt waren, daß es bei normalen Verhältnissen unmöglich gewesen wäre, sie anzugreifen. Der abnorm niedrige Stand des Grundwassers jedoch gestattete damals, über diese sumpfigen Strecken vorzudringen und in erfolgreichen Angriffen die Rebellen niederzuwerfen.

Während der Invasion in Holland unter Ludwig XIV. war der Sommer des Jahres 1652 so außerordentlich trocken, daß es dem Prinzen von Condé gelang, an besonders seichten Stellen mit 15000 Mann seiner Truppen den Rhein zu durchwaten, was in der damaligen Zeit ein gewaltiges Aufsehen erregte, weil man es für unmöglich gehalten hatte, den Fluß ohne Brücken zu überschreiten.

Die Sommerdürre des Jahres 1811 setzte die portugiesischen Truppen in den Stand, nahe bei Bajados ein Kornfeld in Brand zu setzen, dessen Flammen bei dem südwestlichen Winde immer weiter schlugen und innerhalb drei Tagen auf eine Entfernung von dreißig Meilen alles niederbrannten. Die Stadt Merida entging der Vernichtung durch das Feuer nur dadurch, daß der Wind plötzlich aufhörte, und die Flammen daher den Fluß Guadiana nicht überschreiten konnten.

Viel wichtiger als die eigentliche Luftfeuchtigkeit ist der Nebel, nicht nur weil er bei großer Intensität jede kriegerische Tätigkeit lahmlegen kann, sondern auch, weil er ein außerordentlich variables Element ist, dessen Eigen-

tümlichkeit, namentlich in Gebirgsländern, derjenigen Partei, die mit demselben vertraut ist, von vornherein eine Überlegenheit sichert. Ob ein Frühnebel aus den Tälern aufsteigen und allmählich verschwinden oder sich immer dichter zusammenballen und schließlich das ganze Tal erfüllen wird, können oft nur meteorologisch interessierte Bewohner der Gegend mit einiger Sicherheit entscheiden.

Ein Kapitel für sich bildet der Seenebel, der zu gewissen Jahreszeiten in bestimmten Meeresteilen und Küstengegenden außerordentlich häufig ist und z. B. im jetzigen Kriege auf der Nordsee schon öfter eine entscheidende Rolle gespielt hat.

Eine mit reichen Schätzen beladene levantinische Flotte wurde im Jahre 1704 durch den Nebel vor der Vernichtung geschützt. Französische Kriegsschiffe erwarteten die nichtsahnende Kauffahrteiflotte vor der Bucht von Tunis, aber ein dichter Nebel hüllte die Schiffe so vollständig ein, daß sie von den Franzosen überhaupt nicht bemerkt wurden und glücklich passieren konnten.

Der Tod Gustav Adolfs in der Schlacht bei Lützen am 16. November 1632 wird dem Nebel zugeschrieben, der plötzlich das Schlachtfeld bedeckte und den König von seinem Steenbockschen Reiterregiment trennte, worauf er, ohne daß er es merkte, mitten in ein feindliches Kürassierregiment hineingeriet. Auch für den Tod des Feldmarschalls v. Keith im Oktober 1758 bei Hochkirch wird ein ähnlicher Nebel verantwortlich gemacht.

Als Lord Anson, nachdem er im Stillen Ozean den spanischen Handel vernichtet hatte, am 15. Juni 1744 nach Portsmouth zurückkehrte, war inzwischen Krieg mit Frankreich ausgebrochen. Infolge dichten Nebels passierte aber sein Schiff „The Centurion“ unbemerkt die im englischen Kanal Wache haltende französische Flotte und konnte den Schatz im Wert von zehn Millionen Mark heimbringen, der dann in einer von Fahnenträgern eskortierten Prozession auf zweiunddreißig Wagen im Triumph durch die City von London transportiert wurde.

Im Jahre 1812 brach in der Londoner Börse eine Panik aus, die durch einen Nebel in Spanien verursacht worden war. Eine durch den optischen Telegraphen übermittelte Nachricht von dem dortigen Kriegsschauplatz wurde nämlich an entscheidender Stelle unterbrochen, und man gab sich allerlei beunruhigenden Vermutungen über die Ursache des unerklärlichen Aufhörens der Verbindung hin. Es stellte sich nachträglich heraus, daß nur ein plötzlich eintretender dichter Nebel die weitere Verständigung zwischen den Semaphorapparaten unmöglich gemacht hatte.

Zur Zeit der Kontinentalsperre, durch die Napoleon den britischen Handel vom europäischen Festland ausschloß, hatten die Engländer im Jahre 1809 die Insel Anholt im Kattegat besetzt und benutzten sie als Stützpunkt für die Durchbrechung der Blockade. Im März 1811 machten nun die Dänen

den Versuch, die Insel zurückzuerobern, und schickten in einer dunklen Nacht, während eines starken Nebels, zwölf Kanonenboote und mehrere Transportschiffe, von denen unbemerkt tausend Mann auf Anholt an Land gesetzt wurden, die einen Angriff auf das dort befindliche Fort machten. Sie hatten aber nicht bemerkt, daß auch die Engländer den dicken Nebel benutzt hatten, um zwei große Kriegsschiffe nach der Insel zu senden, welche nun in den Kampf eingriffen. So gerieten die Dänen zwischen zwei Feuer und wurden gefangen genommen. Der Nebel von Anholt aber lebte noch lange in Sprichwörtern weiter.

Neuerdings fehlt es auch nicht an Versuchen, bei beabsichtigten Angriffen auf künstliche Weise die Luft durch Raucherzeugung undurchsichtig zu machen. Namentlich bedient man sich dieses Mittels, um die Manöver von Torpedobooten oder anderen kleineren Fahrzeugen zu verschleiern. Aber auch im Landkrieg hat man solche Methoden schon mit Erfolg angewandt. Als im Jahre 1701 die Schweden am nördlichen Ufer der Dwina lagerten, zündeten sie bei Nordwind große Mengen von feuchtem Stroh an, dessen beizender Rauch die am Südufer lagernden feindlichen Truppen stark belästigte und ihnen die Aussicht benahm. Unter dem Schutze dieses dichten Rauches schlichen sich kleine, mit Stroh beladene Boote über den Fluß, die nun am Südufer selbst in größerer Nähe des Feindes ihr Stroh anzündeten, so daß die Verteidiger, völlig geblendet und fast erstickt von dem Rauch, das Übersetzen der Schweden über den Fluß nicht hindern konnten.

Andauernder Regen wird zwar heute nicht mehr, wie 1346 in der Schlacht bei Crécy, die Bogensehnen der genuesischen Bogenschützen unbrauchbar machen oder das Pulver durchnässen und so eine Einstellung des Feuergefechtes erzwingen, wie es in zahlreichen Fällen, unter anderen bei Znaim im Juli 1809, der Fall war.

Damals mußte die Schlacht zwischen dem Erzherzog Karl und dem Marschall Massena für einige Stunden unterbrochen werden, weil ein so gewaltiger Regensturm einsetzte, daß es nicht möglich war, Kanonen und Gewehre abzufeuern. Inzwischen ist durch die Einführung des Hinterladesystems und der Metallpatronen diese Möglichkeit beseitigt worden.

Manche Nachrichten, die uns die Kriegsgeschichte überliefert, klingen geradezu unglaublich, sind aber durch so zahlreiche Zeugen verbürgt, daß nicht an ihnen gezweifelt werden kann. Zu ihnen gehört jener gewaltige Regenguß in der, sonst als Typus extremer Trockenheit bekannten Sahara, der in wenigen Minuten eine Fläche von achthundert Metern Durchmesser mannshoch unter Wasser setzte, so daß mehrere Soldaten ertranken. Der Vorfall ereignete sich am 12. April 1899 nordwestlich von Ouargla.

Bei der Schlacht von Telissu in der Mandschurei raste im Juni 1904 ein Regensturm von solcher Gewalt über das Schlachtfeld, daß nichts zu erkennen war; er beendete so rechtzeitig den Kampf, in dem die Russen sonst aufgerieben worden wären.

Meist ist jedoch nicht der Regen an sich ausschlaggebend, sondern das durch ihn verursachte Hochwasser, das Bäche unpassierbar machen, Wege und Bahndämme unterspülen, Brücken fortreißen und sonstige Verkehrshindernisse schaffen kann. Zahlreich sind daher die Fälle, in denen plötzliches Anschwellen von Flüssen einen entscheidenden Einfluß auf den Ausgang von Schlachten oder den Verlauf von Feldzügen gehabt hat.

In der Zeit zwischen den Schlachten von Aspern und Wagram wurden Napoleons einzige Verbindungsbrücken über die Donau im Mai 1809 dreimal hintereinander nach heftigen Regenfällen vom Hochwasser fortgerissen.

Eines der bekanntesten Beispiele für den Einfluß des Regens auf kriegerische Operationen ist das durch schwere Regenfälle verursachte Hochwasser der Wütenden Neiße in der sogenannten Schlacht an der Katzbach am 26. August 1813, welches die Niederlage der Franzosen besiegelte.

Hill wurde im Spanischen Krieg durch das rapide Anschwellen des Nive in der Nacht des 12. Dezember 1813 isoliert, und die Division des französischen Marschalls Soult fand, als sie zum Entsatz von St. Sebastian herbeieilte, die Furten der Bidassoa, des Grenzflusses zwischen Frankreich und Spanien, nach heftigem Regen unpassierbar.

Ein außerordentlich wirksames Kampfmittel sind künstlich herbeigeführte Überschwemmungen, wie wir im jetzigen Kriege zur Genüge erfahren haben. Auch dieses Mittel hat man in Holland und in anderen Gebieten, deren Bodenoberfläche tiefer liegt als der Meeresspiegel, schon in früheren Jahrhunderten mit Erfolg angewandt. Schwieriger sind derartige Unternehmungen an Stellen, die ständig über dem Meeresspiegel liegen.

Ein diesbezüglicher Versuch der Buren bei Ladysmith verlief im wahrsten Sinne des Wortes im Sande, da der Untergrund sich als ungeeignet erwies.

Daß in weiten Gebieten des östlichen China die Möglichkeit gegeben ist, umfangreiche Distrikte unter Wasser zu setzen und ganze Armeen zu ertränken, ist wohl erst durch die Warnungen Ferdinand von Richthofens bei Beginn des Chinafeldzuges in militärischen Kreisen bekannt geworden.

Eine sehr unangenehme Form des Niederschlages ist das Glatteis, von dem wir zwei Arten unterscheiden müssen. Am häufigsten entsteht es dadurch, daß Regen auf gefrorenen Boden fällt, sich dort schnell abkühlt und ebenfalls friert. Es kommt aber auch vor, daß die flüssigen Regentropfen bereits eine Temperatur unter 0° C haben, sich also im sogenannten unterkühlten Zustande befinden. Solche Tropfen erstarren dann beim Auffallen auf feste Gegenstände plötzlich zu Eis. Die erste Form des Glatteises, die sich nicht allzuschwer voraussagen läßt, überzieht nur den Boden, die zweite dagegen auch andere Gegenstände, wie Geschützteile, Gewehrschäfte usw., mit einer festen Eiskruste.

Diese Niederschlagsformen sind indessen relativ selten und dürften daher

niemals eine so große Rolle spielen, wie die häufigste Form des festen Niederschlages, der Schnee.

Dichter Schneefall erschwert zunächst jedes Vordringen in hohem Maße. Fällt er jedoch in solchen Massen, daß er die Unebenheiten des Bodens verdeckt, so bietet er bei Anwendung geeigneter Hilfsmittel, wie Schlitten und Schneeschuhe, eine ausgezeichnete Bahn, auf der man mit großer Geschwindigkeit vorwärts kommen kann. Eine dünne Schneebestreuung felsigen Terrains läßt oft gangbare Partien der Felsen viel deutlicher hervortreten, als es sonst der Fall ist, und kann demnach willkommene Wegweiserdienste verrichten.

Während des Schneefalls wird die Luft in viel höherem Grade undurchsichtig wie bei Regen oder leichtem Nebel. In der Schlacht bei Eylau, im Februar 1807, herrschte ein so heftiger Schneesturm, daß niemand mehr seinen Gegner erkennen konnte. So kam es, daß bei einem Angriff russischer Kosaken die langen Lanzen derselben die französischen Infanteristen bereits berührten, bevor diese den Feind sahen.

Eine Anpassung an die Farbe des Schnees durch Anlegen weißer Kleider hat oft in Winterkriegen zu Erfolg geführt. Es gelang z. B. der Kaiserin Mathilde zu Weihnachten 1142 die Flucht aus Oxford, nachdem sie und die sie begleitenden Ritter sich in weiße Tücher gehüllt hatten und so unbemerkt über den frisch gefallenen Schnee hinkriechend die Linien des vom Grafen Stephan von Blois befehligten Belagerungsheeres passieren konnten.

Kein anderes meteorologisches Element aber kann in so verschiedener Weise die Kriegführung beeinflussen wie der Wind. Sowohl seine Stärke wie seine Richtung kommen jederzeit und überall in Betracht. Daß es z. B. von ausschlaggebender Bedeutung werden kann, ob die anstürmende Truppe einen kalten, schneidenden Wind gegen sich oder im Rücken hat, leuchtet jedermann ohne weiteres ein. Aber damit ist die Rolle des Windes keineswegs erschöpft.

Vor allem ist der Einfluß des Winddrucks auf das dahinfliegende Geschoß von größter Wichtigkeit. Schon die ruhende Luft setzt dem Fluge jedes Geschosses einen beträchtlichen Widerstand entgegen, der sich in einer schnellen Abnahme der Geschwindigkeit bemerkbar macht, mit der die Kugel die Luft durchsaust. Das Infanteriegeschoß von 8,1 Millimetern Kaliber hat an der Gewehrmündung eine Geschwindigkeit von 875 Metern pro Sekunde. Nach $6^1/_2$ Sekunden, während deren die Kugel 2000 Meter zurückgelegt hat, ist die Geschwindigkeit bereits auf 116 Meter pro Sekunde gesunken. Diese Abnahme der Rasanz ist lediglich auf den Widerstand von fast $^3/_4$ Kilogramm zurückzuführen, den die Luft auf den Geschoßquerschnitt ausübt. Für eine Panzergranate von 30,5 Zentimeter Kaliber sind die entsprechenden Werte: Anfangsgeschwindigkeit 580 Meter pro Sekunde, in 5 Kilometern Entfernung 436 Meter pro Sekunde, in 10 Kilometern 352 Meter pro Sekunde. Hier übt also die Luft trotz des großen Widerstandes von 97 Kilogramm auf den Geschoß-

querschnitt eine viel geringere Wirkung aus, weil die lebendige Energie der 455 Kilogramm wiegenden Granate den Widerstand leichter überwindet.

Bei windigem Wetter nun nimmt der Winddruck auf das Geschoß mit dem Quadrat der Windgeschwindigkeit zu, so daß z. B. beim Anwachsen eines schwachen Windes von 2 Metern pro Sekunde zu einem stürmischen von 20 Metern pro Sekunde der Einfluß des Windes nicht um den 10fachen, sondern um den 100fachen Betrag wächst. Es ist klar, daß bei der hohen Präzision der modernen Feuerwaffentechnik die Geschwindigkeit sowie die Richtung des Geschosses wesentlich von der Stärke und der Richtung des Windes beeinflußt werden muß. Da die Steighöhe schwerer Granaten viele Kilometer beträgt und heute schon die Grenze der Troposphäre erreichen kann, so sind nicht nur die Windverhältnisse an der Erdoberfläche, sondern auch diejenigen höherer Luftschichten in Betracht zu ziehen, was naturgemäß mit großen Schwierigkeiten verbunden ist.

Aber der Wind kann auch direkt den Truppen gefährlich werden.

Während der Herrschaft des Perserkönigs Kambyses über Ägypten ging dort 525 vor Christi Geburt in der libyschen Wüste ein Heer von 50 000 Mann durch einen furchtbaren Samum, jenen glutheißen Wüstenwind der Sahara, zugrunde.

In Wüsten oder an flachen Küsten, wo der feine Dünensand bei trockenem Wetter durch starken Wind hoch emporgewirbelt wird, ist das in solchen Fällen einsetzende Sandtreiben nicht nur außerordentlich lästig, weil die von dem Sturm mit großer Heftigkeit gegen das Gesicht gepeitschten Sandkörner beim Öffnen der Augen dieselben gefährden, sondern es macht auch gelegentlich die Verwendung von Gewehren und Maschinengewehren unbrauchbar, da der Sand sich immer von neuem in dem Schloßmechanismus und im Innern des Laufes festsetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Das heutige Rußland.

Von

Karl Nötzel.

Zur Entwicklungsgeschichte der russischen Seele.

1.

Ein mächtiger Zauber geht aus von der russischen Erde. Wer einmal dort gelebt hat, den zieht es immer wieder dahin zurück. Und doch sind die Mißstände dort zum Himmel schreiend, und das Elend des Volkes ein solches, daß eine leise Trauer darüber das ganze russische Leben wie mit einem schwarzen Schleier überdeckt und auch *den* niemals mehr losläßt, der aus den geordneten Verhältnissen Westeuropas nach Rußland verschlagen wird. Man fühlt sich dort offenbar der Erde näher, man erlebt wohl eindringlicher das Menschenschicksal im persönlichen Dasein: denn die nackte Lebensnot braucht sich noch nicht zu verstecken, und auch der Ärmste hat noch immer nicht den Mut verloren, seine selbstlosen Regungen einzugestehen, und er hält sich noch immer für würdig, gerührte Teilnahme zu äußern an allem, was unschuldig ist auf dieser Erde. Augenscheinlich wird in Rußland die Armut weniger verachtet und darum leichter ertragen. Die Anspruchslosigkeit, was die materiellen Güter dieser Erde betrifft, ist dabei im einfachen Volke eine solche, daß man schon allein dadurch ganz von selber auf die Güter hingewiesen wird, die allen, auch dem Ärmsten (so lange er nur zu essen hat), zugänglich sind auf dieser Erde und dabei auch dem Reichsten tatsächlich die höchsten bedeuten: Freude an der Gotteswelt, Freude an der Menschennatur, wie sie z. B. in der Kinderliebe auch des verkommensten Russen so ergreifend zum Ausdruck gelangt, und schließlich auch eine endlose, nie aus dem Staunen herauskommende Freude darüber, daß der Mensch denken kann, und die Gedanken an Gott ohne Ende sind. Wenn der russische Bauer nur ein Stück trockenes Brot hat und nur einen Sonnenstrahl erschaut, ist er der glücklichste von allen Sterblichen. Wenn er aber das nicht mehr hat, so zieht er sich einfach den Gürtel fester um den hageren Leib, steigt auf den erkalteten Ofen hinauf und stirbt, ohne ein Wort des Grolles und ohne auch nur eine Silbe verraten zu haben von dem, was er mit seinem Gott gesprochen hatte sein Leben lang unter dem hohen Himmel Rußlands vor unendlichen Horizonten, wo die Wolken so frei und ungehindert dahinfliegen wie selige Geister ihrer himm-

lischen Heimat zu. Unsagbar viel Menschenleid ist über die russische Erde hingegangen und schreitet immer noch über sie hin. Darum scheint uns auch diese Erde heilig zu sein. Heilig auch deshalb, weil uns hier — das liegt in der russischen Luft: ganz voll ist sie von immer wieder vergeblichen und nie entmutigten Wünschen für das Gedeihen der ganzen Menschheit — ohne unser Zutun ganz von selber Erkenntnisse werden von höchster Wichtigkeit für das Unsterbliche in uns, und wie sie uns zu Hause, im geordneten Westen, nur ausnahmsweise aufgehen, in den gezählten Augenblicken, wenn unsere Seele einmal all ihr Fürchten und Begehren weit von sich wirft und Gottes Ebenbild im Nächsten frei und unverfälscht widerspiegeln will. In Rußland wagt das auch die befleckteste Seele. Sie fragt da gar nicht erst, wie es in ihr selber aussieht. Es gibt hier, so will es mir scheinen, überhaupt keine Lage für die Menschenseele, wo sie den Mut verlöre, fühlenden Anteil zu nehmen an dem Nächsten. Dieser Zug fällt dem Ausländer am meisten auf: ein verlumpter Bettler, der einem kleinen Kinde — auch dem Kinde eines Reichen — gerührt zulächelt! So kann denn auch der Mensch in Rußland niemals völlig unglücklich sein: das ist ja die Menschenseele immer nur in ausgangsloser Einsamkeit. Und darum muß dieses Land bei allem seinem namenlosen Elende ein von Gott gesegnetes genannt werden: es weht da ein Hauch menschlichen Zusammengehörigkeitsbewußtseins vom hohen Himmel herab über die weite, vielgeprüfte Erde hin, und der nimmt auch der über ihr lastenden Trauer um die unfaßbare Not des armen Volkes etwas von ihrer Schwere. Um uns selber handelt es sich hier, bei jedem von diesen den Geringsten, das erleben wir hier, uns ward ja die Gabe, Anteil zu nehmen an seinem Lose, und dann sind wir niemals mehr völlig der Sklave des unsrigen! Und wenn es uns von den gesegneten Gefilden unserer deutschen Heimat immer wieder hinzieht nach dem schweren, grauen Himmel Rußlands, unter dem schmutzig gekleidete, verlumpte Menschen gebeugt einherschleichen oder betrunken umhertaumeln, und in dessen harte Erde kleine, struppige, vor überschwere Lasten gespannte Pferdchen unter erbarmungslosen Peitschenhieben mit der Kraft der Verzweiflung ihre kleinen Hufen einstemmen — und tiefe Furchen hat dies stumme Pferdeelend eingegraben in alle Straßen über das weite Rußland hin — wenn es uns immer wieder hinzieht nach Rußlands bleigrauem Himmel, und es uns so scheinen will, als liege etwas in ihm von lichter Sonnenglanzhoffnung, so geschieht das wohl vor allem deshalb, weil uns hier erst die heilige Erkenntnis ward, wir erleben es hier, was wir anderswo erdenken müssen: daß es auch gar keine Lage geben kann für einen Menschen, in der er aufhören müßte, Mensch zu sein, und daß unser Nächster auch gar nichts zu tun imstande ist, daß wir aufhören dürften, ihn zu lieben.

Wem aber dieses heilige Wissen ward, dem ist die ganze Erde zur Heimat geworden — und nirgends erlebt man ihre Weite tröstender als vor

Rußlands unendlichen Horizonten — der kann niemals mehr völlig einsam sein unter seinesgleichen: denn er weiß, daß ein jeder von uns auch hier schon, inmitten aller seiner Beengtheit, dennoch irgendwo geradenwegs im Himmel endet.

„Heimat der Seele" nannte unlängst einer unserer feinfühligsten Dichter Rußland, als er die erste Nacht auf russischer Erde verbracht hatte und des Morgens hinschaute auf dieses Land und dieses Volk.

Man muß etwas von dem seelischen Rußland erlebt haben oder wenigstens ahnen und darf das dann nie vergessen, wenn man nicht völlig ratlos stehen will vor den tausend Gesichtern des Rußlands, das sich den Sinnen darbietet. Rußland kann eben nur mit der Seele erfaßt werden. Dann aber erkennen wir auch, daß wohl nirgends in der Welt das Leben einheitlicher gelebt wird, ganz durchdrungen von jenem Unfaßlichen, alles Erlebte Zusammenhaltenden, was wir eben Seele nennen. Wohl in keinem Lande der Erde fließt das Politische, Wirtschaftliche und Kulturelle untrennbarer ineinander. Die Erkenntnis hiervon festigt uns aber erst und ein für allemal gegen den Ekel und die Wut, die erfolgreichsten Verführer zur Ungerechtigkeit, im Angesichte der namenlosen Verbrechen, die an diesem Volke immer noch straflos begangen werden. Und die Missetäter sind hier doch auch schließlich russisches Volk. Ja, weich, sehr weich muß die Menschenseele sein — viel zu widerstandslos für die Krallen der Lüste und der Versuchung, damit ihr Gott so tief den Stempel ihrer unzerstörbaren Göttlichkeit aufzudrücken vermag!

2.

Wenn Rußland heute unter den Staaten Europas zweifellos eine Sonderstellung einnimmt, wenn es mit Recht für das eigentliche Land des sozialen Anschauungsunterrichtes gilt, so bedeutet es dabei doch durchaus einen Irrtum, die Ursache hiervon in dem staatlichen Entwicklungsgang Rußlands zu suchen: der ist, wie immer deutlicher erkannt wird, im großen und ganzen durchaus der gleiche gewesen wie in den westeuropäischen Staaten. Sogar was die eigentliche soziale Gestaltung anbetrifft: konnte doch unlängst erst das Auftreten des Feudalismus in Rußland fast um die gleiche Zeit wie in Westeuropa nachgewiesen werden. Auch in Rußland haben wir zu Beginn der neueren Zeit, nicht viel später als im Westen, die langdauernden und schließlich erfolgreichen Kämpfe der zentralen Staatsgewalt mit dem frondierenden Erbadel. Auch hier siegt die Staatsgewalt — unter Iwan dem Grausamen — durch dieselben Mittel wie in Westeuropa: durch ein stehendes Heer. Den Kämpfen der Stände mit dem Königtum und dem Grundadel, die in Westeuropa auf den Sieg der Zentralgewalt folgten, entsprechen in Rußland die Kämpfe des Verdienstadels — der mit Landzuerteilung belohnten Söldnerführer — gegen das Zartum und gegen das Bojarentum, den alteingesessenen, von den „Hausmeiern" der Teilfürsten abstammenden Grundadel, der freilich

im Kampfe mit dem Zarentum fast aufgerieben war. Es haben sich dabei im Laufe dieser Kämpfe dem Zaren beratend, ja mitbeschließend zur Seite stehende Organisationen gebildet, die unseren damaligen Ständekammern durchaus ähnlich sind, ja sie sogar vielfach an Rechten übertrafen. Vertreten waren im „Sjemsky Sobor", wörtlich „Landesversammlung", außer den Bojaren und dem Verdienstadel auch die „Posadskije Ljudi", die angesiedelten Leute: die Händler, die aber dort etwa nur eine ähnliche Rolle spielten, wie die englische Arbeiterschaft bis zu ihrer besonderen Vertretung im englischen Parlament, d. h. sie wurden bald von dieser, bald von jener Seite gegen die andere ausgespielt. Bemerkenswert ist es auch, daß diese russische Ständekammer eigentlich nur daran zugrunde ging, daß ihre Mitglieder mehr und mehr der Beamtenklasse zugehörten, und diese kein Interesse daran hatte, die Gewalt, die sie tatsächlich in Händen hatte, gesetzlich festzulegen, und das heißt doch immer auch zu beschränken.

Bei diesen bis ins einzelne gehenden Parallelerscheinungen der russischen Staatsentwicklung zur westeuropäischen dürfte vielleicht als das einzig wirklich unterscheidende Merkmal für Rußland der Umstand angesehen werden, daß das eigentliche Volk, der schwerarbeitende Bauernstand, schon sehr früh von der politischen Bildfläche, wenigstens als unmittelbar mittuend, verschwand. Die Ursache davon und überhaupt wohl die letzte Ursache von alle dem, was tatsächlich einzigartig ist in der russischen Staatsentwicklung, bildete das Tartarenjoch. Bevor die Tartaren (Anfang des dreizehnten Jahrhunderts) mordend, plündernd und alles verwüstend in Rußland einfielen — daß sich hierbei überhaupt noch so viel von der Eigenart Rußlands erhalten konnte, verdankt es seinen undurchdringlichen Wäldern — lebte das russische Volk in freien Gemeinschaften bei einer fast absolut demokratischen, vielfach kommunistisch gefärbten Verfassung, wie das auch durchaus dem Charakter dieses tief bescheidenen und wahrhaft christlichen Volkes entspricht, das von jeher „die Überordnung" über seinesgleichen so gescheut hat, daß es, um ihr zu entgehen, stets und bis jetzt noch willig jede Knechtschaft auf sich nimmt. Wenn auch die anspruchsvolle russische Erde von jeher eine schwere, ausdauernde Arbeit verlangte, so verliefen dafür damals die Feiertage des russischen Volkes bei frohem Spiel und Tanz; und es lebte sich geistig aus in einer Fülle von Liedern und Heldensagen. Da brachen die Tartaren ein und stellten das friedliche, freie Volk vor die Wahl, als freie Männer zu sterben oder als Sklaven zu leben. Als das Furchtbarste vorüber war, blieb noch der alljährliche Tribut den Unterjochern zu entrichten und zwar nach der Kopfzahl der russischen Bevölkerung. (Heute noch heißt ein großer Bezirk im Süden Moskaus das „Jungfernfeld", weil dort Jahrhunderte lang alljährlich die dem Tartarenfürsten zuzusendenden Jungfrauen ausgewählt wurden.) Dem kleinen Mann war es nun zu schwer, von sich aus seinen Anteil an diesem Tribute zu entrichten, zumal damals fast reine Natural-

wirtschaft in Rußland herrschte, und der Bauer fast ausschließlich zum eigenen Bedarf arbeitete. Eine Mehrzahl von ihnen begab sich darum jedesmal unter den Schutz eines mächtigen Adligen, der für sie den Tribut entrichtete, und dem sie dafür Feldarbeit leisten mußten. So entstand die Leibeigenschaft: denn da es immer wieder vorkam, daß die bald über alles Maß ausgebeuteten Bauern sich durch Landflucht ihrer immer unerträglicheren Knechtschaft zu entziehen suchten, setzten es die Adligen bei der Zentralgewalt durch, daß die Bauern an das Land „gefestigt" wurden. Die Leibeigenschaft setzt bereits im sechzehnten Jahrhundert ein. Wie überall, wo wir ihr begegnen, anfangs verhältnismäßig milde, wird sie durch ständig zunehmende persönliche Abhängigkeit des ursprünglich nur arbeitleistenden Hörigen immer furchtbarer. Diese Abhängigkeit war eine absolute: dem Seelenbesitzer stand tatsächlich das Recht über Leben und Tod des Hörigen zu (letzten Resten von gesetzlichen Einschränkungen fehlte jeder Rechtsschutz!), schon zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts. Aber auch noch in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, also kurz vor ihrer Aufhebung, kommen noch immer neue, die Leibeigenschaft verschärfende Bestimmungen auf; so wird z. B. in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts den Gutsherren das Recht zugesprochen, ohne jede Angabe von Gründen ihnen mißliebige Leibeigene in Ketten nach Sibirien zu schicken; sie brauchen dann bloß den Transport bis Tobolsk zu bezahlen und von den Kindern des Verschickten die Mädchen bis zehn, die Knaben bis fünf Jahre mitzuschicken. Daß aber die Leibeigenschaft in Rußland überhaupt solche Formen anzunehmen vermochte, die einer tatsächlichen Knebelung der großen Massen des russischen Volkes gleichkamen, das können wir nur dann begreifen, wenn wir uns darauf besinnen, daß das russische Zarentum eine direkte Nachahmung der Tartarenfürstengewalt darstellt, mithin asiatische Mißachtung der großen Masse zur Grundlage hat. Wenn aber das Zarentum sich trotzdem erhalten, ja eigentlich durchaus populär bleiben konnte, liegt das wohl vor allem in der Stellung des Zaren als Oberhaupt der russischen Kirche: ihre Gebote, die christlichen Gebote der duldenden Liebe, entsprechen nicht nur derart der russischen Seele, daß das Christentum dort hätte entstehen müssen, wenn es nicht schon gewesen wäre. Tatsächlich gewährt ihr Befolgen aber auch die einzigen freien, d. h. sittlichen Taten, die einem geknechteten Volke, wie dem russischen, zu üben möglich waren, in deren Übung es aber auch seine Selbstachtung und seine Würde sich zu erhalten wußte und so, wie wir es heute staunend erleben, im großen und ganzen seelisch ungebrochen aus allen diesen jahrhundertelangen Prüfungen hervorzugehen vermochte: es hat sich eben diese ganze Zeit hindurch nach innen ausgelebt, in der Vorstellung einer bessern Welt, deren man in dieser Welt nur durch den Gehorsam gegen Gottes Gebote würdig wird. Demgegenüber ist die Knechtschaft in dieser Welt eigentlich belanglos. Tatsächlich lebte der russische Bauer schon hier mit einer Welt im Herzen, in der es keine Herren und keine Dienenden

gibt. So erklärt sich denn auch eine gewisse sittliche und geistige Unabhängigkeit, die heute noch bei dem einfachen russischen Manne überrascht, und die Tolstoi bereits an seinen Leibeigenen beobachtete.

3.

Das gibt demnach das besondere Merkmal der ganzen neueren russischen Geschichte, daß sie eigentlich bloß eine Geschichte der Mächtigen Rußlands ist. Die eigentliche russische Geschichte, das, was sich in der Seele des russischen Volkes abspielte, ist uns auf ewig verloren gegangen. Mancherlei Äußerungen bei dem kleinen Manne von heute lassen dabei die Vermutung aufkommen, daß dieser Verlust ein ganz unersetzlicher gewesen ist. (Augenscheinlich müssen wir wohl überhaupt deshalb immer wieder, unter namenlosen Leiden und so oft nur unter der Bedingung, daß unser Wille gebrochen wird, die uralten Menschheitserfahrungen, die wir bereits in der Schule auswendig lernten, erst selber machen, weil uns eben das Erlebnis der grundsätzlich Beleidigten, der Sklaven, auf der ganzen Erde verloren ging: man ließ sie sich nicht äußern, weil man eben vergessen wollte, daß sie Menschen sind.) Der Einfluß aber, den die frühzeitige Knebelung des eigentlichen russischen Volkes auf Rußlands politische und kulturelle Geschichte ausübte und auch heute noch ausübt, ist natürlich unermeßbar. Wahrscheinlich stehen wir hier an der Quelle der letzten Widersprüche im russischen Leben. An dieser Stelle sei bloß auf eine Folge hingewiesen — und in ihr ist meiner Ansicht nach das geistige Unglück Rußlands beschlossen: Rußland hat keine Reformation gehabt. Die kann ja immer nur als eine freie Offenbarung der Volksseele vor sich gehen, als Ausdruck ihres Mündiggewordenseins, als ihr Protest gegen geistige Bevormundung. In Rußland war ein solcher unmöglich: das Volk war in furchtbarem Fron so ermattet und beleidigt, daß es sich längst schon daran gewöhnt hatte, in einer Welt zu leben, zu der keine irdische Macht mehr hinreicht, und wo es auch keines Protestes bedarf, weil es da ja gar keine Vorschriften anderer geben kann. Wenn dabei noch ein weiterer und ebenfalls entscheidender Mangel im russischen Geistesleben bis auf unsere Tage noch darin angesprochen wird, daß der antike Gedanke (die Vorstellung von dem Werte des Menschen um seiner selber willen, d. h. um der Fähigkeit wegen, die in ihm liegt, alle seine Kräfte harmonisch zu entfalten) in Rußland noch immer keine Heimatstätte gefunden hat, so geht auch das ganz unmittelbar auf die Leibeigenschaft zurück: die harmonische Entfaltung aller seiner Kräfte ist doch nur dem Freien möglich, und zwar augenscheinlich nur dem Freien, der umgeben ist von Freien und nicht als einziger Freier unter Sklaven lebt wie der russische Seelenbesitzer. So war denn für die Antike kein Platz in Rußland. Freilich dürfen wir hier auch ein Moment nicht übersehen, das das Eindringen der Antike erschwerte und überhaupt dem russischen Geiste schwer hemmend werden mußte:

ich meine das völlige Fehlen des antik-philosophischen (aristotelischen) Elementes in der Lehre der russischen Kirche. Darüber wird wohl noch einmal viel gesagt werden müssen. Hier sei es nur des Zusammenhanges wegen erwähnt. Wir haben mithin alles in allem genommen in Rußlands politischer Geschichte einen gesellschaftlichen Werdegang vor uns, an dem das wirkliche russische Volk schon sehr bald mittelbar keinen Anteil mehr nimmt. Wir werden indes noch ersehen, daß es trotzdem darin die größte Rolle gespielt hat. Und das weniger vielleicht noch durch seine dumpfen Willensäußerungen, die sich trotz allem Bahn brachen, als vor allem dadurch, daß es eben da war, daß es als ein ewiger Vorwurf auf der Seele aller Gebildeten in Rußland liegen mußte. Damit haben wir denn auch meiner Ansicht nach die Momente in Händen, die das gesamte russische Kulturleben bis auf unsere Tage am nachhaltigsten bestimmen: die tatsächliche Machtlosigkeit und schwere Not des einfachen Volkes, seine trotzdem überall gegenwärtige geistige Macht und die Seelenantwort auf sein Dasein von seiten aller nur irgendwie zum Denken erwachten Russen. Diese Antwort war und ist aber natürlich eine verschiedene, je nach der gesellschaftlichen Einreihung der Antwortenden. Während unmittelbar nach der Aufhebung der Leibeigenschaft der „reuige Edelmann" der ganzen Epoche bis in die neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hinein den Stempel seines Geistes aufprägte — und das erklärt die ganze damalige freiheitliche Bewegung — spielt von da an wohl die gesellschaftliche Hauptrolle der aus dem Volke selber hervorgegangene Gebildete, der „Intelligent", der eben in seiner Bildung, in der Möglichkeit zu ihr, eine Verpflichtung gegenüber seinem leidenden Volke erlebt, besser gesagt, eine persönliche Schuld, deren Begleichung er dann in seiner Weise sein ganzes Leben widmet. Neuerdings schließlich gelangt endlich das Volk selber mehr und mehr zur Mitbestimmung seiner Geschicke. Und das gibt uns begründete Hoffnung, daß wir endlich einmal in Rußland eine soziale Tätigkeit erleben werden solcher, deren Blick nicht mehr getrübt ist durch die persönlichen Gefühlsbedürfnisse, die die Not ihres Volkes in ihnen weckte. Dann erst wird die jahrhundertelange Mundtotmachung des eigentlichen russischen Volkes ihre wahrhafte Sühne gefunden haben.

Indes darf man nicht glauben, daß die Volksknebelung in Rußland ohne jeden Widerstand vor sich ging. Bekanntlich hat es dort am Ende des sechzehnten Jahrhunderts eine richtige soziale Revolution gegeben, die sogenannte „Aufruhrperiode", die durchaus unserem Bauernaufstande von 1525 an die Seite zu stellen ist und ihn an Greueln und Gewalttätigkeiten noch übertrifft. Es empörten sich damals die bereits fast leibeigenen Bauern gegen den Verdienstadel, die eigentliche Gutsbesitzerklasse. Von weiteren Aufständen werden wir gleich hören. Auch Anläufe zu einer Reformation hat es eine ganze Reihe in Rußland gegeben. Sie kamen nur nicht über mehr oder minder heftigen Protest hinaus gegen den Reichtum der

Kirche und die Verweltlichung ihrer Diener, womit indes überall die Reformation einsetzt. Das religiöse Sektentum hat von jeher in Rußland trotz grausamster Verfolgung üppig geblüht und oft die regierende Kirche in ihrem Bestande bedroht. Es war und ist bis auf unsere Tage vornehmlich mystisch gefärbt. Welchen Gefahren aber die Mystik auf solchem Boden ausgesetzt war, davon nur ein Beispiel: Schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts drang in die russische Orthodoxie, vom Berge Athos kommend, eine neue mystische Lehre. Ihre Befruchtung durch eine mystische Bewegung unter den auf dem Balkan lebenden Juden ist nachgewiesen, und diese Lehre geht durchaus auf das mystische Erlebnis unserer deutschen Mystiker: die Wiedervereinigung, das Schwinden alles Trennenden, zurück. Die Anhänger dieser asketischen, auf das Leben in Einsamkeit und Armut gerichteten Bewegung verdammten die bereits damals sehr großen Kirchenbesitztümer. Und da trat etwas sehr Merkwürdiges ein: der Zar bekannte sich zu dieser Lehre und begann in großem Maßstabe Kirchengüter einzuziehen, freilich um diese Lehre wieder fallen zu lassen und ihre Anhänger grausam zu verfolgen, sobald er sich von der gefährlichen Popularität der Klöster überzeugt hatte.

4.

Neben religiösen Ideen und niemals ohne jeden Zusammenhang mit ihnen finden wir im russischen Gesellschaftsleben schon des sechzehnten Jahrhunderts, als das moskauische Reich sich eben erst gefestigt hatte, eine politische Idee von weittragendster Bedeutung — und zwar die panslawistische: der offene Anspruch des russischen Staates auf die — freilich zunächst in der Rolle des Beschützers gedachte — Vorherrschaft über die Slawen des Balkans. Diese große Wendung im russischen Staatsgedanken — wir müssen das gleich von Anfang an betonen, denn nur so vermögen wir der modernen panslawistischen Bewegung einigermaßen gerecht zu werden — bringt der Fall von Konstantinopel mit sich (1452). Es spielt dabei aber nur eine nebensächliche Rolle, daß der russische Zar von den Nachkommen des letzten byzantinischen Kaisers sich die Erbrechte auf Byzanz erkaufte und nachher die Lächerlichkeit beging, mit Hilfe gelehrter Mönche seine Abstammung auf Augustus, das heißt auf die römischen Weltkaiser, zurückzuführen und entsprechende Reliquien zu fälschen. Die Hauptsache war vielmehr die, daß die Abgesandten der eben erst von den Türken unterjochten Balkanslawen nach vielen vergeblichen Bemühungen eingesehen hatten, daß der deutsche Kaiser ihre Länder den Türken nicht entreißen werde. Da richteten sich ihre Blicke ganz von selber auf das große Slawenreich im Norden, das damals eben erst als gleichberechtigt in den Kreis der alten europäischen Staaten aufgenommen war, indem es der deutsche Kaiser — freilich vergeblich — zum Kampfe gegen die Türken aufgefordert hatte. Indes war schon ganz von Anfang an das

planmäßige Streben bemerkbar, die tatsächlich rein politische panslawistische Idee im religiösen Bewußtsein des russischen Volkes Wurzel fassen zu lassen. Man darf ja nicht übersehen, daß nach dem Falle von Byzanz die griechisch-orthodoxe Kirche heimatlos geworden war. Wenn auch der Patriarch noch weiter in Konstantinopel residierte, so konnte er, von einem heidnischen Reiche aus, doch nicht mehr dasselbe Ansehen genießen wie früher. Zunächst machte sich die russische Kirche selbständig. Ihr Haupt nannte sich Patriarch „des ganzen Rußlands". Diesen Zusatz zu seinem Titel entlehnt ihm der Moskauer Zar. Er nannte sich „Zar des ganzen Rußlands", längst bevor dies der Wirklichkeit entsprach. Dann nahm aber der Moskauer Zar dem Patriarchen auch noch den anderen Titel: er machte sich selber zum Oberhaupt der russischen Kirche. Das alles blieb nicht ohne Eindruck auf die slawische Christenheit des Balkans. Man erwartete freilich zunächst durchaus nichts anderes vom Moskauer Zaren, als die Befreiung vom türkischen Joch. In den Dienst dieser für sie heiligen Sache stellten sich aber auch die Dichter des slawischen Balkans. Und da wollte es der Glücksfall für Rußland, daß sich aus der Blütezeit des bulgarischen Reiches — im vierzehnten Jahrhunderte — Volksgesänge erhalten hatten, in denen die damalige bulgarische Hauptstadt Türnowo als das dritte Rom gepriesen ward, als Nachfolgerin des mehr und mehr verkommenden Byzanz, woran denn große Prophezeiungen von der Zukunft des Slawentums und der ganzen griechischen Christenheit geknüpft waren. In diesen Gesängen wurde nun einfach — von den Balkandichtern selber — statt Türnowo Moskau gesetzt. So bekam das russische Volk seine Zukunftsgesänge. Zu betonen ist dabei von vornherein, daß es somit ursprünglich die Balkanvölker selber waren, die Rußland zu ihrer Beschützerin bestimmten, und nicht umgekehrt. Die Idee des Messiasberufs Rußlands für das balkanische Slawentum — nur von ihm war erst die Rede — hat dann vielfach die russische äußere Politik der nächsten Jahrhunderte beherrscht, wobei sie natürlich fast immer zum Vorwand für Machtansprüche dienen mußte. In dieser Idee wurzelt denn auch letzten Endes jener um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts aufgekommene Panslawismus (von ihm wird noch im besonderen die Rede sein), was man wohl im Auge haben muß, wenn man ihm völlig gerecht werden, wenigstens seine Macht über unmittelbar uninteressierte russische Geister verstehen will. Seine festeste Stütze erhielt das Zarentum, als sich, wie bereits erwähnt, im siebzehnten Jahrhundert der Zar zum Oberhaupt der russischen Kirche machte. Hierin beruht wohl Rußlands größtes politisches Unglück, das schwerste Hemmnis seiner Befreiung. Denn das Volk sieht nun einmal immer noch in dem Zaren vor allem das Oberhaupt der Kirche. Und das russische Volk hält mit Recht die orthodoxe Kirche für seine Kirche. Denn es hat längst schon von ihr geistigen Besitz ergriffen, indem es sich die Jahrhunderte hindurch nur in ihrem Rahmen religiös auslebte und alle seine

Gewissensbedürfnisse hier befriedigte. Die Dogmen spielten dabei wie überall für die gläubige Masse nur eine untergeordnete Rolle. Daß diese seine Kirche auch Staatsreligion ist, ist dem Volke völlig gleichgültig. Nur dadurch, daß es in seinem Bedürfnis nach lebendiger Vorstellung auch der geistigen Mächte, die es über sich herrschend anerkennt, den Zaren tatsächlich als kirchliches Oberhaupt verehrt, nur dadurch bleibt in Rußland die Kirche derart mit dem Staatswesen verquickt — sie wird immer wieder zu Staatszwecken mißbraucht — daß jede politische Opposition bis jetzt noch von vornherein zur Unpopularität verurteilt ist. Denn sie kann wenigstens nicht kirchenfreundlich sein. Es gibt darum bis jetzt noch keine wirklich volkstümliche Oppositionspartei. Die Sozialdemokratie vertritt nur die Fabrikarbeiter, und zwar längst nicht alle, vielmehr nur die aufgeklärten; außerdem ist es für den Wissenden durchaus klar, daß diese Partei niemals die breiten Massen des russischen Volkes gewinnen wird, da ihr kalter, abstrakter, rein philosophischer Geist dem russischen Volke durchaus zuwider ist, und höchstens ihre Dialektik gewissen russischen Denkgewohnheiten entspricht. Auch die Partei der Trudowiki (von „Trud" — die Arbeit), welche die friedliche Herbeiführung des Sozialismus erstrebt, ist nicht eigentlich eine Volkspartei, vielmehr vor allem eine Partei von Intelligenten, die die letzten Interessen ihres Volkes wahren wollen. Freilich geht diese Partei durchaus auf volkstümliche russische Tradition zurück und bringt das rein Ethische ihrer Lehre auch im Leben ihrer Vertreter zum Ausdruck: Die Dumamitglieder dieser Partei leben in Petersburg klösterlich kommunistisch in einer Wohnung, die auf das einfachste ausgestattet ist und einen gemeinsamen Schlafsaal enthält. Die Lebensführung ist dabei eine so bescheidene, wie man sie sich etwa nach Einführung der sozialistischen Staatsordnung allgemein denken könnte. Wenn diese Partei trotzdem nicht populär ist, so eben nur deshalb, weil sie notgedrungen nicht kirchenfreundlich ist und von der Kirche, deren Vertreter in der Duma sämtlich auf der äußersten Rechten sitzen, selbstverständlich angefeindet wird. Es ist nun ohne weiteres klar, daß die in der religiösen Rolle des Zaren begründete Aussichtslosigkeit für eine parlamentarische Oppositionspartei (nehmen wir einmal an, die russische Duma sei ein Parlament), wahrhaft volkstümlich zu werden, bei den wachsenden Sünden der russischen Regierung geradezu hinweist auf den Weg der sozialen Revolution. Wenn also irgendwo, so wäre in Rußland die Trennung des Staates von der Kirche tatsächlich die Voraussetzung zur Selbstbefreiung des Volkes. Und dabei wissen wir, daß auch die besten Söhne der orthodoxen Kirche selber keinen sehnsüchtigeren Wunsch hegen. Der altchristliche Geist ist — durch die Treue dieses Volkes — so weit lebendig geblieben in ihr, daß sie es mehr und mehr als unerträglichen Widerspruch empfindet, das Evangelium des Geistes und der Liebe zu verkünden und dabei immer wieder zu Polizeizwecken mißbraucht zu werden.

5.

Nach der Erhebung des Moskauer Zaren zum Oberhaupt der russischen Kirche geht die Erstarkung seiner Staatsgewalt mit Riesenschritten voran. Das ganze siebzehnte Jahrhundert bezeichnet ein einziges Wachstum der zarischen Macht. Zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts konnte denn auch Peter die stärkste Machtprobe vornehmen, die je ein Despot gewagt hat: seinem Volke eine durchaus fremde Kultur aufzuzwingen. Das Zartum bestand auch diese Probe. Das russische Volk leidet heute noch darunter. Bis auf den Tag fühlt sich die russische Volksseele beleidigt durch Peters Gewalttat. Damals war gerade eine eigene russische Kultur in voller Entwicklung, und natürlich ist sie nicht völlig ausgerottet worden. Immerhin ging so viel von ihr verloren, daß auf den Trümmern nichts mehr aufgebaut werden kann, was einigermaßen den gesamten kulturellen Bedürfnissen der heutigen Nation entsprechen würde. Indes darf man durchaus nicht annehmen, daß vor Peter Rußland überhaupt gar keine Berührung mit dem Westen gehabt hätte. In Wahrheit ist vielmehr diese Berührung gerade in der Zeit vor Peter, im siebzehnten Jahrhundert, eine ganz besonders tiefgehende gewesen — aber gerade dadurch war ja — durch Bewußtwerden des Gegensatzes zu diesem Fremdartigen — der nationale Gedanke um diese Zeit in Rußland ganz besonders erstarkt. Um so beleidigender mußte Peters Tat wirken. Man kannte damals den Westen durch die westeuropäischen, vor allem die deutschen Ansiedler in Moskau, wo sie, in einem besonderen Stadtteil wohnend, ihre Sitten und Gebräuche wohl bewahrt hatten. Schon unter Iwan dem Grausamen gab es drei protestantische Kirchen in Moskau! Auch hatte bereits Boris Godunoff junge Russen zur Lehre nach Europa geschickt. Sie waren aber nicht zurückgekommen, einer von ihnen ist sogar englischer Geistlicher geworden! Man hatte mithin zu Peters Zeiten durchaus eine gewisse Vorstellung von der westlichen Kultur. Dabei hatte aber Peter seine Auswahl aus ihr, deren eigentliches geistiges Wesen ihm selber ewig verschlossen blieb, lediglich unter dem Gesichtspunkte der politischen Machtentfaltung Rußlands getroffen. Er war bei Äußerlichkeiten und schematischen Einrichtungen stehen geblieben. Überall fehlte das geistige Band. Und damit verdarb er es denn auch nach beiden Richtungen: seine Russen sahen — und sehen leider auch vielfach heute noch — in diesen Schablonen Westeuropas dessen eigentliches Wesen und sind darum bis jetzt noch immer nicht davon abzubringen, den eigentlichen Charakter der westeuropäischen Kultur eben in dem Fehlen jedes geistigen Inhalts bei einer vollendeten äußeren Form anzusprechen. (Der ganze Tolstoi erklärt sich hier.) Der eigentliche Geist Westeuropas aber, den Peter um alles in der Welt nicht hätte haben wollen, und in dem das Zartum früh schon seinen Todfeind witterte: der Geist des unwiderstehlichen Dranges nach persönlicher Selbstbestimmung, dieser

Geist war nun doch einmal nicht völlig aus dem Rußland aufgezwungenen, rein formalen Westeuropa zu bannen, etwas von ihm klebte doch wohl untrennbar auch an der äußeren Form, die er geschaffen hatte. Zudem floß er, nachdem so einmal eine Eingangspforte geschaffen war, durch tausend Kanäle und Kanälchen nach Rußland. Er fand aber dort leider von vornherein nicht das, dessen er zu seiner Aufnahme bedurfte: einen Gedanken, der über tausend Zweifel und Irrtümer gegangen war und dabei erst eigentlichen Inhalt erlangt hatte für die Freiheit, die er meinte: denn die bedeutet keineswegs ein führerloses Ausgestoßensein im Chaos, vielmehr ganz im Gegenteil ein Begreifen ewiger Gesetze und das Erlebnis, daß man sich frei, ungezwungen von äußeren Mächten, für sie entscheiden kann! Alle diese Voraussetzungen für eine fruchttragende Aufnahme des europäischen Gedankens fehlten aber in Rußland, als ihm Peter — sehr gegen seine Absicht — gewaltsam Bahn brach. Man sah in ihm nur einen Freipaß dafür, alles das zu verneinen, zu verachten und gelegentlich zu zerstören, was geworden ist außerhalb Rußlands, freilich nicht Vollendung offenbart, weil es eben Menschenwerk bleibt, aber trotzdem den heiligen Wert des Gewordenseins in sich trägt: denn nur in ihm können ja alle Keime liegen zu jedem Zukünftigen, das der Vollkommenheit näher steht. So hat man denn von jeher den europäischen Gedanken in Rußland mißverstanden und mißverstehen müssen: weil ja die ewigen Gesetze, deren Erlebnis er sich erobert hatte in tausendjährigem Kampfe mit kühnsten Zweifeln und verhängnisvollsten Irrtümern, dem russischen Geiste noch verschlossen waren, als der Geist Europas ihm nahte. Wenn er darum Freiheit wollte, mußte er das Chaos wollen, die Herrschaft der unkontrollierbaren persönlichen Laune! Das aber erschien gerade diesen geborenen Künstlern über alle Begriffe schön, und sie erblickten hierin, im geistigen Nihilismus, ihre durchaus eigene Gedankenschöpfung. Leider ist das aber überhaupt kein eigentlicher Gedanke, vielmehr nur eine Sackgasse für jeden Gedanken. Da der Mensch nun einmal das unwiderstehliche Bedürfnis hegt, sich die Wahrheit seiner Überzeugungen auch zu beweisen, und da dem Pseudogedanken des Nihilismus die geistige Bewegungsfreiheit abgeht, er mithin durch Gedanken gar nicht zu beweisen ist, so tritt folgerichtig die jedesmalige Person seines Trägers als Beweis ein: ihre Gesinnung, ihre Opferwilligkeit und Opfertat. Und damit kam ein weiteres geistiges Unglück über Rußland, und vielleicht das verhängnisvollste von allen: eine weithin herrschende Unfähigkeit, in von anderen behaupteten Zusammenhängen der Welt zu unterscheiden zwischen dem, was darin geistig unabweisbar ist, und dem, was der Wunsch des sie Behauptenden, auch der selbstloseste, nur hineindichtet. Daraus ergab sich aber wiederum die dogmatische Annahme selbstsüchtiger Gesinnung in dem, der einen nicht evidenten Zusammenhang nicht als tatsächlich anerkennt, wenn dieser Zusammenhang selbstlosesten Wünschen Verwirklichung verspricht. Mit einem Worte: es kommt so zu dem menschen-

quälendsten aller Aberglauben, dem Glauben an die kosmische Allmacht des guten Willens. Schließlich wird die Wahrheit einer Annahme nur nach den persönlichen Opfern beurteilt, die ihr gebracht werden. Es ist ohne weiteres klar, wie viel Selbstquälerei und geistige Vergewaltigung anderer hier ihren Ursprung haben muß. Das alles ist aber im Grunde gar nichts anderes als Mißverständnis Europas — wobei freilich zugegeben werden muß, daß in der russischen Wirklichkeit vielleicht allzu große Verführungen liegen gerade zu solchen Irrtümern: der leidenschaftliche Wille der Not des Volkes abzuhelfen, ja, die innere Unmöglichkeit für den Mitfühlenden, zu leben ohne sicherste Aussicht auf eine unmittelbar bevorstehende Abhilfe, das alles mußte gerade hier die Geister dazu verleiten, das, was man tut und denkt, um die Gefühlsbedürfnisse zu befriedigen, die der Anblick namenloser Volksnot in einem erweckte, immer wieder mit dem zu verwechseln, was ihrer tatsächlichen Abhilfe dient. So erklärt sich auch das Mißverhältnis zwischen sozialer Opferwilligkeit und sozialer Tat in Rußland — und hier liegt denn auch wohl das schwerste Hemmnis, das einer Verständigung des geistigen Rußlands mit Westeuropa entgegensteht: es kann eben nicht an unsere Aufrichtigkeit glauben, weil es nicht zu begreifen vermag, daß man auch dann die Wahrheit haben will und sie vor allem, wenn sie sichtlich unseren heiligsten Wünschen entgegen ist. Mitwirkend erscheint nur hierbei eine natürliche künstlerische Anlage dieses so überreich begabten Volkes, die noch besondere Entwicklung fand in seinen schweren Schicksalen: denn die zwingen es immer wieder dazu, gegenüber einer wahrhaft unerträglichen Wirklichkeit ganz nur in einer vorgestellten Wunschwelt zu leben. Beide Welten werden dann gar zu leicht miteinander verwechselt. So erklären sich wohl die meisten der so rätselhaft anmutenden Widersprüche im russischen Geistes- und Gesellschaftsleben: man wirkt da in dieser Welt tatsächlich in der unbewußten Annahme, man habe jene Welt vor sich.

Alles in allem kann man darum wohl behaupten, daß Peter der Große das Verständnis des eigentlichen, des geistigen Westeuropas in Rußland auf Jahrhunderte hinaus unendlich erschwert hat dadurch, daß er es nicht seinem Volk überließ, nach eigenen Bedürfnissen und zu der Zeit, die es für richtig hielt, seine Auswahl zu treffen aus dem, was ihm der Westen bot. Das Gegengeschenk wäre dann schon zur Hand gewesen, nichts die Selbstliebe Beleidigendes hätte dann in der Annahme europäischer Kulturgüter gelegen, und damit wäre auch jede Veranlassung weggefallen zu den heute noch in Rußland allmächtigen Gefühlshemmungen gegenüber dem Westen. So ist aber die verzweifelte Lage jetzt die, daß das mit Westeuropa geimpfte Rußland seinen Weg ging, und Westeuropa den seinigen. Die Kluft zwischen beiden wird immer tiefer, und dabei bietet die eigentliche russische Kultur, da sie vor zweihundert Jahren in ihrem ursprünglichen Wachstum unterbrochen ward, nicht mehr genügende Fundamente, um darauf den gesamten, heute für Rußland unentbehrlichen Kulturbau zu errichten.

Es ist schwer, hier Prophet sein zu wollen. Die Wissenschaft, auf die man in solchen Fällen überall sonst rechnet, steht in Rußland leider viel zu sehr unter Gefühlshemmungen: sie ist ununterbrochen in beleidigter Abwehr vermeintlicher Überlegenheitsansprüche der westeuropäischen Wissenschaft begriffen — wofern nicht etwa nach traditioneller liberaler russischer Auffassung der Universitätsprofessor die nächste Aufgabe hat, das Volk „aufzuklären", das heißt apodiktische Urteile zu fällen über Zusammenhänge, vorwiegend gesellschaftliche, die meist außerhalb seines Spezialfaches liegen, und in denen er natürlich ebensoviel oder ebensowenig versteht wie jeder andere.

6.

Peters Gewalttat hatte das ganze denkende Rußland in zwei heute noch einander unentwegt bekämpfende Lager geteilt: die Westler und die „Narodniki" (von „Narod" — das Volk). Doch erwies sich diese Spaltung eher zum Nutzen des russischen Kulturlebens: allzu verhängnisvolle Einseitigkeiten wurden so hintangehalten, und durch ständige Reibungen der geistige Fortschritt verbürgt. Wenn aber Peters in höchstem Maße unpopuläre Revolutionstat die Macht des Zarentums doch nicht erschüttert hatte, sie vielmehr, sogar unter seinen schwächlichen und leichtsinnigen Nachfolgern, eher noch zunahm, so erklärt sich dies daraus, daß die Europäisierung der russischen Staatsmaschine eine ganze Fülle neuer Beamten nötig gemacht hätte. Der bisher immer noch frondierende Verdienst- und Erbadel fand aber hier, in der russischen Beamtenhierarchie, deren Ausbau vornehmlich im achtzehnten Jahrhundert erfolgte, eine fast unbegrenzte Möglichkeit, seinen Machtbedürfnissen zu fröhnen, die zudem noch den Vorteil bot, daß die Verantwortung für alles auf den Zaren fiel, nicht auf die eigene Klasse, und so auch jede Einmischung, ja auch nur jede Kontrolle von seiten anderer Machtgruppen ausgeschlossen war — da das ganze Beamtentum unmittelbar den Zaren vertritt, mithin ihm gegenüber keinerlei Kritik erlaubt ist. (Die Anwesenheit des Zaren in eigener Person bei jeder öffentlichen Amtshandlung symbolisiert bekanntlich bis jetzt noch ein pyramidenartiger Tischaufsatz, den ein Adler krönt, und unter dessen Glaswänden eine Reihe Vorschriften und Ermahnungen zu lesen sind.) Der Ausbau seines Beamtentums brachte erst Rußland den sozialen Frieden — freilich den Frieden eines Kirchhofs. Die tatsächliche Macht ist seitdem in den Händen der herrschsüchtigsten Klassen: des Geburtsadels und des Erbadels. Was ihren Interessen dient, wird allem voraus zum Gesetz erhoben. Der Zar trifft zwar die letzte Entscheidung: er ist aber selbstverständlich durchaus abhängig hierin von der Art, wie ihm eine Frage vorgelegt wird, und der Auswahl der Fragen, die ihm überhaupt vorgelegt werden. Am schlechtesten kam dabei natürlich das eigentliche Volk weg, der Bauernstand: denn das russische Beamtentum bestand ja von Anfang an fast ausschließlich

aus Gutsbesitzern. Die Lage der Leibeigenen ward naturgemäß immer unerträglicher: es fehlte ja jede Möglichkeit zum Protest, ja jeder tatsächliche Rechtsschutz für die letzten Rechte der Hörigen. Dabei stand aber ihrer offenen Empörung vor allem der Umstand entgegen, daß ihre Knechtung doch — vermeintlich — vom Zaren ausging, mithin also als Gottes Fügung angesehen werden mußte. Bei dem sanften Charakter und der tiefen Gläubigkeit des russischen Volkes ergab dieser Zusammenhang, daß nur die äußerste Lebensnot den Leibeigenen zur Empörung treiben konnte. Freilich war diese Veranlassung immer wieder gegeben. Und so hat es denn auch im ganzen achtzehnten Jahrhundert ebensowenig an Aufständen gefehlt wie im siebzehnten. Gingen diese dabei nicht unmittelbar vom Volke selber aus, vielmehr von ehrgeizigen Einzelpersönlichkeiten, so entbehrten sie doch nie des sozialen Elementes: des Appells an die Not des Volkes. Und der stand oft in merkwürdigstem Gegensatz zu dem barbarischen Vorgehen gegen den Gegner. So ist es denn auch für die großen russischen Aufstandsbewegungen eines Stenka Rasin und eines Pugatscheff durchaus charakteristisch, daß sie ein seltsames Gemisch darstellen von ausgesprochenem Räubertum und ebenso ausgesprochenem sozialen Gerechtigkeitsstreben. Die eigentliche russische Revolution brach aber erst mit dem Dezemberaufstand des Jahres 1825 aus. Sie scheiterte an der Unvorbereitetheit der russischen Gesellschaft und an der Uneinheit ihres eigenen Programms, in dem westeuropäischer Rationalismus sich in eigenartiger Weise mit echt russischem Mystizismus mischte, was dann für die ganze revolutionäre Bewegung in Rußland bis auf den heutigen Tag charakteristisch geblieben ist. Nur daß an Stelle des Rationalismus in den fünfziger Jahren der metaphysische Materialismus trat, der neuerdings abgelöst ward von positivistischen Systemen in der Art des Richard Avenarius. Wladimir Solowieff, der universellste und darum vielleicht russischste aller russischen Geister, der große Verkünder des eigentlichen geistigen Rußlands, machte sich bereits darüber lustig: „Unsere Jugend denkt etwas eigentümlich," sagt er irgendwo, „sie verkündet: ‚Wir alle stammen von Affen ab, darum laßt uns unser Leben hingeben für den schwächeren Bruder!'" Es ist von jeher viel gespottet worden über den unüberbrücklichen Gegensatz, der darin liegen soll, daß ein rein mechanisches Weltbild gelehrt und dabei doch an den praktischen Idealismus appelliert wird. Indes erweist sich dieser Gegensatz bei näherem Zusehen nur als scheinbar. Tatsächlich haben wir hier das — freilich auf falscher Deutung beruhende — Bild einer in sich geschlossenen, extrem subjektiven Weltanschauung. Der Russe neigt an sich schon und noch bestärkt durch die jedem Kinde in die Augen fallenden Heucheleien und Widersprüche seiner Regierung dazu, in seinem Erlebnis *das* Menschenerlebnis zu erleben — wodurch sich übrigens auch die so peinliche Ehrfurchtlosigkeit gerade der idealistischen russischen Kreise erklärt gegenüber dem, was anderen heilig ist, wenn sie selber es nicht so erleben. Wer aber in der Welt des Geistes nichts anderes an-

zuerkennen vermag als das, was er selber erlebt, und wie er es selber erlebt, dem bleibt natürlich für die nicht unmittelbar erlebbare, aber doch auch nicht abzuweisende Welt außerhalb der eigenen Person gar nichts anderes zur Deutung als das, woran keine andere Persönlichkeit etwas ändern kann, das heißt Mathematik, Maßstab, Wage. Von jeher — das geht durch die ganze Geistesgeschichte der Menschheit hindurch — hat sich extremer Subjektivismus in der Deutung der geistigen Welt, namentlich da, wo er als Dogma auftrat, vereinigt mit rein mechanischer Erklärung der außermenschlichen Schöpfung — nur daß dann stets ein einheitlicher Grundsatz für beide Welten ausgedacht ward — was die naive Ehrlichkeit des Russen verschmäht. Diese durchaus russische Abneigung, in der „leblosen" Natur irgend etwas Erlebbares zuzugeben, gibt, nebenbei bemerkt, auch die letzte Erklärung für jenen wundervollen Wirklichkeitssinn in der Sachschilderung und der Wiedergabe von äußeren Vorgängen, der in Verbindung mit tiefgehender Seelenergründung das eigentliche Merkmal und den unerreichten Vorzug der russischen Kunst bildet, der Erzählerkunst. Im Grunde haben wir hier ganz dasselbe vor uns — es stammt wenigstens aus der gleichen Seeleneinstellung — wie jener kühle Wirklichkeitssinn in der Betätigung des russischen Revolutionärs bei der unglaublichen Weltfremdheit seiner letzten Ziele: unbestechlicher Blick gegenüber der äußeren Wirklichkeit gepaart mit ungehemmtem Tiefgang im Deuten der Wirklichkeit im Innern, das macht den eigentlichen Genius der Russen aus! Es sind Dichter, die nie darauf verzichten können, ein Stück voller Wirklichkeit so hineinzuweben in ihre Träume, daß beides zusammen jene eigenartige, nur ihnen erreichbare, untrennbare innere Geschlossenheit der Seelenwelt ausmacht, in der sie sich, bei ihrem ganz elementaren Drang nach Aufrichtigkeit ebenso wie nach Befriedigung ihrer letzten höchsten Wünsche, allein wohlfühlen. Der ganze Russe ist im russischen Revolutionär — wenigstens dem der früheren Periode, denn von 1905 an verflachte mit der Verbreitung dieser Bewegung auch die Eigenart ihrer Vertreter —: seine zuerst von Tolstoi mit solchem Nachdruck betonte Unfähigkeit, da nicht zu leiden, wo die Allgemeinheit leiden muß, sein unwiderstehlicher Trieb, sein Leben in Einklang zu bringen mit seinen Überzeugungen — und darin gibt er rein formal ein sehr hohes Beispiel — und seine Unfähigkeit, jemals zu zweifeln an der absoluten Zweckmäßigkeit der Eingebungen seines Gefühls in Hinsicht auf die Abhilfe der Übelstände, die es erregte.

Nun nehmen freilich die Revolutionäre durchaus keine Sonderstellung ein innerhalb der russischen Gesellschaft. Vielmehr sind gerade die Elemente in ihr, die zwar geringen politischen, dafür aber den nachhaltigsten geistigen Einfluß auf die Gesamtheit ausüben, die sogenannten Intelligenten, eigentlich alle Revolutionäre außer Tätigkeit, die aber jederzeit in Tätigkeit treten können. Das Eigenartige und Bestechende in ihrem Wesen beruht dabei wohl vor allem darin, daß sie ihr ganzes Leben eingerichtet haben nur im Hinblick auf

die Tatsache der Not ihres Volkes. Freilich in ihrer Art: ein sozialer Aszetismus wird von ihnen geübt: ihre materielle Anspruchslosigkeit steht an der Grenze des Möglichen. Sie bevorzugen schlecht bezahlte, durchaus nicht ihrem Bildungsgrade entsprechende Berufe, wenn sie ihnen nur eine gewisse persönliche Unabhängigkeit und möglichst viel freie Zeit gewähren. Der Beruf selber ist dabei Nebensache: er hat nur den Zweck, der Befriedigung der nackten Lebensbedürfnisse zu dienen. Alle ihre Gedanken sind aber — allerdings stets im Banne einer sozialen Doktrin — der Abhilfe der Volksnot gewidmet, und dabei liegt etwas wie eine durchaus aufrichtige soziale Trauer über ihrem ganzen Dasein ausgegossen. Trotzdem gehören sie wohl zu den glücklichsten Menschen in Europa: sie sind vielleicht heute die einzigen Europäer, die ohne alle sozialen Gewissensbisse leben. Sehr große Künstler müssen wir sie nennen: eine solche Geschlossenheit liegt in ihrem schmucklosen Dasein, das jede äußere Gefälligkeit, ja jede Bequemlichkeit mit Verachtung von sich weist, ein solches einheitliches Leben in einer nur gewollten Welt wird uns da vorgelebt, daß es uns wie platteste Banalität vorkommt, wenn es auch unwiderlegliche Notwendigkeit bleibt, wenn wir diesen großen Volksfreunden, deren Aufrichtigkeit für uns über allen Zweifel steht, immer wieder raten möchten, lieber ein ganz klein wenig ihren doktrinären Widerwillen gegen diese Welt der wirtschaftlichen Selbstsucht zu überwinden und lieber einflußreiche Stellen aufzusuchen, um sie dann auszuüben im Geiste wahrer Volksliebe, der allein das russische Volk retten kann, und der doch so restlos über ihrem eigenen Künstlerdasein ausgebreitet ruht. Denn gerade das scheint mir heute vielleicht die drückendste Qual zu sein, die auf dem prächtigen, vielgeduldigen russischen Volke lastet: wer ihm auch nur irgendwie übergeordnet ist, der vergißt, oft bei den allerweichsten Umgangsformen mit dem Dienenden, nur gar zu sehr, daß der Mensch, dem er Befehle erteilt, auch sonst noch ein Dasein führt, und daß dies alle menschlichen Rücksichten verlangt!

Jenes durchaus Einheitliche und streng Folgerichtige, das bei näherem Zusehen alles scheinbar noch so widerspruchsvolle und zerfahrene russische Leben durchzieht, findet gleichsam seine Verkörperung in der jedenfalls äußerst beachtenswerten und zweifellos eigenartigen Persönlichkeit des russischen Intelligenten.

7.

Auf den ersten Ausbruch der russischen Revolution, den Dezemberaufstand (1825), folgten die furchtbaren Jahre des Nikolaischen Regiments. Bevor aber noch in der heldenhaften Verteidigung von Sewastopol (1855) das russische Volksbewußtsein eine solche Stärkung erhalten hatte, erstand in der Zeit des unerträglichsten politischen Druckes der Panslawismus. Eine allmächtige Zensur feierte damals geradezu Orgien. Alles, was auch nur ganz im entferntesten an eigene Gedanken erinnerte, ward mitleidslos unterdrückt. Einen

Ausweg zu freier Äußerung mußte aber die zum Springen volle russische Seele haben, denn eben erst hatten sie große Dichter, ein Puschkin, Lermontoff und Gogol, zum Bewußtsein ihrer Fülle und ihres Rechtes gebracht. Da verfielen denn solche, die klug waren wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben, darauf, den Bedrücker der russischen Volksseele, den Zarismus, als ihrem eigentlichen Wesen entsprechend zu preisen: „Mögen die im ‚faulen' Westen," so ward hier verkündet, „ein Blatt Papier nötig haben zwischen sich und ihren Fürsten. Wir Russen brauchen das nicht: unser Verhältnis zu unserem Zaren beruht auf reinem Vertrauen!" Der sonst auf jede selbständige Regung der russischen Gesellschaft peinlich eifersüchtige Zar ließ sich diesmal betören: er vergaß, was freilich jeder Despot vergessen muß, daß doch auch die Liebe seines Volkes zu ihm, wenn er sie auch gar nicht entbehren kann, doch zweifellos eine freie Äußerung der Volksseele bedeutet und vielleicht die freieste von allen, wenigstens die, die am meisten auf ihre Rechte pocht! So erhielt das russische Volk seine erste Mündigkeit im Panslawismus. Es eroberte sich damals das Recht, sich — unter gewissen, schwer festzulegenden und gar nicht einzuhaltenden Bedingungen — auf sich selber besinnen zu dürfen. Man fand zunächst Schätze: der viel verkannte Panslawismus ist ja von Hause aus eine rein ethische Bewegung gewesen. Vergessen wir ihm nicht, daß religiöse Duldsamkeit eine seiner Hauptforderungen bildete, und daß selbst ein Wladimir Solowieff sich zu ihm bekennen konnte mit dem einen Vorbehalt, daß er in den Vorzügen seines Volkes, von denen auch er überzeugt sei, nur Verpflichtungen für sich persönlich erblicke, keineswegs aber daraus die Berechtigung herleite, wie z. B. Dostojewsky, auf alle anderen Völker zu schimpfen. Der „Panslawist" Solowieff erhob zum letzten Gebot seiner Vaterlandsliebe den Imperativ: „Liebe jede Nation wie die eigene."

Bald aber machten sich schon die bösen Sterne geltend, die über der Geburtsstunde des Panslawismus gestanden hatten: er war nun einmal ans Tageslicht gekommen als Lobpreiser, als geistiger Helfer des Zarentums, und das offenbarte sich ja schon aus seiner Benennung (im Russischen heißt er „Slavjanophilstwo", wörtlich „Slawenliebe"), die, wie wir sahen, auf uralte politische Ansprüche des Zarentums zurückgeht und jedenfalls ganz anderes verspricht, als eine rein geistige Besinnung auf das Wesen der russischen Volksseele. Es zeigte sich denn auch schon ganz von Anfang an, daß eigentlich zwei durchaus verschiedene Elemente den Panslawismus begründet hatten: einerseits rein reaktionäre Geister, die aus den Eigenarten des russischen Volkes die Berechtigung seiner augenblicklichen Lage, der Leibeigenschaft, herzuleiten suchten und als Anhänger des Zarismus durchaus an der politischen Ausdehnung Rußlands interessiert waren, andererseits aufrichtige, nur gewaltsame Befreiungsmittel verschmähende Volksfreunde, die gerade umgekehrt durch Hinweisen auf das eigentliche Wesen des russischen Volkes die russische Gesellschaft zur Einsicht des Unmöglichen in seiner jetzigen Lage führen wollten.

Eine kurze Zeit gelang es, diese widerstrebenden Elemente notdürftig zusammenzuhalten, und zwar in der Freude über die Entdeckungen in der Volksseele — und das waren die Blütetage des Panslawismus: auch Tolstoi gehörte damals zu seinen fanatischen Anhängern und ist das im Grunde seiner Seele immer geblieben. Dann offenbarte sich schon beim Türkenkriege (1877) das zaristische Element derart ungeschminkt im Panslawismus, daß erst allmählich, dann immer offener alle rein kulturell an ihrem Volke Interessierten ihm den Rücken drehten und von nun an als eine nur geistig vereinigte stille Gemeinde heute überall daran arbeiten, ohne jeden Gegensatz zu allen anderen Kulturen, den letzten Spuren der eigentlichen russischen Kultur nachzugehen, um ihr Wesen zu begreifen, ihre Tendenzen zu erfassen, deren natürlicher Entfaltung die Steine aus dem Wege zu nehmen und allen Gefühlen der Ehrfurcht vor dem stillen Schaffen des russischen Volkes greifbaren Inhalt zu geben. Der Panslawismus, er war von jeher nur unter den Gebildeten verbreitet und vermochte trotz aller immer wieder hier gemachten Anstrengungen niemals im Volke festen Fuß zu fassen, ist seitdem immer mehr zum politischen Machtmittel des Zarentums geworden. In seinen Mitgliedern, die fast ausschließlich Offiziers- und hohen Beamtenkreisen entstammen, soll sozusagen ein geistiges Kosakentum großgezogen werden. In der Bewegung Rußlands, der es am meisten verdankt, der freiheitlichen, hat der Panslawismus niemals eine Rolle gespielt, und selbst der russische Liberalismus mußte mit ihm brechen, seit er in seinem Verhalten zu den russischen Slawen, Polen und Kleinrussen, allzu deutlich gezeigt hatte, daß es ihm nicht um das Wohl aller Slawen zu tun ist, wie sein Name sagt, vielmehr ausschließlich um das Wohl und die Ausdehnung der zarischen Gewalt. Daß dann nach der Annexion von Bosnien durch Österreich der russische Liberalismus wieder ins panslawistische Fahrwasser geriet und heute mit vollen Segeln darin schwimmt, hat wohl hauptsächlich seine Ursache darin, daß er sich seinen Verrat an der Sache des Volkes auf wirtschaftlichem Gebiete vergeben lassen will. Immerhin muß, namentlich in Hinsicht auf die politische Urteilslosigkeit und tiefe Bescheidenheit des einfachen russischen Volkes, sehr wohl gerechnet werden mit dem politischen Einfluß des Panslawismus. Einen kulturellen hat er aber längst nicht mehr.

8.

Fast unmittelbar auf das Aufblühen des ersten, hochkulturellen Panslawismus und jedenfalls im Zusammenhang mit ihm erfolgte dann dasjenige Ereignis, das bis heute noch das ganze politische und gesellschaftliche Leben Rußlands am allernachhaltigsten bestimmt: die Aufhebung der Leibeigenschaft (1861). Damit war das Gewissen der russischen Gesellschaft endlich entfesselt, und ihrem kulturellen Streben auf unabsehbare Zeiten die Wege gewiesen. Man muß die vorreformerische russische Literatur tiefer kennen, um die ganze

Schwere des Zwanges zu begreifen, der damals auf der russischen Seele lastete: sie wagte es einfach nicht, sich zu den letzten Wünschen ihrer Selbstlosigkeit zu bekennen — weil sie, deren Wesen immer restlose Aufrichtigkeit war, den unüberbrückbaren Widerspruch niemals aus den Augen verlor, der in solchen Erlebnissen zu der das ganze russische Leben bestimmenden Leibeigenschaft lag. Das namenlose Unrecht, das ihr zugrunde lag, hatten erleuchtete Geister frühzeitig rein intuitiv erfaßt, und einer so allgemein anerkannten Einrichtung gegenüber, auf der sich zudem das gesamte russische Wirtschaftsleben gründete, gehörte dazu eine ausnahmsweise geistige Selbständigkeit. Gogol war an dieser Erkenntnis zugrunde gegangen. Ihm hatte Gott den Scharfblick eines Adlers gegeben, aber die Seele einer Taube: der Gedanke daran, er allein könne hier im Rechte sein, war seiner angeborenen Bescheidenheit so unerträglich, daß er lieber seinem Intellekt entsagte und schließlich noch Gottes Willen in der Einrichtung ansprach, deren schreiendes, menschenquälendes Unrecht er, wie keiner vor ihm, bei Namen genannt hatte. Kurze Zeit darauf starb Gogol, kaum vierzig Jahre alt: das große Licht hatte ihn getötet. Auch dem jungen Tolstoi [1]) war es aufgegangen. Er schildert das in seinem unvergleichlichen „Morgen eines Gutsbesitzers". Tolstoi hatte aber keine Taubenseele. Aber auch er lief Gefahr, Schiffbruch zu leiden an seiner frühen Erkenntnis: war er doch so vor die Wahl gestellt, entweder alle die, die er achtete, sich sogar vielfach überlegen wußte und allein begriff, für selbstsüchtige Sklavenhalter zu halten, oder aber seinem eigenen Intellekt zu mißtrauen. Beides war ihm gleich unmöglich. So floh er in die weite Welt. Seine Dichterseele, gezwungen zur rein menschlichen Nachschöpfung alles Lebendigen, fand da auch reichlich, was sie gefangen hielt. Dennoch vergaß er keinen Augenblick das Stöhnen seiner Leibeigenen, weder unter den freien Bergvölkern des Kaukasus noch auf den Schlachtfeldern der Moldau und der Krim. Hier, in dem belagerten Sewastopol, erkannte er denn auch endlich in dem fraglosen Heldenmut des einfachen russischen Soldaten und in der wahrhaft antiken Ergebenheit, mit der er stirbt, daß es nicht Feigheit noch Sklavensinn sein konnte, was den russischen Leibeigenen in allem Elend in seiner Knechtschaft beharren läßt: das konnte vielmehr nur ein lebendiger Gottesglaube sein. Zu ihm, den er früh verloren hatte, ward denn auch Tolstoi zurückgeführt durch sein Volk. Das aber war ein so tiefgehendes Erlebnis für ihn, daß von hier aus das Problem der Leibeigenschaft, in deren Bestehen er von jeher auch ganz persönliche Schuld erblickte, zu dem seines Lebens ward: er sah schließlich das ganze soziale Verhängnis der Menschen nur noch unter dem Bilde der Leibeigenschaft. Und als letzte und höchste seiner Lehren verkündete er dann schließlich die Tugend, die der Leib-

[1]) Näheres darüber in meinem Buche: „Das heutige Rußland". Eine Einführung an der Hand von Tolstois Leben und Wirken. München 1915, Georg Müller.

eigene allein üben konnte, und in deren Verwirklichen er sich die Achtung vor sich selber und damit die geistige Freiheit erhielt: das Vergelten des Bösen mit Gutem, das Nichtwiderstehen dem Bösen. Da aber dies eine Tugend ist, die nur dann nicht zur Plage wird, wo sie die einzige ist, die der Mensch üben kann, und weil Tolstoi diese Tugend trotzdem zum Mittelpunkt seiner Welterlösungslehre machen wollte, so mußte er sich eben weiten Strecken der Wirklichkeit gegenüber das Denken verbieten, und so scheiterte er noch nachträglich geistig an der Leibeigenschaft. So lehrt das geistige Los auch der Größten unter den Russen, wie sehr die Leibeigenschaft vor und erst recht nach ihrer Aufhebung zum eigentlichen Schicksal Rußlands ward, zu dem Schicksal, in dem die zahllosen und namenlosen sozialen Übel, die auf der russischen Erde die Menschen heimsuchen, gleichsam ihre Symbolisierung erhielten, und in dessen ins Endlose gehender Verneinung auch wiederum alle russischen Heilswünsche für die ganze Menschheit inhaltserfüllten Begriff schöpfen. Noch sei kurz darauf hingewiesen, daß dabei der Schulmeister von Jasnaja Poljana, der Tolstoi der sechziger Jahre, durchaus unrecht hat, wenn er — irgendwo in seinem pädagogischen Journal — die Beihilfe der russischen Dichter an der großen Bauernbefreiung aufs entschiedenste in Abrede stellt und dieses ganz ungeheure Segenswerk allein der Regierung zuschreibt. Tatsächlich verhielt es sich damit natürlich so, daß Rußlands große vorreformerische Dichter, ein Puschkin, Lermontoff, Gogol, die Seelen der russischen Gesellschaft überhaupt erst vorgeformt hatten für die große Reform, und daß nur der ständige, unausweichliche Anblick dieses furchtbaren Unrechts ihrem Worte jene hinreißende Überzeugungskraft verlieh und ihre Persönlichkeiten in Riesengröße erscheinen ließ. Das einmal. Dann aber lag auch der letzte Anlaß zur tatsächlichen Beseitigung der Hörigkeit in Rußland — der aufrichtige gute Willen und seltene Wagemut der damaligen liberalen Regierung und des Zarbefreiers in allen Ehren — doch in gar nichts anderem, als in einer gebieterischen politischen Notwendigkeit. Wenn man nämlich nicht einer baldigen sozialen Revolution mit offenen Augen entgegengehen wollte, mußte man die Hörigkeit aufheben. Denn mit Ermorden der Seelenbesitzer verbundene Leibeigenenaufstände hatten trotz barbarischster Gegenmaßregeln in einem Maße zugenommen — in einzelnen Jahren acht- bis neuntausend Fälle —, daß man fürchten mußte, schließlich jede Macht zu ihrer Unterdrückung zu verlieren. Das ist der tatsächliche Zusammenhang hier, und er beeinträchtigt, wie gesagt, in nichts die ganz gewaltigen Opfer an Lebensglück, Freiheit, Gesundheit und Leben, die von den Edelsten Rußlands der Sache der Bauernbefreiung dargebracht wurden. Sie gaben zudem dabei Vorbilder für immer.

Kaum war aber diese Schranke von dem Volksgewissen gefallen, so sprudelte auch das geistige und künstlerische Schaffen hervor. Die sechziger Jahre sind Rußlands glücklichste Zeit gewesen. Auch heute noch lebt das kulturelle Rußland von dem, wozu damals die Keime gelegt wurden.

Vor allem entfaltete sich die russische Kunst, der Roman, nunmehr, da der Künstler nicht mehr, wenn er des Volkes Leiden beim Namen nannte, die doppelte Scheu zu hegen brauchte vor der Zensur und vor seinem eigenen Gewissen, zu einer Höhe, wie sie die alten Kulturvölker nur in jahrhundertlanger Pflege und nur in Ausnahmefällen erreicht haben. Und es muß dabei betont werden, daß bei der eigenartigen Seelenveranlagung des Russen, der sich stets mit der Wirklichkeit in ihrer ganzen Fülle auseinanderzusetzen liebt und einen elementaren Abscheu hegt vor der Gewalttat, die jeder abstrakte Gedanke der Wirklichkeit antut, das nationale Geistesleben, das sonst überall auseinanderfällt in tausend Strahlen, sich in Rußland vorwiegend in der einen Form der Erzählung äußert. Das gibt ihr aber auch dort jenen unvergleichlichen Reiz und jene überlegene Fülle, daß eben — ich denke natürlich hier an die Meister — die in ihr handelnden Personen nicht nur so weit geschildert sind, wie es die jedesmalige Handlung erfordert, vielmehr darüber hinaus in jener elementaren Auseinandersetzung mit Gott, Menschheit und Weltall, zu der jeder Sterbliche nun einmal gezwungen ist. Eine solche Kunst bedurfte natürlich mehr wie jede andere freier Gewissensbahn. Ein grundsätzliches Unrecht am Volke, wie die Leibeigenschaft, war unvereinbar mit ihr, wie überhaupt mit allen freien, das göttliche Wagnis der Menschenliebe wagenden Äußerungen der russischen Seele: denn es besteht nun einmal ein innerer, unlöslicher Zusammenhang zwischen alledem, was jenseits des eng persönlichen Interesses geschaffen wird für die Allgemeinheit. Dieser Zusammenhang kann dabei in gar nichts anderem seinen letzten Grund haben, als in dem Willen zur Ehrfurcht vor dem Menschen als solchen, der augenscheinlich in jeder Menschenseele verborgen ruht und gebieterisch nach Befriedigung verlangt, sobald nur einmal die Seele ihre gröbsten Ängste und Begierden von sich warf. Darum öffnete denn auch erst die Aufhebung der Leibeigenschaft alle die heimlichen Quellen allrussischen Kulturstrebens.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Marwitz' Memoiren.

Der Zusammenbruch des preußischen Staates 1806.

Veröffentlicht von

Friedrich Meusel.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Der Aufmarsch der Armeen. Die ersten Gefechte.

Am 9. Oktober war der Termin verflossen, den man dem Napoleon gesetzt hatte, binnen welchem es ihm noch vergönnt sein sollte, zu bereuen. Er hatte nicht bereut, war vielmehr im vollen Marsch, um der Herausforderung entgegenzutreten; von unserer Seite aber sollte nun die Strafe erfolgen.

Der Hauptmann v. Müffling[1]) hatte bei seiner erwähnten Meldung aus Franken vorgeschlagen, zehn bis fünfzehn Eskadrons mit einigen Kanonen über den Thüringer Wald zu schicken, und damit in den Nachzug des den Main hinaufmarschierenden Feindes zu fallen, wo es denn an Gefangenen und Trophäen nicht fehlen konnte. Der Herzog[2]), sich immer noch gegen die Gewißheit sträubend, daß seine Friedenshoffnungen nicht realisiert werden würden, und daß Napoleon ihn nicht hinter der fränkischen Saale erwarte, ergriff diesen Gedanken. Um aber womöglich die Sachen doch noch anders zu finden, als Müffling gemeldet hatte, gab er vor, daß ein so kleines Detachement zu sehr aventuriert sein würde, und ließ am 9. Oktober seine ganze Avantgarde unter dem Herzog von Weimar den Marsch über den Thüringer Wald gegen Meiningen[3]) antreten.

Dadurch schwächte er die Hauptarmee und die von Rüchel (die den Herzog von Weimar verstärken mußte) ganz unnützerweise um 12000 Mann.

Kaum war aber dieser Marsch angetreten, so liefen bei der Hauptarmee und bei Hohenlohe gleichzeitig die Meldungen ein, daß der Feind schon am 8. früh einen unserer Husarenvorposten aus Coburg verdrängt und den von Hof nach Saalburg weichenden General Tauentzien an letzterem Ort angegriffen habe, worauf dieser seinen Rückzug nach Schleiz fortzusetzen beschlossen hatte. Die Binde fiel nun dem Herzog von den Augen. Er ließ

[1]) Vgl. seine Memoiren („Aus meinem Leben," 1851) S. 15 ff.
[2]) von Braunschweig. [3]) Marwitz schreibt Meinungen.

indessen den Herzog von Weimar doch nicht umkehren, sondern beschloß nur, selbst nach Hochdorf bei Blankenhain zu rücken, um der feindlichen Kolonne entgegenzutreten, die von Coburg gegen Saalfeld herabkam. Dem Fürsten Hohenlohe aber befahl er, von Hochdorf platzmachend, näher gegen die Saale zu rücken und hier eine Stellung zu nehmen, — den Fluß jedoch nicht zu repassieren[1]).

Dem General Tauentzien sollte Hohenlohe befehlen, sich nicht in der Richtung, die er genommen, auf ihn, sondern seitwärts auf Dresden zurückzuziehen, um den sächsischen Hof zu beruhigen und Napoleon Jalousie[2]) für seine Flanke zu geben.

Nun kam Massenbachs Tollheit und des Fürsten Schwäche, ihr nachzugeben, an den Tag.

Dem Herzog war gemeldet, daß die Armee den heutigen Tag bei Hochdorf stehen werde, jener Befehl supponierte sie daselbst, und nun stand kein Mann da! — Der neue Befehl paßte durchaus nicht, — und wenn man die Armee von alle den einzelnen Punkten hätte bis gegen Hochdorf wollen rennen lassen, so konnte sie nicht einmal den folgenden Tag abends dort eintreffen, um so weniger, da der größte Teil die Saalbrücken hätte aufsuchen müssen und unterwegens vom Feinde wäre aufgespeiset worden.

Es blieb also nichts übrig, als die Truppen vorher zu konzentrieren; da dies aber rückwärts mit noch größerem Zeitverlust verknüpft war, so ließ sich der Fürst durch die Hoffnung, dem Feinde vielleicht doch noch eins anhängen zu können, verleiten, es bei seinen bisherigen Anordnungen zu belassen und den Herzog mit einem Gewebe von Lügen und falschen Suppositionen (deren Verfasser ohne Zweifel Massenbach war), abzuspeisen.

Er gab vor[3]), da zwischen Hochdorf und der Saale kein Raum für ihn sei (NB. die Entfernung beträgt $1^1/_2$ Meilen), so müsse er einen Schreibfehler voraussetzen und das linke Ufer der Elster verstehen, statt der Saale, wie geschrieben stehe, — denn dort nur könne die Gemeinschaft mit Berlin und allenfalls mit Dresden erhalten werden (dies war augenscheinlich). Er habe also die sächsischen Truppen in die schon öfters von ihm vorgeschlagene Stellung von Mittelpöllnitz, unweit Neustadt, abrücken lassen, die preußischen aber sammle er an der Saale zum Soutien der bei Rudolstadt stehenden Avantgarde, bereit, diesen Fluß zu repassieren.

Gleichzeitig mit dieser Antwort wurden auch die Ordres an die Regimenter abgefertigt. Da diese aber weder bei Hochdorf noch irgendwo standen, sondern schon auf anderen Massenbachschen Kreuz- und Quermärschen begriffen waren, so wurden die meisten erst auf dem Marsch eingeholt, mußten umkehren, und sehr viele kamen nicht an. Unglaublicherweise wurde auch in

[1]) Vide des Fürsten Hohenlohe Bericht an den König vom 4. Januar 1808. [v. M.]
[2]) Besorgnis, Beunruhigung.
[3]) Vide Bericht eines Augenzeugen [1807] S. 64—66. [v. M.]

dieſem Augenblicke erſt dem im Hauptquartier zurückgehaltenen Prinzen Louis erlaubt, ſich zu ſeiner Avantgarde zu begeben. Er ging ſogleich nach Rudolſtadt ab und ſah ſeine Truppen am Morgen ſeines Todes zum erſtenmal.

Es kam nun noch auf die Beſtimmung über den General Tauentzien an. Über alle dieſe Anordnungen war es Nachmittag geworden, und man hörte eine Kanonade, die nur von ihm herrühren konnte. Landleute ſagten, ſie wäre in der Gegend von Schleiz, welches mit der Marſchrichtung übereinſtimmte, die er genommen hatte.

Der Fürſt ließ mich ungefähr nachmittags um 4 Uhr rufen. Ich wußte von alle den eben erzählten Hauptſachen nichts. Wie ich eintrat, gab er mir die Ordre des Herzogs, den General Tauentzien betreffend, und ſagte: „Leſen Sie, was Sr. Durchlaucht der Herzog mir ſoeben befohlen hat!"

Ich las und reichte den Brief zurück. Er ſah mich eine Weile an, dann: „Reiten Sie hin zum General Tauentzien, er ſchlägt ſich in dieſem Augenblick bei Schleiz!"

Ich ſtand und wartete auf weitere Inſtruktion, endlich fragte ich: „Was ſoll ich dem General Tauentzien beſtellen?"

„Sie haben geleſen, was Sr. Durchlaucht der Herzog befohlen hat."

„Alſo werde ich ihm den Inhalt dieſes Befehls überbringen?"

„Das ſage ich nicht! Sie ſind ein kluger Mann!"

„Wenn Ew. Durchlaucht an meine Klugheit appellieren, ſo möchte ich ihm lieber befehlen, daß er ſich um Gottes willen nicht nach Dresden wenden, ſondern geraden Weges auf uns retirieren ſoll, denn entweder wird er aufgefreſſen, bevor er Dresden erreicht, oder, wenn Napoleon ihn ziehen läßt, ſo iſt er für uns verloren, denn der wird ſich an die erbärmliche Jalouſie von ein paar Tauſend Mann neben ſeiner großen Armee nicht im mindeſten kehren."

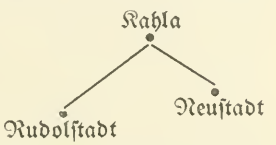
Der Fürſt: „Ziehe hin in Frieden, Dein Glaube hat Dir geholfen!"

Und nun ſagte er mir noch, der General Tauentzien werde die Sachſen bei Mittelpöllnitz finden, zu dieſen ſollte ich mich nachher begeben, dem kommandierenden General v. Zezſchwitz melden, daß der Fürſt morgen früh um 9 Uhr in Perſon bei ihm ſein würde, — ich ſelbſt aber ſollte ihn dort erwarten[1]).

Ich ritt ab. Wie es finſter wurde, alſo um 6 Uhr, war ich in Kahla, mußte nun einen Boten nehmen und verfolgte meinen Weg auf Neuſtadt. Der Weg muß einen weiten Umweg machen oder ich bin irregeführt worden, denn ich ſah ein hellerleuchtetes Schloß auf einem Berge ſcheinbar nahe vor mir liegen. Der Bote behauptete, es ſei Rudolſtadt, ungeachtet die Orte in nebenſtehender Richtung liegen. Wenn es wahr geweſen, ſo hat in dem Augenblick der Fürſt von Schwarzburg dem Prinzen Louis ſein letztes Abendeſſen gegeben. Ich gelangte auch erſt um 10 Uhr abends nach Neuſtadt.

[1]) Das Schreiben an Tauentzien, welches Hohenlohe Marwitz mitgab, iſt gedruckt bei Lettow-Vorbeck I² S. 211 Anm.

Hier stand der Oberst Boguslawski mit seinem Füsilierbataillon und einigen Husaren zum Patrouillendienst. Ich hatte ihm zu bestellen, daß der Fürst morgen früh Neustadt passieren und weitere Befehle geben würde, und forschte dann, wie es heute mit Tauentzien gegangen und wo ich ihn wohl treffen möchte? Boguslawski hatte Nachricht, daß das Treffen bei Schleiz hitzig gewesen und, wie zu erwarten, zu unserm Nachteil ausgefallen sei. Wohin Tauentzien retiriert und wie weit, wußte er nicht, sagte aber, er würde unfehlbar noch während der Nacht Nachricht erhalten.



Das Klügste war, diese abzuwarten, um nicht in die Irre herum und den Franzosen etwa in die Hände zu reiten.

Bald nach Mitternacht kam ein großer, schöner Unteroffizier von Bila-Husaren, namens Schmidt, der mit zehn Mann auf einer Seitenpatrouille abgedrängt, seinen Rückzug hierher genommen hatte, übrigens sehr gut Bescheid wußte, und berichtete, Tauentzien habe den Rückzug auf Auma und Triptis genommen, an einem dieser beiden Orte müsse er jetzt sein. Ich machte mich sogleich nach letzterem Ort, als dem nächsten, auf den Weg. Diesen Unteroffizier Schmidt habe ich nach 15 Jahren wieder als Rittmeister von Düringsfeld in der Armee gefunden. —

Wie ich eben in Triptis hineinritt, stieß ich in der Dunkelheit gerade auf den General Tauentzien persönlich, der dort gerastet hatte und nun seinen Marsch nach Mittelpöllnitz fortsetzte, wozu ich den erneuten Befehl brachte. Ich hatte ihn seit jenem Auftritt an dem Unglückstage 1804 [1]) nicht gesehen.

Ich blieb nun bei dem Tauentzienschen Korps den kurzen Weg, bis ich die Feuer des sächsischen Biwaks bei Mittelpöllnitz sah, dann ritt ich voraus und meldete mich bei dem sächsischen kommandierenden General v. Zezschwitz.

Was hier vorgefallen, kann ich nicht genauer beschreiben, als es in meinem Tagebuche über diesen Feldzug bereits geschehen ist. Ich will hier nur nachtragen, was ich dort nicht sagen wollte, weil ich damals voraussetzte, mein Manuskript könnte (etwa bei einer allgemeinen strengen Untersuchung) von Fremden gesehen werden, — deswegen wollte ich nicht von mir sprechen.

Über die gänzliche Ratlosigkeit des sächsischen Generals v. Zezschwitz und [die] daraus fließende trostlose Lage seines Korps muß ich noch bemerken, daß es zwei Brüder dieses Namens gab. Der ältere, der General der Kavallerie v. Zezschwitz [2]), kommandierte das ganze sächsische Armeekorps, der Generalleutnant v. Zezschwitz [3]) kommandierte unter seinem Bruder die Kavallerie. Von ersterem ist die Rede. Sie waren beide offenbar unbrauchbarer als irgend-

[1]) Vgl. Marwitz ed. Meusel I, 196.

[2]) Hans Gottlob v. Zezschwitz (1736—1818).

[3]) Joachim Friedrich Gotthelf v. Zezschwitz (1740—1820), zuletzt auch General der Kavallerie.

einer unsrer preußischen Generale[1]) und in ebenso hohem Alter wie diese. Sonst waren es brave Leute. Wie aber jedermann (nur die Hundsfötter ausgenommen) zu brauchen ist, wenn nur das Ganze von oben herab mit fester Hand geleitet und zusammengehalten wird, davon gaben diese beiden Brüder ein Beispiel[2]), wie sie unter dem Oberbefehl von Bernadotte und in derselben Stellung wie 1806 den Feldzug 1809 mit den Franzosen in Österreich machten. Bonaparte lobte sie stets (zum Teil freilich, um die Anhänglichkeit der Bundesgenossen zu vermehren) und sagt unter andern in einem Bulletin von dem jüngeren Zezschwitz:

„Dieser General, der die Erfahrung des Greises mit dem Feuer eines Jünglings verbindet — — — —"

Wahrhaftig! Von beiden Eigenschaften haben wir nichts wahrgenommen!

Ich war also in dem Fall, an jenem Tage, wo ich den Feind zum erstenmal sehen sollte, den größten Teil der sächsischen Armee gegen Bonaparte zu kommandieren. Es möchte mir schlecht bekommen sein, wenn es Ernst geworden wäre! Und wahrlich, ich glaube nicht, daß jemals ein solcher Anfänger, wie ich war, in solcher Lage dem ersten Feldherren seiner Zeit gegenüber sich befunden hat! — Denn wohlgemerkt! — ich durfte, wenn Bonaparte angriff, nicht etwa beizeiten abziehen, sondern ich mußte das Gefecht annehmen, denn der Fürst wollte dort hinkommen, und ich konnte ihn nicht aussetzen, statt unserer den Feind zu finden und ihm in die Hände zu reiten. Ich muß aber gestehen, daß, obgleich ich mir keineswegs einbildete, meinen Gegnern weder an Stärke noch an Geschicklichkeit gleichzustehen, ich mich doch keineswegs vor meiner Aufgabe fürchtete. — Ich tat, was in meinen Kräften stand, und stellte den Ausgang Gott dem Herren anheim.

Ich hatte, wie die französischen Bulletins beweisen, das Korps von Bernadotte vor mir, mit welchem ein wenig geplänkelt wurde, Murat und Davout marschierten um meinen linken Flügel herum die Straße nach Gera, und Bonaparte nahm sein Hauptquartier in Auma, nur eine halbe Meile vor unserer Stellung.

Ich hatte es offenbar nur der Sorglosigkeit der Franzosen im Vorposten- und Patrouillendienst zu danken, daß ich so davonkam. Murat und Davout marschierten in einem dicken Klumpen auf der Landstraße nach Gera, ohne eine Spur von Seitenpatrouille, — Bernadotte sollte an dem Tage nicht weiter vorrücken, also hat seine Spitze, die mit unsern Vorposten etwas weniges sich herumschoß, wahrscheinlich nicht für nötig gefunden, sie etwas zurückzudrücken, um sich umsehen zu können, — und so bin ich gewiß, daß die Stellung dieser ratlosen 15000 Sachsen sowohl dem auf eine halbe Meile

[1]) Über Marwitz' Stellung zu den Sachsen — einen sächsischen General nennt er einmal „den größten aller Hundsfötter" — vgl. meine Einleitung zu Marwitz Bd. I, S. LI f.

[2]) Nur der jüngere kommt in Betracht, der ältere wurde seit 1806 nicht wieder verwendet.

vor uns lagernden französischen Korps, als auch den beiden, die ebenfalls auf nur eine halbe Meile Entfernung (über Weida) neben uns weg marschierten, vollkommen unbekannt geblieben ist. — Hätten sie uns gesehen, so wurden wahrscheinlich schon an diesem Tage die Sachsen, ohne große Gegenwehr, gefangen.

Die Stellung war so, wie ich sie in meinem Tagebuche[1]) beschrieben habe, mit einigermaßen erschwerten Zugängen vor der Front, ganz verdeckter Aussicht zur Rechten, freiem offenen Felde zur Linken und gar keiner Tiefe, vielmehr Wald und nur zwei enge durch denselben führende Wege im Rücken. Sie vereinigte also ungefähr alle Fehler, die eine Stellung nur haben kann, — mit anderen Worten, es war gar keine Stellung, und es ist beinahe unmöglich, daß Massenbach oder irgendein nicht ganz unwissender Offizier seines Generalstabes sie gesehen hatte, wie er sie so dringend und als die unter den vorliegenden Umständen einzig mögliche empfahl. Offenbar war sie nur auf der Karte ausgesucht, — um so mehr muß man die Anmaßung und Selbstgenügsamkeit dieses Adepten anstaunen.

Was mich bewog, nachdem ich für die möglichst sichere Überkunft des Fürsten, für die Vorposten und Nachricht vom Feinde gesorgt, das Kommando noch länger zu führen (anders kann ich mein Verhältnis nicht nennen), ist im Tagebuche erzählt, wozu noch kam, daß der General Tauentzien durchaus nicht zu bewegen war, sich darin zu mischen. Er blieb hinten am Walde bei seinen auf den Tod ermüdeten Truppen. Erst nach mehreren Stunden, wie ich ihm wiederholt bemerklich machte, daß ich das Kommando führte, weil er es nicht wolle, und bei meiner Unwissenheit nicht für die Folgen einstehen könne, ließ er sich bewegen, vorzukommen und die Aufstellung zu besehen, gab auch einen Rat wegen der Stellung der Artillerie, der befolgt wurde, und schwieg dann. Er wollte sichtbarlich nicht die Verantwortung über fremde und ältere Generale auf sich nehmen. Ich machte mir aber den Henker aus der Verantwortung. Die Sache ging nicht, sie mußte ein schmähliches Ende nehmen, so wie der Feind sie nur anrührte, also nahm ich sie ohne weiteres Bedenken auf mich und richtete sie ein, so gut ich konnte.

Wenn ich in meinem Tagebuche sage, es sei mit den Chefs der Regimenter und Bataillons gesprochen worden, so müßt Ihr[2]) dies so verstehen, daß ich sie in Gegenwart des Generals v. Zezschwitz förmlich haranguiert[3]) habe, die Fronten heruntergeritten bin und die Mannschaft ermuntert habe, ja daß, als ein Oberst der Kavallerie auf meine Instruktion über das Einhauen, wenn der Feind aus einem der Dörfer debouchieren würde, mich bat, ich möchte es doch allen seinen Offizieren ebenso sagen, damit ein jeder genau wisse, was er zu tun habe, ich mit ihm vor die Front ritt, die Offiziere vorrief und sie instruierte.

[1]) Vgl. Bd. III der Marwitz-Publikation (Militärische Tagebücher und Schriften von F. A. L. v. d. M.)

[2]) Seine Nachkommen.

[3]) Angeredet, Ansprachen gehalten.

Dies geschah in Gegenwart meines Kameraden Blumenstein, der eben angekommen war und alles getadelt hatte, ohne daß ich ihn mit inständigen Bitten hatte bewegen können, es besser zu machen, wozu er imstande sein mußte, da er älter war und schon die drei Feldzüge am Rhein mitgemacht hatte. — Später erzählte er:

„Da fand ich die Marwietche! kommandierte wahrhaftig die ganze sächsisch' Armeen! Und die Kerle waren so tuhm, ließen sich kommandieren! Reit' vor die Front, ruft: „Die Herren Offiziere!" — und Herren Offiziere kommen wahrhaftig vor! — Hahaha! — Aber Marwietche hat sick gesprochen wie Römer!"

Wie die Adjutanten der beiden Generale Zezschwitz hießen und die übrigen, die mich so viel baten, mich der Sache ferner anzunehmen, und mich dabei unterstützten, habe ich leider in der langen, seitdem verflossenen Zeit vergessen, aber der Odeleben, der später Napoleons Feldzug in Sachsen im Jahr 1813 beschrieben hat[1]), war unter ihnen, wenngleich nicht unter den Wortführern. Den Chef des Generalstabes, den damaligen Major, später als General sehr bekannt gewordenen Funk[2]), erinnere ich mich nicht an dem Tage gesehen zu haben. Entweder war er abwesend, oder er sann schon auf Verrat, den er drei Tage später ausführte. Der wenigstens hätte meines Rates nicht bedurft, — er verstand das Kriegswesen sehr gut und besser als ich damals.

Wie nun die von Saalfeld her hörbare Kanonade schon verstummt war, und wir zurück nach Roda marschierten, sah ich, so oft wir aufs Freie kamen, oder wenn ich aus dem Walde rechts herausritt, die große französische Kolonne auf Gera marschieren. Ich kannte die Gegend sehr genau, da ich im vorigen Winter, wie wir in Gera standen[3]), sehr viel umhergeritten und mehreremal bis nach Weida gekommen war, ich konnte mich also über ihre Direktion gar nicht irren.

Daß, wie wir gegen Roda kamen, — die Wege durch die sächsische (von Gera herkommende) Bagage gesperrt waren, daß man in der argen Dunkelheit nicht vorbei konnte, und die Truppen am Wege liegen bleiben mußten, wobei die vordersten sich im Städtchen Roda zerstreuten, ist im Tagebuch erzählt.

Weder ich noch mein Pferd hatten seit dem vorigen Mittag, also seit nahe 36 Stunden, das Mindeste weder gegessen noch getrunken. Ich wickelte mich also, das Pferd führend (einen trefflichen Schimmelpolacken, — ich glaube gewiß ein Asiate), zwischen den Wagen hindurch und erreichte glücklich etwa um 11 Uhr nachts das Wirtshaus in Roda. Hier futterte ich mein Pferd, bekam Butter und Brot, wie auch ein wenig Fischlein und beschloß

[1]) E. O. Frh. v. Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen im Jahre 1813, 2 Teile, Dresden 1816, 3. Aufl. 1840.

[2]) Karl Wilhelm Ferdinand v. Funk, sächsischer Generalleutnant (1761—1828), wiederholt zu wichtigen diplomatischen Missionen verwandt, auch als Geschichtschreiber bekannt.

[3]) Vgl. Marwitz I, 243, 249 ff.

nun, mich aus dieser Falle, in der ich weder etwas zu tun noch zu verantworten hatte, herauszuziehen und mich auf meinen Posten zum Fürsten zu begeben. — Denn das Korps war ganz aufgelöset, nirgends Raum es aufzustellen, und unfehlbar hätte es vor einem einzigen herbeikommenden französischen Kavallerieregiment die Gewehre weggeworfen und wäre gefangen worden. Das sah man auf den meisten Gesichtern und erkannte es deutlich aus den Reden der Soldaten.

Wie der kommandierende General v. Zezschwitz sich in dieses selbige Gasthaus gefunden, hatte ich eine sonderbare Szene mit ihm in der Nacht; er sagte mir:

„Sagen Sie dem Fürsten, daß ich in solcher erschrecklichen Verlegenheit bin, daß ich weder aus noch ein weiß."

Ich ritt ungefähr um 2 Uhr nachts (am 11. früh) aus Roda und kam, meist zu Fuß den Weg suchend, mit Tagesanbruch nach Jena. Hier nahm ich Kaffee und eine ungeheure Menge Semmel zu mir, reinigte mich, setzte mich auf ein anderes Pferd und ritt dem Fürsten, der die Nacht in Kahla gewesen, entgegen. Ich traf ihn etwa dreiviertel Meilen von Jena, richtete die Bestellung des Generals Zezschwitz aus, machte ihm einen treuen Rapport von allem, was ich gesehen, und meldete ihm bestimmt und deutlich: daß die Franzosen unfehlbar schon diese Nacht in Gera gewesen wären (das heißt, genau in der Richtung zwischen uns und Dresden).

An diesem vergangenen Tage des 10. Oktobers büßte der Fürst Hohenlohe schwer die Folgen seiner Nachgiebigkeit gegen die unklugen Projekte Massenbachs und seines Ungehorsams gegen den Herzog. Sein ganzes Armeekorps glitt ihm aus der Hand, er war nicht imstande, darüber zu disponieren, und er lief Gefahr, daß es auf allen Punkten ebenso aufgerieben wurde, wie mit der Avantgarde wirklich geschah. Er verfügte sich früh nach Kahla, die preußischen Truppen, die sich dort versammeln sollten, waren nicht da, wohl aber Rapporte, daß sie vor Abend nicht eintreffen könnten. Er ritt weiter gen Neustadt und erfuhr den Nachteil, den Tauentzien gestern erlitten, aber nicht, was weiter aus ihm geworden war. Er hörte die immer stärker werdende Kanonade seiner Avantgarde bei Saalfeld und hatte nicht einen Mann, um sie zu unterstützen. Er kam nach Neustadt und fand die wenigen Truppen unter Boguslawski gegen einen Teil des Korps von Bernadotte aufmarschiert, und eine ziemliche Anzahl Versprengte von Schleiz bei ihm. Von Mittelpöllnitz kam der Rittmeister, den ich mit 100 Pferden abgeschickt hatte, um ihn dahin zu eskortieren. Er erfuhr, daß auch wir jeden Augenblick erwarteten, den Feind uns gegenüber erscheinen zu sehen. Seine Absicht, mit der ganzen Armee Tauentzien zu Hülfe und dem dortigen Feind entgegenzumarschieren, konnte er nicht mehr ausführen, seit seine Avantgarde, die bei dieser Bewegung sein rechter Flügel geworden wäre, bei Saalfeld festgehalten war, — und auch über Neustadt der Feind in jedem Augenblick mit Übermacht vordringen konnte. Ja, wenn er

den ihm gestern abend noch zugekommenen erneueten Befehl, an der Saale zu bleiben, noch hätte ausführen wollen, er hätte es für heute nicht mehr gekonnt. Nach Mittelpöllnitz hätte er allerdings sich noch begeben können, aber was sollte er da machen, seit die großen Orgeln bei Saalfeld immer stärker gespielt wurden und er dort eine Katastrophe erwarten mußte? Es blieb ihm also nichts übrig, als dem General Zezschwitz den Befehl zu schicken, über Roda nach Jena zurückzugehen, allen übrigen Truppen aber, sich ungefähr dahin zu verfügen, wohin der Herzog es befohlen, und wogegen er sich so lange gewehrt hatte. Er selbst ritt schnell nach Kahla zurück, und hier erfuhr er, daß seine Avantgarde vernichtet und der Prinz Louis tot sei!

Der General Grawert gelangte wirklich am späten Abend mit seiner preußischen Division in eine Stellung bei dem Vorwerke Spahl, links von Hochdorf, und lieferte dadurch den besten Beweis, daß zwischen diesem Orte und der Saale noch Raum genug sei und die Stellung von Hochdorf nicht unmittelbar an der Saale liege, wie Massenbach gegen besseres Wissen dreist hin gelogen hatte. —

Unterdessen marschierte der Herzog von Erfurt nach Hochdorf, und zwar, da die Regimenter zum Teil sehr weit hatten und auf Rendezvous erst in Brigaden formiert wurden, in folgender Marschordnung: Voran die Oberhofmeisterin der Königin, die achtzigjährige Gräfin Voß. Sie fuhr nach dem designierten Hauptquartier Blankenhain bei Hochdorf. Dann die Königin mit ihrer Hofdame Gräfin Tauentzien. Dann der König mit dem Herzog und der ganzen Suite zu Pferde. Endlich einzelne Regimenter und Brigaden der Armee. Man sieht, es sah hier in gewisser Art noch schlechter aus als bei Hohenlohe, denn wie das weibliche Hauptquartier sich auf seinem Vorposten Blankenhain etablierte, war zwischen ihm und den Marschällen Augereau und Lannes *kein Mann mehr*, sintemal die Hohenlohesche Avantgarde schon gesprengt, die der Hauptarmee aber über den Thüringer Wald weit weg war! Ja, die Armee konnte nicht einmal in irgendeiner Ordnung aufgestellt werden, weil beinahe alles in der Dunkelheit erst ankam (die Division Oranien erst mitten in der Nacht). Es lag daher alles in der Richtung von Hochdorf auf Erfurt durcheinander und hintereinander, so wie die Truppen nach und nach ankamen. Dadurch kam das Hauptquartier Blankenhain, wenngleich etwas rückwärts, doch neben dem linken Flügel zu liegen.

Der König sah denn doch ein, daß nicht alles so stehe, wie es solle, und bis jetzt ohne Nachricht von dem Ausgange des Gefechtes bei Saalfeld, schickte er seinen Flügeladjutanten, den Grafen Götzen[1]), nach Rudolstadt, um Nachricht einzuziehen. Dieser fand, wie ich aus seinem eigenen Munde weiß, zwischen Blankenhain und Rudolstadt keine Seele, ritt in letztere Stadt hinein, sah auf dem Marktplatz ein Feuer und Soldaten darum her. Er ritt heran,

[1]) Friedrich Wilhelm Graf v. Götzen, den bekannten späteren Generalgouverneur und glorreichen Verteidiger von Schlesien, † 1820.

und nun waren es Franzosen! Er kehrte leise und unbemerkt wieder um, vernahm in der Vorstadt, daß die preußische Avantgarde vernichtet, und ein französisches Armeekorps zwischen Saalfeld und Rudolstadt stehe, der Marschall selbst aber (ohne Zweifel Augereau) auf dem dortigen Schlosse sei. Diese Nachricht brachte Götzen nach Blankenhain, und der König ließ nun in der Nacht seine Gemahlin mit ihren Damen aufpacken und sandte sie gen Weimar [1]). An allem übrigen konnte, bevor es Tag war, nichts geändert werden, denn niemand war in der Dunkelheit, auf den Feldern vereinzelt, aufzufinden. —

Wie war es denn aber unterdessen bei dem Prinzen Louis hergegangen? Bei diesem unbesonnenen und übermütigen Wildfang, der nach Massenbachs Schriften (und aller derer, die sich für Geschichtschreiber halten, wenn sie einer unsauberen Quelle folgen) an allem Unglücke schuld sein soll?

Zuvörderst muß ich warnen, von alledem, was Massenbach (um „sich seinen eigenen Strick vom Halse abzuwinden") schreibt, nicht ein einziges Wort zu glauben, und auch von dem nur sehr wenig, was der „Bericht eines Augenzeugen" erzählt. Der Verfasser, Leutnant Rühle [von Lilienstern], war von diesem Gefecht nicht Augenzeuge, sah damals überhaupt nur durch die Brille seines Lehrherren Massenbach, und hielt sich überdem, wie er das Buch schrieb, in Dresden auf, wo er eine Anstellung suchte (und auch, von Weimar aus, erhielt). Hier (1807) von allen preußischen Nachrichten, außer denen, die er schon in der Tasche trug, abgeschnitten, strömten ihm die sächsischen in Masse zu; darunter auch sichtbarlich viele, die die eigenen Fehler auf unsere Führung sämtlich abwälzen wollten. Das ganze Buch ist sichtlich mit dem Bestreben geschrieben, den Sachsen zu gefallen.

Hören wir dagegen, in der gleichzeitigen Broschüre „Das Gefecht von Saalfeld", einen wirklichen, durchaus unbefangenen und unverwerflichen Augenzeugen, den damaligen (kürzlich als Generalleutnant verstorbenen) Hauptmann von Valentini [2]) und verbinden seine Erzählung mit dem, was wir jetzt außerdem wissen.

Wir wissen [3]), daß der Prinz Louis erst am Abend vorher zu seiner Avantgarde hatte abgehen dürfen und daß er folgende Dispositionen kannte:

1. Die Hauptarmee bezieht am 10. die Stellung von Hochdorf, eine kleine Meile rechts rückwärts von des Prinzen Quartier in Rudolstadt.
2. Die Hohenloheschen Truppen sind teils schon bei Mittelpöllnitz (auf drei starke Meilen links neben ihm), teils sind sie dahin dirigiert.

[1]) Vgl. Bailleu, Königin Luise (1908), S. 198 ff.

[2]) Die Schrift ist anonym „Das Gefecht bei Saalfeld an der Saale. Germanien 1807." Dem Prinzen Ferdinand von Preußen [Vater des Prinzen Louis Ferdinand] ehrerbietigst gewidmet. — Marwitz war mit General von Valentini bis zu dessen Tode (1834) befreundet; beide standen in eingehendem Briefwechsel, so daß an der obigen Angabe seiner Verfasserschaft nicht zu zweifeln ist. — Zur Kritik von Marwitz' Darstellung vgl. Lettow-Vorbeck I², S. 238 ff.

[3]) Vgl. o. S. 116.

3. Er ſelbſt ſoll dieſer Bewegung folgen. Hinter ihm im Tal der Saale ſteht bis Jena (vier Meilen rückwärts) nichts, und auch da nur viereinhalb Bataillone. Alles übrige war durcheinander, auf dem Marſch.

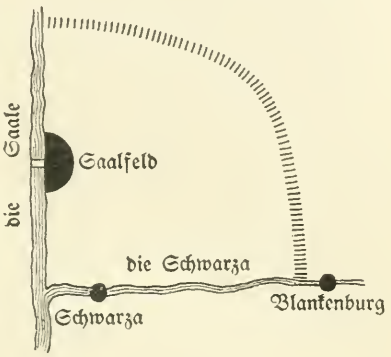
In Rudolſtadt angekommen, wird ihm gemeldet, daß der Feind den Saum des Thüringer Waldes bei Saalfeld erreicht habe und zweifelsohne am nächſten Morgen debouchieren werde. Soll er nichts tun, die Ereigniſſe im engen Saaltal erwarten, rapportieren und um Hülfe ſchreien? Oder ſagen wie Zezſchwitz, „er ſei in ſo ſchrecklicher Verlegenheit, daß er nicht mehr, weder aus noch ein wiſſe?“ Nein. Er erfährt, daß ſich das Tal der Saale bei Saalfeld ſo viel verbreitet, daß man um ſich ſehen kann. Läßt er den Feind vordringen, ſo fällt dieſer entweder in die anmarſchierende Hauptarmee oder in die einzeln marſchierenden Abteilungen der Hohenloheſchen und ſtört wenigſtens deren Bewegungen. Wozu wäre denn eine Avantgarde da, wenn ſie auch dergleichen nicht verhindern ſollte? Es iſt vielmehr recht eigentlich ihr Beruf, es zu tun.

Er handelte alſo als Feldherr, indem er ſein Korps am Morgen des 10ten gegen Saalfeld bei Schwarza konzentrierte und dadurch dem Feinde entgegenging. Hier angekommen, findet er ſeine zweieinhalb preußiſchen Füſilierbataillone (Rühle und Rabenau, und Jäger) an der Saale, vor Saalfeld, gegen den vom Thüringer Walde herabkommenden Feind bereits im Gefecht. Rechter Hand erſtreckt ſich der Waldrand des Gebirges im Halbkreiſe, — er kann dort umgangen werden und ſchickt daher das Füſilierbataillon Pelet, drei Eskadronen ſächſiſcher Huſaren und vier Kanonen nach dem Übergang bei Blankenburg. Ein Bataillon Müffling läßt er an der Brücke bei Schwarza und geht nun mit dem Reſt gegen Saalfeld vor. Dies war noch ein Bataillon Müffling und ſechs Bataillone Sachſen, nämlich die Regimenter Clemens, Xavier und Kurfürſt (jedes von zwei Bataillons), außerdem fünf Eskadrons Schimmelpfennig-Huſaren (das alte Regiment Werner) und fünf Eskadrons ſächſiſche Huſaren. (Es waren acht Eskadrons im Regiment, davon drei nach Blankenburg mit Pelet detachiert.) Eineinhalb preußiſche Batterien waren ſchon von ſelbſt vorgegangen und ſtanden jenſeit Saalfeld ſamt den Füſilieren im Gefecht, — eine ſächſiſche Batterie von ſchweren Vierpfündern war noch bei den ebengenannten Truppen.

Dies Vorgehen kann unmöglich von irgendeinem Kriegsverſtändigen getadelt werden. Ohne ſelbiges waren alle Operationen vereitelt, die der Fürſt Hohenlohe hinter dieſer Avantgarde vielleicht in demſelben Augenblick unternehmen mochte, und ſelbſt die der Hauptarmee konnten geſtört werden, — und welcher rechtſchaffene Führer einer Avantgarde von 7—8000 Mann wird denn ſeinen Feind ungefochten aus défilées herauskriechen laſſen?

Der Aufmarſch geſchah mit dem linken Flügel etwas vor Saalfeld, den rechten ungefähr in der Richtung gegen Blankenburg hin zurückgeworfen.

Das Gefecht wurde nach der verschiedenen Fechtart der Völker geführt. Von den Franzosen mit Artillerie und Tirailleurs, von den Deutschen mit Artillerie und Bataillonssalven gegen die Tirailleurs. Begreiflicherweise war der Vorteil auf seiten der Franzosen, welche in Massen hineinschossen, — wir auf einzelnstehende Leute. Dazu kam, daß in diesem Kriege die französische Artillerie noch weit besser war als die deutsche. Sie wurde von kriegsgewohnten Artilleristen bedient und gefahren, — die deutsche, bedient von Artilleristen, von denen die wenigsten jemals einen Feind gesehen, gefahren von soeben vom Lande ausgehobenen ungeschickten Knechten mit zusammengebrachten Pferden, die nicht eingefahren waren.



In dieser Art dauerte das Gefecht 4—5 Stunden (einige sagen von 8—1 Uhr, andere von 10—3 Uhr; nach dem Feuern, was ich bei Mittelpöllnitz hörte, halte ich die erste Angabe für richtig[1]); niemand kann also auch nur mit einem Schein von Wahrheit sagen, man sei blind hineingerannt, sowie man angekommen! — Nun fing der Feind seine Umgehung an, längs des Waldrandes, in der Richtung auf Blankenburg hin. Konnte diese nicht verhindert werden, so war der Rückzug notwendig. Der Prinz ergriff also das Mittel, was hierbei einem jeden wahren Soldaten einfallen mußte, nämlich, die Umgehenden selbst anzugreifen. Dies war um so zweckmäßiger, da in jedem Augenblick Nachricht oder Verstärkung von einer der beiden hinter ihm stehenden Armeen eintreffen konnte. Er stellte die drei Bataillone Müffling und Clemens in seine Flanke und avancierte mit den beiden sächsischen Regimentern Xavier und Kurfürst. Diese guten Leute konnten aber nicht einmal dem Schwarme der feindlichen Tirailleurs ihre 30 Schützen per Kompagnie entgegenstellen, sie hatten sie wegdetachiert, sie verloren also viel, wie sie nahe an den Feind kamen. Der Prinz mußte den Angriff aufgeben, und so wie es zurückging, liefen sie auseinander. Er brachte selbst mit seinen Adjutanten das Bataillon, welches ihm gerade in den Wurf kam, wieder zum Stehen, und da hierbei einige harte Reden, vielleicht auch Hiebe von den Adjutanten gefallen waren, so erwachte das Ehrgefühl dieser Sachsen. — Das Regiment hielt sich den Tag über und auch in der Schlacht von Jena sehr gut. Die Sachsen rühmen stark, und noch bis heute, ihr Regiment Kurfürst von dem Tag her. Es ist aber der Prinz Louis gewesen, der es tapfer gemacht hat.

Er ordnete nun den Rückzug an, nach Schwarza hin, übertrug dessen Leitung dem sächsischen General Trützschler und eilte nach seinem linken Flügel

[1]) Nach Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807, Bd. I (1850), S. 271, fielen die ersten Schüsse um 10 Uhr.

bei Saalfeld. Der war eben im Rückzug durch die Stadt begriffen. Die Bewegung stimmte also zusammen.

Wieder nach der (sächsischen) Hauptlinie zurückgekehrt, fand er allerhand Unordnungen bei der zurückgehenden Artillerie und half ihnen ab, als zwei französische Husarenregimenter (die ehemaligen Lauzun, braun, und Chamboran, rot), in zwei Treffen formiert, herausbrachen und die retirierende sächsische Infanterie angriffen. Sie trafen auf das tapfer gewordene Regiment Kurfürst, welches sie mit kaltblütigem Feuer abwies. — Einige Eskadrons sächsische Husaren fielen nun dem ersten Treffen mit Vorteil in die Flanke, das zweite französische Treffen aber zog sich heraus und warf wieder die Sachsen. Die ganze Masse stürzte nun zwischen die retirierende Infanterie hindurch, und der Prinz säumte nicht, mit den nächsten Eskadrons (ich weiß nicht, ob Sachsen oder Schimmelpfennig? — glaube aber letzteres) sich entgegenzustürzen, um den Feind zum Stehen zu bringen. Er ward aber geworfen, in dem Getümmel mit fortgerissen und von hinten erstochen[1]). Sogar sein Leichnam konnte nicht gerettet werden, sondern fiel den Franzosen in die Hände, denn sobald er gefallen war, löste sich alle Ordnung auf, alles lief der Schwarza zu, — die feindliche Kavallerie fand leichte Arbeit, das ganze Korps ward zersprengt, bis auf die Füsiliere und das eine Bataillon Müffling, was an der Schwarza stand. Es liefen also alle Sachsen, exklusive Kurfürst und ein Bataillon Müffling.

Was war also der eigentliche Verlauf des Gefechtes von Saalfeld? Kein unvernünftiges Hineinrennen aus unverständiger Ruhmbegierde in einen weit überlegenen Feind, wie Massenbach, seine Anhänger und Nachbeter haben fabeln wollen!

Vielmehr war gar nicht einmal Übermacht von seiten des Feindes vorhanden. Lannes und Augereau, die diese Straße gezogen kamen, waren zwar an 40 000 Mann stark, sie waren aber noch nicht heran, und was wirklich focht, war nicht stärker, vielleicht sogar schwächer als das Korps des Prinzen. Es war also ein ganz ruhiges, fünf Stunden lang dauerndes, nichts weniger als turbulentes Avantgardengefecht, bei welchem die Franzosen, vermöge ihrer besseren Organisation und größeren Kriegserfahrung, im Vorteil waren. Es scheint, daß es mit einem gewöhnlichen Rückzug über die Schwarza (wie Tauentzien bei Schleiz) würde geendet haben, wenn nicht jene beiden feindlichen Kavallerieregimenter mit ruhmwürdiger Entschlossenheit ganz allein und in wenig Augenblicken das Schicksal des Tages entschieden hätten.

Hier zeigte sich wieder die Richtigkeit des alten Spruchs: „Equestrium sane virium id proprium, cito parare victoriam, cito cedere[2]) — —," ein tüchtiger Angriff machte der ganzen Sache ein Ende, und es zeigte sich

[1]) Etwas anders lautet die Darstellung bei Lettow-Vorbeck I², S. 243 f.

[2]) Tacitus, Germania Kap. 30: „Den berittenen Kräften ist in der Tat das eigentümlich, schnell den Sieg zu gewinnen, schnell zu weichen."

klar, wie in allen Vorfallenheiten des Krieges, denen ich beigewohnt, daß es nicht die Menschen sind und ihre hochgepriesene, miserable Kunst, die die Schlachten gewinnen, sondern Gott der Herr allein ist es, der den Sieg verleiht (freilich den Hundsföttern verleiht er ihn niemals), aber die Umstände, die er entstehen läßt, das, was wir Zufall nennen, das ist der Würgeengel, den der Herr sendet, wenn er Staaten verderben will. Darum sagt auch die Schrift in allen ihren Schlachtbeschreibungen: „und der Herr gab sie in ihre Hände, daß keiner davon kam." Ja, wohl werden sie in den Schlachten in unsere Hände gegeben oder wir in die ihrigen, ohne daß man jemals angeben kann, warum den einen Tag alles ging und alle Umstände günstig waren, den anderen Tag aber nichts gelingen wollte und jeder Umstand ungünstig wirkte. —

Der Prinz Louis war von allen unseren Generalen der einzige, der an dem Tage seine Schuldigkeit tat, der seine Lage vollkommen richtig beurteilte und sich wie ein wahrer Feldherr betrug. Er fiel als ein Opfer der Massenbachschen Umtriebe und verderblichen Pläne[1]) und des Ungehorsams des Fürsten Hohenlohe. Wenn dieser es jemals eingesehen, so wird es sein Leben verbittert haben; ich glaube aber, die Massenbachschen Sermone haben ihn zu dieser Einsicht nicht kommen lassen. Da dieser beständig dagegen intrigiert hatte, daß der Prinz die Avantgarde bekäme, und nun durch die Zerstreuung derselben der Hohenloheschen Armee das bitterste Weh bereitet wurde, so war der Prinz Louis ihm ein bequemer Deckmantel. Nicht seine eigenen unsinnigen Anordnungen und Märsche, sondern des Prinzen Unbesonnenheit sollte es gewesen sein, die das nachfolgende Unglück vorbereitet hatte. Er schrie und schrieb es so lange in die Welt hinein, bis es nachgebetet und auch geglaubt wurde.

Ich lasse mir angelegen sein, dem zu widersprechen, wo ich kann, und dem edlen und tapferen Prinzen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen[2]), von dem man auch nicht zu viel sagt, wenn man es ausspricht, daß er sich für die Sicherheit des Königes und seines Heeres dahinopferte. Wir haben gesehen, in welcher Verfassung dasselbe in denselben Stunden, in großer Nähe, nach Hochdorf marschierte, wo Hohenlohe stehen sollte, aber nicht stand! Wenn nun Prinz Louis gewichen wäre, und die beiden französischen Marschälle mit ihren 40 000 dahin kamen? und zuerst die Königin fingen? und dann alles übrige? Wahrlich, der König konnte von ihm sagen:

„Nie fehl' es Unserm Reiche
An einem Fürstensohn, der Dir an Tugend[3]) gleiche!"

[1]) Er ließ ihn auf der gefährlichsten Spitze, wo er nicht weichen durfte, allein stehen und führte die Armee hinter ihm seitwärts weg. [v. M.]

[2]) Vgl. Marwitz' Charakteristik des Prinzen Louis Ferdinand in seinen Memoiren, Bd. I (1908), S. 289 f.

[3]) Virtus, Tugend, Tapferkeit, jede innewohnende Kraft und männliche Stärke. [v. M.]

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich im Urteil von Franzoſen.

Von

Charlotte Lady Blennerhaſſett.

Der Zeitpunkt, in dem mit wenigen Ausnahmen europäiſches Blut in Strömen den Boden des alten Kontinents tränkt, iſt nicht dazu angetan, daran zu erinnern, daß ſeine Nationen in ſolche unterſchieden worden ſind, von denen die einen mehr männliche, die anderen mehr weibliche Charakterzüge aufweiſen. Zudem iſt der Mut eine beiden Geſchlechtern gemeine Eigenſchaft, wenn es auch ein Zeichen der Dekadenz iſt, bewaffnete Horden von Weibern am Kampfe der Männer teilnehmen zu laſſen. Dagegen tritt eine andere Eigentümlichkeit bei einigen Nationen ungleich ſtärker als bei andern auf. Engländer und Franzoſen, ſo verſchieden ſie auch ſonſt veranlagt ſind, begegnen ſich in der Neigung zu Spott und Satire, im Hang, an den eigenen Zuſtänden ebenſo ſcharfe als wirkungsloſe Kritik zu üben, eine Gepflogenheit, die übrigens auch in uns näher liegenden Ländern zum Ausdruck kommt. Franzoſen insbeſondere entheben den Ausländer von der ſchon durch Takt und guten Geſchmack beſchränkten Aufgabe, in ungünſtigem Sinn über nationale Fehler und Schwächen ſich zu äußern, die überdies dem Blick des bodenſtändigen Patrioten am deutlichſten erkennbar ſind.

Die ältere, noch von lebendiger Erinnerung an die Rückwirkung erfüllte Generation, die die Niederlagen von 1870 im franzöſiſchen Volk auslöſten, vermag den Gegenſatz zwiſchen jetzt und damals im Licht eigener Erfahrung zu ermeſſen. Schreiberin dieſer Zeilen ſah Paris im Auguſt 1871, und zwar in Begleitung eines ſelbſtverſtändlich in Zivil gekleideten bayriſchen Offiziers und Teilnehmers am Feldzug, ihres Bruders, wieder. Deutſchenhaß machte ſich in keiner Weiſe bemerkbar. Der junge Mann beſuchte die franzöſiſche Familie, bei der er in einem Vorort einquartiert geweſen, und fand einen herzlichen Empfang.

Zu Verſailles verkehrten einige befreundete Deputierte anſtandslos mit uns und beſprachen mit Offenheit die innere politiſche Lage. Haß und Empörung loderten auf, auch damals, aber ſie richteten zunächſt ſich gegen das Syſtem und gegen den Mann, denen die ganze Laſt der Verantwortung für die über Frankreich hereingebrochenen Kataſtrophen aufgebürdet wurden. Mit verſchwindenden Ausnahmen heißt der Schuldige noch heute Napoleon III. Weder die zehn Bände E. Oliviers noch ſonſtige Apologien haben daran etwas zu ändern vermocht. Das nationale Bewußtſein iſt nicht zum geringſten Teil an der Überzeugung erſtarkt, mit dem Fall des Kaiſerreichs habe Frankreich ſich wiedergefunden. Den ſpäten Beitritt zu ſeiner liberalen Ära büßte Frankreichs größter lebender Publiziſt, Prevoſt-Paradol, noch vor Entſcheidung

durch das Schwert mit Selbstmord in Washington, wo er zum Botschafter ernannt war. Das Verdikt der Plebiscite wurde totgeschwiegen, der hartnäckigste und hervorragendste Führer der Opposition zur Leitung des Staates berufen, in dessen republikanische Regierungsformen sich, vorläufig wenigstens, auch solche fügten, die weder an den Bestand derselben noch an die von ihr verheißenen Segnungen glaubten. Daß die dynastische Lösung im monarchischen Sinn ebenfalls ausgeschlossen blieb, davon überzeugte sich der Graf von Chambord, nachdem er, nach Frankreich zurückgekehrt, vergebens versucht hatte, im Versailler Schloß seiner Väter von dem überdies persönlich royalistisch gesinnten Marschall und Präsidenten der Republik, Mac Mahon, eine Begegnung zu erzwingen. Das Staatsoberhaupt verweigerte sie unter Berufung auf den der Republik geschworenen Eid.

Der einzige Napoleonide, der durch intellektuelle Gaben befähigt gewesen wäre, eine Rolle zu spielen, Prinz Napoleon, bedurfte keiner ähnlichen Ernüchterung, denn er hatte keine Illusionen. Bereits 1871 kam ein Moment, wo erneuerte Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Deutschland drohten. Der eng mit dem Prinzen befreundete Ernest Renan hat den Inhalt des Gesprächs mitgeteilt, das in bezug auf eine solche Eventualität im Oktober jenes Jahres auf Schloß Prangins am Genfer See zwischen ihnen stattfand. Im Lauf desselben äußerte Prinz Napoleon, auch nach einer möglichen zweiten Niederlage werde Preußen sich der Einmischung in französische innere Angelegenheiten enthalten. Die mit Annexionen verbundenen Schwierigkeiten würden es veranlassen, sich mit einigen östlich gelegenen Landstrichen Frankreichs zu begnügen, Savoyen und Nizza an Italien zurückzugeben, den Norden mit Belgien in Verbindung zu bringen und das übrige in Anarchie weiterbrodeln zu lassen.

Empfänger des die Mitteilung enthaltenden Briefs war der große Physiker Berthelot, ein anderer Freund Renans, dessen Pessimismus den seinen noch überbot. Berthelot verzweifelte überhaupt an der Zukunft seines Landes. Die republikanische Etikette täuschte ihn über das Fortbestehen der schlimmsten Schäden nicht hinweg. Für diese machte er keine einzelnen Individuen, sondern den Volkscharakter haftbar. Der Positivist stellt die bündige Frage, ob eine Nation ohne Ideale befähigt sein könne, überhaupt als Nation fortzuleben? Er sagt: „Frankreich, indem es zwei Provinzen an den Eroberer aushändigt, verliert etwas anderes als den materiellen Vorteil des Besitzes. Es verzichtet auf sein fundamentales Prinzip, auf dasjenige, kraft dessen es Italien wiederhergestellt hat und nach dem die Existenz einer Nation auf der freiwilligen Zustimmung aller ihrer Bestandteile beruht. Wir haben kein größeres Recht, eine Provinz gegen ihren Willen abzutreten, als etwa der Papst, wollte er aus politischen Gründen auf ein Dogma verzichten." Renan pflichtet den Äußerungen seines Freundes bei und fügt dann hinzu: „Wir haben die jeder Gesellschaft notwendigen Organe zerstört und staunen darüber, wenn diese Gesellschaft lebensunfähig geworden ist. Zu allen Zeiten war die Zivilisation eine aristokratische, lediglich durch eine kleine Minderzahl aufrecht-

erhaltene Schöpfung... Was niemals geſchaut worden, das iſt ein aus Sand erbautes Haus, eine Geſellſchaft ohne überlieferte Einrichtungen, ohne nationale Erziehung, ohne gebilligte Religion."

Dieſen Betrachtungen von Geſchichtsphiloſophen ſchließen ſich die berufenſten Stimmen der Literatur in verſchärfter Tonart an: „Sie verdrießen und betrüben mich mit Ihrer Begeiſterung für die Republik", ſchreibt unter anderen Guſtav Flaubert an die faſt einzige Optimiſtin des Kreiſes, an George Sand: „Im Augenblick, wo uns der völlige Poſitivismus regiert, vermögen Sie noch an Phantome zu glauben... Was uns vor allem nottut, iſt eine natürliche, das heißt eine berechtigte Ariſtokratie. Ohne Haupt läßt ſich nichts machen, und das allgemeine Stimmrecht, ſo wie es beſteht, iſt ſtupider als das göttliche Recht. Die Maſſen, die Zahlen ſind immer idiot. Viele Überzeugungen beſitze ich nicht, aber an dieſer halte ich feſt. Dennoch darf man die Maſſe, auch wenn ſie noch ſo töricht iſt, nicht verachten, weil ſie Keime unendlicher Entwicklungen enthält. Man gebe ihr die Freiheit, nicht aber die Macht. An Klaſſenunterſcheidungen glaube ich ebenſowenig wie Sie. Kaſten gehören in das Gebiet der Archäologie. Aber ich glaube, daß die Armen die Reichen haſſen und die Reichen die Armen fürchten, und daß der Zuſtand ewig dauern wird. Den einen wie den anderen Liebe predigen iſt vergebens. Was eilt, beſteht darin, die Reichen aufzuklären, denn alles in allem genommen, ſind ſie die Stärkeren. Erleuchten Sie zuerſt den Bourgeois, denn er weiß nichts, rein gar nichts. Der liebſte Traum der Demokratie richtet ſich darauf, den Proletarier auf die Höhe der Dummheit des Bourgeois zu heben. Und dieſer Traum iſt teilweiſe verwirklicht. Er lieſt dieſelben Zeitungen und hat dieſelben Leidenſchaften. Ich kann es meinen Zeitgenoſſen nicht verzeihen, die Gefühle einer Beſtie des zwölften Jahrhunderts in mir geweckt zu haben. Die Galle erſtickt mich, der weder Progreſſiſt noch Humanitarier zu ſein dachte, jetzt, wo ganz Europa die Uniform anlegen und Soldat werden wird. Unſere Revanche, wenn ſie gelingt, wird eine barbariſche und unſer ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet ſein, uns an Deutſchland zu rächen. Mord im großen Stil iſt das Ziel unſerer Anſtrengungen, iſt Frankreichs Ideal geworden."

„Wir reden nie davon, wir denken ſtets daran", das geflügelte Wort Gambettas iſt denn auch wirklich das einigende Leitmotiv der franzöſiſchen Pſyche geworden, das, zeitweiſe zurückgedrängt, ſcheinbar ſelbſt in momentane Vergeſſenheit geraten und doch niemals aufgegeben, neun Präſidenten und etwa viermal ſo vielen Miniſterien die Fähigkeit des Fortlebens im Zwieſpalt, nicht nur der Parteien, ſondern des in zwei Lager geſpalteten Landes verliehen hat.

Zwar nicht mit ſo brutaler Aufrichtigkeit wie Flaubert, aber kaum weniger beſtimmt als durch Taine oder Renan und ſo viele Gleichgeſinnte ſind die Ergebniſſe des republikaniſchen Regime nach mehr denn vierzigjähriger Dauer von den beſten, führenden Geiſtern des intellektuellen Frankreich verurteilt worden.

Nichts in der äußeren Lage des Landes schien einen solchen Pessimismus zu rechtfertigen. Sein Kolonialreich war erweitert, sein Heer reorganisiert und erstarkt, sein System der Allianzen auf neuen Grundlagen festgelegt; die Milliarden der französischen Ersparnisse dienten den Zwecken seiner äußeren Politik, der sie das russische Bündnis sicherten, und bezeugten, wenn nicht das gesunde Finanzgebaren des verschwenderischen Staatshaushalts, so doch den schier unerschöpflichen Reichtum der Nation.

Die äußeren Erfolge mußten, so wie es auch geschah, dem Patriotismus eines so selbstbewußten Volkes, wie des französischen, das Vertrauen in seine Stärke zurückgeben. Es stand wieder ebenbürtig unter den großen Mächten. Die unter den Klängen der Marseillaise von Souveränen in gleicher Eigenschaft empfangenen, nichtssagenden, schwarzbefrackten Präsidenten der Republik versäumten denn auch nicht, den damit zum Ausdruck gekommenen Sieg der Demokratie zu verkünden und an der Tatsache zu messen, er sei den republikanischen, an Dauer und Wirkung alle vorhergehenden Regierungsformen seit 1791 übertreffenden Institutionen zu danken.

Um so auffallender, wie gesagt, hebt sich von den offiziellen Äußerungen und der wenigstens stillschweigend erteilten Zustimmung der Massen der scharfe Widerspruch, ja geradezu die Entmutigung von Kennern und Beobachtern der französischen inneren Zustände ab. Es sind der Pessimisten so viele, daß eine Auswahl unter ihnen getroffen werden muß, die nur Lebende, zunächst Paul Bourget, Faguet, René Doumic, Alphonse Séché, Romain Rolland, einschließt, weil typische Vertreter der Psychologie und philosophischer Betrachtungsweise, der literarischen Kritik, des Romans. „Le Désarroi, die Zerrüttung des französischen Gewissens", so der Titel einer Betrachtung Alphonse Séchés, die wir Ausländer der Übertreibung zeihen möchten; denn sehr viele der darin aufgedeckten Schäden sind leider auch anderswo vorhanden. Typisch französische Zustände erfahren jedoch die allerhärteste Beurteilung. Zweck des Künstlers, so heißt es, ist nicht mehr die Kunst. Er erniedrigt sie, um schnell reich zu werden, er ist im Dienst des Goldes Fabrikant geworden und strebt, nicht etwa nach Verwirklichung eines Ideals, sondern nach dem Besitz eines schönen Hauses und eines Auto. Am fühlbarsten macht sich „das Geschäft" in der dramatischen Kunst geltend. Theaterdirektoren treiben Wucherhandel. Schauspielerinnen zahlen ihnen bis zu dreißigtausend Franks, um erste Rollen in Stücken berühmter Autoren zu schaffen. Will ein noch unbekannter Dichter sein Drama auf die Bühne bringen, so muß er darein willigen, die Autorschaft mit einem unbeteiligten, aber erfolgreichen Kollegen zu teilen, der im Verein mit dem Direktor den weitaus größeren Teil der Tantiemen bezieht. Ebenso reichlich werden die Maitressen dieser Herren bedacht; je offenkundiger ihre Schande, um so gewisser das Interesse des Publikums am Auftreten von Kurtisanen, deren Luxus, Abenteuer, Eleganz und intimste Lebensgewohnheiten den Neid der Frauenwelt erwecken und Nachahmerinnen bis in den höchsten Kreisen der ehemals „guten Gesellschaft"

finden. Namen vom besten aristokratischen Klang ständen zur Verfügung. Um den mit Geldmangel verknüpften Entbehrungen zu entgehen, ist kein Preis zu hoch und Armut die Schmach, die einzige, die nicht zu ertragen, wenn man mit der modernen Gesellschaft weiterleben will.

Daß auch der Journalismus käuflich, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. Dabei ist er auf Selbstverteidigung angewiesen, denn jedermann, Frauen wie Männer, drängt in die Öffentlichkeit und besudelt Papier. Schriftstellerei in jeder Form ist zur nationalen Monomanie geworden. Arbeiter verlassen die Werkstatt, Bauern den Pflug, um sich am literarischen Wettbewerb und an der Tagespresse zu beteiligen. Die Gewohnheiten, Leiden, Schmerzen und Bestrebungen des Schuhflickers und der Nähmamsell zu ignorieren ist nicht mehr gestattet. Die Herzensergießungen von Hirtenmädchen werden von geschickten Pariser Literaten stilistisch lesbar und durch pikante Einschiebungen erotischer Natur anziehend gemacht; dem törichten Publikum wie seelische Offenbarungen gepriesen, erleben sie die gewünschte Zahl von Auflagen. Ist das erreicht, so hört man nichts mehr von der Verfasserin, die längst einem neuen Phänomen weichen mußte. Der Dilettantismus blüht und entledigt sich der Kritik durch Reklame. Man vernimmt von Jünglingen, die kaum der Schule entwachsen, „das Leben mit dem Gehirn ausgeschöpft und aller literarischen Formen sich bemächtigt haben; sie kennen die Geheimnisse des Esoterismus, sie prüfen die orientalischen Traditionen, sie befragen die modernen Philosophien. Rom, Byzanz, Theben sind ihnen vertraut, ihnen hat der Instinkt Philosophie, das Ahnungsvermögen Wissen geoffenbart. Ihre Erstlingswerke sind dem Besten, das wir kennen, ebenbürtig, die Werke, die sie vorbereiten, werden es übertreffen, obwohl viele von ihnen vorerst nur wenig, einige noch gar nichts veröffentlicht haben." Eines der verheißungsvollsten dieser Talente, der zur Zeit, wo ein ernster Kritiker, René Doumic, sich zuerst mit ihm beschäftigte, noch junge Maeterlinck, hatte unter anderem mit „Peleas und Melisande" um so größere Bewunderung erweckt, weil seine Symbolik rätselhaft blieb. In schroffem Gegensatz zum Kultus, der ihm in Deutschland geweiht worden ist, gilt noch heute das Urteil des Franzosen: „Um den Eindruck des Geheimnisvollen zu erwecken, bedient sich der die Sprache nicht gut beherrschende Belgier summarischer, naiv unbestimmter Auskunftsmittel. Weder Raum noch Zeit werden angegeben. Die Vorgänge tragen sich irgendwo, außerhalb aller Geschichte, zu. Die Landschaft ist in großen Strichen, mit Verteilung von breiten Flächen des Lichtes und Schattens, angedeutet, die Menschheit, in Übereinstimmung mit der Natur, auf die allgemeinsten Züge beschränkt. Die Personen haben keinen individuellen und überhaupt gar keinen Charakter: ein Greis, ein Jüngling, eine junge Frau, mehr über sie erfahren wir nicht. Wenn eine dieser Personen Gedanken über das Leben äußert, so schlagen sie fehl: ‚Ich habe stets wahrgenommen,' spricht z. B. der weise alte Urkel, ‚daß jeder schöne junge Mensch schöne, junge und glückliche Geschehnisse um sich zu schaffen vermag.'(!) Und wieder: ‚Vielleicht

gehörst du zu denjenigen, die, ohne es zu wissen, unglücklich sind . . . und diese sind die unglücklichsten.'(!!) Solche und ähnliche, im Dialog sich oft wiederholende sinnlose Sätze verraten, daß Maeterlinck ein sehr geringbegabter Beobachter und mittelmäßiger Denker ist. Mehr Empfindung und Phantasie als Gedanken, allgemeine, in Symbole übertragene Begriffe sind unzweifelhaft poetisch. Aber es gibt eine Kunst, deren charakteristisches Gepräge die Unfähigkeit ist, Gedanken auszudrücken; sie bewegt sich in Gefühlen, die mehr heraufbeschworen wie geschildert werden, sie erregt die Sinnlichkeit, spannt die Nerven bis zur Unerträglichkeit an und versucht es, die Literatur der Musik zu nähern, was einer lieblichen Verirrung gleichkommt."

Maeterlinck ist ein Typus. Jenen andern, den der zynischen Immoralität, in der modernen Literatur aufzustellen, wäre ebenso peinlich wie vergebens. Er starrt dem Leser fast überall entgegen. In dem vorläufig letzten seiner Romane, „Le démon de midi," behandelt Paul Bourget auf seine Weise das religiöse Problem, worüber manches Gute und Treffende gesagt ist, aber charakteristischerweise des Wahrheitssinnes und des Rechtes des Gewissens auf Wahrheit gar keine Erwähnung geschieht. Das hier nur nebenbei. Der Roman hätte kaum Leser gefunden, wäre dem herrschenden französischen Verlangen nach einer auf der Bühne und in der Literatur bis zur Übersättigung gereichten Kost nicht Rechnung getragen. Es bedarf nach wie vor des Ehebruchs zur Befriedigung seines Hungers, und so ist denn auch die Geschichte eines solchen in Bourgets Apologie des orthodoxen Katholizismus eingeflochten. Dank diesem Zugeständnis zählen die Auflagen seines Romans nach Tausenden. Aber selbst das Adulterium ist eine bloße Etappe auf dem abschüssigen Weg zur Verherrlichung des Lasters. Das traurige Vorrecht, die Entgleisungen krankhafter Erotik, Dinge, die man sich auch nur zu nennen schämte, gleich Rechten zu beanspruchen, dieses an Wahnsinn grenzende Begehren hat eine Frau, und zwar ganz kürzlich, 1913, gestellt. Nur eine ihrer unerwartet zeitgemäß gewordenen Äußerungen sei wiedergegeben: „Die Unzucht ist der den Eroberern geschuldete Tribut. Nach einer Schlacht, in der Männer sterben, ist es der normale Zustand, daß die durch den Krieg auserlesenen Sieger in eroberten Ländern bis zu Vergewaltigung schreiten, damit Leben wiedergeschaffen werde." Das Allermißlichste an dieser erbaulichen Theorie liegt darin, daß auch in den von Eroberern verschonten Ländern ähnliche Zustände herrschen würden, wenn anders Madame de Saint-Points „Manifeste futuriste de la luxure" schon durch den bloßen Titel mehr bedeutete, als ein schmähliches Zeugnis weiblicher Verkommenheit.

Damit sei dieses Kapitel abgetan und Franzosen wieder das Wort über die Zerrüttung des politischen Gewissens gelassen.

„Der Kultus der Inkompetenz", unter diesem Titel hat der Literarhistoriker Emil Faguet das bestehende System der Heranbildung, insbesondere der Prüfungen für den Staatsdienst dafür haftbar gemacht, wenn Mittelmäßigkeit künstlich gezüchtet und jedes Gefühl der Verantwortung bei den heran-

wachsenden Generationen schon im Keim erstickt wird. Denn wie wäre die freie Entwicklung der Persönlichkeit in einem Staatswesen denkbar, das keine Überzeugungen achtet? Da die seinigen auf religiösem Gebiet darin bestehen, überhaupt keine zu haben, so duldet er solche auch nicht bei seinen Dienern. Ein Beamter, ein Offizier, ob Katholik oder andersgläubig, der nach Vorschrift seiner Kirche oder Gemeinde lebt, den Gottesdienst besucht und überdies als lauer Republikaner bekannt ist, wird allein schon deswegen verdächtigt und bei nächster Gelegenheit zurückgesetzt, wenn nicht entlassen. Begreiflicherweise ziehen es Männer von unabhängiger Lebensstellung vor, solchen Widerwärtigkeiten sich nicht auszusetzen. Dem Gemeinwesen entgeht die Mitwirkung brauchbarer Kräfte, zuweilen auch hervorragender Talente, weil ganze Schichten der Gesellschaft unter dem Vorwand, sie seien reaktionär, vom öffentlichen Leben ausgeschlossen sind. Der unverbrauchte Überschuß an Energie verausgabt sich in Finanzoperationen. Alle Abstufungen des Gelderwerbs, von weitausschauenden Unternehmungen bis herab zum Handel mit Automobilen, absorbiert die Männerwelt dieser politisch brachgelegten, einst führenden Stände der Nation. Die Franzosen in ihrer Mehrzahl sind jedoch von alters her gewöhnt, Hilfe in allen Nöten und Versorgung für sich und ihre Familie vom Staat zu erwarten, dessen Spenden durch die Hände seiner Anhänger, vor allem käuflicher Parlamentarier fließen.

In einem so gearteten Gemeinwesen spielt der Zunftpolitiker selbstverständlich die erste Rolle. Faguet nennt ihn in bezug auf persönliche Ideen eine Null; in der Bildung minderwertig, teile er die Gefühle und Leidenschaften der Menge. Sein einziges Geschäft ist Politik; bricht seine politische Karriere zusammen, so nagt er am Hungertuch. Um dem Niederbruch zu entgehen, folgt er blindlings den Führern seiner Partei, und da es deren etwa drei Dutzend gibt, so wälzen diese ihre Verantwortungen wieder zurück auf die Wähler, durch die ihr nächstes Schicksal bestimmt wird. Clemenceaux, der an solchen Zuständen wohl am meisten Schuldige, klagt dennoch 1913, daß die Verwirrung der Geister und die Erschlaffung der Charaktere den Höhepunkt erreicht habe, der mit dem Bestand eines freiheitlichen Regime nicht mehr vereinbar sei. Institutionen seien wertlos ohne Männer, die die Fähigkeit besäßen, sie ins Werk zu setzen. Faguet erwidert, man bedürfe in Frankreich der Aristokratien, das heißt aller Einzelgruppen, die stark genug seien, sich zu organisieren, zusammenzuwirken, verantwortlich zu sein. Die Royalisten verlangen einen König, weil der Staat eines Oberhauptes bedürfe und keines habe. Die Radikalen suchen das Heil in der Durchsetzung ihres Programms, um dem Zustand das Ende zu bereiten, in dem einem einzigen Bestreben, „Versorgung der Anhänger und möglichst ausgiebige Vorteile für die eigene Person", die dringendsten Forderungen der nationalen Wohlfahrt von Parlamentariern und ihrer Sippschaft geopfert werden. So feindselig auch die Parteien sich gegenüberstehen, in einem Punkt stimmen sie alle überein: in Frankreichs politischem Leben, so sagen sie, herrsche Anarchie.

An der Ausbeutung durch gewissenlose Streber gehe das Land zugrunde. Die Gesinnung der ganz überwiegenden Mehrheit desselben finde keinen Ausdruck in seiner Regierung. Aber das Bedürfnis nach Ruhe, nach ungestörtem Genuß materieller Güter, die Macht der Gewohnheit, die Unfähigkeit zur Selbsthilfe erzeugten Apathie, die immer noch Ergebung in den gegenwärtigen Zustand den revolutionären Experimenten vorziehe.

Immerhin ist es im höchsten Grade bezeichnend, wie gerade das Buch, welches am allerrücksichtslosesten der französischen Kultur der Gegenwart das Urteil spricht, nicht nur der größte literarische Erfolg, sondern auch das populäre Buch des Augenblicks wurde. Es ist Romain Rollands „Jean-Christophe". Von allen bitteren, von ihm ausgesprochenen Wahrheiten nur eine: Der Zauber von Paris? Ja, für Multimillionäre aus San Francisco oder Chicago, für russische Großfürsten und Argentinier, für abgelebte jüngere und ältere Greise, für grüne Jungen, Leute mit den Instinkten und dem Bildungsgrad von Kaffern, gewiß! Dem mittellosen, innerlich gesunden deutschen Fremdling Christoph bietet sich auf seinem ersten Gang durch Pariser Straßen ein anderes Bild: „Der Oktobernebel war dicht und stechend, er hatte jenen faden Pariser Geruch, in dem sich die Ausdünstungen der Vorstadtfabriken mit dem schweren Atem der Stadt vermischen. Man sah nicht auf zehn Schritte vor sich. Das Gaslicht flackerte wie eine erlöschende Kerze. Im Halbdunkel wälzte sich die Menschenmenge nach verschiedenen Richtungen. Wagen kreuzten sich, stießen aneinander, behinderten und stauten den Verkehr, Pferde glitten über den gefrorenen Schmutz. Die Flüche der Kutscher, die Hörner und Glocken der Tramways machten betäubenden Lärm. Dieser Spektakel, dieses Getümmel, dieser Geruch packten Johann Christophs Kopf und Herz. Er blieb einen Augenblick stehen, aber die hinter ihm Gehenden rissen ihn mit. So gelangte er bis zum Boulevard von Straßburg, ohne etwas zu sehen, und rannte Vorübergehende linkisch an. Seit dem Morgen hatte er nichts mehr gegessen. Die Kaffeehäuser, die überall offen standen, verschüchterten und ekelten ihn wegen der in denselben zusammengedrängten Menschen. Er wandte sich an einen Schutzmann. Aber er fand seine Worte so langsam, daß dieser sich nicht die Mühe gab, ihn zu Ende zu hören, und ihm, mitten in einem Satz, den Rücken kehrte. So fuhr er fort, sich automatisch weiterzubewegen. Leute standen vor einem Schaufenster, und auch er tat wie sie. Es war ein Laden für Photographien und Postkarten. Sie stellten Dirnen im Hemd und ohne Hemd dar; illustrierte Zeitungen boten unflätige Bilder aus. Kinder, junge Frauen betrachteten sie ruhig. Ein mageres, rothaariges Geschöpf, das Christoph in Anschauen verloren sah, bot sich ihm an. Er blickte auf sie, ohne zu verstehen. Mit stupidem Lächeln ergriff sie seinen Arm. Er schüttelte sie ab und entfernte sich zorngerötet. Die musikalischen Cafés folgten einander; an den Türen hingen Plakate grotesker Marktschreier. Die Menge wurde immer dichter; was Christoph auffiel, war die große Zahl verdächtiger, verkommener, lasterhafter Gesichter, weiß ange-

ſtrichener, widerliche Wohlgerüche verbreitender Dirnen. Ihm wurde kalt. Müdigkeit, Hunger und der ſteigend ihn packende Ekel machten ihn ſchwindlig. Er preßte die Zähne zuſammen und ging ſchneller. Der Nebel verdichtete ſich in der Nähe der Seine. Das Wagengewühl wurde unentwirrbar. Ein Pferd rutſchte aus und fiel aufs Pflaſter. Der Kutſcher bearbeitete es mit der Peitſche, um es zum Aufſtehen zu bringen. Das elende, durch die Gurten behinderte Tier ſchlug kläglich um ſich, fiel zurück, blieb unbeweglich und wie tot liegen. Dieſes banale Schauſpiel wurde für Chriſtoph der Waſſertropfen, der die Seele überfließen macht. Die Qual dieſes erbärmlichen Geſchöpfes inmitten gleichgültiger Blicke brachte ihm mit ſolchem Angſtgefühl das eigene Nichts unter dieſen Tauſenden von Menſchen zum Bewußtſein, der Widerwille, den er ſeit einer Stunde für dieſe menſchliche Herde, dieſe beſchmutzte Atmoſphäre, dieſe feindliche ſittliche Welt in ſich niederzukämpfen ſuchte, drang mit ſolcher Gewalt hervor, daß er zu erſticken meinte und in Schluchzen ausbrach . . ."

Wer von uns, der nicht ähnliche Stunden erlebt und ſolche Tränen vergoſſen hätte?

Dem Ausland iſt Romain Rolland ſo bekannt, daß es keiner Zitate mehr bedarf, um die Erinnerung an ſeine Urteile über Theater und Literatur, Journalismus und Politik, Frauenwelt und Künſtlerkreiſe wachzurufen. Er ſelbſt iſt zu großer Künſtler und guter Patriot, um nicht neben die Schatten das Licht zu ſetzen. Johann Chriſtoph, den Paris nicht verſteht und den es hungern läßt, verliert weder den Mut noch die Empfänglichkeit für das viele auch dort vorhandene Gute. Er macht die ihn umgebende Welt nicht haftbar für die Vereinſamung des Genies, er ergibt ſich klaglos in das unabwendbare Schickſal und verſteht, es müſſe das ſeinige bleiben bis ans Ende.

Zum Träger des Idealismus in ſeiner höchſten, der ſchöpferiſchen Geſtalt hat der franzöſiſche Romandichter einen Deutſchen erkoren. Aus der jüngſten franzöſiſchen Literatur — auch das darf als bekannt vorausgeſetzt werden — ließe ſich, im Gegenſatz zu dem hier zu Wort gekommenen Peſſimismus, eine optimiſtiſche Reaktion nachweiſen. In der Verurteilung des Beſtehenden ſtimmt die Mehrheit ſtimmberechtigter Franzoſen überein. Bei dem Ausblick auf die Zukunft ſcheiden ſich die Geiſter. Die Jugend, und mit ihr eine hoffnungsfreudige Zuverſicht, tritt auf den Plan. Fort, ſo ruft ſie, mit dem zerſetzenden Zynismus eines Anatole France, fort mit den ehrlich gemeinten aber falſchen, weil engen und einſeitigen Theorien eines Hyppolite Taine, mit dem intellektuellen Gift des Zweiflers von Profeſſion, „ce faux bonhomme", Erneſt Renan. Sie ſind veraltet wie der Poſitivismus, wie der Naturalismus, wie der moderne Parlamentarismus. Wir wollen handeln, glauben, Männer ſein. Neuraſtheniker verachten wir, nach Unreinlichkeiten haben wir keinen Bedarf, das Laſter empört uns. In der Ehe ſehen wir kein ſentimentales Experiment; ſie iſt eine ernſte Aufgabe, an die früh im Leben herangetreten werden muß, wenn ſie richtig gelöſt werden ſoll. Von unſerer Generation wird das Schickſal Frankreichs abhängen. Der Dienſt, den wir ihm ſchulden, wird ſoviel wert ſein wie unſere Moralität.

Viele, sehr viele dieser jungen Leute hat die Einsicht von der Unentbehrlichkeit eines religiösen Gesetzes zur Bestimmung der Moral in die katholische Kirche, andere zu mehr oder weniger festgelegten christlichen Anschauungen zurückgeführt.

Über das, was sie nicht mehr will, ist diese Jugend eines Sinnes, nicht über das, was sie soll und von wo sie das Heil erwartet. Die Mehrzahl hält an der gemäßigten Republik fest; demokratisch bleibt die Gesinnung auch dann, wenn sie eine monarchische Lösung befürwortet. Das soziale Problem fesselt sie alle, aber der Kampf auf sozialem Gebiet führt sie in die verschiedensten Lager. Ihre Lehrer sind Bergson, dessen Philosophie der schöpferischen Entwicklung sie begeistert, dann Maurras, dessen soziologische Studien sie von revolutionären Utopien befreit haben, oder Maurice Barrès, den sie ihren Gewissensrat nennen.

Das Ergebnis dieser Lehren ist die Kräftigung des Willens zur Tat, ihr Ziel die moralische Wiedergeburt Frankreichs.

Das ist, kurz angedeutet, der letzte über die französischen Grenzen gedrungene Ton des noch auf Frieden gestimmten, von Berufenen gespielten seelischen Instrumentes der Nation.

Ob die Wiedergeburt gelungen wäre? Ob die Pessimisten recht behalten hätten, die bei der Ansicht bleiben, daß alles, was besteht, wert sei, daß es zugrunde geht?

Seit der über Europa hereingebrochenen Katastrophe sind das müßige Betrachtungen. Welche Entscheidungen ein Volk, ehrgeizig und leidenschaftlich erregbar wie das französische, in den ersten Augusttagen von 1914 treffen würde, konnte ja nie zweifelhaft sein. Durch ein festes System der Allianzen vorbereitet, durch die doppelte Waffenbrüderschaft in der Zuversicht auf den Ausgang des Kampfes geschärft, fiel das französische Schwert schnell genug in die Wagschale des Krieges. Sein erstes Opfer, Jaurès, hätte der Mörder schonen können: die Friedensapostel starben vor ihm.

Was keiner Staatskunst und keiner Partei gelungen ist, vollbrachte die Kriegserklärung der Revanche. Ein einiges Volk steht zur Trikolore und gegen den mehr wie je verhaßten Erbfeind, der sie nicht wieder haßt!

Jedoch einmal, wenn auch noch so spät, muß es ja Frieden werden. Die Zukunft kennen wir nicht, eines aber läßt sich voraussagen: Frankreichs innerer Aufbau wird auf den Schlachtfeldern entschieden. Der Sieg, der das gegenwärtige Regime zu retten imstande wäre, müßte ein durchschlagender sein. Derjenige, gleichviel wie er heißt, dem es gelänge, der Nation ihre zwei verlorenen Provinzen zurückzugeben, würde Herr in Frankreich. Aber es gibt eine andere, uns Deutschen zum Glück nicht fernliegende Möglichkeit. Auch dann, im fahlen Schein der Niederlage, würde die Abrechnung zwischen Frankreich und den es beherrschenden Gewalten kommen, an deren unheilvoller Macht die guten Klingen der besten seiner Patrioten wirkungslos zerschellten. Der Gott des Tages heißt, wie immer, der Erfolg.

Theater.

Der Kriegswinter im Theater.

Alles Theater lag im Sommerschlaf. Die große Ferienzeit war noch lange nicht vorüber, als plötzlich Kriegsschauplätze aufgeschlagen wurden, rechter Hand, linker Hand ein grausam ernsthaftes Spiel anhob, bei dem es sich um alles eher handelte, als um die alte Ästhetenfrage nach dem Vergnügen an tragischen Gegenständen. Diese Lust an der leicht getrockneten Träne, der sogleich ein heiteres Wort, guter Appetit auf die Schinkensemmel zu folgen pflegt — wie weit ab von dieser Lust lag der Jubel, der unsere Kämpfer ins Feld trieb und ans Feld geleitete! Dann erschienen die Verlustlisten, die man anfangs noch durchzulesen pflegte, bis die Aufgabe nicht mehr zu bewältigen war. Wer mochte bei diesen endlosen Reihen von Namen an Leichen denken, die durch einen Theaterdolch hingemordet am Schlusse des fünften Aktes kreuzweis auf der Bühne liegen, wie das in dem sonst so wunderherrlichen „Hamlet" geschieht? Das Wort von den weltbedeutenden Brettern versagte. Weltbühne und Bühnenwelt waren mehr denn je voneinander verschieden. Jüngere Dramatiker, jüngere Schauspieler, darunter mancher Schwerzuentbehrende, meldeten sich freiwillig, zogen den feldgrauen Rock an, holten sich das Eiserne Kreuz und wurden von ihrem Kaiser ausdrücklich belobt. Sie hatten das bessere Teil erwählt, das einzige, wobei sich jetzt Lob und Ruhm holen ließ. Denn was an den Stätten ihrer Kunst dargeboten werden konnte, war kärglich. Die Theaterdirektoren, voll Sorge um den Zusammenbruch, blätterten in ihren Schauspielerverträgen und fanden den „Kriegsparagraphen", der die Möglichkeit gab, nach Ausbruch des Krieges jedes Mitglied zu entlassen. Von diesem Rechte machten viele wohl oder übel Gebrauch. Innerhalb des Theaterbetriebes bemächtigte sich weiter Kreise eine Angst vor der Zukunft.

Wo dem genus irritabile nicht die Begeisterung des weltgeschichtlichen Augenblicks emporhalf, wo es der Sturm des Volkes nicht mitriß, trat das Gegenteil ein, und an einem Vormittag auf der Probe fiel plötzlich ein zitternder, weinender Mann vor seinem Direktor nieder, klammerte sich an dessen Knie, schrie und flehte, er möge ihn, sein Weib und seine Kinder nicht verhungern lassen. Das war keine Theaterszene. Denn wenige Tage später nahm sich dieser selbe Mann aus Angst vor dem Tode das Leben. Er war auch keiner von den zahllosen kümmerlichen Wesen, die sich beim Theater von heute auf morgen durchbeißen müssen; er war einer der angesehensten, bedeutendsten Schauspieler Berlins. Ein genialer Komiker; wie die meisten Humoristen tief versunken in das Element der Melancholie. Dem Schrecken des Krieges hielt die Gereiztheit dieses künstlerischen Nervensystems nicht stand, in den geistreichen Kopf stieg eine fixe Idee, auch ihn erschlug ein heimliches Schlachtschwert. Dieses tragische Schicksal eines Komikers gelte als Einzelfall. Dennoch zeigt es weithin sichtbar das Elend, das der Krieg über die Theater gebracht hat. Wäre dieser Krieg ein halbes Jahr früher ausgebrochen, so hätte man leichter mit ihm rechnen können. Anfangs August aber muß alles schon gesattelt und gespornt sein. Jede Bühne hat ihren Winterplan so gut wie fertig. Jeder Direktor weiß, auf welche Kräfte er zählen darf. Für kostspielige Novitäten oder Neueinstudierungen sind Kostüme und Dekorationen schon bestellt. Das alles fiel plötz-

lich in Nichts. Ein großer Teil der Stücke, auf die man hoffte, widerspricht der Kriegsstimmung, wohl gar der Kriegszensur. Eine tiefe Ratlosigkeit beugte alle Beteiligten. So konnte es kommen, daß in Wien die beiden Hoftheater zunächst geschlossen blieben, daß sie im Spätherbst sehr vorsichtig ihre Türen öffneten und noch jetzt, bei klug herabgesetzten Preisen, nicht jeden Abend spielen.

Was hier, mehr oder minder freiwillig, geschah, wurde in Provinzstädten zum Zwang. Und je näher die Bühnen den Kriegsschauplätzen lagen, desto härter drückte der Zwang. So blieb aus dem Königsberger Stadttheater den ganzen Winter über das Spiel verscheucht; desto blutiger trat der Ernst der Zeit in diese festlichen Räume: die Szene ward zum Lazarett. Sogar die größten Hoftheater, in Berlin, Wien, Dresden, München, mußten den Mitgliedern ihre gesicherten Einkünfte wesentlich beschränken, weil sie kein Geschäft für das Kriegsjahr erwarten durften. Auch den kleinen Städten ging mit dem erschreckenden Beispiele, ganz zu schließen, eine Hofbühne voran. Und zwar unter allen kleinen Hofbühnen die bedeutendste. Der Herzog von Meiningen war es, der sein Theater den Schauspielern zwar zur Verfügung stellte, jede eigene Betätigung aber ablehnte. Es war der neue, eben erst zur Regierung gekommene Herzog Bernhard, der sich zu diesem haushälterischen Entschlusse genötigt sah und damit nichts anderes tat, als was die meisten ihm nachmachen mußten. Seinen Vater, den alten Georg, den großen „Theaterherzog", hatten wir wenige Wochen zuvor ans Grab geleitet. Es war Sonntag, den 28. Juni. Zur selben Mittagszeit, da dieser Fürst des Friedens von der Meininger Stadtkirche aus in den Laubschatten seines stillen Friedhofsplatzes getragen wurde, knallten in Serajewo die ersten Bomben, die den nahenden Weltkrieg ansagten. Durch die stille Waldstadt an der Werra gingen hinter der Leiche des ehrwürdigsten Patriarchen, des letzten deutschen Fürsten aus dem Versailler Krönungssaal, die Angehörigen seines Hauses: der neue, auch schon weißbärtige Herzog, dessen Brüder und Neffen und ein Sohn des Kaisers, des alten Herzogs preußischer Liebling Adalbert, heimlich verlobt mit des alten Herzogs liebster Enkelin Adelheid. Die Salven tönten, das Leibregiment trat auseinander, die fürstlichen Herrschaften begaben sich zur Witwe des Herzogs ins Schloß hinauf, und hier erfuhren sie die Unheilspost aus der bosnischen Hauptstadt. Fünf Wochen später waren Adelheid und Adalbert kriegsgetraut, ein Sohn und ein Enkel des toten Herzogs, Prinzessin Adelheids Vater und Bruder, vor dem Feinde gefallen. Wenn man daran denkt, daß in der Theaterkunst des neuen Deutschen Reiches keine andere Persönlichkeit so bedeutend, so entscheidend hervorgetreten ist, wie Herzog Georg von Meiningen, so möchte man in jenen schicksalsschweren Sommerstunden doch einen mystischen Zusammenhang zwischen Bühnenwelt und Weltbühne empfinden.

Herzog Georg hatte den großen klassischen Dramen einen neuen Stil gegeben und nach Art der uralten deutschen Wanderbühnen diesen Stil durch halb Europa verbreitet. Das war seine große „theatralische Sendung", aus der neun Jahre später die segensreiche Schöpfung des „Deutschen Theaters" in Berlin entstand, und von der allmählich alle großen deutschen Hofbühnen auffrischenden Vorteil zogen. Als die Meininger im Mai 1874 mit ihren Shakespeareschen Tragödien und Komödien zum ersten Male nach Berlin kamen, wußte man, daß im neuen Reich auch eine neue Bühnenkunst emporblühte. Meiningen zeigte das ein paar Jahre früher als Bayreuth, und — wir wollen dankbar daran erinnern — derjenige, der damals in Berlin, unter manchem Widerspruche spät Bekehrter, am überzeugtesten für die Meininger Mission eintrat, war der Theaterkritiker der „Deutschen Rundschau", Karl Frenzel, der kurz vor dem Meininger Herzog gestorben ist und unsern

Krieg auch nicht mehr erleben sollte. Damals erst 46 Jahre alt, stand er auch der angewandten Dramatik noch näher und erkannte in den Meiningern Befreier. Die Meininger aber waren Herzog Georg. Gegenüber dem Solospieler auf weiter, öder Flur, gegenüber dem Virtuosen, der alles neben sich mit ausladenden Ellenbogen niederknuffte, kam jetzt wieder das Zusammenspiel, das Stück zur Geltung. Herzog Georg, der in seiner Jugend ein guter Potsdamer Gardist gewesen sein soll und als solcher das Herz einer preußischen Prinzessin gewann, ging strategisch vor. Ohne selbst herauszutreten, beherrschte er die Massen und ließ sie wirken. Sie trugen auch das Kleid, das zu ihnen paßte, und bewegten sich auf Geländen, in die sie gehörten. Dieser künstlerische Sinn für die Gesamtheit war eine Bedingung, ohne die das moderne realistische und psychologische Drama nie auf das Theater gekommen wäre. Und wie Herzog Georg der erste war, der in Deutschland Ibsens „Gespenster" zur künstlerischen Anschauung brachte (Dezember 1886), so darf ihn nicht bloß L'Arronges „Deutsches Theater", sondern auch das „Deutsche Theater" und das „Lessingtheater" Otto Brahms als Ahnherrn ansprechen; das aber sind die beiden einzigen Berliner Privatbühnen, die sich bisher in erster künstlerischer Stellung behauptet haben.

Im „Deutschen Theater" herrscht jetzt seit zehn Jahren Max Reinhardt. Er herrscht zugleich über Berlin. Man hat ihn teils bewundernd, teils ironisch mit Napoleon dem Korsen verglichen. Ein Mensch von höchst ungewöhnlicher Phantasie, Willenskraft und Theaterempfindung, übernahm er alle Meininger Grundsätze, soweit es auf Bühnenwirkung ankam, und schon um sich von seinem Meister Otto Brahm, der auch diesen Geist nach Berlin gerufen hatte, zu unterscheiden, wiederholte er die Meininger Tendenz, das klassische Drama wieder zu beleben. Er las Shakespeare nicht nur zeilenweis, sondern, wie sich's gehört, auch zwischen den Zeilen. Und wenn er zwischen den Zeilen nichts von Shakespeare fand, so dichtete er stummes Spiel von Reinhardt hinzu; und wenn Zweifler einwenden, das sei gar nicht mehr Shakespeare, so fragt er mit dem anmutig-verschämten Lächeln eines durchtriebenen Backfisches, ob denn früher Shakespeare so gewirkt habe wie bei ihm. Gleichzeitig beweisen seine geräuschvollen Bannerträger, gerade das sei Shakespeare; und wer es von ihnen früher besser wußte, verlor vor Verzücktheit den Verstand. Den Verstand, einen genialen Bühnenverstand behält Reinhardt auch da, wo ihm so Grundverfehltes widerfahren konnte, wie etwa im zweiten Teile von Goethes „Faust", an den er mit unzureichenden schauspielerischen Kräften und nur mit klappernden Apparaten heranging. Er verstand es auch, eine Anzahl von Schauspielern fast ebenso zu Gegenständen allgemeiner Vergötterung zu machen, wie sich selbst. Zum Teil hatten sie sich schon anderswo in bescheideneren und geziemenderen Maßen ein Ansehen verschafft, das Reinhardt durch Überfülle höchster Aufgaben zu steigern wußte. Und wie man schließlich seiner eigenen Wahllosigkeit alles glaubte, das Beste und Böseste, so auch seinen Wegener und Bassermann, seinen Durieux und Heims, seinen Moissi und Eysoldt. Alles ausgezeichnete Schauspieler, werden oder wurden sie zu Höhen aufgetrieben, die ihnen ewig fremd bleiben. Wie sehr ihnen Allererstes und Allerletztes fehlt, müßte jedem klar werden, der sie mit einer wirklich tiefen, echten und reinen Menschennatur vergleicht, wie es Lucie Höflich ist, oder wie es jener schon erwähnte, leider nicht mehr lebende Charakterkomiker Viktor Arnold war; wie es auf begrenzterem Gebiete der ebenfalls während der Kriegszeit verstorbene Hans Pagay war. Auch dieser gehörte zuletzt zum „Deutschen Theater" Reinhardts, der hilfreich für sein gebrechliches Alter sorgte. Von den meisten dieser Reinhardtschen Vorstellungen läßt sich sagen: das Kleine groß, das Große kleiner! Dabei hielten die Scheingrößen

durchaus nicht treu zu ihrem Prinzipal, obwohl er sie so stark emporgepufft hatte. Die meisten wandten ihm den Rücken und ließen sich von der Konkurrenz umwerben. Jeder von ihnen dünkte sich, eine Duse oder ein Talma zu sein. Jeder vertrug neben sich schwer den andern. Wenn der eine kam, so machte der andere Miene zu gehen. Alle sind wieder auf bestem Wege ins Virtuosentum unter der Devise: „Laßt mich des Löwen Rolle auch spielen". Als der alte Erzvirtuose Friedrich Haase gestorben war und einen sogenannten „Ifflandring" als würdigstem Herrn Bassermann vererbt hatte, lag in diesem theatralischen Thronwechselsymbol mehr Ironie, als Testator und Erbe ahnten.

Ein Ensemble fest zusammenzuhalten und jahrelang auf sich einzuspielen, war Otto Brahms Sache gewesen. Glänzt Reinhardt als ein Virtuose der Regie hervor, so leistete bei Brahm die Regie das beste, was sie tun kann: sie drängte sich nicht auf, sie verschwand, wie die Köchin hinter dem Kuchen. Und als Brahm, ohne daß er den Tod schon nahen fühlte, entschlossen war, ins Privatleben zurückzutreten, faßten auch seine wichtigsten und ältesten Schauspieler, wie Else Lehmann, Oskar Sauer, Emanuel Reicher, einen heroisch-sentimentalen Entschluß. Sie wollten zusammenbleiben und als eigne Herren das Werk Brahms im Geiste Brahms fortsetzen. Nach dem Muster der Commédie française nannten sie das Sozietät, und so entstand — schon der Titel ein Unding — ein „Deutsches Künstlertheater Sozietät" gegenüber dem Elefantenportale des Zoologischen Gartens. Brahm hatte noch gerade Zeit, über dieses tollkühne Projekt den klugen, vorahnenden Kopf zu schütteln, bevor er diesen Kopf auf das Sterbekissen legte. Aber sein Tod ermutigte erst recht das waghalsige Völkchen; denn er legte um ihr Unternehmen den Nimbus gesteigerter Pietät. Ach, sie wußten nicht, wie sehr sie ihren Herrn verloren hatten, wie wenig sie sich selbst Herren sein konnten! Es bewährte sich wieder die alte Erfahrung, daß ein Theater nur monarchisch-autokratisch regiert werden kann, daß Schauspieler nur vor einem Direktor Respekt haben, der ihr Wohl und Weh in der Tasche trägt. Einer wäre da gewesen, sich diese Autorität zu schaffen, auch einst einer aus Brahms Schar, der hervorragendste von allen: Rudolf Rittner. Er hatte der Schauspielkunst aus nie aufgeklärten Gründen für immer entsagt. Er hatte sich in seine oberschlesische Heimat zurückgezogen, um die bäuerliche Existenz seiner Vorfahren fortzusetzen. Das war eine Reihe von Jahren auch gegangen. Nun zog es ihn doch wieder zur Kunst, zur Hauptstadt zurück. Als er A gesagt hatte, hofften manche, er werde auch B sagen und sich als großer, richtunggebender Schauspieler bezahlt machen. Aber er blieb fest: nur als Regisseur wollte er mittun; die Regiekunst war ja durch Reinhardt sichtbar geworden. Rittners Probestück „Hanneles Himmelfahrt" war meisterhaft. Einzelleistungen hatte man früher schon besser gesehen, das Ganze noch nie annähernd so gut. Da gleichzeitig der Dichter des „Hannele" mit einer höchst merkwürdigen und bedeutenden „Tell"-Aufführung hervortrat, so schien dem Sozietätstheater durch die alte kongeniale Gemeinschaft zwischen Hauptmann und Rittner der Weg gewiesen, um aus Brahms engeren Zirkeln in die weiten Fluren der Weltliteratur herauszuschwärmen. Und das wäre auch gegangen, wenn es keine Sozietät gegeben hätte, die Vorgesetzte ihrer Vorgesetzten war. Ein zweiter Mißstand lag im Ortswechsel. Das Brahmtheater war genötigt, Brahms Theater aufzugeben. Aus dem eingewohnten „Lessingtheater" zog man in ein ungünstig gelegenes, noch wenig bekanntes Operettenhaus im Westen. Wenn aber ein Zigarrenhändler seine alte Ecke aufgibt, so zieht ein neuer in den Laden ein. Auch das „Lessingtheater" blieb nicht leer stehen.

Schon seit längerer Zeit hatte sich auf der kleinen Saalbühne Unter den Linden ein neuer, junger Direktor bemerkbar gemacht: Viktor Barnowsky. Mit klugem

Auge verstand er es, Lücken auszuspähen. Wie er im „Kleinen Theater" der Nachfolger Reinhardts geworden war, so wurde er jetzt der Nachfolger Brahms im „Lessingtheater". Er hatte Reste der Brahmschen Truppe mit der seinigen vereinigt, trat, anders als die Sozietät, in gewärmte Stuben und nahm gutes Mutes einen Plan auf, der aus Brahms sterbender Hand geglitten war. Brahms denkwürdigste Tat war die zyklische Vorführung sämtlicher moderner Werke Henrik Ibsens gewesen. Er hat das Berliner, man kann sagen, das deutsche Publikum zum modernen Ibsen erzogen. Nun wollte er sich zum Abschied an den romantischen Ibsen machen und vor allem „Peer Gynt" aufführen. Diese Aufgabe übernahm und löste Barnowsky. Zunächst blieb das Publikum aus, dann strömte es herbei, und „Peer Gynt" wurde Zugstück, blieb es auch, obwohl ihn das „Königliche Schauspielhaus" gleichfalls in seinen Spielplan aufnahm, zwar in einer ibsenwidrigen Bearbeitung, aber mit sehr viel reicheren künstlerischen Mitteln. Das „Lessingtheater" hielt sich aber doch auf seiner geistigen Höhe, und als der Krieg die letzten schwachen Lebensfünkchen jener Sozietät ausgeblasen hatte, übernahm Barnowsky auch das „Deutsche Künstlertheater" und führte sich hier Ende Februar mit einer „Egmont"-Vorstellung ein, die seines „Peer Gynt" würdig war, obgleich der Darsteller des Egmont, Herr Bassermann, den Oranien oder Alba besser gespielt hätte.

Es ist in Berlin längst nichts Neues mehr, daß verschiedene Theater in einer Hand liegen. Die Herren Meinhard und Bernauer, die ebenso wie Reinhardt Abkömmlinge Brahms sind, besitzen ihrer sogar drei: das alte „Berliner Theater" mit dem vielbeliebten, flott und frisch vorgetragenen Revue- und Possen-Rummel, das einstige „Hebbeltheater" in der Königgrätzerstraße mit literarischen Neigungen und das von Rudolf Lothars frevelhaftem Leichtsinn in den Abgrund geworfene „Komödienhaus" an der Marschallbrücke mit einem populären Programm. Es gelang der geschickten, auch vom Glück begünstigten Direktionsfirma, sich an allen drei Stellen aufrecht zu halten. Bequemer als sie hat es Reinhardt, der seine „Kammerspiele" in unmittelbarer Nachbarschaft des „Deutschen Theaters" unterbringen konnte. Aber auch sein „napoleonischer" Wille strebt nach Ausdehnung. Seinen internationalen Wünschen hat der Krieg allerdings ein jähes Ende bereitet. Nach London und Paris, nach New York und San Franzisko ist ihm bis auf weiteres die Aussicht verrammelt; höchstens öffnet sich ihm Wien. Auch seine fragwürdigen Zirkusspiele in einem „Theater der Fünfzigtausend" fortzusetzen, ward er vorläufig behindert. Dafür richtete sich jetzt sein Unternehmerauge auf einen Platz mitten im alten Berlin.

Wo einst das berüchtigte Scheunenviertel stand, zwischen Neuem Markt, Alexanderplatz und Schönhausertor, blüht jetzt neues Leben aus den Ruinen. Dort wächst, nach dem Fürsten-Reichskanzler genannt, der Bülowplatz, und mitten auf dem Bülowplatze ragt, eben erst von den Gerüsten befreit, eins der wuchtigsten und würdigsten Bauwerke der jungen Weltstadt empor: ein ernstes, mächtiges Haus, wofür das Wort Theater beinahe zu frivol klingt. Es ist das Haus der vereinigten „Freien Volksbühnen". Jahrelang wurde pfennigweise das Geld dafür im Volke selbst gesammelt. Die Stadt Berlin kam entgegen, und als der Krieg ausbrach, war dieser Volkskunstpalast bereits gerichtet. Leider im doppelten Sinne des Worts gerichtet! Die Tausende, die hier Tag für Tag mit Weib und Kind für geringen Preis nach einem klug erfundenen kommunistischen System zum Kunstgenuß antreten sollten, waren ins Feld gezogen, und denen, die zurückblieben, fehlte der Obolus. Nach langwierigen Hindernissen wurde das Theater unter der Leitung von Brahms altem Gehilfen Emil Lessing um die Neujahrszeit zwar eröffnet. Von den Bürgermeistern Berlins bis zu den Lehrburschen der Fort-

bildungsschulen war alles zur Weihe beisammen. Der weite und doch innig geschlossene Zuschauerraum mit seiner warm getönten Mahagonitäfelung erregte fast noch mehr als der Außenbau die allgemeinste Bewunderung für den Architekten Oskar Kaufmann. Weniger befriedigte das mit halben Kräften Aufgeführte. Goethes „Götz von Berlichingen" war in diesen schlimmen Zeiten wohl auch eine zu schwierige Aufgabe für den neuen, etwas einseitig auf modernen Realismus erpichten Direktor. Trotzdem wären diese und spätere Aufführungen, wie Anzengrubers „Kreuzelschreiber", des billigen Eintrittspreises wert gewesen. Aber die Eintretenden fehlten, und schon nach wenigen Wochen lag das schöne Unternehmen im Krach, der Mehrheit des Personales wurde auf Grund des Kriegsparagraphen gekündigt. Die Stellung des Direktors ist erschüttert. Man suchte den Retter und glaubte ihn in Reinhardt entdeckt zu haben. Vielleicht findet dieser am Bülowplatze das, was ihm von seinen Fünfzigtausend-Träumen der Kriegsgott übrigließ. Kann sich sein Unternehmergeist in die musterhafte Verfassung der Freien Volksbühnenvereine hineinfügen, so wäre zunächst allen Teilen geholfen. Diese Vereinsverfassung beruht auf demokratisch-kommunistischer Grundlage. Jedes Mitglied zahlt den gleichen Preis, und nur das Los entscheidet, ob man in der vordersten Sperrsitzreihe oder auf der letzten Galeriebank zu sitzen kommt. Diese Verfassung hat sich seit einem Vierteljahrhundert bewährt und muß beibehalten werden. Sobald die Leiter des Publikumverkehrs keine Übergriffe in das Kunstregiment wagen und ihrem erwählten Spielleiter trauen, verträgt sich ihr Kommunismus sehr gut mit dem erforderlichen Autokratismus der künstlerischen Führung. Aber das große junge Werk liegt in einer schweren Kinderkrankheit, und noch niemand weiß den Ausgang.

Die Neigung zu Personalunionen in den Berliner Theaterbetrieben erklärt sich nicht allein aus dem ehrbegierigen oder erwerbslustigen Dehnungsbedürfnis einiger Privatunternehmer. Sie hängt mit dem ungeheuren Wachstum Groß-Berlins zusammen. Jede deutsche Stadt von hunderttausend Seelen hat mindestens ein größeres Theater, und es war daher ein scheinbar richtiger Schluß, daß auf jedes neue Hunderttausend, um das Groß-Berlin stärker wurde, auch ein neues Theater kommen könnte. So entstanden auf alten und neuen Plätzen immer neue Schauspielhäuser; zuletzt war man schon um ihre Namengebung verlegen. Aber es war nicht die einzige, nicht die größte Verlegenheit. Wohl vermehrte sich im Prozentsatz zu Einwohnerzahl und Fremdenverkehr das Theaterpublikum. Doch was sich nicht vermehrte, war die Zahl der brauchbaren Dramatiker, der brauchbaren Schauspieler, der brauchbaren Regisseure und Direktoren. Daraus folgte eine Teilung und Spaltung der wenigen guten künstlerischen Kräfte. Das Zusammenspiel sank im Niveau. Der Dichter, der sein spielfähiges Drama oder gar die Summe seines Schaffens einem einzigen Direktor überließ, war für die anderen Bühnen nicht zu haben. Eine Fülle von Wertlosem überschwemmte die Spielpläne. Angesichts aller verlorenen Abende, aller mittelmäßig gespielten Mittelmäßigkeiten sank die Teilnahme des groß und größer werdenden Publikums. So gingen und verschwanden zahlreiche Direktoren unter schmerzlichen Verlusten ihres eigenen oder fremden Vermögens, auch nicht immer ganz unbeschädigt in ihrem bürgerlichen Ansehen. Wenn sie nicht Abscheu erregten, so erregten sie Mitleid, aber helfen konnte ihnen niemand. Die wenigen leistungsfähigen Direktionen, die den Zug der Zeit und den Puls der Weltstadt richtig fühlten, suchten sich nun gegenseitig so viel Matadore wie möglich abzugewinnen, und um Schauspieler wie Stücke genugsam ausbeuten zu können, nahmen sie neben ihrer Urstatt noch die leer stehenden, meist wohlfeil zu habenden Häuser auf sich. So wurden das „Hebbeltheater" und das „Komödienhaus" Filialen des „Berliner Theaters", so wurde das „Deutsche

Künstlertheater" eine Tochteranstalt des „Lessingtheaters", und so wird jetzt die „Volksbühne" am Bülowplatz, die das freilich ohne den Krieg nicht nötig gehabt hätte, eine Abladestelle Max Reinhardts.

Eine ähnliche Unternehmung, wie die „Volksbühne", die es sein und bleiben möge, sind die vereinigten „Schillertheater". Auch sie arbeiten billig zu billigen Preisen nach dem Grundsatze „Die Kunst dem Volke" und waren bisher, lediglich durch ihre Abonnenten, ein sicheres Geschäft, dessen Überschüsse keinem Privatunternehmer zugute kamen, sondern dem Theaterbetriebe selbst und der Versorgung seiner Mitwirkenden. Der Name des Gründers, eines Mannes, der mit seinen größeren Zwecken wuchs, der Name Rafael Loewenfeld muß hier zu seinem ehrenden Gedächtnisse genannt werden. Er ist an seinem Platze nicht ersetzt worden. Aber wäre er auch am Leben geblieben, so könnte er nicht hindern, daß der Krieg sogar seinem festen Gedanken und seiner festeren Tat einen Stoß gegeben hat. Wie bei der „Volksbühne" die Vereinsgenossen, so sagten hier der schweren Zeit wegen die Abonnenten ab. Auch das schöne große Haus, das die Stadt Charlottenburg als zweites „Schillertheater" gebaut hat, verfehlt jetzt seinen gewohnten Zweck, bis zur obersten Bankrunde empor vom bildungsbedürftigen und kunstfreudigen Mittelstande allabendlich besetzt zu sein. Allerdings wird sich das wieder bessern, sobald der Krieg vorbei ist; wenn die „Volksbühne" am Bülowplatz schon ihrer Urbestimmung entzogen werden muß, so wäre ihr gerechteres Schicksal, als drittes „Schillertheater" in Kraft zu treten; wenn die andern Städte Groß-Berlins ebenso verständnisvoll entgegenkämen wie Charlottenburg, so wäre es in normalen Zeiten nicht zu kühn, etwa in Neukölln und Schöneberg noch ein viertes und fünftes „Schillertheater" zu planen. Denn diese vereinigten Volksbühnen machen einander keine Konkurrenz. Ihr festes Publikum ist örtlich begrenzt. Die großen klassischen Werke und die von den sogenannten Kunstbühnen abgespielten modernen Stücke werden für alle Schauplätze gleichmäßig einstudiert. Dann wandern sie aus einem Viertel der Riesenstadt ins andere, und während in einem Falle die Charlottenburger zuerst herankommen, sind im nächsten Falle die Anwohner der Jannowitzbrücke zuerst dran. Hier gäbe es noch weite, weltstädtische Möglichkeiten für eine mächtig entfaltete Organisation und für die stärkste Einwirkung der anschaulichsten aller Künste auf breite Volksmassen. Dazu aber darf man keine Luxus- und Boudoirhäuserchen bauen und nicht am Augusta Viktoriaplatz etwas aufpflanzen, bloß weil am Nollendorfplatz schon etwas Ähnliches abwelkt. Sondern man muß gediegene, ernste, prunklose Bauten über die ganze Stadt hin verteilen, wie Postämter und Polizeistuben. Tritt ein künstlerischer und zugleich organisatorischer Geist an die Spitze des Ganzen, der streng auf beste Kunst hält, so werden ihm aus Deutschlands Gauen alle jungen, nach Berlin strebenden Talente zulaufen; er wird sie ausbilden, bis er sie nicht mehr bezahlen kann, und den weiteren Nutzen davon werden die anderen Berliner Bühnen ziehen — wir wollen sie einmal die kostspieligeren nennen — die Bühnen mit hohen Eintrittspreisen.

Zu diesen muß immer in erster Reihe das „Königliche Schauspielhaus" gerechnet werden. Es ist das Theater des Kaisers. Es ist die einzige der bestehenden Berliner Bühnen mit großen, mehr als hundertjährigen Traditionen. Seine Außenmauern sind eines der größten architektonischen Meisterwerke im alten und neuen Berlin; sie predigen auch der Kunst, die innerhalb dieser Wände betrieben wird, die Größe der Einfachheit, die stille Wirkung des Schlichten. Dieses königliche Haus hat nicht bloß Perspektiven in die Vergangenheit, die bis zu Ludwig Devrient, Iffland, Fleck reichen, sondern noch weitere Perspektiven in die Zukunft. Steht man auf der wundervollen Freitreppe und sieht über das Marmorhaupt

des festlich ausschreitenden Schiller hinweg die Jägerstraße entlang, so stellt sich unserm Blick das Gebäude der Reichsbank entgegen, und man sagt sich: solange die Reichsbank zahlen kann, werden auch die beiden Hofbühnen standhalten. Sie sind im Wechsel die Dauer. Darum sollen sie nicht jede neue Mode sofort mitmachen, nicht jeden dramatischen Säugling, der vielleicht weder leben noch sterben kann, gleich aus der Taufe heben. Sie sollen alten Besitz wahren und ihn durch das mehren, was alter Besitz werden will oder zu werden verdient. Während die Schillertheaterleute mit ihren Heilmitteln wie Hausärzte von Quartier zu Quartier wandern, sitzt der große Helfer im Schinkelhause am Schillerplatz und empfängt in seinen Sprechstunden das ganze erquickungsbedürftige Berlin mit allen seinen Vorstädten und Nachbargemeinden. Er ist nicht von Wind und Wetter abhängig. Er kann alles und jedem etwas bringen, aber er bringe es in einer reinen Form, die sonst nirgends zu haben ist, wie neuerdings die Sophokleische „Antigone", in einer nahezu gottesdienstlichen Form. Und wenn Calderons „Richter von Zalamea" dreißig Jahre verspätet hier eintrifft, wenn Ibsen und Strindberg erst jetzt zu Gnaden angenommen sind, wenn Gerhart Hauptmann trotz seinem Kriegsorden immer wieder draußen steht, so konnten und können davon inzwischen Geschäftstheater leben, und es ist Grandseigneursart, dem kranken Nachbar auch etwas zu gönnen. Aber ob früh, ob spät, die Stunde muß kommen, wo das Dauernde aus dem Schwanken wechselnder Zustände in den Vorhof der Ewigkeit eintritt und hier erst seine höheren Weihen empfängt. Dem Glücksspiel privater Unternehmungen darf die Entwicklung der dramatischen Kunst nicht überlassen bleiben.

Das sind Gedanken, Wünsche, Träume, wie sie ein müßiger Geist umherträgt, wenn die Zeit am wenigsten dazu geschaffen ist, solche Bilder in Taten zu verwandeln. In unserem Jahre der großen Lebensleistungen haben wir am wenigsten auf Kunstleistungen zu rechnen, weder an erster noch an letzter Stelle, und was vom September bis in den März hinein auf den verschiedensten Brettern der Reichshauptstadt zustande gebracht wurde, ist wenig genug. Zunächst warf sich der spekulierende und spektakulierende Geist auf die Krieges- und Siegesstimmung der ersten Herbstwochen. Das „Königliche Schauspielhaus" ließ an „Bunten Abenden" durch berufenen Mund alte und neue Dichter der deutschen Vaterlandsliebe zu Worte kommen und tat dabei zugleich ein edles Werk an notleidenden Zugehörigen des Schauspielerstandes. Später kam dann das unvermeidliche Hohenstaufendrama, diesmal von Dietrich Eckardt, dem popularisierenden Zerarbeiter des „Peer Gynt", und behandelte ausnahmsweise nicht Friedrich Rotbart oder Konradin, sondern „Heinrich den Sechsten" im Kampfe mit Heinrich dem Löwen und Richard Löwenherz. Eine lohnende, freie Tat war es, die derbluftige Komödie „Kater Lampe" des verstorbenen Sozialdemokraten Emil Rosenow von den Privatbühnen zu übernehmen. Einer der ersten kriegsfreiwilligen Helden, die in Frankreich fürs Vaterland fielen, war der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Ludwig Franck gewesen; nun konnte man es als ein burgfriedliches Sinnbild empfinden, daß wenige Wochen später, noch mitten im Kriege, sein toter Genosse in das Haus gelassen wurde, dessen allerhöchster Herr keine Parteien mehr kennt. Das Stück selbst ist freilich nur ein schwächerer Ableger von Hauptmanns „Biberpelz". Dennoch wünschte man mehr von dieser realistisch-volkstümlichen Sorte zu haben.

Denn daß hier die deutsche Lustspielliteratur einen Fortschritt gemacht hat, war besonders in diesem Winter zu merken, wo man in den Geschäftstheatern aus Sparsamkeitsgründen auf tantiemefreie Lieblingsautoren der Urgroßmütterzeit zurückging, auf Kotzebue („Die deutschen Kleinstädter" in den „Kammerspielen", „die gefährliche Nachbarschaft" des Schneider Fips im „Komödienhaus"), auf Raimund

(„Alpenkönig und Menschenfeind“ im „Deutschen Theater“), auf Angely („Fest der Handwerker“) und Bauernfeld („Der kategorische Imperativ“) in dem neuerdings von Herrn Georg Altman übernommenen „Kleinen Theater“, auf Gutzkow („Zopf und Schwert“ im „Deutschen Theater“), auf Hugo Müller („Gewonnene Herzen“ im „Künstlertheater“). Diesen altväterischen, im Werte freilich sehr verschiedenen Stücken mit ihrer breit behäbigen, eingestäubten Laune kam der Biedermeiergeschmack der letzten Jahre entgegen, und dann hatten sie alle mehr oder weniger etwas Anspielerisches auf unsere große Zeit, das von der Darstellung manchmal allzu dick unterstrichen wurde, aber gerade deshalb seine Wirkung nicht verfehlte.

Es fanden sich auch geschäftige Schnellschreiber, die schon im September das verarbeitet hatten, was im August geschehen war. Natürlich konnte dabei nichts herauskommen, was des großen Augenblicks einigermaßen würdig gewesen wäre. Faustdicke Huldigungen vor Feldgrau und knüppeldicke Schmähungen oder Verhöhnungen unserer Feinde, besonders der Engländer, spekulierten auf die Gunst des Publikums, aber diese Gunst hielt doch nicht lange vor. Das Publikum war von den Vorgängen der Wirklichkeit doch zu tief erschüttert und zu hoch erhoben, um an den pappenen, bretternen Zerrbildern der Kulisse auf die Dauer Gefallen zu finden. Besonders übel waren jene Theater dran, die ganz ausschließlich auf das derbere Vergnügen eines sorgenfreien, lebenslustigen Publikums zu rechnen und statt der Kunst Künste zu bieten pflegten. Wie sie früher friedlich-gemütliche Zeitereignisse, etwa Tauentzienstraßenabenteuer, im Spiegel ihrer guten Laune einfingen, so konnten sie jetzt am Kriege nicht vorbei und mußten den schmalen Weg finden, auf dem Komik zerstreuen und ablenken kann, ohne das beschwerte Gemüt zu verletzen. So entstanden mit allen technischen Raffiniertheiten, vom Humor beliebter Schauspieler durchwärmt, lose Szenenbilder im „Berliner Theater“ unter dem Titel „Extrablätter“, im „Metropoltheater“ unter dem Titel „Woran wir denken“. Meine kritischen Kollegen haben sich in ihrem überschwänglichen Zartgefühl darüber entrüstet, weil sie an diese leichten Gaukeleien auch seelisch den Maßstab der furchtbaren Wirklichkeit anlegten. Aber unsere verwundeten Krieger, die man hineinführte, gingen auf die Scherze gern ein, weil ihnen der Gedanke gar nicht kam, sie mit Selbsterlebtem zu vergleichen. Man soll derartiges nicht allzu wichtig nehmen und einen halbwegs guten Spaß verstehen.

Anderswo war ja auch dafür gesorgt, die große Zeit am großen Drama zu messen. Reinhardt, der im vorigen Spieljahre fast ausschließlich von Shakespeare gelebt hatte, ließ sich ausdrücklich von deutschen Staatsmännern, Feldherren und Gelehrten bestätigen, daß er trotz der Feindschaft mit England Shakespeare weiter spielen darf, lenkte dann aber doch auch zu Schiller ein und gab eine bemerkenswerte Vorstellung des „Wallenstein“, in der sich Herr Bassermann mit der Titelrolle plagte. Neben ihm stand ein neues Talent, Paul Hartmann, als Max Piccolomini und bezauberte alle Herzen. Max Piccolomini war wiederum der Jüngling unserer Zeit geworden. Es versteht sich von selbst, daß auch die Hofbühne neben Lessing und Kleist ganz besonders Schiller vorzog; in der „Jungfrau von Orleans“, in der „Braut von Messina“, im „Tell“ lag so vieles, was denn doch ganz anders zu Herzen ging, als ein Haßkuplet auf Albion oder Variationen über die neue, graue Felduniform. Vorsichtiger verhielt man sich gegen Goethe. Und doch rief das deutsche Herz nach „Götz“, rief die Eroberung der flandrischen Provinzen nach „Egmont“, die denn auch kamen.

Das deutsche Herz rief aber auch nach Luther. Sein Trutzgesang: „Und wenn die Welt voll Teufel wär“ ist in den ersten Tagen der Mobilmachung das

erlösende Wort gewesen für die, die auszogen, und für die, die den Ausziehenden nachsahen. Auch auf der Bühne hörte man manchen kräftigen Lutherspruch. Nun aber kam die Luthergestalt selbst auf die Bühne. Das „Deutsche Künstlertheater" suchte in seiner Zwischenära letzte Hilfe aus tiefster Not beim Lutherspiele des Schweden August Strindberg. Das ist ein sehr merkwürdiges, undeutsch und unlutherisch mißglücktes Mysterium, in das auch der Doktor Faust hineinspukt und alle möglichen berühmten Zeitgenossen, mit denen Luther nie Fühlung gehabt hat. Es ist ein verworrener historiographischer Abriß ohne historische Treue, und unser Doktor Martinus wird so gefaßt, als müßte er auf dem Scheiterhaufen enden. Luthers ungeheure Lebenskraft, die sich in seinem freundlichen Endschicksal symbolisch ausprägt, wird hier von dem so ganz anders beschaffenen modernen Schweden in eine neurastheniſch-hypnotische Tragik umgebrochen, und Friedrich Kayßler spielte mit Recht den deutschen Mann ganz ins Strindbergische hinein.

Die Aufführung dieses Lutherspiels oder, wie es der Dichter nennt, dieser „wittenbergischen Nachtigall" könnte man auch in einen anderen Zusammenhang rücken. Auch wenn es in unserer Zeit nicht auf Luther angekommen wäre, so wäre es manchem auf Strindberg angekommen. Der Tod Strindbergs rief in Berlin eine lebhafte Bewegung für dieses tragische Narrengenie wach. So lange er lebte, hatte man das meiste, was er schrieb, beiseite gelegt; nun aber wetteiferten alle Berliner Bühnen miteinander, Versäumtes nachzuholen. Man besann sich wieder auf seine naturalistischen Meisterwerke, man suchte seine Geschichtsdramen, seine Märchenstücke heraus, und sogar das „Königliche Schauspielhaus" wartete sehr nett mit „Schwanenweiß" auf, worin sich das spröde, aber tiefe Talent Helene Thimigs noch vor der Antigone entfalten konnte. So entstand eine Art Strindberg-Zyklus, verteilt auf viele Bühnen. Darin durfte die „wittenbergische Nachtigall" schon deshalb nicht fehlen, weil es gar so selten ist, daß sich ein ausländischer Dramatiker einen deutschen Helden wählt. Unsere Dichter sind sofort bereit, in aller Herren Länder hineinzuspazieren. Die Ausländer sind auch darin gegen uns immer ablehnend gewesen, und wenn Shakespeares „Maß für Maß" in Vienna spielt, so bemühten sich deutsche Forscher um den Nachweis, daß damit nicht unser gutes Wien gemeint sein könne, sondern die alte Allobrogerstadt Vienne in Frankreich. So wenig traut man fremden Dichtern Interesse für deutsches Land zu.

Auch das Interesse des deutschen Landes für fremde Dichter und Theaterschriftsteller ist während der Kriegszeit dem Anscheine nach erheblich gesunken. Die modernen Franzosen und Engländer fehlen. Die neuesten Boulevardfarcen mit ihren Ehebrüchen und Unterbeinkleideffekten blieben uns erspart. Schon die Tantiemenfrage wäre hier unlösbar, da unser schönes deutsches Geld jetzt nicht in Feindesland fließen darf. Leider gab es in Berlin immer noch Bühnen, wie das altberühmte „Residenztheater" und das kleine „Trianontheater" unter dem Stadtbahnbogen, die von dem Pariser Abhub gelebt hatten; sie sind nun die Opfer.

Wie würdelos noch immer die deutschen Autoren an Lutetias Lutumbrüsten sogen, bewies ein so begabter Herr, wie Karl Sternheim, der seinen Ehebruchs- und Dreiecksschwank mit dem französischen Titel „Der Scharmante" hoffentlich noch vor dem Kriege verfaßte, aber doch noch während des Krieges, am 26. Februar, in den „Kammerspielen des Deutschen Theaters" aufführen ließ. Kritik und Publikum haben ihm nicht dafür gedankt. Sollte er das Bedürfnis nach einer Entschuldigung fühlen, so könnte er sagen: „Seht, ihr Schlingel, ich wollte euch an einem besonders abschreckenden Beispiele zeigen, woran ihr bisher Geschmack gefunden habt! Meine ausgezeichneten Charakterkomödien, „Die Hose", „Die Kassette", „Bürger Schippel" habt ihr nie genugsam gewürdigt, weil euch der fran-

zösische Schund den Gaumen verdorben hatte. Jetzt, da unsere Helden vor Reims und Verdun stehen, will ich euch zeigen, was ihr da fraßet, auf daß ihr euch schämet und es nie wieder tuet." Nur in der Voraussetzung, daß Sternheim diese immanente Kapuzinerpredigt halten wollte, habe ich sein neues Stück, das mir freilich bloß von Hörensagen bekannt ist, hier erwähnt. Auch das, was von anderen deutschen Autoren neu gebracht wurde, ist nicht allein der Zahl nach äußerst gering, sondern auch dem Werte nach kaum zu nennen. Das Beste bot Herbert Eulenberg, der im „Kleinen Theater" am 21. September drei einaktige „Ernste Schwänke" aufführte. Sie haben lange Zeit das Publikum gut unterhalten, denn sie haben Geist, Witz und Spott. Für den Dichter selbst sind sie ziemlich belanglos. Noch belangloser ist für Hermann Bahr seine redselige vieraktige Komödie „Der Querulant", die am 21. November mit Rudolf Schildkraut in der Titelrolle im „Lessingtheater" aufgeführt wurde. Ein alpiner Michael Kohlhaas, ein oberösterreichischer Erbförster, kämpft ums Recht, den Mord seines Hundes zu rächen. Alles steigt gut und kräftig an, um von der Mitte ab zu verwässern und zu verseichten. Anstatt den Stoff tragikomisch zu erfassen, schwankt Bahr zwischen Komik und Tragik unentschlossen hin und her, und das Interesse verliert sich. Ludwig Fulda wird, in dankbarer Erinnerung an seinen hübschen „Talisman", das Lustspiel „Der Seeräuber", das er am 2. Dezember im Charlottenburger „Schillertheater" aufführen ließ, gewiß selbst nicht für eines seiner besseren Werke halten. Wie so oft bei Fulda ist ein geistreicher Einfall, eine gewitzte Verwicklung, eine altbürgerliche Moral über gute Ansätze nicht hinausgekommen. Die spielerische Leichtigkeit hüpfte über tiefere Gründe des Menschlichen hinweg. Einer lockenden Tischkarte entspricht das Aufgetragene nicht, und die fein geschliffenen Römer füllen sich mit einer mäßigen Sorte.

Andere Dichter, die sonst jährlich kommen, wie Sudermann, Schnitzler, Wedekind, Ernst Hardt, Hauptmann, schweigen, und von Karl Schönherrs neuem Tirolerstück „Der Weibsteufel" darf ich jetzt noch nicht sprechen, denn seine Aufführung wird erst vorbereitet. Man kann es wohl verstehen, daß der große Weltkampf ernstere Geister zunächst stumm gemacht hat, daß sie sich jetzt im stillsten Herzenskämmerlein fragen, wie ihre Rechnung nun steht. Ganz frei von solcher echt dichterischen Selbstqual fühlte sich der tapfere Johanniter Fedor v. Zobeltitz, der einen angefangenen Strumpf flugs als Kriegssocke weiterstrickte. Er wollte den Streit zwischen echtem Champagner und deutschem Sekt lustspielmäßig knallen lassen, da kam der Krieg, und sein Thema wurde ihm zum heitern Sinnbild unsres Kampfes mit Frankreich. Dem geplanten Lustspiel wurde als Titeletikette „Die deutsche Marke" aufgeklebt, und da es am 23. Dezember im schwindsüchtigen „Theater an der Weidendammer Brücke" (ehedem und jetzt wieder: „Komische Oper") zur Darstellung kam, hieß es plötzlich und ziemlich unbefugt Schauspiel. Noch immer verlobt sich der Mainzer Weinhändlerssohn mit der Reimser Champagnerfabrikantentochter, aber er trägt feldgrau, beschießt die Kathedrale und steigert die Ehehindernisse, bis sie doch zum guten Ende — ich weiß nicht mehr, wie — überwunden werden.

Ein berühmter Dichter, der sich sonst nicht mit der Bühne abzugeben pflegt und es vielleicht auch so bald nicht wieder tun wird, Gustav Frenssen, verlor sich diesmal in die gelichtete Schar derer, die innerhalb des Burgfriedens zur Kritik keck herausforderten. Er hatte vor vielen Jahren für die holsteinische Stadt Husum, für jenes Husum Theodor Storms, eine Art Festspiel verfaßt, in dem die Liebe zur Heimatscholle beleuchtet wird. Einen Fahnenflüchtling zieht die Heimat wie ein dämonischer Magnet nach Jahren zurück, aber als er wiederkam, steht das Ver-

brechen seines Landesverrats gegen ihn auf, und daran geht der gealterte, entfremdete Mann in der Heimat zugrunde. Es war ganz fein gedacht, daß dem unglücklichen Deserteur und Hochverräter daheim durchaus keine weißgewaschenen Engel gegenübertreten. Friesen und Holsten sind so wenig Engel wie andere Menschen. Habgier, Neid, Eifersucht, Rachsucht erheben gegen den Ärmsten ihre Schlangenköpfe; so kommt es, daß er zu seiner alten Untat am bösen Ende noch eine neue fügt, den Schwestermord. Bei der Ausgestaltung dieser Idee verließ aber den Dichter alle Feinheit. Wirkungsloses steht neben gröbsten Effekten. Ihm fehlte Bühnenkenntnis. Populäre Bestandteile des Stückes und der einst so gefeierte Name des Dichters von „Jörn Uhl" mögen die Vertrauensmänner der „Volksbühne" am Bülowplatz zu diesem unsicheren „Sönke Erichsen" (16. Februar) geführt haben, aber sie konnten auch dadurch ihre Sache nicht retten. Noch viel unsicherer, weil unklarer und schwülstiger ist das Drama „Lätare", das im „Kleinen Theater" am 13. März, dem Vorabende des Sonntags Lätare, aufgeführt wurde und stellenweise dem Spotte der Zuschauer anheimfiel. Auch „Lätare" ist ein Dorfstück, das in der Lausitz spielt. Dort pflegt man zu Lätare eine Strohpuppe ins Wasser zu werfen. Mit ihr ertränkt man sinnbildlich den Winter, tötet man den Tod. Dann kommt der Frühlingssturm in jegliches Menschenblut, und es geht überall hitzig her. Diesen alten Brauch, offenbar aus heidnischer Wendenzeit, bringt der belesene Verfasser, ein Schauspieler Ernst Legal in Beziehung zu den Schicksalen eines alternden Mädchens, das durch Pflichtstrenge und Tugend ihr Lebensglück verlor und nun ganz spät an der Hand eines Fremdlings ungewissem Ende entgegenhofft. Der Autor, dessen Herz bald für die Marlitt, bald für Gerhart Hauptmann schlägt, verrannte sich im Dickicht einer undurchdringlichen Symbolik. Daran scheiterte sein ehrlicher Wille und sein bißchen Talent.

Beträchtlichere Werke der neuesten Zeit sind außerhalb Berlins aufgeführt worden. So kam „Preußengeist" von dem „Neuklassiker" Paul Ernst auf das Weimarer Hoftheater. Das Dresdener Hoftheater und das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg brachten jedes auch ein Kronprinz Friedrich-Stück, den Konflikt zwischen Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohne behandelnd, jenes von Hermann Burte, dieses von Emil Ludwig. Das bedeutendste Drama des letzten Jahrgangs, „Prinz Louis Ferdinand" von Fritz v. Unruh (Berlin, Erich Reiß) ist bisher noch nirgends aufgeführt worden. Die kritische Stellung des Dichters zu König Friedrich Wilhelm III., die dem genialen Werke schon vor dem Kriege alle öffentlichen Bühnen in Preußen verschloß, mahnt jetzt zunächst erst recht zur Vorsicht und Rücksicht. Aber wenn der Krieg vorbei ist, wird wieder ein sieggekrönter, vom ganzen Volke geliebter und ehrerbietig begrüßter Hohenzollernfürst durch das Brandenburger Tor seinen ruhmvollen Einzug halten, zwar ein Urenkel jenes armen Königs von 1806, aber auch ein Urenkel jener Königin Luise, die der Dichter Fritz v. Unruh hymnisch verherrlicht. Und unter den Truppen, die dem obersten Kriegsherrn auf der Siegesstraße folgen, wird sich, mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust, der Ulanenoffizier Fritz v. Unruh befinden, dessen tief erregte Muse auch unter Waffen, auch bei Ordonnanzritten und in Schützengräben nicht schwieg. Wird man im Hochgefühle jener Tage des zweifellosen Gewinns und zweifellosen Besitzes noch an erstarrte Höflingsparagraphen denken? Ich glaube es nicht!

Paul Schlenther.

Literarische Rundschau.

Friedrich Krupp.

Friedrich Krupp, der Gründer der Gußstahlfabrik, in Briefen und Urkunden. Von Wilhelm Berdrow. Herausgegeben im Auftrage der Firma Friedrich Krupp A.-G., Essen a. d. Ruhr. 335 S.

Schon im Jahre 1912 veröffentlichte die Firma Krupp aus Anlaß des hundertjährigen Geburtstages Alfred Krupps ein monumentales Gedenkwerk an die Schöpfung dieser Familie, das in seinem ersten Teile auch die Tätigkeit von dessen Vater behandelte, soweit sie zur Gußstahlfabrikation in Beziehung stand. Nun erhalten wir in dem vorliegenden Buche ein wohlabgerundetes Lebensbild Friedrich Krupps, das neben den Biographien westdeutscher Industrieller, der Beckerath und Camphausen, Hansemann und Mevissen, wohl zu bestehen vermag, sie nach rückwärts in die vorhergehende wirtschaftliche Periode hinein ergänzt. Die in vier Abschnitten eingefügten Beilagen an Briefen und Urkunden, 282 Nummern, sieben weitere Aktenstücke im Anhange, die besser in die einzelnen Teile eingeordnet wären, und die Stammtafeln geben ein reizvolles Bild von den genealogischen Zusammenhängen der Familie Krupp, von der problematischen Charakterformation und der mühsamen Lebensarbeit des Mannes, von dem das Buch erzählt. Die Ausstattung des Bandes mit den zahlreichen Abbildungen übt eine Wirkung von gediegener Vornehmheit aus.

Zwei Lebensrichtungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts trafen mit voller Wucht und deshalb mit einer starken Unausgeglichenheit in Friedrich Krupp zusammen: von einer langen Ahnenreihe her die des freiheitbewußten städtischen Patriziertums, das in den hervorragendsten Stellungen die munizipale Selbstverwaltung gegen die Übergriffe der fürstäbtissischen Regierung von Essen zu wahren gewußt hatte, und die auf stete Vermehrung des Besitzes bedachte des kaufmännischen Standes, zu dessen ausgeprägten Vertretern die Großeltern zählten, Friedrich Jodocus Krupp und seine zweite Gattin, die kluge und tatkräftige Helene Amalie Ascherfeld. Diese Generation begründete mit einem Kapital von 615 Reichstalern das Kruppsche Kolonialwarengeschäft am Flachsmarkte, das von 1732—1812 bestand.

Friedrichs Vater, Peter Friedrich Wilhelm Krupp, starb, wie sein Großvater und wie er selbst, früh, im Jahre 1795, als der älteste, am 17. Juli 1787 geborene Sohn, eben unser Friedrich, erst acht Jahre zählte. Seine Mutter Petronella, aus dem alten Geschlechte der Forsthof bei Ratingen, war ein Beispiel hingebenden, selbstlosen Frauenlebens. Aber ihr lag nur die äußere Obhut des Sohnes in dem „neuen" Hause ob. Die eigentliche, rein kaufmännische Erziehung leitete nebenan im „alten" Geschäftshause die resolute Großmutter, die bis 1807, bis drei Jahre vor ihrem Tode, der Handlung vorstand, und wir begreifen es, wie der unruhige, wißbegierige Knabe in rechtem Autodidaktentum unter ihren festen Zügeln das Bedürfnis fühlte, während seiner Mußestunden in seinem Notizbuche von 1799 an allerlei Lesefrüchte humoristischer, sentimentaler und pädagogischer Art zusammenzutragen. Bezeichnenderweise fehlte unter ihnen nicht der Kantsche Satz vom

kategorischen Imperativ: „Handle nur nach demjenigen Grundsatze, von dem du zugleich wollen kannst, daß er ein allgemeines Gesetz werde."

Wie bewegt waren doch die Knaben- und Lernjahre Friedrich Krupps. In den kleinlichen Verhältnissen Essens lebte noch ein Rest der kümmerlichen Herrlichkeit des Mittelalters. Der Stadt „gnädiger Schirmherr" war bereits Friedrich der Große. In den Tagen, da der Knabe geboren wurde, marschierten preußische Truppen durch Essen, um die Schwester Friedrich Wilhelms II., die Erbstatthalterin Wilhelmina, gegen den Patriotenaufstand zu schützen. Der Sturm der französischen Revolution wurde hier unmittelbar mitempfunden, war doch die letzte Fürstäbtissin die leibliche Tante Ludwigs XVI. Truppendurchmärsche, Emigrantenschwärme durchzogen Stadt und Land. Der Basler Friede brachte kurze Zeit Ruhe, wenn auch die Reibungen zwischen Stift und Stadt fortdauerten. Es kam der Reichsdeputationshauptschluß 1803, mit ihm die Säkularisation der geistlichen Gebiete. Die Essener Abtei hatte aufgehört zu existieren. Die Stadt selbst wurde eine preußische Landstadt. Der kurze Friede zwischen England und Frankreich machte bereits 1803 einem neuen Kriege Platz. Wenige Jahre später, 1806, erreichte auch das friedliche Einvernehmen zwischen Preußen und Frankreich sein Ende. Noch im Oktober übernahm der Großherzog von Berg die Regierung des Stiftes und der Stadt, am 15. August 1807 wurde der erste Napoleonstag daselbst gefeiert. Essen bildete einen Bestandteil des Großherzogtums Berg.

Fast wäre man versucht, die unruhvollen Eindrücke dieser Jahre auf das ganze Lebenswerk Friedrich Krupps zu übertragen, denn so, wie diese Jugendzeit, blieb sein Leben, zwar fest verankert in der eigentlichen Schöpferkraft seiner Persönlichkeit, aber hin und her gezogen von den auf ihn anstürmenden Eindrücken der Umwelt, ein persönliches Abbild romantischer, ehrgeiziger Vielbeweglichkeit aus den Anfängen deutscher Industriewirtschaft, dem es nicht gelang, die Einheit zwischen dem inneren Gesetz seiner Haltung und dem äußeren Tatsachengehalt zu finden, wie es der klassische Idealismus des kategorischen Imperativs nicht nur für das Geistesleben, sondern auch für die wirtschaftliche Ökonomie verlangt.

Mit dem Jahre 1800 etwa begann des jungen Friedrich Krupp Lehrtätigkeit im Kolonialgeschäfte der Großmutter. Es war dasselbe Jahr, in dem sie bei einem Zwangsverkaufe auch den Betrieb der Eisenhütte „Zur guten Hoffnung" übernommen hatte. Ihr Absatz ging besonders nach Holland, auf dessen Handel Napoleons Druck schwer lastete. Bald war der Enkel auch auf der Hütte beschäftigt. In die Jahre 1806/07 fällt eine vorübergehende Tätigkeit in Camen. Die Glut des Schmelzofens zog den arbeitsfrohen, vorwärtsstürmenden Jüngling stärker an als der Kramladen inmitten der Stadt. Anscheinend im Frühjahr 1807 verlobte er sich mit Theresia, der vierten Tochter des Kaufmanns Wilhelmi in Essen. Um dem jungen Paare ein „ordentliches Auskommen" zu verschaffen, wurde beschlossen, ihm die Gutehoffnungshütte unter billigen Bedingungen als Eigentum zu übergeben. Am 29. Oktober fing Friedrich dort seine eigene Haushaltung an, nicht nur bemüht, die geschäftlichen Angelegenheiten zu leiten, sondern zugleich darauf bedacht, sich in die technischen Arbeiten mit regem Interesse einzuleben. Harte Tagelöhnerarbeit im Getriebe der Hütte, frohe Zechgelage, freiheit- und freundschaftdurchrauschte Lektüre füllten die Tage des reichen Patriziersohnes aus. Aber die Einflüsse der ungünstigen Witterungsverhältnisse des Jahres und die schlechte Lage des Handels vermochte der jugendliche Eifer nicht zu überwinden. Die Großmutter erkannte, daß es Zeit sei, sich des Besitzes zu entledigen. Der Eigentumsvertrag wurde bereits 1808 wieder aufgehoben. Zwar nahm das junge Paar, das am 10. August geheiratet hatte, noch für eine kurze Zeit draußen auf der Hütte Wohnung, aber

bereits im September wurde sie verkauft; Friedrich zog in die Stadt zurück und begnügte sich zunächst damit, die noch ausstehenden Forderungen einzuziehen und die übriggebliebenen Produkte der Hütte zu verkaufen. Eine neue Tätigkeit lockte durch die Kontinentalsperre Napoleons. Ein schwunghafter Zwischenhandel mit Holland erblühte. Hier war etwas zu wagen und zu gewinnen. Am 30. Oktober 1809 schloß Krupp mit einer Firma in Borken einen Vertrag über die Einführung und den Großvertrieb holländischer Kolonialprodukte ab, namentlich von Kaffee, Zucker und Indigo. Und als nun am 9. Mai 1810 die Großmutter Krupp-Ascherfeld die Augen schloß, da übernahm er nach einer kurzen Leitung durch die Mutter das Geschäft, um es in größeren Verhältnissen auf Grund der neuen Beziehungen weiterzuführen. Neubauten am Hause verschlangen beträchtliches Kapital, das die Mutter und der Schwiegervater vorschossen. Mit frohem, sein ganzes Wesen und sein ganzes Leben kennzeichnendem Optimismus sah er in die Zukunft, trotzdem Geldknappheit und Kreditlosigkeit sowie der Druck auf die Einfuhr fremder Erzeugnisse den Handel lähmten. Diese Zustände wiesen ja den Weg, den Napoleon beschritten wissen wollte: die Hinführung des einheimischen Unternehmungsgeistes auf die einheimische Produktion. Friedrich Krupp stand in Handelsbeziehungen mit den Inhabern der Essener Gewehrfabrik; durch sie kam er in nahe Berührung zur Industrie und zu zwei Männern, die ihn in eine andere Bahn drängten, den Gebrüdern v. Kechel. Beide traten mit dem Anspruche auf, das Geheimnis der Bereitung englischen Gußstahles zu besitzen.

Der zweite Teil der Lebensarbeit Krupps umfaßt die Jahre 1811—16. Auf das Versprechen der beiden Brüder allzu leicht vertrauend, begründete er im November 1811 in der Absicht, eine Fabrik zur Verfertigung des englischen Gußstahls und aller daraus resultierenden Fabrikate anzulegen, die Firma Friedrich Krupp in Essen. Da sein eigenes Vermögen durch die bisherigen Geschäfte und in liegenden Gründen festlag, sah er sich bei gänzlicher Mittellosigkeit seiner beiden obengenannten Teilhaber auf die Unterstützung seiner Familie angewiesen. Von seinem Bruder Wilhelm wurde im Norden der Stadt eine kleine Wasserkraft an der Berne, die Walk- oder Halbachsmühle, erworben, wo die neue Fabrik erstehen sollte. Die ersten praktischen Versuche zur Herstellung von Gußstahl fallen in den Januar 1812, im Frühjahr wurde die Fabrik selbst, bestehend aus Schmelzbau und Hammerwerk, in Angriff genommen. In jener Zeit wurde am 26. April Alfred Krupp geboren. Unermüdlich war der Vater tätig: auf Reisen, bei den Bauten, bei den technischen Arbeiten. Immer mehr stellte es sich heraus, daß seine beiden Teilhaber nichts verstanden. Mit jenen Unternehmungen nicht zufrieden, ließ er sich im November 1812 auch noch zum Stadtrat wählen, leistete den französischen Behörden den Beamteneid und versah die zeitraubenden Geschäfte eines Einquartierungskommissars bei den fortwährenden Truppendurchzügen. Schwer lasteten auf seiner Seele die Enttäuschungen mit den beiden Brüdern v. Kechel und die Schulden seines Unternehmens, das immer neue Summen verschlang, ohne etwas einzutragen. Dazu kam jetzt der innere Zwiespalt in ihm selbst als Industrieller und als Deutscher. Sein Unternehmen war aufgebaut auf die Kontinentalsperre und den Krieg mit England, seine Seele sehnte sich nach der Befreiung von dem französischen Joch. Es ist kein Zweifel, daß er in diesem Streite auf der rechten Seite stand. Als im November 1813 die verbündeten Truppen in Essen einrückten, da war er einer der ersten, die sich an der Neuordnung der Verhältnisse beteiligten. Die Tätigkeit der Fabrik freilich kam jetzt ganz zum Stillstand, sobald der englische Stahl in Wettbewerb trat. Die Unfähigkeit der Teilhaber verschlimmerte die Lage. Die Verwandten versagten weitere finanzielle Beihilfe, verlangten die Entfernung der

Brüder, denen endlich im November 1814 Wohnung und Stellung gekündigt wurde. Nun übernahm Friedrich Krupp selbst die ganze Leitung, setzte vor allem seine Versuche fort, bessere Schmelztiegel zu gewinnen sowie den Schmelzprozeß zu läutern. Fast war das Ziel erreicht, da erschien im Sommer 1815 ein neuer Helfer in der Person des Erfinders Friedrich Nicolai, der das ganze Werk wiederum schwer schädigte. In technischer Beziehung wurde kein Fortschritt gemacht. Eine behördliche Untersuchung im Mai 1816 stellte die gänzliche Unfähigkeit Nicolais an den Tag. Die Prozesse, die völlig zu Krupps Gunsten ausschlugen, zogen sich jedoch bis 1823 hin.

Sobald die Fabrik am 15. September 1816 gerichtlich wieder in die Hände ihres Begründers gegeben war, begannen die Versuche — und damit setzt die dritte Periode ein — von neuem. Noch im Herbste dieses Jahres, also nach sechs Jahren, gelangten die ersten Gußstahllieferungen zur Versendung, die mehr als bloße Versuche waren. Krupp nahm nun auch seinen alten Gedanken wieder auf, selbst fertige Erzeugnisse aus Gußstahl herzustellen. Bedeutsam wurde die Verbindung, die der unermüdliche Fabrikherr im Sommer 1817 mit den preußischen Münzämtern anknüpfen konnte. Die ersten Prägestempel fielen so befriedigend aus, daß nicht nur sämtliche Stahl- und Stempelbestellungen für die preußischen Münzen, sondern auch die Förderung seiner weitgehenden Pläne durch Staatsvorschuß ihm zugesichert wurde. Diese Zusagen übten auf den allzeit enthusiastischen Krupp keine gute Wirkung aus. Pläne zur Vergrößerung der Schmelzanlagen tauchten auf, obwohl die nächste Aufgabe der Gegenwart, die Sicherheit, einen Gußstahl von gleichmäßiger Güte zu erzeugen, noch nicht erfüllt war. Gesuche um staatliche Unterstützung wurden dilatorisch behandelt. Geschäftliche Rückschläge in den schweren Wirtschaftsjahren nach 1815 blieben nicht aus. Und während es Krupps Aufgabe sein mußte, Schritt für Schritt sein junges Unternehmen zu entwickeln, träumte er bereits von der Anlage eines neuen, einer Tuchscherenfabrik in Aachen, faßte er bereits 1818 einen großen neuen Schmelzbau ins Auge, der in der Tat im Sommer des Jahres begonnen wurde.

Trotzdem bedeutete das Jahr 1818 den Höhepunkt in der Lebensarbeit Krupps. Der Absatz war erheblich gestiegen. Aber der Neubau verschlang große Summen. Der Fabrikherr sah sich ganz auf die Kapitalien seiner Familie angewiesen, und nur unter äußerster Anspannung des Kredites konnte der kostspielige Bau zu Ende geführt werden. Krupps echt romantisches Prinzip: groß anfangen, mit einem Schlage vollenden und dann ernten, wurde sein Verderb. Statt in der Beschränkung sah der hartbedrängte Mann immer wieder in neuen weitausschauenden Unternehmungen seine Rettung Noch 1820 machte er der russischen Regierung das Anerbieten, eine Gußstahlfabrik im Zarenreiche anzulegen. Auch dieser Plan mußte aufgegeben werden. Die letzte Ursache seiner Not, die vollständige Mittellosigkeit, konnte er nicht überwinden, weil der Mangel an zielbewußtem Fortschreiten auf der eingeschlagenen Linie, die sprunghafte Entwicklung infolge seiner eigentümlichen Charakteranlage nicht aufzuheben waren. Seit 1822 wandte sich Krupp immer mehr von seinem Werke ab, zersplitterte seine Kräfte auf anderen Gebieten, widmete sich namentlich den Angelegenheiten der Stadt. Die Beziehungen zur Münze kühlten sich ab. Von einem auskömmlichen Gewinn, ja auch nur von einer Verzinsung der Kapitalien war keine Rede. Die Aufträge verminderten sich. Im November 1823 erhob selbst sein Schwiegervater Klage gegen ihn, um einer Bürgschaft entledigt zu werden. Die Unterstützungen von seiten der Familie blieben aus. Nur die Mutter hielt treu zu ihm. Im März 1824 faßte er den Entschluß, sein Amt als Stadtrat niederzulegen und in die Fabrik, in das Stammhaus, über-

zusiedeln. Allein auch seine Anwesenheit vermochte die Tätigkeit nicht mehr zu heben. Krupps Arbeitskraft und Gesundheit waren gebrochen. Der Sohn Alfred leitete die Geschäfte im Schmelzbau und auf dem Hammer mit großem technischen Verständnis, mit freudiger und doch besonnener Tatkraft. Am 5. Oktober 1826 diktierte der Vater klar seinen letzten Willen, der die Fortführung der Fabrik unter der Leitung seiner Frau und eines von ihr zu wählenden Sachverständigen bestimmte. Er war an seinem Werke nicht irre geworden. Am 8. Oktober 1828 verschied Friedrich Krupp. Kein Bild kündet der Nachwelt die Züge des Mannes. Bald war seine Ruhestätte nach der Anlage eines neuen Friedhofes vergessen. Niemand kennt sie. Er war eine vorwärtsstürmende Natur, die wohl die äußere schlechte wirtschaftliche Lage immer mit neuen Mitteln zu überwinden suchte, aber ihrem Willen kein erreichbares Ziel setzen konnte. Erst dem gleich starken, aber harmonischen Wesen seines Sohnes war es vorbehalten, das Werk aufzubauen, das jetzt ein gewaltiges Denkmal der wirtschaftlichen und militärischen Kraft des deutschen Volkes bildet. Aber der geniale Grund ist von dem tragischen Charaktermenschen Friedrich Krupp gelegt worden. Davon zeugt dieses Buch.

Ernst Müsebeck.

Geschichte der deutschen Kolonialpolitik. Von Dr. Alfred Zimmermann. Berlin, Ernst Siegfried Mittler. 1914.

Das vorliegende Buch ist der letzte Band des Zimmermannschen Werkes über „Die europäischen Kolonien", in welchem bisher die Geschichte der spanischen, portugiesischen, britischen, französischen und niederländischen Kolonialpolitik behandelt worden ist. Nach einer ausgiebigen Erörterung der Vorgeschichte der deutschen Kolonialpolitik gibt der Verfasser eine sehr ausführliche Darstellung ihrer Entwicklung bis in die neueste Zeit. Der Stoff ist geographisch und chronologisch geordnet und durch ein gutes Inhalts- und Namenverzeichnis dem Nachschlagenden leicht zugänglich gemacht. Viel mehr als eine fleißige, übersichtliche und recht vollständige Materialsammlung ist die Arbeit jedoch nicht. Kolonialpolitische Fragen werden darin weder beantwortet noch überhaupt aufgeworfen. Aber auch auf den inneren Zusammenhang der Geschehnisse geht der Verfasser ziemlich wenig ein, was sich wohl etwas damit erklärt, daß wir ihnen zeitlich zu nahestehen, um sie immer ganz verstehen — zu dürfen. Trotzdem dürfte die Zimmermannsche Arbeit, die die umfassendste ihrer Art ist, auch weiteren Kreisen sehr zu empfehlen sein, zumal der Gegenstand selber gerade gegenwärtig von höchstem Interesse ist. Heute mutet es uns sonderbar an, wenn wir Bismarcks Worte lesen, die er nach Poschinger bei den Friedensverhandlungen in Versailles geäußert hat (Zimmermann, S. 10): „Ich will auch gar keine Kolonien. Die sind bloß zu Versorgungsposten gut ... Diese Kolonialgeschäfte waren für uns genau so wie der seidene Zobelpelz in polnischen Adelsfamilien, die keine Hemden haben." *Em.*

Bijdrage tot de Wordingsgeschiedenis van den grooten Oorlog. Door M. P. C. Valter. Amsterdam-Rotterdam, C. L. van Langenhuysen. 1915.

Eine Stimme aus den Niederlanden, die sich scharf abhebt von dem Chorus der geräusch- und vorurteilsvollen Tagesmeinungen. Den allgemeinen Illusionen, denen insbesondere die linksstehenden Organe der kleineren germanischen Staaten sich noch immer (in bezug auf England und Frankreich) hingeben, wird hier eine kräftige realpolitische Anschauung entgegengehalten. An der Politik der letzten Jahrzehnte wird auf der einen Seite klargelegt, in welcher Weise England die verbürgten Rechte der kleinen Staaten,

besonders in Afrika (Burenrepubliken, Portugals Kolonien, Kongostaat, Marokko, Ägypten) tatsächlich „geschützt" hat; auf der anderen, welche schwerwiegenden Gründe das Deutsche Reich zu seinem „Militarismus" zwingen und wie oft Deutschlands „Militarismus" den kleineren Staaten (und nicht zuletzt Holland und seinen Stammverwandten in Südafrika) und ihrer Unabhängigkeit zugute gekommen ist. Weiterhin wird die Einkreisungspolitik in ihren Hauptphasen und in ihrer weltumspannenden Bedeutung für die europäischen Völker und die weiße Rasse in so großzügiger Weise besprochen und so treffend beurteilt, daß man dem Buche eine zweite, umfangreichere, sorgfältiger durchgearbeitete Auflage (mit mehr Quellenangaben usw.) wünschen möchte. Aber auch in seiner jetzigen Form bleibt dieser „Beitrag zur Entstehungsgeschichte des großen Krieges" von hohem Wert, als lichtvolles Zeugnis von Mut und Gerechtigkeitssinn und von vorurteilsloser, weitschauender politischer Erkenntnis. *ευσ.*

La république chinoise. Par Albert Maybon. Paris, Armand Colin. 1914.

Albert Maybon hat schon im Jahr 1908 ein Buch über die chinesische Politik des Jahrzehnts von 1898—1908 herausgegeben, das von der Kritik gut aufgenommen wurde. Bald nach der Ausrufung der Republik am 12. Februar 1912 hat er eine Reise nach China unternommen und Personen und Dinge an der Quelle studiert. Die Ergebnisse seiner Beobachtungen hat er in dem oben genannten Werk von 268 Seiten niedergelegt, für das der frühere französische Gesandte in China, Pichon, der ja auch Minister der auswärtigen Angelegenheiten der französischen Republik gewesen ist, eine Einleitung geschrieben hat. Das Wesentliche des Buches ist, daß die Errichtung der chinesischen Republik kein unerwartetes Ereignis gewesen ist, daß vielmehr eine Reihe von Gründen dahin drängten: die nie erloschene Abneigung der Chinesen gegen die landfremde Mandschudynastie; die Unbeliebtheit der Kaiserin Tseu-hi; ihre Mißgriffe, besonders in der Behandlung des Kaisers Kuangsiu; die ungeschickte Politik der Großmächte, deren Folge die Boxerbewegung war; die Fortschritte der Reformpartei unter Kuangyeuwei, der Republikaner unter Sunyatsen, die Wühlerei der geheimen Gesellschaften, die Gegensätze in der Regierung selbst, die durch Ehrgeiz und Eifersucht zersetzt wurde; endlich die Selbstsucht der Prinzen, welche lieber von einer Republik Pensionen beziehen und am öffentlichen Leben teilhaben, als ihr Geld für einen vielleicht nutzlosen Feldzug opfern und am Ende alles riskieren wollten. So brach die Monarchie (abgesehen von ihren religiösen Befugnissen) zusammen. Ob die Republik sich halten wird, hängt nach Maybons Ansicht vor allem davon ab, ob sie das Heer befriedigen wird oder nicht. *εγ.*

Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung. Von Ferdinand Tönnies. Drittes und viertes Tausend. Berlin, Julius Springer. 1915.

Der als hervorragender Soziologe bekannte Verfasser liefert in der inhaltreichen Broschüre einen Beitrag zur Psychologie des britischen Imperialismus. Männer wie Seeley, Lecky, Froude, Spencer, Gladstone, James Mill ruft er zu Zeugen auf für den Nachweis des Kantschen Ausspruches: „Die englische Nation . . . ist das schätzbarste Ganze von Menschen, im Verhältnis gegeneinander betrachtet. Aber als Staat gegen andere Staaten das verderblichste, gewaltsamste, herrschsüchtigste und kriegserregendste unter allen." Im allgemeinen beschränkt sich der Verfasser auf eine möglichst objektive Wiedergabe historischer Tatsachen, er stellt nach selbst in England allgemein anerkannten literarischen Quellen das Sündenregister der englischen Weltpolitik seit den Tagen der Königin Elisabeth auf. Es soll kein Vorwurf sein, wenn wir hinzufügen, daß die Schrift insofern tendenziösen Charakter hat, als sie nur die Schattenseiten und nicht auch die Lichtseiten der britischen Politik ins Auge faßt. *εω.*

Geschichte der Aufteilung und Kolonisation Afrikas seit dem Zeitalter der Entdeckungen. Von Paul Darmstädter. Erster Band, 1415—1870. Berlin, Göschen. 1913.

Der Göttinger Historiker, dem wir ein Buch über die Vereinigten Staaten verdanken, bietet uns hier eine umfängliche und doch wieder knappe Darstellung eines für die Gegenwart besonders wichtigen Komplexes von Ereignissen, deren Endergebnis die Aufteilung Afrikas unter die Europäer war. Freilich gilt hier der Spruch, daß die ersten die letzten sein werden und umgekehrt. Die Völker, welche zuerst sich in Afrika festsetzten, die Portugiesen und Spanier, sind heute von den später Gekommenen, den Franzosen, Engländern, Belgiern, Deutschen, sehr in den Hintergrund gedrängt; die Holländer, die Skandinavier, die Kurländer sind aus Afrika ganz verschwunden, und die österreichische Niederlassung an der Delagoabai, durch welche Maria Theresia 1777 einer ostindischen Compagnie einen Stützpunkt schaffen wollte, ist nach vier Jahren, 1781, von den Portugiesen besetzt worden; den Gedanken, Madagaskar unter habsburgischen Schutz zu nehmen, den ein Graf Benyowski entwarf, hat Joseph II. — aus guten Gründen — von der Hand gewiesen. Der erste Band des Werkes reicht bis 1870, in einzelnen Punkten auch bis 1872, und entwickelt in interessanten Ausführungen mit besonderer Ausführlichkeit, was nur zu billigen ist, die Unternehmungen der Franzosen in Algier, der Engländer in Südafrika und die Entstehung der Burenstaaten. Der Stil könnte gelegentlich etwas geschmackvoller sein; S. 13 ist von „der Taube oder vielmehr mehreren Tauben auf dem Dach" die Rede, „welche die Portugiesen mehr labte als der Sperling, den man übrigens auch noch nicht völlig in der Hand hatte". Gemeint ist, daß die Portugiesen über dem lockenden Indien für Afrika weniger Sinn hatten. Auch an historischen Verstößen fehlt es nicht. Seite 7 heißt es, daß die Araber nur „den Süden der iberischen Halbinsel unterwarfen". Darmstädter scheint nicht zu wissen, daß Tarik und Musa schon 713 Saragossa, Barcelona und Gerona eroberten und bis an den Fuß der Pyrenäen gelangten, welche bald nachher bekanntlich von den Sarazenen sogar überschritten wurden. *ε.*

Der Originalholzschnitt. Eine Einführung in sein Wesen und seine Technik von Max Bucherer und Fritz Chlotzky. München, Ernst Reinhardt. 1914.

Das schön ausgestattete Werk stellt eine kurze und wohlverständliche Darstellung der Geschichte und der Technik des Holzschnitts dar; einer Kunstgattung, der sich in letzter Zeit wieder das Interesse von Künstlern und Sammlern zugewandt hat. Die knapp erzählte Geschichte des alten und des modernen Holzschnitts, die auch Streiflichter auf den japanischen Holzschnitt und seinen Einfluß auf den europäischen enthält, ist durch charakteristische Drucke erläutert. Auch zum Verständnis der Farbenholzschnitt-Technik trägt ein glücklich gewähltes Illustrationsbeispiel bei. Ein besonderer Abschnitt ist dem Sammeln und Aufbewahren von Holzschnitten gewidmet. Das Werk, das in seinen knapp gefaßten Darstellungen alles Nötige enthält, ist in seiner klaren Verständlichkeit und mit der solid schönen, geschmackvollen Ausstattung für Liebhaber und Künstler eine erfreuliche Gabe. *ρω.*

Geschichte der deutschen Literatur. Von Wilhelm Lindemann. Neunte und zehnte Auflage von Dr. Max Ettlinger. Zwei Bände. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1915.

Diese bald fünfzig Jahre alte, aber, wie die neue übrigens sehr gründlich und tüchtig durchgeführte Auflage beweist, unverwüstliche populäre Literaturgeschichte erfüllt alle Anforderungen, die man billiger- und zweckmäßigerweise an ein derartiges Werk stellen

kann. Sie erweckt und befestigt Liebe und Stolz für das heimische Schrifttum, regt zur Beschäftigung mit nicht allgemein gekannten, aber wertvollen Werken an, hilft bei der Lektüre von Werken aus älteren Epochen über das Befremdende, das ihnen häufig anhaftet, und den Laien im Genusse stört oder verwirrt, durch Darlegung der bei ihrer Entstehung gegebenen historischen Bedingungen hinweg, erleichtert das Verständnis schwieriger Werke durch Einführungen und ermöglicht, indem sie, ohne den Leser tyrannisieren zu wollen, dem Unerfahrenen taktvoll und umsichtig Wege zu festen Gesichtspunkten bahnt, eine fruchtbare Stellungnahme zu den verschiedenen Strömungen. Sie ermöglicht ferner durch Gruppenbildung eine sicherere Aneignung, als sie bei isolierter Betrachtung möglich ist; sie hat den Vorzug, abgesehen von einigen Oberflächlichkeiten (z. B. könnte der Grundgedanke von Wolframs Parzival klarer herausgearbeitet worden sein) und stilistischen Nachlässigkeiten, wissenschaftlich und stilistisch einwandfrei, lebendig und anregend geschrieben zu sein und setzt endlich den Leser durch sehr reichliche Literaturangaben in den Stand, seine Kenntnisse, wo er es wünscht, zu erweitern oder zu vertiefen. Die Darstellung der neueren Zeit (seit der Märzrevolution) ist allerdings so gut wie gänzlich mißlungen, gerade hier hätten die führenden Persönlichkeiten energisch herausgearbeitet und die vielfach verwirrende Aufzählung von Namen oder Titeln mit oder ohne oft recht schiefe Urteile oder Charakteristiken vermieden werden sollen, aber die teilweise sogar glänzende Behandlung, die z. B. die volkstümliche Literatur erfährt, und andere Vorzüge, wie Klarheit und Besonnenheit entschädigen reichlich für diesen Fehler, den die vorliegende mit wohl allen ähnlich angelegten Literaturgeschichten gemein hat. Im ganzen kann also das mit guten Tafeln ausgestattete, klar gedruckte Buch nur empfohlen werden, ja, es verdient gerade wegen seines bestimmt festgehaltenen christlich positiven, genauer katholischen Standpunktes, der manches zu Unrecht fast vergessene Werk in besseres Licht rückt, und der, wenn wie hier ohne Vorurteil und Engherzigkeit eingenommen, dem Laien immer noch förderlicher sein dürfte als ein abstrakt wissenschaftlicher oder rein ästhetisierender, auch im evangelischen Norddeutschland eifrige Beachtung. ρσχ.

Nonni und Manni. Zwei isländische Knaben. Von Jón Svensson S. J. Mit Illustrationen von Fritz Bergen. Regensburg, Druck und Verlag von J. Habbel.

Die Jugendgeschichte des isländischen Jesuiten zeigt in ergreifend einfacher Weise, wie er als Kind dazu kam, das Land und den Glauben seiner Eltern zu verlassen, und wie er dabei in der Art seines Denkens und Empfindens doch seiner Heimat getreu geblieben ist. Mag auch der Leser, dem keine Neigung zur Mystik innewohnt, dem Autor nicht überallhin folgen wollen und können, und das, was hier schlechthin als Erlebnis erzählt wird, als Tendenz auslegen, so wird sich doch kaum jemand dem starken Zauber des kleinen Buches verschließen können, der in seiner unverdorbenen isländischen Eigenart beruht. Obwohl die moderne Zeit hineingreift, lebt hier doch Geist vom Geist der alten isländischen Erzählungen. Die knappe, kräftige Diktion ähnelt der einer germanischen Sage, und an schlichter Einfalt, an Reinheit und Wärme der Empfindung steht er kaum hinter Thóroddsen zurück. Wer Island, wie es war, kennen gelernt und liebgewonnen hat, wird das Buch als einen Zeugen der isländischen Eigenart, die leider der Zerstörung durch die moderne Welt verfallen ist, und als ein spätes, wenn auch nicht letztes Erzeugnis seiner urwüchsigen Literatur nicht ohne Wehmut betrachten und bewahren. ειτ.

Ein Doppelleben und andere Erzählungen. Von J. V. Widmann. Bern, Verlag von A. Francke. 1915.

Der Verlag A. Francke in Bern gibt eine Sammlung von Erzählungen heraus, die sich im Nachlaß J. V. Widmanns vorfanden, bereits mit einem Vorwort versehen,

und die zum Teil dem Buche „Aus dem Fasse der Danaiden", zum Teil einer späteren Zeit entstammen. Von den drei Erzählungen des ersten Bandes dieser Sammlung sind zwei im Novellenton guten alten Stiles geschrieben: es wird eine außergewöhnliche Begebenheit, eine Merkwürdigkeit, in fesselnder und doch episch vollatmiger Erzählart dargestellt. Es ist bei Widmann selbstverständlich, daß die außerordentlichen, auch pikanten Situationen nur nach ihrem ästhetischen Wert ausgebeutet werden. Im Außergewöhnlichen ist das allgemein Menschliche aufgesucht. Es interessiert den Dichter, die trotz allem gesetzmäßige Psychologie des Ungewöhnlichen in den Charakteren und dem durch sie bedingten Geschehen herauszufinden und klarzulegen. Dies wird dem Leser aber in einem Stil beigebracht, welcher der Ausfluß nur ursprünglichster Erzählerfreude zu sein scheint. Es liegt jugendliche Phantasiekraft in der bunten Schilderung des spanischen und des kanadischen Milieus. Wenn man Widmanns feine Qualitäten in Betracht zieht, die gedämpfte Ironie, die liebenswürdige, überlegene Skepsis, die auch in der Erzählung „Als Mädchen" durchblicken, so gewinnt man den Eindruck, daß der junge Dichter mit diesen farbigen Bildern einmal zum eigenen Vergnügen so recht aus sich heraus gegangen ist. Die für Widmann typischste und wohl auch die wertvollste der Erzählungen ist aber „Rektor Müslins erste Liebe", ein Kindheitsbild von seltenem Reiz, in dem Widmanns feiner, warmer Humor prächtig zum Ausdruck kommt. Hier ist im Gegensatz zu den anderen Stücken der Sammlung aus den unscheinbarsten Begebenheiten ein fesselndes Erlebnis herausgeholt. Mit liebenswürdiger, unverletzender Ironie wird das Leben der Erwachsenen in dem der Kinder parodiert, und umgekehrt sind die ihr Vorspiel des Lebens so ernst nehmenden Kinder Gegenstand des Humors. Viel Kindheitspoesie strahlt aus dieser Episode. Um ihretwillen allein schon müßte die Nachlaßsammlung herzlich begrüßt werden. *gw.*

Stille Helden. Roman von Ida Boy-Ed. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1914.

Dies Werk ist mehr als ein Frauenroman und mehr als ein Industrieroman, obgleich es von diesem wie von jenem einige Eigenschaften besitzt. Es ist eine erzählende Verherrlichung des stillen Heldentums, das die Friedenszeiten hervorbringen, einer Frau, die nicht aus Liebe, sondern aus Pflichtgefühl heiratet, einiger Offiziere, die unverdrossen für ihre anscheinend so undankbare Arbeit im Frieden alle Kräfte einsetzen, und einiger Menschen verschiedenen Standes, die ebenso pflichttreu einem großen Hüttenwerk dienen. Neben diesen „strebenden" Pflichtmenschen, die sich entsagungsvoll der Arbeit für das große Ganze widmen, stehen die „spielenden" Genießer; und diese zwei grundverschiedenen Welten, die auf demselben Fleck Erde ihr Dasein führen, sind einander scharf gegenübergestellt, mit deutlichem Verständnis für beide, ohne parteiische Verteilung von Licht und Schatten, aber doch mit wirksamen Kontrastfarben. Die Konflikte, die aus der Verbindung so verschieden gerichteter Charaktere in leise anhebendem crescendo aufsteigen, finden eine Lösung, die nicht nur ästhetisch, sondern auch ethisch befriedigt. *ens.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bahr. — Kriegssegen. Von Hermann Bahr. Der Gesamtertrag ist für die Kriegshilfskasse des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller bestimmt. 71 S. München, Delphin-Verlag. 1915.

Bauer. — Die Lieder Franz Schuberts. Von Moritz Bauer. Erster Band. 258 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1915.

Binz. — Die chemische Industrie und der Krieg. Von Prof. Dr. Arthur Binz (Der Deutsche Krieg, Heft 28.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Bischoff. — Die Macht des Wahnes. Eine freimaurerische Kriegsbetrachtung von Diedrich Bischoff. 37 S. Leipzig, Bruno Zechel. 1915.

Bölsche. — Der Mensch der Zukunft. Von Wilhelm Bölsche. 90 S. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. 1915.

Brand. — Kriegsgedichte. Von Karl Brand. 14 S. Friemersheim (Niederrhein), Hugo Scherff. 1915.

Brandt. — Fünf Monate an der Ostfront. Kriegsberichte von Rolf Brandt. 158 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1915.

Brüssau. — Unser Bismarck. Zu seinem 100. Geburtstage. Deutschlands Kämpfern und Deutschlands Jugend dargeboten von Oskar Brüssau. 32 S. Potsdam, Stiftungsverlag. O. J.

Cauer. — Das Altertum im Leben der Gegenwart. Aus Vorträgen von Paul Cauer. Zweite, vielfach verbesserte Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 356.) 131 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1915.

Chamberlain. — England und Deutschland. Von Houston Stewart Chamberlain. Sonderabdruck aus den „Kriegsaufsätzen". 61 S. München, F. Bruckmann A.-G. 1915.

Darsow. — Schuld und Schicksal. Drei Bühnenwerke von Erich Darsow. 287 S. Leipzig, Bruno Volger. 1915.

Dietzgen. — Dietzgen-Brevier für Naturmonisten. Herausgegeben und bevorwortet von Eugen Dietzgen. 429 S. München, Verlag der Dietzgenschen Philosophie. 1915.

Dill. — Der Tag in Nancy. Erzählungen von Lisbet Dill. 395 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Dörfler. — La Pernziosa. Roman aus der römischen Campagna von Peter Dörfler. 279 S. Kempten und München, Jos. Köselsche Buchhandlung. 1914.

Egelhaaf. — Historisch-politische Jahresübersicht für 1914. Von Gottlob Egelhaaf. 159 S. Stuttgart, Carl Krabbe Verlag, Erich Gußmann. 1915.

Evers. — Hie guet Zolre. 500 Jahre Hohenzollern-Regierung. Eine Jubiläumsschrift von Prof. Dr. Edwin Evers. Direktor des Kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Berlin. Mit 10 Abbildungen auf Kunstdruckpapier. 90 S. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge. 1915.

Faßbender. — So sollt ihr leben in der Kriegszeit! Ein Wort über zeitgemäße Volksernährung von Prof. Dr. Martin Faßbender. 24 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1915.

Feldman. — Deutschland, Polen und die russische Gefahr. Von W. Feldman. Mit einem Vorwort von Dr. Alexander Brückner, ord. Professor an der Universität Berlin. 99 S. Berlin, Karl Curtius. 1915.

Fendrich. — Emil Himmelheber. Roman von Anton Fendrich. 337 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Finckh. — Der Bodenseher. Von Ludwig Finckh. Mit 16 farbigen Bildern von Karl Stirner. 209 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. O. J.

Fischer. — Die deutsche Sprache von heute. Von Dr. W. Fischer in Flensburg. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 475.) 115 S. Leipzig, B. G. Teubner. 1914.

Fock. — Fahrensleute. Neue Seegeschichten von Gorch Fock. 184 S. Hamburg, M. Glogau jun. 1915.

Francke. — Hindenburg-Schläge und Hindenburg-Anekdoten. Herausgegeben von Joachim Francke. Mit einem „Hindenburg-Märchen" von Erwin Rosen. 173 S. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Gaigalat. — Die litauisch-baltische Frage. Von Dr. Gaigalat. Mitglied des preußischen Hauses der Abgeordneten. 24 S. Berlin, Verlag der Grenzboten. 1915.

Girardet. — Der Weltkrieg. Herausgegeben von W. Girardet. 211 S. Essen-Ruhr, W. Girardet. O. J.

Hafner. — Philipp Hafners Gesammelte Werke. Eingeleitet und herausgegeben von Ernst Baum. Erster Band (Schriften des Literarischen Vereins in Wien, Bd XIX.) 246 S. Wien, Verlag des Literarischen Vereins. 1914.

Hartmann. — Die Fahrt ins Himmelreich. Ein Künstlerroman aus Holland von Alfred Georg Hartmann. 207 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1915.

Hauptmann. — Aus dem großen Kriege. Dramatische Szenen von Carl Hauptmann. 160 S. Leipzig, Kurt Wolff Verlag. 1915.

Hauptmann. — Rübezahlbuch. Von Carl Hauptmann. 190 S. Leipzig, Kurt Wolff Verlag. 1915.

Hennig. — Der Kampf um den Suezkanal. Von Dr. Richard Hennig. (Der Deutsche Krieg, Heft 35.) 32 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt 1915.

Hindenburg. — Paul von Hindenburg. Ein Lebensbild von Bernhard von Hindenburg. Mit 26 Bildern. 74 S. Berlin, Schuster und Loeffler. 1915

Hofer. — Das Schwert im Osten. Erzählung von Klara Hofer. 168 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1915.

Hornstein. — Soldatenlieder für mittlere Singstimme mit Klavierbegleitung. Von Robert von Hornstein. 27 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel. O. J.

Janson. — Hjördis. Roman von Kristofer Janson. Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Friedrich von Känel. 198 S. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. O. J.

Kahn. — Die Milchstraße. Von Dr. Fritz Kahn. Mit zahlreichen Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen von Georg Helbig, R. Oeffinger und anderen. 101 S. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. 1914.

Kaindl. — Deutsche Siedlung im Osten. Von Raimund Friedr. Kaindl. (Der Deutsche Krieg, Heft 34.) 40 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Keller. — Gottfried Keller. Heimat und Dichtung. Zeichnungen von Emil Vollmann. Begleitwort von Fritz Hunziker. 64 S. Frauenfeld, Huber und Co. 1915.

Knortz. — Die Deutschfeindlichkeit Amerikas. Von Prof. Karl Knortz, North Tarrytown, N. Y. 63 S. Leipzig, Theodor Gerstenberg. O. J.

Kohl. — Mit Bismarck daheim und im Felde. Kernworte aus seinen Briefen und Reden zusammengestellt von Horst Kohl. Mit einem Bildnis nach Lenbach. 112 S. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge. 1915.

Körte. — Die griechische Komödie. Von Prof. Dr. Alfred Körte. Mit einem Titelbild und zwei Tafeln. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 400.) 104 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1914.

Der Heilige Krieg. — Der Heilige Krieg. Gedichte aus dem Beginn des Kampfes. (Tat-Bücher für Feldpost, Heft 1.) 92 S. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

Kriegsflugblatt. — Kriegsflugblatt Nr. 1—20. Kriegslieder für eine Singstimme und Klavier bzw. Gitarre. Jena, Eugen Diederichs. 1914 1915.

Küster. — Vom Krieg und vom deutschen Bildungsideal. Von Prof. Dr. E. Küster. (Deutsche Kriegsschriften, Heft 5.) 27 S. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag. O. J.

Landauer. — England. Eine Voruntersuchung von Dr. Georg Landauer. 98 S. Wien, Manz'sche k. u. k. Hof-Verlagsbuchhandlung. 1915

Lewicky. — Die Ukraine der Lebensnerv Rußlands. Von Dr. Eugen Lewicky, Mitglied des österreichischen Reichsrates. 32 S. (Der Deutsche Krieg, Heft 33.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Liebe. — Ein Frauenwettstreit im Völkerkrieg. Eine symbolische Ürmelodie von Paul Liebe. Inhalt: Ein Frauenwettstreit. Das weiße Buch. Eine schlichte Epistel an die Briefschreiber im Felde. Preis der Zeit. 32 S. Augsburg, Heiligenfetzer und Pinzennöller. O. J.

Ludin. — Dichter und Zeiten. Ein Sammelband deutscher Lyrik des 19. Jahrhunderts. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und für weitere gebildete Kreise herausgegeben von Dr. Alfred Ludin, Rektor der städtischen Mädchen-Realschule in St. Gallen. 284 S. Frauenfeld, Huber und Co. O. J.

Marbod. — Eine Frage! Wie erhalten wir der Zukunft die erhebenden Kräfte dieses Krieges? Von Johannes Marbod. 24 S. Berlin, Julius Springer. 1915.

Misch. — Vom Geist des Krieges und des deutschen Volkes Barbarei. Von Georg Misch. Rede gehalten in der Aula der Universität Marburg. 24 S. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

Müller. — Spekulation und Mystik in der Heilkunde. Ein Überblick über die leitenden Ideen der Medizin im letzten Jahrhundert. Beim Antritt des Rektorats der Ludwig-Maximilians-Universität verfaßt von Dr. Friedrich v. Müller. 39 S. München, J. Lindauersche Universitätsbuchhandlung (Schöpping). 1914.

Müller. — Reden über den Krieg von Johannes Müller. 1. Der Krieg als Schicksal und Erlebtes. 47 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1915.

Müsebeck. — Die ursprünglichen Grundlagen des Liberalismus und Konservatismus in Deutschland. Von Ernst Müsebeck. 40 S. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. O. J.

Muthesius. — Das Bildungswesen im neuen Deutschland. Von Karl Muthesius. (Der Deutsche Krieg, Heft 37.) 36 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Muthesius. — Die Werkbund-Arbeit der Zukunft. Von Hermann Muthesius. 118 S. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

Niessen. — Krieg, Auslanddeutschtum und Presse. Von L. Niessen-Deiters. (Der Deutsche Krieg, Heft 27.) 31 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Ochsenbein. — Taten der Liebe. Romantisch-mystisches Trauerspiel von Wilhelm Ochsenbein. 51 S. Frauenfeld, Huber und Co. 1915.

Paquet. — Der Sendling. Erzählungen und Schilderungen von Alfons Paquet. Mit einem Bildnis Paquets, Zeichnungen von Prof. Emil Orlik und Einleitung von Heinrich Geffert. (Hausbücherei, Band 53.) 143 S. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1914.

Peez. — England und der Kontinent. Von Alexander von Peez. Fünfte Auflage. 79 S. Wien, Carl Fromme G. m. b. H. 1915.

Pego. — Lea Hardtmuth. Roman. Von Marie Pego. 392 S. München, Hans Sachs-Verlag. 1914.

Popper. — Feierabend. Ein Buch für die Alten. Novellen von W. Popper. 146 S. Wien, Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). 1914.

Presber. — Der Tag des Deutschen. Kriegsgedichte von Rudolf Presber. 120 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. O. J.

Prockſch. — Englische Politik und englischer Volksgeist. Von Dr. A. Prockſch, Geh. Regierungsrat. 36 S. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Rade. — Dieser Krieg und das Christentum. Von Martin Rade. (Der Deutsche Krieg, Heft 29.) 34 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Redlich. — Der Gegensatz zwischen Österreich-Ungarn und Rußland. Von Dr. Alexander Redlich. 110 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Rhazen. — Die Beitragsentrichtung zur Angestelltenversicherung in ihren Beziehungen zum gegenwärtigen Kriege. Von O. Rhazen, Regierungsrat a. D. 12 S. Köln, Buchdruckerei M. Du Mont-Schauberg. 1915.

Roediger. — Kriegstagebuch eines Kriegsfreiwilligen. 100 Gedichte über und aus dem Deutschen Krieg von Dr. Heinrich Roediger. 213 S. Halle a. S., Lippertsche Buchhandlung. 1914.

Rommel. — Balladen und Lebensklänge. Von Theodore v. Rommel. 165 S. Berlin, Neuß und Pollack. 1914.

Rudolph. — Die zehn Hauptlehren der theosophischen Weltanschauung. Von Hermann Rudolph. 21 S. Leipzig, Theosophischer Kultur-Verlag. O. J.

Rundschreiben. — Rundschreiben Unseres Heiligsten Vaters Benedikt XV., durch göttliche Vorsehung Papst vom 1. November 1914: „Ad beatissimi Apostolorum Principis." Autorisierte Ausgabe. Lateinischer Text und authentische deutsche Übersetzung. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. O. J.

Scheffel. — Briefe von Josef Victor von Scheffel an Anton von Werner 1863–1886. Mit Anmerkungen versehen und herausgegeben von dem Empfänger. 217 S. Stuttgart, Adolf Bonz und Comp. 1915.

Scheler. — Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg von Max Scheler. 423 S. Leipzig, Verlag der Weißen Bücher. 1915.

Scherenberg. — Ausgewählte Dichtungen von Christian Friedrich Scherenberg. Herausgegeben von Heinrich Spiero. 234 S. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. O. J.

Schmerler. — Aus dem Musikwinkel. Sächsische Dorfgeschichten von M. Schmerler. 62 S. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. O. J.

Schulze-Gaevernitz. — Freie Meere! Von G. v. Schulze-Gaevernitz, Mitglied des Reichstages. 32 S. (Der Deutsche Krieg, Heft 32.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Schuß. — Jeder Schuß ein Ruß. Neue Kriegslieder. 31 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Seidel. — Die Augen der Erinnerung. Von Heinrich Seidel. Herausgegeben vom Dürer-Bunde. 25 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Sell. — Fürst Bismarcks Frau. Lebensbild von Sophie Charlotte von Sell. Sechste Auflage. 253 S. Berlin, Trowitzsch und Sohn. 1915.

Singbüchlein. — Singbüchlein für Soldaten. Heer und Flotte gewidmet vom Dürer-Bunde. 32 S. München, Georg D. W. Callwey. 1914.

Stern. — Die Weltpolitik der Weltmode. Von Dr. Norbert Stern. (Der Deutsche Krieg, Heft 30/31.) 59 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Stieve. — Deutschland vor den Toren der Welt. Von Friedrich Stieve. 28 S. München, Delphin-Verlag. 1915.

Stoß. — Jeder Stoß ein Franzos. Neue Kriegslieder. 31 S. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

Strecker. — England im Spiegel der Kulturmenschheit. Ein Buch der Zeit von Karl Strecker. 160 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1915.

Stresemann. — Englands Wirtschaftskrieg gegen Deutschland. Von Dr. Gustav Stresemann, Mitglied des Reichstages. (Der Deutsche Krieg, Heft 36.) 40 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Svensson. — Sonnentage. Nonnis Jugenderlebnisse auf Island. Von Jon Svensson. Mit 16 Bildern. 293 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. O. J.

Tönnies. — Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung. Von Ferdinand Tönnies, ord. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Kiel. 80 S. Berlin, Julius Springer. 1915.

Unus. — England als Henker Frankreichs. Ein Kampf um die Weltherrschaft und sein Ende. Von Walther Unus. Mit 25 Textbildern. 47 S. Braunschweig, George Westermann. 1915.

Vaërting. — Das Recht des Kindes. Von Marie Vaërting. 118 S. Leipzig, Xenien-Verlag. 1914.

Vaërting. — Durstige Heckenrosen am Meer. Von Marie Vaërting. 57 S. Berlin, Neuß und Pollack. 1914.

Deutsches Volkstum. Bekenntnisse deutscher Helden und Denker. (Tat-Bücher für Feldpost, Heft 2.) 90 S. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Das Deutschtum in Südamerika. II.*)

Von
Ernst Wagemann.

Die deutschen Kolonisten in den tropischen Urwäldern Brasiliens[1]).

Zu den umstrittensten der großen kolonialpolitischen Probleme gehört die Akklimatisationsfrage, die Frage, ob sich die weiße Rasse in den Tropen zu akklimatisieren, ob sie sich den klimatischen Verhältnissen der heißen Zone derart anzupassen vermag, daß sie sich von Generation zu Generation fortpflanzt, ohne zu entarten, d. h. ohne an Gesundheit, geistiger und körperlicher Leistungsfähigkeit und insbesondere an Fruchtbarkeit einzubüßen. Die Frage hat nicht, wie weitere Kreise meinen könnten, nur theoretisches Interesse; sie ist im Grunde von größter praktischer Bedeutung, und sie wird von Jahrzehnt zu Jahrzehnt an Aktualität gewinnen: in dem Maße, wie die Bevölkerungszunahme in Europa fortschreitet und sich die Entwicklungsmöglichkeiten der gemäßigten Zone verringern und erschöpfen. Auf die jetzige, durch Kohle und Eisen gekennzeichnete Periode wird vielleicht eine Zeit folgen, der mehr als alles andere die Verwertung der unermeßlichen, bisher nur sehr wenig genutzten Stoff- und Kraftquellen der tropischen Gebiete das Gepräge gibt. Vielleicht wird es den vereinten Bemühungen der Technik und der Hygiene dereinst gelingen, die großen Hindernisse zu beseitigen, die die wirtschaftliche und kolonisatorische Erschließung der Tropen einstweilen so sehr erschweren.

Groß ist allerdings noch die Zahl der kolonialpolitischen Pessimisten — vor allem unter den Theoretikern, und zwar hauptsächlich unter den Anthropologen — die derartige Gedankengänge für phantastische Hirngespinste erklären, die den Tropenländern eine wirtschaftliche Zukunft absprechen und insbesondere nicht an die Möglichkeit glauben wollen, daß der Weiße dort jemals heimisch werden könnte. Wie nachdrücklich auch von vielen Praktikern, namentlich von den Kolonialärzten, die Ansicht vertreten wird, daß die Tropen als Ertragsquellen sowohl wie als Siedlungsgebiete unserer Rasse außerordentlich entwicklungsfähig seien, wie oft sie sich auch darauf berufen, daß doch schon viel erreicht sei, daß man

*) Siehe „Deutsche Rundschau", März 1915, Das Deutschtum in Chile von Ernst Wagemann.

[1]) Die folgenden Ausführungen stützen sich auf eine Arbeit des Verfassers, die demnächst in den „Schriften des Vereins für Sozialpolitik" im Verlage von Duncker & Humblot erscheinen wird unter dem Titel: Die deutschen Kolonisten im brasilianischen Staate Espirito Santo.

z. B. in Rio de Janeiro, in Havanna, am Panamakanal das gelbe Fieber, welches früher für eine unausrottbare Tropenkrankheit galt, in den letzten Jahrzehnten aufs erfolgreichste bekämpft hat, so halten ihre Gegner trotzdem energisch daran fest, daß die klimatischen Verhältnisse, die mit der Neigung der Erdachse gegeben sind, durch keinerlei technische und hygienische Maßregeln aus der Welt zu schaffen seien, es sei denn, daß man den Erdball aus den Angeln heben würde. Vor allem bezweifelt die pessimistische Richtung die Möglichkeit der Akklimatisation in den feuchtwarmen Niederungen zwischen den Wendekreisen, ja manche halten selbst die tropischen Hochländer wegen der dort besonders starken Sonnenstrahlung für ungeeignet als Wohngebiete der kaukasischen Rasse. Sowohl die einen wie die andern wissen siedlungsgeschichtliche Tatsachen für sich ins Feld zu führen. Die Optimisten weisen darauf hin, daß nicht nur im tropischen Hochlande Amerikas und Afrikas zahlreiche Kolonisationsversuche gelungen sind, sondern auch in tropischen Niederungen, wie auf den Antillen, auf Martinique, auf Réunion und sogar im Innern von Queensland. Die Pessimisten dagegen leugnen, daß damit etwas Dauerndes erreicht sei, und wissen zur Bekräftigung ihrer Behauptung eine große Reihe kolonisatorischer Mißerfolge aufzuzählen, die wiederum von der Gegenseite auf wirtschaftliche, hygienische und sonstige Widrigkeiten, aber nicht auf klimatische Umstände zurückgeführt werden.

Im tropischen Südamerika nun bestehen mehrere deutsche Siedlungen, die im Hinblick auf die Akklimatisationsfrage die größte Beachtung verdienen, ganz abgesehen davon, daß sie uns auch vom nationalen Standpunkt in hohem Grade interessieren müssen. Es handelt sich, neben zwei oder drei winzigen Bauernsiedelungen im spanischen Amerika, um die deutschen Kolonien in Mittelbrasilien, und zwar vor allem um die Bauerngemeinden in Espirito Santo[1]), wo etwa 18000 Menschen deutscher Abstammung leben, also ungefähr ebensoviele wie in unsern sämtlichen Schutzgebieten.

Der brasilianische Staat Espirito Santo erscheint mit einem Gebiet von 45000 qkm, von der Größe also nur etwa einer preußischen Provinz, gegenüber den sonstigen riesenhaften Dimensionen des brasilianischen Reiches wie ein verkümmertes Zwergwesen. Obwohl sich das Ländchen, als ein schmaler Küstenstreifen, unmittelbar am Atlantischen Ozean zwischen den großen Hafenstädten Rio de Janeiro und Bahia hinzieht, gehört es doch zu den abgeschiedensten Winkeln der Erde. Seine Haupt- und Hafenstadt Viktoria, ein verträumtes Städtchen von 25000 Einwohnern, welches sich auf einer lieblichen, ewig grünen Insel ausbreitet, die, inmitten einer großen Bucht gelegen, von den malerischen Bergkuppen einer herrlichen Küstenlandschaft umrahmt wird, ist zwar mit Rio de Janeiro durch den Schienenstrang und auch

[1]) Von den kleineren deutschen Siedlungen im tropischen Brasilien sind hauptsächlich zu nennen die von Petropolis im Staate Rio de Janeiro, die bei Juiz de Fora im Staate Minas Geraes und die in der Nähe von Campinas im Staate São Paulo. Reste eines Kolonisationsversuchs bestehen noch in Südbahia.

durch regelmäßige Küstenschiffahrt verbunden. Aber die meisten Teile des Binnenlandes sind nur auf dem Maultier, dem wichtigsten Verkehrsmittel dieser Gegend, erreichbar. Selbst dem Ochsenkarren sind nur wenige Gebiete zugänglich; denn mit Ausnahme eines schmalen Küstenstrichs und einiger Flußtäler haben wir es mit einem stark hügeligen, von unzähligen Wasserläufen zerrissenen, dicht bewaldeten Gelände zu tun, das sich bis zu 1400 m über den Meeresspiegel erhebt. Die Landschaft gewährt im allgemeinen das Bild eines deutschen Mittelgebirges, dem die tropische Vegetation und die Leuchtkraft der tropischen Sonne wunderbaren Schönheitsglanz verleiht.

Auf dem ganzen Staatsgebiet sollen 300000 Menschen wohnen. Die Masse der einheimischen Bevölkerung, ein schmächtiges, verkümmertes Mestizengeschlecht, hervorgegangen aus der Verbindung der einheimischen Indianer, der Botokuden, mit dem portugiesischen Herrenvolke und den in früheren Jahrhunderten importierten Negersklaven, lebt größtenteils in den primitivsten Verhältnissen träge dahin. Sie kleidet sich höchst dürftig und nährt sich hauptsächlich von der fast wild wachsenden Banane, von Mais, Bohnen und Manniokmehl[1]). Viele Familien hausen ganz einsam irgendwo im Walde in kümmerlichen Hütten, hier und da überhaupt nur unter einem aus Blättern gebildeten Schutzdach. Andere wohnen zu kleinen Gruppen vereinigt in winzigen und schmutzigen Dörfern, und nur ein kleiner Teil ist in größeren Ortschaften ansässig, denn außer Viktoria gibt es kaum ein Dutzend kleiner Städte, von denen jede überdies nicht mehr als ein paar hundert Einwohner aufzuweisen hat. Man übertreibt kaum mit der Behauptung, daß irgend ein Naturvolk, welches in festem Stammesverbande lebt, auf höherer Kulturstufe steht als die Landbevölkerung von Espirito Santo, die in tatsächlich fast völliger Anarchie, in krasser Unwissenheit und kindischem Aberglauben dahinvegetiert, fern von den Einflüssen aller Kulturmächte und insbesondere der Staatsgewalt, die hier ohnehin dem Schlendrian und aller erdenklichen Korruption preisgegeben ist und, wenn auch mit dem Prunkgewande republikanischer und demokratischer Verfassungsformen angetan, ein Schatten- und Schmarotzerdasein führt.

Viele werden den Marasmus, dem Staat und Gesellschaft des kleinen brasilianischen Gemeinwesens verfallen sind, der entnervenden Einwirkung des tropischen Klimas zuschreiben und überzeugt sein, daß in diesem traurigen Zustande schon die Voraussage des düsteren Schicksals liege, welches auch den kraftvollen und tatkräftigen deutschen Einwanderern bevorstehe, die vor einigen Jahrzehnten in das Land gekommen sind; sie werden kaum daran zweifeln, daß die Glut der Tropensonne, die die gleißende Pracht herrlicher Landschaftsbilder hervorgezaubert hat, die Kolonistenbevölkerung dem allmählichen, aber sicheren Verderben weiht. Wird sich diese Ansicht bewahrheiten, werden die Schwarzseher recht behalten? Noch spricht glücklicherweise nichts dafür,

[1]) Manniokmehl wird aus der bitteren Manniokwurzel, einer tropischen Knollenfrucht, gewonnen.

noch sind unter den deutschen Ansiedlern, deren dritte und vierte Generation bereits in blühender Gesundheit und unverminderter Leistungsfähigkeit heranwächst, nicht die geringsten Spuren des Verfalls zu beobachten, wenigstens im Hochlande, als welches wir die mehr als 300 m über dem Meeresspiegel liegenden Gebiete bezeichnen wollen.

Hier, und zwar bis zur Höhe von ungefähr 800 m, befinden sich nämlich die meisten deutschen Siedelungen. Bei ihrer Lage am 20. Breitengrade (ganz Espirito Santo erstreckt sich von 18° 5′ bis 21° 28′ südlicher Breite) befremdet es nicht, daß ihr Klima noch bei 500 m Höhe tropisch genannt werden muß, sofern man sich die übliche Definition zu eigen macht, wonach zu den tropischen Gebieten alle die gehören, deren durchschnittliche Jahrestemperatur nicht unter 20° C sinkt[1]). Denn diese beträgt dort nach den bisherigen Aufzeichnungen 21—22° C. Freilich sind sowohl die täglichen wie die jährlichen Temperaturschwankungen recht beträchtlich. Selbst im Sommer kühlt es sich in den Nächten meist so weit ab, daß der Schlaf nur selten unter der Hitze leidet. Und, was sehr wichtig ist, auch an den heißesten Tagen steht frisches Quellwasser zur Verfügung. Die Jahresmenge der Niederschläge dürfte durchschnittlich 2000 mm betragen; der meiste Regen fällt in den Monaten November bis April, doch regnet es auch ziemlich viel im Winter, in den Monaten Mai bis Oktober. Einen ganz andern Charakter trägt das Klima im Tieflande, in den Gebieten von 100—200 m Höhe, wo wir ebenfalls deutsche Siedelungen antreffen. Dort beträgt die Temperatur im Durchschnitt des Jahres bei verhältnismäßig geringen täglichen und jährlichen Schwankungen 26° C und mehr. Die Tageshitze ist nicht übermäßig groß, doch kühlt es sich in den Nächten kaum ab, und nicht nur im Sommer, auch im Winter sind schwüle, drückende Tage und Nächte nicht selten. Das Wasser vermag kaum Kühlung zu spenden. Es regnet weniger häufig, aber im einzelnen heftiger als im Hochlande. Lange Trockenperioden kommen vor.

Die Kolonisation begann im Jahre 1847 mit der Einwanderung von achtunddreißig rheinländischen Familien, die etwa 30 km von der Küste entfernt, 400—500 m über dem Meeresspiegel, am Jucú, angesiedelt wurden, der ein wenig südlich von der Hauptstadt Viktoria ins Meer mündet. Die Kolonie wurde nach der damals präsumptiven Thronerbin Santa Izabel genannt. Zehn Jahre später, im Jahre 1857, wurde nördlich davon am Flusse Santa Maria, welcher Viktoria selbst mit dem Hinterlande verbindet, — in derselben Höhe etwa wie Santa Izabel — eine weitere Kolonie gegründet, die nach der zweiten kaiserlichen Prinzessin den Namen Santa Leopoldina erhielt. Hier wurden Preußen, Sachsen, Hessen und andere Deutsche zusammen mit Holländern, Schweizern, Tyrolern und Luxemburgern, im ganzen etwa 1000 Personen — 200 bis 250 Familien — untergebracht. In den sechziger und siebziger Jahren ist dann noch beträchtlicher Zuzug, besonders

[1]) Nur im weiteren Sinne wird das Klima aller Gebiete zwischen den Wendekreisen als tropisch bezeichnet.

aus Pommern, gekommen, der im Verein mit einer starken natürlichen Bevölkerungszunahme bewirkt hat, daß sich die Deutschen rasch über das Land ausgebreitet haben, so daß ihre Siedelungen gegenwärtig eine Fläche von rund 5000 qkm, etwa einem Neuntel des ganzen Staatsgebiets, bedecken.

Die heutige Kolonistenbevölkerung stammt also aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands. Doch haben sich die Rheinländer und die übrigen deutschen Stammesangehörigen eng an die Pommern angeschlossen, die wohl die Hauptmasse der Ansiedler ausmachen. Jedenfalls bildet das Deutschtum in Espirito Santo, dem sich die Holländer, Schweizer, Tyroler und Luxemburger angegliedert haben, eine nach Sitten und Lebensweise ziemlich einheitliche, homogene Masse. Nur in kirchlicher Beziehung zerfällt es in eine Reihe scharf voneinander getrennter Gruppen, nämlich in acht Gemeinden, und zwar in zwei katholische und in sechs protestantische, von denen wiederum vier dem Evangelischen Oberkirchenrat und zwei dem lutherischen Gotteskasten angeschlossen sind. Man möchte diese Gemeinden, wenigstens die protestantischen, geradezu als Gebietskörperschaften bezeichnen. Denn sie sind nicht nur territorial ziemlich scharf umgrenzt, sondern sie haben auch manche staatliche und kommunale Aufgaben, wie z. B. das Schulwesen und im Grunde auch die Wegepolizei, an sich gezogen. Sie halten ihre Mitglieder mit fast unentrinnbarem Zwange umfaßt. Wer abseits steht und sich ihren Beschlüssen nicht fügt, heißt in schimpflichem Sinne „Demokrat" und gilt geradezu als geächtet. Im Jahre 1913 war ihre Mitglieder- und Kopfzahl die folgende:

Name der Gemeinde	Konfession	Mitgliederzahl	Kopfzahl
Santa Izabel	katholisch	—	2500
Tyrol	„	—	2500
Santa Maria	lutherisch	370	2200
Santa Joanna	„	263	1300
Campinho[1])	uniert	319	1900
Santa Leopoldina . . .	„	150	900
Jequitibá	„	450	2700
Californien	„	318	1900
			15900

Dazu kommen außer einigen „Demokraten" mehr als 500 Sabbatisten und die 120 Familien zweier Filialgemeinden (Veinticinco de Julho und Santa Cruz)[2]), die nicht in den obigen Zahlen enthalten sind. Die Gesamtzahl der Deutschen in Espirito Santo dürfte hiernach 17000—18000 betragen.

Anfänglich hatte man befürchten müssen, daß eine derartige Zahl niemals erreicht werden könnte, ja, daß das ganze Siedlungswerk bald gänzlich zusammenbrechen würde; denn die Ansiedler schienen in der ersten Zeit den furchtbaren Anstrengungen und Entbehrungen des Urwaldlebens erliegen zu

[1]) Campinho ist der protestantische Zweig von Santa Izabel.

[2]) Unter Filialgemeinden sind die zu verstehen, die zwar ein Sonderdasein führen, aber noch keine vollständige Organisation, insbesondere keinen eigenen Pfarrer haben und daher nur in Anlehnung an eine Hauptgemeinde bestehen können.

wollen, obwohl sie als Tagelöhner und Kleinbauern von Haus aus schwere körperliche Arbeit und eine einfache Lebensweise gewöhnt waren, und obwohl die brasilianische Regierung sie mit Geld unterstützte. Zwar hatten sie unter dem Klima ihrer neuen Heimat selbst in der Anfangszeit kaum zu leiden, um so mehr aber unter den Strapazen der ersten Urbarmachung, die durch verschiedene Umstände noch verschärft wurden: durch die ungewohnte und dürftige Kost, welche hauptsächlich aus schwarzen Bohnen mit Manniokmehl, dem brasilianischen Nationalgericht, bestand, sowie durch den Aufenthalt in menschenunwürdigen Behausungen, durch die Insektenplage, die sich erst verringerte, als die Wälder niedergelegt wurden, und nicht zum wenigsten wohl durch die tiefe Einsamkeit und Abgeschiedenheit ihrer neuen Wohnorte. Am schlimmsten erging es, wie es scheint, den Kolonisten von Santa Leopoldina. Johann Jakob v. Tschudi, der bekannte schweizerische Diplomat und Forschungsreisende, der Espirito Santo im Jahre 1860 bereiste, entwirft ein höchst trostloses Bild ihrer Lage. Er berichtet von den Gewalttätigkeiten und Betrügereien, deren sich die Brasilianer den Ansiedlern gegenüber schuldig gemacht hätten, von den wirtschaftlichen Mißerfolgen und der Not und dem Elend, die daraus folgten. In Porto do Cachoeiro, dem Sitz der Koloniedirektion, entwickelte sich nach seiner Schilderung „ein abscheulicher Lasterpfuhl der Unzucht und des Betruges, wodurch die Kolonieverhältnisse in immer tiefere Unordnung sanken. Die Regierungssubsidien wurden von den Direktoren entweder unterschlagen oder nur nach Gunst, immer aber höchst unordentlich ausbezahlt . . . Unterdessen nahmen Elend, Hunger und Krankheiten unter den Kolonisten zu. Wo der Hunger durch die Tür tritt, entweicht das Schamgefühl durch das nächste Fenster. Weiber und Töchter von Kolonisten gaben sich in Porto do Cachoeiro für eine oder ein paar Patacas den Brasilianern hin, um sich dafür einige Lebensmittel zu kaufen, aber um später einen von Syphilis zerfressenen Körper herumzuschleppen. Es wurden mir von durchaus redlichen, glaubwürdigen Personen wahrhaft haarsträubende Geschichten über diese Epoche der Kolonie mitgeteilt. Selbst die arbeitsamen, ordentlichen Kolonisten fristeten mit knapper Mühe ihre Existenz, da sie die ihnen noch so nötigen Unterstützungsgelder von der Regierung nur teilweise, oft monatelang gar nicht erhielten. Nur jene, die noch von den Resten ihres aus Europa mitgebrachten geringen Kapitals zehren konnten, vermochten sich ein leidliches Fortkommen zu verschaffen."

Aber schon in den nächsten Jahren besserten sich die Verhältnisse, und heute befinden sich die deutschen Kolonisten von Espirito Santo in guter materieller Lage. Allerdings ist ihre Wirtschaftsweise noch in vieler Beziehung recht primitiv.

Sie leben nicht nach Art der alten Germanen in Dorfschaften, sondern wie die einheimische Bevölkerung in lauter Einzelsiedelungen; jede Familie wohnt für sich, etwa eine Viertelreitstunde vom nächsten Anwesen entfernt, inmitten ihrer Ländereien, die sie im allgemeinen auch selber bestellt. Nur wenn zur Bewältigung einer besonders schweren Arbeit die eigenen Kräfte

nicht ausreichen, werden die Nachbarn um Hilfe gebeten. Sie betrachten es als ihre selbstverständliche Pflicht, dem Rufe zu folgen und sich zur Verfügung zu stellen. Die gemeinsame Arbeit, die Bittarbeit, wie Bücher sie nennt — Jumtament heißt sie in der Kolonistensprache —, vollzieht sich bei ausgiebiger Bewirtung durch den Hausherrn und im frohen Wetteifer der weiblichen und männlichen unverheirateten Jugend, die sich in erster Linie daran zu beteiligen pflegt. Ihre Bemühungen werden nach vollendetem Tagewerk noch durch Trunk und Tanz gelohnt. Eine Bezahlung erfolgt nicht, doch wird natürlich erwartet, daß der Hausherr mit seinen Angehörigen auch seinerseits im Bedarfsfalle die Nachbarn unterstützt.

Das einzelne Gehöft mag durchschnittlich die Größe von 75 ha[1]) haben, wovon, sagen wir, 10—13 ha bebaut sind, während eine ebenso große Fläche urbar gemacht, aber nicht bebaut zu sein pflegt. Für den eigenen Bedarf werden allerlei Knollengewächse, wie der Manniok, die Taya, die Yams, die Batate, ferner Mais, schwarze Bohnen und andere Hülsenfrüchte sowie allerlei Gemüse gepflanzt. Auch die Viehhaltung ist im allgemeinen auf den Hausbedarf zugeschnitten; der durchschnittliche Bestand dürfte sich, von zahlreichem Geflügel abgesehen, auf 10 Stück Rindvieh und 20 bis 40 Schweine belaufen. Für den Markt wird nur eine Kultur, nämlich der Kaffeebau, betrieben, so daß der Erlös, der sich daraus ergibt, das einzige Geldeinkommen des Kolonisten darstellt. Als normalen Jahresertrag eines mittleren Gehöfts wird man 30 bis 40 Sack Kaffee zu 60 kg ansehen können, für die beim Verkauf annähernd 1000 Mark erzielt werden.

Die Methoden des Landbaus sind äußerst einfacher Art. Der Boden wird von den Kolonisten weder gepflügt noch gedüngt. Und auf die Pflege der Kulturen wird teilweise sehr wenig Sorgfalt verwendet. Auch die Aufbereitung der Produkte, insbesondere des Kaffees, wird mit sehr geringem technischen Aufwand bewerkstelligt. Die wichtigste maschinelle Einrichtung des Kolonistenbetriebes ist die hauptsächlich zur Entschälung des Kaffees dienende „Mascholle", ein Wort der Kolonistensprache, das durch Korruption des brasilianischen Ausdrucks „Munjolo" entstanden ist. Man versteht darunter eine auch sonst in Mittelbrasilien gebräuchliche Vorrichtung, durch die die Wasserkraft zum Stampfen verwertet wird, und die wie folgt beschaffen ist: Man denke sich eine Wippe, deren einer Arm in einem hölzernen Stößel endigt und deren anderer Arm derart ausgehöhlt ist, daß er einen Wasserbehälter bildet. Läßt man das Wasser einströmen, so senkt sich dieser Arm, und der Stößel hebt sich. Bei dieser Bewegung verliert der Wasserbehälter das Wasser und damit das Übergewicht, der Stößel fällt nieder, und zwar in einen großen Holztrog, worin sich der zu stampfende Kaffee befindet. Das Auf und Nieder geht, je nach der Menge des Wassers und der Schwere des Hammers, langsamer oder schneller vor sich, gewöhnlich in Zeiträumen

[1]) Das heißt von drei Landlosen zu 25 ha, wie sie ursprünglich von der Regierung vergeben wurden.

von 10—20 Sekunden, also recht gemächlich. Durch das Stampfen lösen sich die Schalen von den Bohnen. Dabei werden manche Bohnen zerbrochen und andere nur ungenügend von der unter der Pergamenthaut sitzenden Silberhaut befreit, was den Marktwert des Produkts sehr beeinträchtigt. Die Einrichtung hat aber den Vorzug, keinerlei Aufsicht zu erfordern.

Auf den ersten Blick erscheint die Wirtschaftsführung der Kolonisten, welcher Einzelsiedlung, Kleinbetrieb, Monokultur, Raubbau und Eigenwirtschaft das Gepräge geben, sehr wenig rationell, ja im höchsten Grade rückständig und verbesserungsbedürftig. Bei näherem Zusehen erhalten wir aber ein viel günstigeres Bild.

Zunächst wäre festzustellen, daß der Kolonist es keineswegs an Tatkraft und körperlicher Tüchtigkeit fehlen läßt. Noch immer stellt die Wirtschaft große Anforderungen an seine Leistungsfähigkeit. Noch immer nimmt ihn die Urbarmachung des Waldes in Anspruch, dem er Jahr für Jahr neuen Boden abzuringen sucht, eine Arbeit, die äußerst anstrengend und dabei nicht ganz ungefährlich ist; denn das Fällen der Bäume erfordert nicht nur große Kraftanspannung, sondern auch viel Aufmerksamkeit, da die Richtung des Sturzes oft schwer zu berechnen ist. Zu den mühevollen Beschäftigungen gehören auch der Wege- und besonders der Hausbau. Und selbst die gewöhnliche Feldarbeit, das Pflanzen, Hacken, Jäten, ist bei dem warmen Klima recht angreifend, zumal das Gelände sehr bergig ist; haben doch die Bauernhöfe des Hochlands kaum eine ebene Stelle aufzuweisen.

Im Durchschnitt ist allerdings die tägliche Arbeitszeit nicht allzu lang. Der Kolonist erhebt sich von seinem Lager, wenn es dämmert, also im Sommer kaum vor sechs, im Winter kaum vor sieben Uhr. An die Landarbeit geht er zwischen sieben und acht. Bis halb zwölf ungefähr wird gearbeitet, von einer kurzen Frühstückspause abgesehen. Dann wird zu Mittag gegessen. Um zwei Uhr im Hochland, um drei im Tiefland beginnt die Arbeit wieder und dauert bis zum Dunkelwerden, im Winter also bis halb sechs, sechs, im Sommer länger. Zuweilen werden noch abends beim Lampenlicht Körbe und Siebe geflochten, Reparaturen ausgeführt, Maiskolben aufgestapelt usw. Im allgemeinen geht man aber sehr früh zu Bett, wohl durchschnittlich um acht oder neun Uhr. Der Kolonist hat also eine Schlafenszeit von gut neun Stunden, was bei der ermüdenden Hitze und Lichteinwirkung, wie ich glauben möchte, eine Grundbedingung seiner Leistungsfähigkeit ist.

Wenn wir von der gelegentlichen Arbeit am Abend absehen, so haben wir hier im Winter den Achtstundentag; im Sommer wird meist weniger gearbeitet, zu bestimmten Zeiten, wie während der Kaffeeernte, aber mehr, und zwar bis zu zehn und elf Stunden. Auch im Winter kommt es vor, daß die Mittagspause überschlagen wird und so zehn bis elf Stunden herauskommen. Im ganzen kann man sagen, daß die Kolonisten in Espirito Santo weit mehr leisten als die einheimische Bevölkerung, daß sie zwar weniger Zeit auf die Arbeit verwenden als die Tagelöhner und Kleinbauern in Deutsch-

land, dafür aber oft intensiver arbeiten. Und jedenfalls haben sie ihre Leistungsfähigkeit bewahrt, wenn nicht gesteigert.

Man wird sich fragen, wie es kommt, daß sie es trotzdem nicht weiter gebracht haben, daß sie ohne Ausnahme im Kleinbetrieb verharren, daß keiner von ihnen aus den kleinbäuerlichen Verhältnissen herausgelangt ist, obwohl sonst in Südamerika der Großbetrieb und selbst der Latifundienbesitz vorherrscht, obwohl z. B. gerade der Kaffeebau in São Paulo sich durchweg auf großen Plantagen vollzieht. Die Gründe liegen nur zum Teil im Kolonisten selbst, der sich seiner geringen Bildung und der mangelnden Kenntnis der Landessprache wegen schlecht zum Großbauern, geschweige denn zum großen Unternehmer eignet. Auch ein geographisches Moment kommt in Betracht: der bergige Charakter der deutschen Siedlungsgebiete, der es sehr erschwert, größere Flächen zu überschauen und entferntere Punkte zu erreichen, so daß es bei landwirtschaftlichem Großbetriebe sehr schwierig wäre, die Ernten vor Diebstahl, die Mais- und Manniokfelder vor Verwüstung durch Affen und Wildschweine zu schützen, den Viehraub und das Ausbrechen der Tiere zu verhindern, die Arbeiten der Leute zu kontrollieren. Der Hauptgrund ist aber wirtschaftlicher Art, nämlich der, daß es sowohl an den zu dingenden Arbeitskräften wie an genügender Absatzgelegenheit für die Produkte fehlt.

Handel und Verkehr sind wie im ganzen Lande so auch im deutschen Kolonisationsgebiet nur wenig entwickelt. Die kommerzielle Organisation wird durch die „Vende", das Transportwesen durch die Maultiertruppe repräsentiert.

Die Vende — vom Portugiesischen a venda — ist das Kaufhaus, wo der Kolonist sich mit den Bedarfsgegenständen versorgt, die er nicht selber erzeugt, und wo er seine Produkte, d. h. seinen Kaffee, absetzt. Diese Kaufhäuser, die immer mit einem landwirtschaftlichen Betriebe verbunden sind, liegen wie die Kolonistenhöfe vereinzelt, in der Regel natürlich an einem wichtigen Kreuzungspunkt oder doch an einem größeren Verkehrswege, häufig in der Nähe einer Kirche oder Kapelle. Sie sind zugleich Herberge und Wirtshaus und meist der gesellige Mittelpunkt der ganzen Nachbarschaft, die sich besonders an den Sonntagen nach dem Gottesdienst dort gerne versammelt. Der Handel zwischen dem Vendenbesitzer, dem „Vendisten", und dem Kolonisten pflegt halber Tausch zu sein: Der Vendist liefert nämlich die Ware zumeist nicht gegen Barzahlung, sondern rechnet sie gegen den Kaffee auf, den ihm der Kolonist nach der Ernte zuführt. Es kommt vor, besonders bei mißratener Ernte oder sinkenden Kaffeepreisen, daß der Gegenwert nicht ausreicht, was dann zur Verschuldung des Kolonisten führt. Nicht selten wird der Vendist einem Kunden auch unmittelbar Geld vorstrecken. Doch scheint dieses Borgwesen in Espirito Santo nicht wie in Südbrasilien zu drückender Abhängigkeit von den Vendisten geführt zu haben.

Die größeren Venden betreiben zugleich das Frachtführergeschäft; sie unterhalten Maultierzüge, die den Güterverkehr mit den Stapelplätzen ver-

mitteln, deren wichtigster der frühere Sitz der Koloniedirektion von Santa Leopoldina, das Städtchen Porto do Cachoeiro, ist, das man als das Einfallstor der deutschen Siedlungen bezeichnen kann. Es liegt höchst anmutig an den zu bewaldeten Höhen sanft ansteigenden Ufern des kleinen Flusses Santa Maria, auf dem sich in großen Schaluppen der Warenverkehr mit der Hauptstadt Victoria vollzieht. — Der Maultierzug besteht gewöhnlich aus drei von je einem Maultiertreiber geführten „Lotts" zu zehn Maultieren. Ein Tier hat außer dem Tragsattel, einem Sack Futter usw. durchweg 120 kg Last zu schleppen. Täglich ist die Karawane vier bis sechs Stunden im Tempo eines bequem schreitenden Fußgängers unterwegs, so daß am Tage 15 bis 20 km zurückgelegt werden. Man muß bedenken, daß das bergige Gelände und die mangelhaften Wege das Vorwärtskommen sehr erschweren. Zwar ist jeder Kolonist verpflichtet, die Wegstrecke, die durch sein Land führt, in Ordnung zu halten; doch ist er infolge der vielen Regenfälle nicht immer dazu imstande. Jeder Beschreibung spottet vollends die Verfassung der Wege, über die die Einheimischen zu wachen haben. Ein Hindernis rascher Fortbewegung sind auch die jedesmal zu öffnenden und zu schließenden Gatter, die ein Besitztum von den anderen abschließen. Es ist begreiflich, daß diese Art von Transport sehr kostspielig ist, und daß der Frachtsatz pro Tonne und Kilometer eine Mark und darüber beträgt, während er sich auf den mitteleuropäischen Eisenbahnen nur auf wenige Pfennige beläuft.

Damit wird auch verständlich, wie schwer es für den Kolonisten ist, mehr und mehr aus der Eigenwirtschaft hinauszukommen und, was damit wiederum zusammenhängt, über den Kleinbetrieb hinauszugelangen.

In ähnlicher Weise findet auch die Monokultur, von der ja übrigens nur mit Rücksicht auf die Marktproduktion die Rede sein kann, ihre Rechtfertigung. Es ist zwar oft darauf hingewiesen worden, daß die Kolonisten neben dem Kaffeebau auch andere Exportkulturen, wie den Anbau von Kakao und Faserpflanzen, wofür in Espirito Santo die natürlichen Verhältnisse vielerorts ausnehmend günstig sind, betreiben könnten. Demgegenüber ist aber in Betracht zu ziehen, daß der Absatz neuer Produkte im Anfang immer auf allerlei Schwierigkeiten stößt, und vor allem, daß der Kolonist wenig Grund hat, sich nach neuen Kulturen umzusehen. Was nämlich hauptsächlich gegen das System der Monokultur spricht, ist die Gefahr, die darin liegt, von dem Erfolge eines einzigen Produktionszweiges abhängig zu sein, und in der Tat richtet sich das Geldeinkommen des Kolonisten vollständig und ausschließlich nach der Größe seiner Kaffeernte und dem dafür erzielten Preise; das Geldeinkommen aber dient dem Kolonisten, der ja seine meisten Bedarfsgegenstände selber erzeugt, vorwiegend zur Befriedigung der weniger dringenden Bedürfnisse, so daß eine Schmälerung der Geldeinnahmen für ihn nur geringe Tragweite hat. Der Kolonist fühlt sich um so weniger veranlaßt, zu größerer Vielseitigkeit in der Produktion überzugehen, als der Kaffeebau ein relativ bequemer Produktionszweig ist. Zwar erfordert die Anlage der Kaffeeberge

Mühe und Sorgfalt, aber ihre spätere Pflege sowie das Ernten und die Aufbereitung verursacht verhältnismäßig wenig Arbeit.

Selbst der von den Kolonisten getriebene Raubbau, der, mit europäischem Maßstabe gemessen, eine durch nichts zu rechtfertigende Versündigung am ökonomischen Prinzip darstellt, erscheint uns in milderem Lichte, wenn wir die besonderen Verhältnisse in Espirito Santo berücksichtigen, wenn wir in Betracht ziehen, daß dort jungfräulicher Boden noch in fast unbeschränkter Menge vorhanden und fast umsonst zu haben ist, so daß die Urbarmachung neuen Waldlandes oft rentabler sein mag als die intensive Behandlung alten Ackerlandes. Unter solchen Umständen kann der Raubbau wirtschaftlich durchaus berechtigt sein nach dem ohne weiteres evidenten Grundsatz, daß Kapitals- und Arbeitsaufwand nicht am Platze sind, wo sich die Naturschätze umsonst darbieten.

Trotzdem ist der Raubbau, der den Kolonisten zwingt, nach fünfzehn bis vierzig Jahren Haus und Hof zu verlassen und sich an anderer Stelle niederzulassen, von schlimmen Folgen begleitet. Abgesehen davon, daß er den Kolonisten zum halben Nomaden macht und ihn so zu einer primitiven Lebensführung verurteilt, wirkt er zersetzend auf die Gemeindeorganisation. Besonders deutlich hat sich das in der Gemeinde Santa Leopoldina gezeigt, die vor dreißig Jahren ungefähr dreihundert Familien umfaßte, seitdem aber so viele Mitglieder durch Abwanderung verloren hat, daß sie trotz der starken natürlichen Bevölkerungszunahme gegenwärtig nur hundertfünfzig zählt. Welche Einbuße an kulturellen Werten bedeutet der Verfall, das allmähliche Absterben eines solchen sozialen Körpers, der in jahrzehntelanger Arbeit geschaffen wurde! Durch die Auflösung eines solchen festgefügten Verbandes werden ja nicht nur Gefühlswerte zerstört, auch Kulturgüter der greifbarsten Art, wie insbesondere das Schulwesen, haben darunter zu leiden. Das alles wiegt aber noch gering gegenüber der Tatsache, daß sich die neuen Siedlungen immer mehr vom Hochlande entfernen und sich weiter ins Tiefland vorschieben, wo zwar die Bodenverhältnisse teilweise ausgezeichnete sind, das Klima hingegen weniger günstig ist, und wo, wie wir noch sehen werden, dem Deutschtum große Gefahren drohen. Aus dieser Erkenntnis heraus haben die Pfarrer der oberkirchenrätlichen Gemeinden das „Wirtschaftliche Komitee" ins Leben gerufen und ihm die finanzielle Unterstützung von einer Reihe deutscher Firmen in Rio de Janeiro und Hamburg gesichert. Der Verein hat sich als Aufgabe gesetzt, die Kolonisten zu rationellerer Wirtschaftsführung anzuleiten. Wie das Ziel zu erreichen sei, ist freilich noch die Frage.

Eben wurde gesagt, daß wie die Wirtschaftsweise so auch die Lebenshaltung der Kolonisten einen etwas nomadenhaften Charakter trage. Darunter ist aber nur zu verstehen, daß die Kolonisten in vieler Beziehung recht einfach, nicht aber, daß sie ärmlich leben. Ihre Wohnungen sind vielmehr im Vergleich zu denen der einheimischen Landbevölkerung geradezu fürstlich zu nennen. — Wenn man sich einem deutschen Kolonistenhofe nähert, begrüßt

einen schon von ferne ein liebliches, malerisches Idyll. Ein blendend weißes Häuschen mit blauen Türen und Fensterverkleidungen und mit blitzenden Scheiben, meist von einer kleinen Veranda umgeben, hebt sich scharf und weithin sichtbar vom hellen Wiesengrunde oder vom dunkeln Urwald ab. Es beherrscht so vollständig das Bild, daß die schmucklosen, in Rohholz, gleichsam in Arbeitstracht dastehenden Nebenbauten, die Küche, der Mais- und der Kaffeeschuppen, der Hühnerstall und die Schweinebucht, dem immer wie im Festgewande sauber sich darbietenden Wohnhäuschen nur als Folie dienen. Seine einfachen Linien werden dem Auge teilweise verhüllt durch die üppige Vegetation des Vorgartens, wo sich das leuchtende Grün der Bananenstaude mit der Farbenpracht der fast stets blühenden Rosen und das düstere Grünbraun des Schattenbaumes mit der Blütenherrlichkeit der Obstbäume vermählt. Auf der Wiese grasen Kühe und Maultiere zu beiden Seiten eines lustigen Bächleins, das Trink- und Waschwasser sowie Antriebskraft für die Mascholle und die Mais- und Manniokmühle spendet.

Steigt man die Treppe hinan, die zu der drei bis vier Fuß breiten Veranda führt, und tritt man nun ins Innere der Wohnung, so fühlt man sich allerdings ein wenig enttäuscht. Zunächst gelangt man in einen größeren Raum, die gute Stube, die als Wohn- und Empfangszimmer dient. Sie pflegt zwar recht sauber zu sein, ihr Mobiliar aber, im Hause selber verfertigt, ist sehr dürftig: ein roher Tisch, ein paar Holzbänke, ein oder zwei Truhen, eine Wanduhr, eine Nähmaschine, das ist gewöhnlich die ganze Einrichtung neben einem sehr naiven Wandschmuck; selbst bei den Protestanten findet man Heiligenbilder und Himmelsbriefe neben Reklameschildern, eingerahmten Konfirmationsscheinen und Photographien. Zur Beleuchtung am Abend dient im allgemeinen eine Ölfunzel aus Blech, oft sogar lediglich eine Flasche, die mit einem Kork verschlossen ist, durch den ein Docht gezogen ist; eine Petroleumlampe trifft man nur bei wenigen Auserwählten an. Neben der guten Stube pflegen sich zwei Schlafkammern mit je zwei Betten zu befinden, die zuweilen eine schier endlose Kinderschar aufnehmen müssen. Merkwürdigerweise entsprechen die Betten sehr wenig dem milden Klima. Man ruht auf einem mit gezupftem Maisstroh gefüllten Unterbett, während ein dickes Federbett, wie in Pommern, als Decke dient. Die dunkeln, bunten Bezüge werden nur zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten gewaschen. In voller Tageskleidung legt man sich schlafen; höchstens, daß sich die Frauen eines der mehreren Röcke und die Männer der oberen Beinkleider entledigen. Freilich pflegt man die Kleidung schon vorher, gleich nach der Tagesarbeit, zu wechseln, und die Füße, die gewöhnlich, insbesondere während der Arbeit, unbeschuht sind, werden vor dem Zubettgehen lauwarm gewaschen. Außer den Betten ist das einzige Möbelstück der Schlafkammer ein Spiegel; ein Waschtisch ist überflüssig, da draußen der Bach seine Stelle vertritt.

Die Küche, in der meist ein offener, schornsteinloser Herd steht, liegt neben dem Hause. In der Regel ißt man auch dort: Vor der Arbeit,

zwischen sechs und sieben, gibt es Kaffee und Brot mit Butter oder Schmalz. Zwischen neun und zehn wird das sogenannte warme Frühstück eingenommen, das aus Kaffee und Brot, gekochtem oder gebratenem Fleisch[1]) und Eiern besteht. Zum Mittagessen, der Hauptmahlzeit, gibt es Fleisch, Knollenfrüchte, Gemüse, insbesondere Kohl, und außerdem Brot oder Bohnen und Manniokmehl. Abends hat man wieder Kaffee, Brot und Eier. Im übrigen werden die Reste des Mittagmahls verzehrt. Die Kost ist sehr kräftig, aber ziemlich eintönig. Nicht nur, daß die Zubereitung recht kunstlos und wenig würzig ist; vor allem läßt man es auch an der täglichen Abwechslung fehlen.

Im ganzen wird man finden, daß die Kolonisten sich in ihrer Lebensweise verhältnismäßig wenig von der neuen Umgebung haben beeinflussen lassen, daß sie möglichst den alten Gewohnheiten treu geblieben sind, wie sich das auch in den Hochzeits- und Taufsitten, in der Kleidung, überhaupt in allen Dingen des täglichen Lebens zeigt. In vieler Beziehung leben die jetzigen Kolonisten besser, in behäbigeren, behaglicheren Verhältnissen als ihre Vorfahren in Europa. Ganz davon abgesehen, daß sie keinem Brotherrn Gehorsam schulden, daß sie selber Herren auf ihrer Scholle sind, sind sie auch materiell recht gut gestellt. Regelrechte Armut gibt es unter ihnen nicht, auf die Mildtätigkeit der andern ist niemals ein Erwachsener angewiesen. Die Sorge um das tägliche Brot kennt wohl heute keiner mehr von ihnen. Ja, fast überall begegnet man einer gewissen bäuerlichen Wohlhabenheit. Die meisten verfügen, was an Einzelheiten noch erwähnt sein mag, über ein Reittier nicht nur für sich, sondern auch für die Angehörigen. Und viele erlauben sich, wenigstens in der Kleidung und im Essen, einen regelrechten, wenn auch oft nach unseren Begriffen ziemlich geschmacklosen Luxus. Denn die tausend Mark, die wir als durchschnittliches Geldeinkommen einer Familie feststellen konnten, sind bei der vorherrschenden Eigenwirtschaft für derartiges zum großen Teil verfügbar. Jedenfalls leben die Kolonisten in dem Glauben, daß sie in ihrer neuen Heimat eine Existenz gefunden haben, die ihnen in Deutschland niemals geboten worden wäre; sie denken sogar mit einem gewissen Grauen an die Zeit zurück, wo ihre Eltern und Großeltern in der Fron der pommerschen Grundherren standen, die ihren Leuten Prügel statt Brot und denaturierten Sprit statt Kaffee verabreicht hätten.

Doch haben sie sich in ihrer Sinnesweise dem Deutschtum keineswegs entfremdet. Mehr noch als in ihren äußeren Gewohnheiten sind sie in ihrem Denken und Fühlen deutsch geblieben, wie sich das schon darin zeigt, daß sie die Muttersprache durchaus bewahrt haben. Die Pommern haben ihr altes Platt beibehalten, und auch die Rheinländer, Sachsen, Schweizer usw. haben ihren Dialekt meist behauptet; daneben wissen sich fast alle aber auch im Hochdeutschen gut zu verständigen. Die Landessprache, das Portugiesische,

[1]) Frisches Fleisch steht ziemlich selten zur Verfügung; als Ersatz dient hauptsächlich das Dörrfleisch (Carne secca), das gewöhnlich aus den Südstaaten importiert wird.

haben die meisten trotz ihres langen Aufenthaltes in der neuen Heimat nicht erlernt. Allerdings haben sie eine Reihe meist technischer Ausdrücke daraus übernommen und sich mundgerecht gemacht. Wir haben einige davon, wie Mascholle, Vende, Vendist, ja kennen gelernt[1]). Oft mögen die Kolonisten übrigens schon vergessen haben, daß es sich dabei um Fremdwörter handelt.

Das stärkste, man kann sogar sagen, fast das einzige Band, das die Deutschen in Espirito Santo an die alte Heimat knüpft, ist die evangelische Kirche. Die katholische Kirche fördert das nationale Interesse nicht; sie wirkt eher auf eine Verschmelzung der Nationalitäten und Rassen hin. Bezeichnend ist, daß, während sich die protestantischen Pfarrer ausschließlich der deutschen Sprache bedienen, die katholischen Patres, die auf die einheimische Bevölkerung Rücksicht nehmen müssen, ihre Predigten erst portugiesisch und dann deutsch halten. Unter den katholischen Kolonisten sind denn auch bereits viele der Landessprache mächtig. Die Beziehungen zwischen den Katholiken und Protestanten, die in der ersten Zeit der Kolonisation viel zu wünschen übrig ließen, sind gegenwärtig durchaus korrekte. Leider hat sich dagegen zwischen den oberkirchenrätlichen, unierten Gemeinden und denen des Gotteskastens streng lutherischer Observanz ein starker Gegensatz herausgebildet, wobei sich die Wahrheit des alten Erfahrungssatzes bestätigt hat, daß jeder Kampf die Kräfte zunächst zwar anregt, daß er aber schließlich aufreibt und zersetzt und im höchsten Grade unfruchtbar ist. Der Zwiespalt zwischen den protestantischen Gemeinden ist um so bedauerlicher, als die Kirche in jenen Gegenden, wo die Staatsgewalt fast gar nicht in die Erscheinung tritt, wo der wirtschaftliche Verkehr sehr gering ist, wo Dinge wie Tageszeitungen, Militärdienst, Jahrmarkt kaum dem Namen nach bekannt sind, geradezu den einzigen Träger der geistigen Kultur darstellt. In der Tat ist der Pfarrer dort nicht nur der Seelsorger und Prediger, sondern zugleich der Lehrer, der Arzt, der Wirtschaftsberater, sozusagen selbst der Landrat der Gemeinde.

Insbesondere liegt das Schulwesen in den Händen der Kirche. Allerdings ist der Unterricht noch auf das Elementarste beschränkt. Die Schulzeit ist sehr knapp bemessen. Nur zwei Jahre lang, drei Tage in der Woche, oder drei Jahre hindurch, zweimal wöchentlich, wird die Schule besucht; der Schultag hat vier bis fünf Stunden. Ein Teil der Kinder wird vom Pfarrer selber unterrichtet; die meisten aber können des langen Weges halber nicht zur Pfarrschule kommen und sind daher auf den Unterricht in einer „Kolonieschule" angewiesen, wo Lehrer amtieren, die gewöhnlich selber mit den Elementen des Wissens auf gespanntem Fuße stehen. Daß auf den Kolonieschulen nicht viel erreicht wird, liegt auf der Hand. Aber auch die Pfarrschulen kommen über die ersten Anfangsgründe nicht hinaus. Ihre Leistungen reichen an die unserer Volksschulen natürlich lange nicht

[1]) Es dürften an die hundert Wörter sein, die aus der Landessprache in das Kolonistendeutsch übergegangen sind. Im allgemeinen haben die Kolonisten nur Bezeichnungen für solche Gegenstände entlehnt, die sie früher nicht kannten.

heran. Am Schluß der Schulzeit, vor der Konfirmation also, können fast alle Kinder immerhin leidlich lesen, die meisten auch ziemlich richtig abschreiben, und viele sind sogar imstande, einfache Dinge schriftlich zum Ausdruck zu bringen. Addieren und subtrahieren können sie innerhalb des Zahlenkreises Eins bis Tausend, wenn ihnen auch die dreistelligen Zahlen recht viel Schwierigkeiten bereiten. Mit Brüchen verstehen sie so gut wie gar nicht umzugehen. Im Multiplizieren und Dividieren sind sie sehr unsicher. Ihre historischen und geographischen Kenntnisse sind fast gleich Null; die Kinder wußten z. B. kaum zu sagen, wo Deutschland liegt und wie man nach Deutschland kommt. Die einen antworteten: auf dem Esel, die andern: mit der Eisenbahn, und nur einige sagten: zu Schiff. Nur im Religionsfache sind die Schüler recht gut beschlagen. —

Wir wissen diese an sich schwachen Leistungen erst richtig zu würdigen, wenn wir bedenken, daß anfänglich keinerlei Schulen in den deutschen Siedlungsgebieten bestanden, so daß die erste Nachkommenschaft der Einwanderer ganz ohne Schulbildung groß geworden ist, und daher heute viele der Ansiedler Analphabeten sind. Einen Anhalt dafür, wie groß deren Zahl (unter den Protestanten) ist, haben wir in der Zahl der Abonnenten auf kirchliche Sonntagsblätter, die den Schluß zuläßt, daß jedenfalls weit mehr als die Hälfte der Erwachsenen sich überhaupt keiner Lektüre widmet. Wenn auch viele darunter sein mögen, die den gedruckten Text der halb auswendig gelernten Bibelsprüche und Gesangbuchverse ungefähr erraten können, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß das Analphabetentum sehr verbreitet ist. Jedoch sind glücklicher- und rühmlicherweise die, die selber die Grundlagen geistiger Bildung haben entbehren müssen, durchaus bestrebt, sie ihren Kindern zu verschaffen; sie haben aus eigenem Antriebe, und ohne die beträchtlichen Kosten zu scheuen, die Schulen ins Leben gerufen und bemühen sich um ihren weiteren Ausbau. So ist das deutsche Schulwesen in Espirito Santo bei all seiner Rückständigkeit ein Zeichen dafür, daß unter den Urwaldsbauern das geistige Interesse ebensowenig nachgelassen hat wie die wirtschaftliche Tatkraft.

Überhaupt hat die neue Umgebung ihren Charakter nur wenig und jedenfalls nicht ungünstig beeinflußt. In einer Beziehung hat er sich allerdings wesentlich verändert; denn Selbständigkeit, Unabhängigkeitssinn, Selbstgefühl haben, wohl hauptsächlich infolge der günstigeren wirtschaftlichen Verhältnisse, eine bedeutende Steigerung erfahren. Das Rassenbewußtsein ist jedenfalls sehr lebendig. Die Kolonisten verachten den Lusobrasilianer, insbesondere den Farbigen, den „Schwarzen" oder „Blauen", wie sie ihn nennen, aus dem tiefsten Grunde ihrer Seele. So gut wie nie wird es zu einer Heirat zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen kommen. Ja, selbst die Gastfreundschaft wird dem Einheimischen, wenn irgend möglich, verweigert, wobei allerdings das Gefühl des Mißtrauens mit entscheidet. Aber auch den eigenen Volksgenossen gegenüber treten sie sehr selbstbewußt auf. Gegen Beleidigungen sind sie überaus empfindlich. Soziale Unterschiede lassen sie nicht gelten. Ein

jeder wird mit Du angeredet. Gern wird der Grundsatz ausgesprochen: Gleiche Brüder, gleiche Kappen. Selbst die Autorität des Pfarrers, die im allgemeinen sehr groß ist, kommt zuweilen in Gefahr. Bei Streitigkeiten in der Gemeinde wird womöglich der Standpunkt vertreten, die Gemeinde bezahle den Pfarrer und können daher von ihm als ihrem „Knecht" jede Leistung verlangen. Auch das Verhältnis der Eltern zu den Kindern ist wenig autoritativ. Geschlagen werden die Kinder selten. Sobald sie erwachsen sind, machen sie sich selbständig, was die wirtschaftlichen Verhältnisse immer gestatten. Über den Ungehorsam der Kinder wird in Espirito Santo manch Lied gesungen.

Das Temperament dagegen ist unter der tropischen Sonne dasselbe geblieben. Daß die Einwirkung des intensiveren Lichtes die Kolonisten lebhafter oder die Milde und Gleichmäßigkeit des Klimas sie apathischer gemacht hätte, läßt sich nicht behaupten. Oder sollten beide Faktoren sich gegenseitig aufheben? Die Festlichkeiten spielen sich, so lange der Branntwein die Geister nicht weckt und berauscht, in gemessener Ruhe ab. Es wird viel und ausdauernd getanzt, aber die Paare drehen sich bei den einförmigen, an Negermusik erinnernden Weisen einer Ziehharmonika scheinbar in vollkommener Gleichgültigkeit. Das Klima hat, wenn es vielleicht auch die Sinnlichkeit stärker anfacht, die Leidenschaften nicht geschürt.

Die alte Ruhe und Bedächtigkeit ist dem Deutschen also geblieben. Und damit auch die alte Gewissenhaftigkeit, die Pflichttreue, Redlichkeit und Ehrlichkeit. Die Korruption und moralische Verderbnis rings um ihn her hat ihn nicht infiziert, hat ihn bei der sprachlich bedingten geistigen Sperre wohl auch gar nicht vergiften können. Daß Verbrechen wider das Eigentum unter den Kolonisten kaum vorkommen, ist bei dem Vorwiegen der Eigenwirtschaft und bei der Straffheit der Gemeindeorganisation ohnehin nicht verwunderlich. Auch für die Prostitution ist bei der herrschenden Wirtschaftsverfassung kein Platz. Delikte wider die Person, insbesondere Beleidigungen und Prügeleien sind schon häufiger, und zwar meist eine Folge des Alkoholgenusses. Totschlag, Mord und ähnliche Gewalttätigkeiten sind bei der Winzigkeit der in Frage stehenden Bevölkerungsgruppe eine große Seltenheit.

In intellektueller Beziehung hat sich ebenfalls kaum etwas geändert. Der anfängliche Mangel an Schulen hat mit Ausnahme eines wahrscheinlich vorübergehenden Analphabetentums keine sichtbaren Spuren hinterlassen. Denn der stark grassierende Aberglauben ist von den Großeltern überkommen. Von ihnen hat man gelernt, krankes Vieh zu besprechen und das heilige Abendmahl als Heilmittel für den kranken menschlichen Organismus anzusehen. Die Gespenster und die Vorboten des Todes gehören derselben Gattung an, die hier auf dem Lande ihren Spuk treiben. Von dem noch hirnverbrannteren Aberglauben der Neger ist, wie es scheint, nichts übernommen worden. Andererseits hat auch die Phantasie durch die Eigenart des Urwaldlebens keine Anregung erfahren. Der Kolonist ist heute noch von sehr trockener und nüchterner Denkweise. Das verrät unter anderem die Art seines Humors, für

den folgende Probe bezeichnend ist: Nach dem Essen soll man das Rauchen nicht vergessen. „Und das" steht in der Bibel. — Nach einer Seite hin freilich treibt die Einbildungskraft eigenartige Blüten: ich denke an den berüchtigten Kolonieklatsch, dessen Gegenstand natürlich häufig der Pfarrer mit seiner Familie ist. Was an phantastischem Gerede möglich ist, zeigt das Gerücht, das sich während seiner Reise in Espirito Santo über den Schreiber dieser Zeilen verbreitete: er sei der deutsche Kronprinz, der verkleidet umherreise; demnächst würde der Kaiser selber kommen, ihn abzuholen. Ob hierbei der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen ist? Ich glaube es kaum; denn die Enge des geistigen Horizonts verhindert die Entstehung und Ausbildung patriotischer Vorstellungen. Andererseits ist es gerade diese Enge — ich wage es auszusprechen —, die das festeste Bollwerk des Deutschtums in Espirito Santo bildet. Man darf sich kein Hehl daraus machen, daß das, was die deutschen Kolonisten treu bei ihrer Sprache verharren läßt, jedenfalls zum großen Teil die Indifferenz der brasilianischen Regierung auf dem Gebiete des Schulwesens ist; allerdings kommt ein Willensmoment hinzu: das zähe Festhalten am Althergebrachten, der konservative Sinn des germanischen Bauern.

Hat sich also auf psychologischem Gebiet kaum ein Wandel vollzogen, so ist doch eine interessante physiologische Veränderung vor sich gegangen. Denn bei den Männern ist zweifellos in Körperhaltung, Wuchs und Gesichtsausdruck eine Annäherung an brasilianische Art zu beobachten. Moritz Lamberg, der Verfasser eines Reisewerkes über Brasilien[1]), gibt durchaus nicht den Typus des Kolonisten in Espirito Santo wieder, wenn er von den mammutähnlichen Knochen der jungen Ansiedler spricht. Die dortigen deutschen Urwaldsbauern sind im allgemeinen vielmehr hager und schlank von Wuchs, vielleicht auch kleiner als ihre Väter; doch sind es sehnige und kräftige Gestalten. Ich glaube, man wird darin eine Anpassung an das Land, an die Arbeit im Urwald, an die besondere Ernährung sehen dürfen. In Espirito Santo selbst freilich suchen manche dies Aus-der-Art-Schlagen mit dem Branntweingenuß und dem starken Rauchen der jungen Burschen zu erklären. Hierfür spräche, daß die Kolonistenmädchen andererseits nichts von der lässigen Grazie und der Zierlichkeit der Brasilianerin angenommen haben, was ich jedoch darauf zurückführen möchte, daß sie sich nicht wie diese dem Nichtstun ergeben haben, sondern Seite an Seite mit den Männern auch schwere Landarbeit verrichten. Sie sind jedenfalls mindestens so stämmig und kräftig geblieben, wie ihre Mütter und Großmütter es waren. Ob das Klima die geschlechtliche Entwicklung beschleunigt hat, war schwer festzustellen. Es scheint wirklich der Fall zu sein. Nach meinen Erkundigungen ist in der ältesten Kolonie, in Campinho, wohin hauptsächlich Rheinländer gekommen sind, das Alter der weiblichen Pubertät zumeist das 12.—13. Lebensjahr, in den jüngeren, vorwiegend pommerschen Gemeinden das 13.—14., häufig das 15., sehr selten das

[1]) Moritz Lamberg: Brasilien, Land und Leute, Leipzig 1899.

12. Lebensjahr. Die Frauen heiraten durchschnittlich im Alter von 20—21, die Männer im Alter von 24—26 Jahren. Die untersten wie die obersten Altersstufen weisen kaum eine Besonderheit auf. Es bedarf aber der Erwähnung, daß es einerseits viele Greise über 70 und 80 Jahre gibt, die sich größter Rüstigkeit erfreuen, und daß andererseits auch die Kinder frisch im Wesen sind und gut gedeihen. Ihre Gesichtsfarbe ist vielleicht etwas dunkler und weniger rosig als die unserer Bauernjungen und -mädchen, aber keineswegs ungesund.

Viel mehr als derartige Beobachtungen, die schließlich immer subjektiv gefärbt sind, besagen die Zahlen der Bevölkerungsstatistik, wie sie sich aus den Kirchenbüchern ergeben. Ich habe berechnen können, daß in Espirito Santo unter 1000 (evangelischen) Deutschen jährlich 48 Menschen geboren werden und nur 8 sterben. Auf jede dritte und vierte Familie kommt jährlich also eine Geburt und nur auf jede zweiundzwanzigste ein Todesfall. Das Verhältnis der Geburten zu den Todesfällen ist somit 6 : 1, und die jährliche Zuwachsrate beträgt 4 %. Das sind geradezu unerhörte Zahlen! Und ich glaube kaum, daß an anderen Stellen der Erde etwas Ähnliches zu beobachten ist. Geburtenziffern von 50 pro Mille und darüber sind zwar keine Seltenheit. Sie finden sich z. B. auf Java, in Teilen Rußlands und Indiens, sie sind aber gewöhnlich mit einer außerordentlich hohen Sterbeziffer gepaart. Die Sterblichkeit pflegt sonst nur in Ländern hochentwickelter privater und öffentlicher Hygiene, wie in den westeuropäischen Staaten, gering zu sein. Nach den neuesten Ausweisen ist sie gegenwärtig am niedrigsten in den Niederlanden. Aber auch dort betrug sie im Jahre 1912 noch 12,3 pro Mille, bei uns in Deutschland sogar 15,6 pro Mille. Überdies pflegt in diesen Staaten die Geburtenziffer zwischen 25 und 30 pro Mille zu liegen. Sie belief sich 1912 in Deutschland auf 28,3 pro Mille, so daß sich ein Bevölkerungsüberschuß von 1,3 % ergab. Eine jährliche Zuwachsrate von 2 % gilt schon als etwas Außerordentliches. Man ist daher fast geneigt, eine Zuwachsrate von 4 %, wie sie unter den Deutschen in Espirito Santo besteht, ins Märchenland zu verweisen. Die Richtigkeit der Zahl ist aber nicht zu bezweifeln.

Für die Akklimatisationsfrage von großer Bedeutung ist, daß dieser so überaus günstige Stand der populationistischen Verhältnisse sich erst allmählich entwickelt hat. In der ersten Zeit wurden durch Typhus, Malaria, gelbes Fieber, Anchylostomiasis, Dysenterie, Kindbettfieber so viele Sterbefälle herbeigeführt, daß die Volkszunahme verhältnismäßig langsam vor sich ging. So kamen in Campinho bis zum Jahre 1860 auf 73 Geburten 34 Todesfälle. Schon im Jahrzehnt 1871—1880 allerdings kamen auf 292 Geburten nur 72 Todesfälle. In dem Maße, wie sich die wirtschaftlichen Verhältnisse gebessert haben, wie die Entbehrungen geringer und die Arbeit leichter geworden, in dem Maße, wie mit dem Zurücktreten der Wälder das Klima an Feuchtigkeit verloren hat, während die Mücken und sonstiges Ungeziefer mehr und mehr verschwunden sind, hat sich der Gesundheitszustand gebessert. Auch die zunehmende Anpassung an das Klima wird dabei eine wesentliche Rolle gespielt haben.

Und doch kann man die hygienischen Verhältnisse, die heute in den deutschen Siedlungsgebieten von Espirito Santo herrschen, durchaus nicht als ideal bezeichnen. Weder Ärzte noch Hebammen sind dort tätig. Zwar leben in Porto do Cachoeiro und Victoria eine Reihe von brasilianischen Medizinern, aber aufs Land hinaus gehen sie nicht oder nur für Honorare, die, da jeder Besuch eine oder mehrere Tagesreisen erfordert, in den einfachsten Fällen 300—500 Milreis, mehr oder weniger 500 Mark, betragen müssen, für die Kolonisten also unerschwinglich sind. Die Rolle des Arztes muß daher der Pfarrer, der Vendist oder auch ein kundiger Kolonist übernehmen. Die Pflege, die den Kranken zuteil wird, leidet aber nicht nur unter diesem Umstande. Die Bettwäsche wird während der ganzen Dauer der Krankheit nicht häufiger gewechselt als sonst, also oft monatelang nicht. Die Fenster des Krankenzimmers, das den übrigen Familienmitgliedern, wie sonst auch, als Schlafraum dient, bleiben trotz des milden Klimas sorgfältig geschlossen. Die Krankenkost besteht im wesentlichen aus denselben schweren Speisen, die der Gesunde genießt. Dabei herrscht der unvernünftige Brauch, daß die Nachbarn den Schwer-, ja den Todkranken mit Besuchen überhäufen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Auch sonst bleibt viel zu wünschen übrig. Aborte gibt es nicht. Der Auswurf wird oft ins fließende Wasser geworfen. Die Verbreitung von Seuchen wird ferner dadurch begünstigt, daß Schweineställe und Ententeiche an die Bäche und Flüsse gebaut werden. Nehmen wir nun noch hinzu, daß der Alkoholkonsum sehr groß ist, daß wohl in jeder Gemeinde ein paar notorische Säufer leben, so erscheint uns der günstige Gesundheitszustand geradezu als ein Wunder.

Wir können die Dinge freilich auch anders betrachten. Wir können uns sagen, daß die Einzelsiedlung, der unbeschränkte Wohnraum die Gefahren der Unsauberkeit sehr verringert, daß die Schädlichkeit des Alkoholgenusses durch die starke körperliche Arbeit ausgeglichen wird. Schwieriger ist es zu verstehen, daß die ungenügende Krankenpflege, die Abwesenheit von Ärzten und Hebammen sich nicht geltend macht. Freilich könnte man argumentieren, diese Verhältnisse seien dazu angetan, eine gesunde Auslese zu bewirken, man könnte z. B. darauf hinweisen, daß unsere Rassenbiologen die Befürchtung aussprechen, infolge unserer hochentwickelten Gebärtechnik werde die Gebärtüchtigkeit der Rasse allmählich herabgesetzt. Demgegenüber aber wäre einzuwenden, daß die Deutschen erst seit zwei bis drei Generationen in Espirito Santo leben, so daß die Ergebnisse einer schärferen Auslese kaum sichtbar geworden sein können. Allenfalls ließe sich behaupten, daß die Deutschen, die dorthin ausgewandert sind, besonders gesundes Menschenmaterial gewesen seien. Gewiß ist, daß die Einfachheit der Lebensweise, die Abgeschiedenheit vom großen Weltgetriebe, die Einförmigkeit des Daseins, die ausreichende Ernährung, der reichliche Schlaf, die genügende, dabei nur selten übermäßige Arbeit Dinge sind, die das Kolonistenleben in mancher Beziehung dem Ideal einer Naturheilanstalt naherücken und gegen die vielen Sünden auf hygienischem Gebiet aufgerechnet werden müssen.

Die hauptsächlichste Erklärung finden wir aber wohl in den klimatischen Verhältnissen; es scheint in der Tat, daß wenige Gebiete der Erde der menschlichen Gesundheit so zuträglich sind wie die Bergwälder im Hochland von Espirito Santo. Selbst ein schädlicher Einfluß auf das Nervensystem, der dem tropischen Höhenklima oft selbst von denen zugeschrieben wird, die in der Akklimatisationsfrage sonst optimistisch urteilen, ist nicht wahrzunehmen. Allerdings ist dabei in Betracht zu ziehen, daß der deutsche Kolonist ja ein geistig sehr wenig reges Leben führt, und daß die Sensationen, denen er ausgesetzt ist, sich so ziemlich auf gelegentlichen nachbarlichen und verwandtschaftlichen Zank beschränken. Auch sonst ist die Lebensführung des Kolonisten, insbesondere der lange Schlaf, den er sich gönnt, gerade dem Nervensystem sehr zuträglich. Andererseits ist, wie ich glaube, eben die Tatsache, daß so viel Zeit auf den Schlaf verwendet wird, ein Anzeichen dafür, daß das dortige Klima an die Nerven höhere Anforderungen stellt als das unsrige. Bei den Vertretern der geistigen Arbeit, den Pfarrern, scheinen sich auch in einzelnen Fällen neurasthenische Beschwerden eingestellt zu haben. Wie weit und ob überhaupt klimatische Einflüsse dabei mitgespielt haben, ist natürlich nur schwer zu sagen.

Wir sprachen oben bereits von der Gefahr, daß die deutschen Siedelungen infolge des üblichen Raubbaues sich vom Hochlande mehr und mehr entfernen und ins Tiefland, d. h. in die Gebiete gedrängt werden, die ein ausgesprochen tropisches Niederungsklima haben. Die bisher vorliegenden Erfahrungen lassen dieses Hinabgleiten nämlich durchaus nicht wünschenswert erscheinen. Zwar ist auch im Tiefland die Zunahme der Kolonistenbevölkerung sehr stark. In der Gemeinde Santa Joanna kommen jährlich auf 1000 Personen 60—70 Geburten und nur 11—14 Sterbefälle, in der Filialgemeinde Santa Cruz 50 bis 60 Geburten und 8—10 Sterbefälle, Zahlen, die, auch wenn man sie daraufhin ansieht, daß in jenen Gegenden nur oder doch fast nur junge Kolonistenfamilien leben, noch überaus günstig zu nennen sind. Andererseits ist aber nicht zu übersehen, daß Malaria, Dysenterie und Typhus dort manches Opfer fordern, was freilich zum großen Teil eine Folge der schlechten Wasserverhältnisse ist, dem Klima also nur bis zu einem gewissen Grade zur Last fällt. Ganz unzweifelhaft ist jedoch, daß das Niederungsklima entnervend wirkt. Wir vermissen in jenen Gebieten die frischen Farben der Kinder sowohl wie der Erwachsenen. Die Menstruation ist bei den Mädchen oft anormal, häufig stellt sie sich erst sehr spät ein. Die Leute werden besonders empfindlich gegen Hitze und Kälte. Und was am meisten zu denken gibt, die Kolonisten zeigen in der Lebensführung eine gewisse Erschlaffung, sie neigen dazu, zu „verbrasilianern". Ihre wirtschaftliche Leistungsfähigkeit beginnt zu erlahmen. Doch muß in Betracht gezogen werden, daß die schlechte Ernährung daran mit schuld sein kann. Insbesondere fehlt es im Tiefland an Gemüse. Auch sonstige Entbehrungen, namentlich schlechte Wohnungen, mögen mitwirken, haben wir es dort vorläufig doch nur mit jungen Ansiedlungen zu tun. Wir

erinnern uns, daß auch im Hochlande in der Anfangszeit recht traurige Verhältnisse herrschten. Vor allem ist zu bedenken, daß im Tieflande mit der fortschreitenden Niederlegung der Wälder sich das Klima wahrscheinlich bessern wird.

Eine Wahrnehmung, die man im Tiefland gemacht zu haben glaubt, verdient besondere Beachtung: daß nämlich die im Hochlande von Espirito Santo geborenen Nachkommen der ersten Kolonisten sich leichter akklimatisieren als die Auswanderer aus Europa, die unmittelbar im Tieflande angesiedelt worden sind. Wie ich nachträglich finde, ist diese Beobachtung keineswegs neu. So führte Nocht auf dem Deutschen Kolonialkongreß vom Jahre 1910 aus[1]), daß der Erfolg der Kolonisation des tropischen Queensland auch darauf zurückzuführen sei, daß sie „sich wohl zum größten Teil nicht direkt durch Einwanderung aus Europa, sondern aus dem subtropischen Südaustralien vollzogen hat, daß es sich also hier um eine allmähliche Akklimatisation erst an die Subtropen und dann an die Tropen handelt, wobei zum Teil erst die Nachkommen der an die Subtropen Angepaßten in Betracht kommen. Auf die Vorteile dieser allmählichen Anpassung an die Tropen, die wir ja jetzt auch bei den Buren beobachten, hat schon in den achtziger Jahren Hans Buchner hingewiesen".

Ich wage es nicht, über das zukünftige Schicksal der deutschen Tieflandsgemeinden irgendwelche Prophezeiung auszusprechen. Von der Kolonisation im Hochland aber können wir ohne Bedenken sagen, daß sie in jeder Beziehung geglückt ist. Der deutsche Urwaldbauer von Espirito Santo steht heute vor uns als ein Bild markiger Kraft inmitten eines schwächlichen und entarteten Geschlechts. Im Laufe von drei Generationen hat ihn weder das Klima verweichlicht und entnervt noch die Mühsal des Urwaldlebens verkümmern lassen. Eher gestählt ist er aus dem Kampf ums Dasein hervorgegangen. Noch bewahrt er neben den kleinen Schwächen und neben manchen großen Fehlern auch alle herrlichen Tugenden des Germanen: die Stetigkeit und Zähigkeit, die Treue und Keuschheit, die Frömmigkeit und Redlichkeit, den Unabhängigkeitssinn und den Stolz. So steht er da als weit vorgeschobener Wachtposten, zwar nicht der politischen Herrschaft Deutschlands, aber deutschen Wesens und deutscher Kultur! — ohne freilich von der Größe und Macht des Reiches und von der Herrlichkeit und dem Glanze deutscher Geistesschöpfungen etwas zu ahnen.

[1]) Verhandlungen, S. 285.

(Weitere Artikel folgen.)

Die Jagd auf Ubbeloh.

Novelle
von
Georg Hirschfeld.

I.

Hinter der Düne breitete sich das Wiesenland, das nichts vom Meere wußte. Nur die Menschen wateten durch den tiefen Sand, der einen Schritt vorwärts immer auch einen zurück werden ließ. Die Menschen und Flitz, der struppige Hund des Kuhhirten. Auf der Dünenhöhe blieb Flitz nicht stehen, sondern fegte, den Sand aufwirbelnd, zur Brandung hinunter. Mit seiner immer etwas lachenden, spitzen Schnauze und den schmalen Pfoten spielte er mit der Brandung, bis der Pfiff seines Herrn ihn zurückrief. Die Menschen verhielten sich anders als der Hund. Die blieben immer eine Weile auf der Düne stehen, wenn ihr Beruf sie auch noch so dringend zum Wasser lockte. Einen Blick erst warfen sie auf die große Ferne — der gehörten sie und nicht einem hündischen Brandungsspiel.

Die Fischer von Ubbeloh waren auch Kleinbauern mit Vieh und bescheidenem Landbesitz. So lag die Düne zwischen den beiden Gebieten ihrer Tätigkeit. Hüben weideten geruhsam ihre scheckigen Kühe — drüben warteten schwere Boote auf den abendlichen Fischzug. Aber diese Freigewollten der Mecklenburger Erde trugen in einem Winkel ihres Herzens ein Knechtsgefühl, das sie nicht frei werden ließ. Auch draußen auf der hohen See nicht — dort waren sie wohl die Kinder Gottvaters, auf dem Lande aber waren sie Untertanen. Nicht am offenen Strande — verborgen in grüner Waldestiefe saß ihr Herr. Seit Jahrhunderten herrschten die Grafen über die Fischer von Ubbeloh. Aus dem moorigen Dünengrunde führte eine ungepflegte Landstraße durch den Wald am Schloß vorüber. Erst hinter dem Walde lag das Dorf. Der Wanderer, der durch die hohen Geisterfronten der Tannen und Buchen die Straße schritt, sah schon von weitem das gelblich schimmernde Schloß. Doch die Entfernung täuschte. Das Schloß lag höher als die Straße, und diese machte noch einige Windungen, bis sie zu ihm kam. Erst am Buddensee vorüber, wo es nicht geheuer war. Dann die Kielmannsche Försterei zur Linken. Endlich hinter dem Rotbach das Schloß. Seine Lage inmitten des Waldfriedens gab ihm einen geheimnisvollen Reiz. Man konnte

sich Graf Christian Ubbeloh nicht anders vorstellen, als einsam von Jahrhundertbäumen überdacht. Wer ihm dicht an der Mauer vorbeischritt, konnte in die weiß verhängten Fenster nicht hineinsehen. Es wäre kecker Neugier auch schlecht bekommen. Graf Christian haßte nichts so wie Zudringlichkeit, und er schätzte den von seinen Bauern am meisten, den er am wenigsten sah.

Man ehrte des Grafen gestrenge Ritterlichkeit. Sein Sonderlingswesen nahm man hin, weil der Ubbeloher zufrieden war, wenn sein Herr überhaupt bei ihm wohnte. Erst nach dem Tode der Gräfin, und als Graf Christian selbst ein grauhaariger, müder Lebenspilger geworden, war das zustande gekommen. Bis dahin war der Graf kein Waldeinsiedler, sondern ein Seefahrer gewesen, und man hatte ihn nur bei kurzen Besuchen erblickt, deren Flüchtigkeit auch außerhalb des Schlosses lieblos wirkte. Nun aber, seitdem die Gräfin in harter Wintererde bestattet worden und ihre Zwillingskinder wie abgepflückte Zweige unter dem Baum geblieben, hatte der Witwer sich auf den Vater besonnen. Er war für immer in sein Schloß eingekehrt. Hier wußte man ihn bei Büchern und sonderbaren Instrumenten, die vermutlich der Meereskunde dienten. Man begriff allmählich, was er wünschte: Graf Christian wollte allein sein. Kein Gutsnachbar kam nach Ubbeloh. Der Graf ließ keinen Winkel seines weiten Besitzes ohne seinen Willen. Er selbst befand sich fast den ganzen Tag im Studierzimmer, das er in den äußersten Giebel des Schlosses hatte einbauen lassen. Von hier aus hatte er den Fernblick, den er in brennender Liebe hegte. Er sah über die wogenden Buchenwipfel weit bis auf den starren, blauen Strich der See. Ein Traum war ihm die einstige Heimat nun und ein halbes Vergessen. Er suchte sie nicht mehr auf, er sah sie nimmermehr in brandender Bewegung. Kaum noch die Segel, die wie stumme Geister am Horizont vorüberzogen, konnte er erkennen. So ruhte sein Wahn.

Aber auch das Nächste, das ihm Besitz hieß, vernachlässigte Graf Christian. Der Herr des schönsten Forstes durchstreifte ihn nicht, und niemals ließ er zur Jagd blasen. Dies war das einzige, was die Ubbeloher ihm nicht vergeben konnten. Auch heiße Jägerköpfe waren die Fischer, und sie behaupteten, der Forst berste zur Herbstzeit von Wild. Graf Christian duldete nicht einmal eine Verpachtung seines brachen Reichtums. Damit kein himmlischer Wille den irdischen durchkreuzte und das Wild stärker würde als der Mensch, ließ er im Herbst alles Überzählige abschießen. Kein Horn durfte dann geblasen werden, keine Lustbarkeit die gewaltige Beute feiern. Sogar die Hunde verhielten sich still, und über den Tagen der Ubbeloher Abschußzeit lag dumpfes Schicksal. Toll jedoch, wie Mohn und Kornblumen in verwilderten Äckern, gedieh durch diesen Druck das verbotene Weidwerk. Fast jeder Bauer kam einmal in Versuchung, sich bei Mondschein zwischen die Silberstämme der Buchen zu schleichen und sein Diebesglück zu versuchen. Bald knallte es hier, bald rauschte es dort. Der Schulmeister, der gern durch die Nacht

wandelte, weil er ein Poet war, hatte sich schon dreimal in Hasenschlingen verfangen. Das letztemal war er jämmerlich gefesselt bis zum Morgen liegen geblieben, und der Förster hatte den vom Tau Durchnäßten aufgefunden. Dieser Förster aber, Henning Kielmann mit Namen, trug den eigentlichen Fluch des Waldes. Er vergeudete seine Kraft auf der ewigen Suche nach Wilddieben. Der Dienst des Grafen Christian rieb ihn trotz seinem Müßiggang auf. Die besten Freunde am Stammtisch hatte Henning Kielmann schon in Verdacht. Er glaubte jedes ehrliche Auge, das ihn aus roter Bauernmiene ansah, mordgierig, aus geschwärzten Zügen auf sich gerichtet. Der Förster wurde zum Menschenfeinde. Er galt für halb irre, und man bedauerte ihn mehr, als daß man ihn haßte.

Der tiefsten Klage jedoch unter den mißbrauchten Gütern des Grafen schienen seine Kinder wert. Unbewußt zerteilten sie die Gewitter, die sich durch des Vaters Wesen über Ubbeloh zusammenzogen. Wer sie nur ansah, wurde aus dem Waldesdunkel gleichsam an den hellen Strand geführt. Ortlieb und Vilma waren Geschwister, doch sie trugen ein noch tieferes Zeichen einsamer Gemeinsamkeit: sie waren Zwillinge.

Der Vater hatte nach dem Tode der Mutter für sie getan, was ein gräflicher Witwer auf Ubbeloh zu tun pflegte. Er überließ ihre Erziehung einer gebildeten, armen Verwandten, dem Fräulein Anastasia von Klinkerbusch. Die kannte nur das leblose Arbeitspensum eines Pensionats. Fühllos war sie als Pflegerin durch die Leidenstage der Gräfin gegangen, fühllos blieb sie als Stellvertreterin der toten Mutter. Nichts, was sie lehrte, wußte sie lebendig zu machen. Das einzig Reale an diesem Gespenst der Theorie war, daß es immer nach Flundern roch. Anastasia von Klinkerbusch trug beständig Brotschnitten mit Flunderbelag bei sich. Ortlieb wurde nach dem zwölften Geburtstage von ihr erlöst; da ging er zu einem ‚Hofmeister' über, zu Herrn Anton Brüdigam aus Rostock. Der war auch Dorfschullehrer in Ubbeloh. Außerdem war er ein gutmütiger, träger, von langer Weile gebeugter Mensch. Er wußte nicht mehr zu sagen, als ein Ubbeloher zu denken hatte, und faßte sein Amt bei dem jungen Grafen als Abladestelle für seine zwecklose Bildung auf. Überdies war Anton Brüdigam dem Alkohol ergeben, der seine plötzliche Entlassung aus dem Rostocker Lehramt verschuldet hatte.

Ob Graf Christian die Mängel der beiden Persönlichkeiten, denen er seine Kinder anvertraut, durchschaute, war nicht ersichtlich. Es genügte ihm offenbar, daß Ortlieb und Vilma keinem ‚unmoralischen Einfluß' ausgesetzt waren. Ob sie über Fräulein Anastasias Frömmelei und Herrn Brüdigams Bezechtheit lachten, war ihm gleichgültig. Ein echter Ubbeloh war auf sich selbst gestellt. In das Geheimnis, warum er seinen Kindern ein so unseelischer Vater bleiben wollte, ließ Graf Christian sich nicht hineinblicken.

So lebten Ortlieb und Vilma in einsamer Gemeinsamkeit ihre erste Jugend hin. Aber ihr Instinkt erzog sie zu einer Liebe für den Vater, die sein mißbrauchtester Reichtum war. Fast auf jeder Wanderung sprachen sie über ihn.

Sie ergründeten, einer dem andern helfend, das Rätsel seines Lebens. Es kam dazu, daß sie ihn besser kannten, als die Mutter ihn gekannt hatte. — „Mutter ist doch schon weit fort," sagte Vilma eines Abends, als sie auf einem gefällten Baum am Rotbach saßen und die Füße über dem kühlen Gerinnsel des Wassers hielten. „Weißt du eigentlich noch, wie sie aussah?" — Ortlieb schüttelte den blonden Kopf. „Ich glaube nicht. Wenn ich die Augen fest zukneife, sehe ich nur noch ihre schweren, schimmernden Zöpfe und das schwarze, seidene Kleid. Es rauschte immer, wenn sie an mein Bett trat. Ich glaube, sie war sehr schön, aber ich weiß nur, wie ihr Mund war." — „Ich erinnere mich gut an ihre Augen," sagte Vilma, indem sie den kleinen Kopf senkte. „Einmal besonders, als ich sie weinen sah und sie sich zornig ihre Tränen abwischte. Das war, als Vater eben wieder nach Ubbeloh gekommen war."

Ortlieb nickte. „Ihr Mund war breit und weich. Sie sprach wunderbar wohlklingend, obwohl sie ein bißchen lispelte. Weißt du das noch?" — „Immer hat sie geweint, wenn Vater kam." — „Es war wohl ihre glücklichste Zeit, wenn er nicht da war." — „Ortlieb, glaubst du das wirklich?" — „Sicher, Vilma." — „Aber wie ist denn das möglich? Sie waren doch Mann und Frau?" — „Ich glaube, Mutter hatte kein Vertrauen zu dem, was Vater mitbrachte, und Vater fühlte das." — Diese Aufklärung ihres Bruders nahm Vilma mit schweigender Nachdenklichkeit hin.

Die Sonne stand tief. Das warme Rot, das über den Buchenwipfeln lag, verstärkte sich. Jetzt hörten die Geschwister ein schweres Schreiten und ein dumpfes Brüllen durch den Wald nahen. Es wäre ihnen unheimlich gewesen, wenn sie es nicht so gut gekannt hätten. Klagend und drohend, ein geheimnisvolles Leben plötzlich in die tiefe Stille zaubernd, kam die Herde von der Weide zurück. Ortlieb und Vilma sahen einen der wenigen Dorfbewohner wieder, die ihnen persönlich bekannt waren. In das Dorf zu gehen, hatte der Vater von jeher verboten. Willem Aulerich, der Hirt, begrüßte die Grafenkinder. In seinen meerblauen Augen lag immer ein Bedauern für sie, und er schien sie bei jeder Begegnung zu bitten, daß sie guter Dinge bleiben sollten. Dann trottete der weise Lebensüberwinder davon. Ortlieb und Vilma standen wie Fremdlinge und betrachteten die Herde, die ihrem Vater gehörte, bis sie vorüber war.

Als die letzte Kuh ihren scheckigen Leib um die Straßenbiegung getragen hatte, sagte Ortlieb: „Böse war der Stier heute." Er sagte es jedesmal. Vilma nickte und schwieg. Sie schien heute keine Beobachtung gemacht zu haben. Der Bruder sah sie mit erschrockenem Staunen an. Es war überhaupt ein wunderlicher Abend. Augustschwüle Ende September noch, als ob der Herbst nur scheinbar sein gelbes Kleid über die Bäume geworfen hätte. Darunter klagte das lebendige Grün. Es war ein ganz mißratener und verregneter Sommer gewesen. Jetzt erst lebte der Wald. Jetzt erst sah man die Sonne — aber gar zu kurz und leidenschaftlich schnell herabbrennend.

Ortlieb und Vilma gingen langsam weiter. — „Es ist entsetzlich heiß," sagte Ortlieb, indem er seinen breiten Hemdkragen aufriß. „Ich möchte am liebsten noch baden." — Vilma ging hinter ihm, senkte den flechtenschweren Kopf und schwieg. — Ungeduldig wandte sich der Bruder nach ihr um: „Hast du mich nicht gehört? Ich möchte baden!" — Die schwarzblauen Augen seiner Schwester richteten sich auf ihn. „Im Buddensee? Das geht doch nicht." — „Warum nicht?" — „Da soll doch Mutter . . ." — „Ach, du glaubst wohl, daß sie mich holen würde?" — „Sprich nicht so, Ortlieb." — „Ich möchte es gern mal versuchen." — Er schwenkte die Gerte mit dem grünen Laubfähnchen, die er sich am Hange geschnitten. Plötzlich sprang er vom Wege ab über die bemoosten Felsblöcke, als ob er Bocksbeine bekommen hätte.

Vilma schloß ihre Augen. Dann flüsterte sie: „Nun muß man wieder nach Hause." — Der Bruder lachte, doch sein Lachen klang gequält. „Jawohl! Was soll man auch sonst anfangen? Möchtest du vielleicht nach Kopenhagen oder nach Paris?" — Vilma schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht. Aber das ewige Fortgehen und Wiederkommen, jeden Tag, Jahr für Jahr, das erscheint mir so zwecklos. Weißt du eigentlich, was aus uns beiden einmal werden soll?" — Jetzt gesellte sich Ortlieb wieder zu ihr. Mit fieberigen Wangen sah er sie dankbar an. „Das ist gut, daß du so fragst! Endlich einmal, Vilma! Du denkst also auch über dergleichen nach, wenn du auch nur ein Mädel bist? Ja, wir haben niemand, den wir fragen können! Brüdigam faselt, und die Klinkerbusch betet! Vater läßt sich überhaupt nicht fragen! Wir müssen uns alles selbst beantworten! Weißt du, daß wir heute in acht Tagen 17 Jahre werden? 17 Jahre, Vilma!" Er rief es, einen sonderbaren Triumph in der Stimme. Sie sah ihn nicht an, und zarte Röte stieg in ihre Wangen. Seine Frage hatte irgendwie an ihr Mädchentum gerührt. — Ortlieb schwenkte in jubelnder Bangnis seine Gerte: „Ach! das ist gut! Dagegen kann er nichts tun! Das ist stärker, als er! Ja, Vilma! Die Zeit! Die Zeit!" — Sie wandte ihm ihr bebendes Gesicht zu: „Was meinst du denn damit?" — „Nun, wir wachsen ihm einfach aus dem Schloß heraus! Er kann uns nicht länger einsperren! Man holt uns! Alle beide! Da kann er sich sträuben, soviel er will!"

Vilma nahm die Hand ihres Bruders. „Ortlieb, was ist dir? Sperrt Vater uns ein? Das tut er doch nicht! Wir können täglich in den Wald gehen — so oft und so lange wir wollen!" — „In den Wald! Ich danke! Die Gnade!" Ortlieb lachte laut — es klang wie eine Drohung durch die Abendstille. „Ist denn der Wald das Leben?" — „Glaubst du das nicht?" — „Das darf man nicht glauben, Vilma!" — „Aber alles lebt, doch hier auch! Alles ist doch ebenso wie draußen, Ortlieb!" — „Aber es tobt nur so herum und hat keinen Sinn!" — „Keinen Sinn?" — „Ja, ich weiß schon, wie ich das meine!"

In diesem Augenblick knackte es zwischen den Stämmen. Durch den Silbernebel, der über der Landstraße lag, schritt geisterhaft ein mächtiger

Hirsch. Die Geschwister faßten sich bei der Hand und blieben stehen. Da warf das edle Tier sein Geweih zurück und brüllte aus bärtiger Kehle. Es war eine geheimnisvolle Antwort auf die bange Menschenfrage. Vilma bat im Innersten, daß Ortlieb sie jetzt nicht ansehen möge. Er aber mied auch ihren Blick. Sobald der Hirsch im Walde verschwunden war, gingen sie weiter. „Jetzt sind sie gefährlich," flüsterte Orlieb. „Auf den Förster ist neulich einer wie mit Spießen losgegangen." — Am Buddensee gingen sie schnell vorüber; er lag schon in violettem Dunst. — „Der See soll sehr tief sein," flüsterte Ortlieb. — Vilma nickte: „Es gibt eine Sage, daß unten die Tür zur Hölle liegt."

Der See lag hinter ihnen. Schon glühten die Fenster des Schlosses im letzten Spiegellicht der Sonne. Etwas Trauliches brachten sie in die raunende Einsamkeit. Oben im Giebel arbeitete der Vater. Halt und Hoffnung blieb doch er. Brauchte er das ‚Leben'? Er verwarf es und gewann es sich wieder. Jetzt wurde Vilmas Gefühl ganz sicher: Auch im Walde war das Leben, und außer dem Auszug und der Heimkehr dort gab es nichts. Vilma war reifer durch ihr werdendes Weibestum — sie kannte einen Verzicht ohne Trauer. Ortlieb kämpfte mit dem Manne. Er war ein Teil von ihr und doch das fremdeste Ganze. Was mochte er träumen und planen? Dinge, die er seiner Schwester noch weniger sagen konnte, als Herrn Brüdigam? Sie sah ihn mit dem ersten Lächeln der Überlegenheit an. Ortlieb schien es zu merken, denn er zuckte zusammen und sagte: „Neugierig bin ich, ob Vater an unseren Geburtstag denken wird! Er weiß es natürlich! Aber was er uns diesmal schenkt! Es ist zwar albern, aber ich bin furchtbar neugierig darauf! Ich habe keine Ahnung, weshalb!" — Vilma betrachtete ihre schmalen, gebräunten Hände. „Er schenkt uns doch immer dasselbe," sagte sie leise. „Dir eine Mütze und ein Gewehr — mir ein Kreuzchen und ein frommes Buch." — „Ja!" fuhr der Bruder auf. „Das ist es eben! Er soll sich endlich Mühe geben! Wir werden in acht Tagen siebzehn! Wir sind erwachsene Menschen, Vilma! Jetzt müßte er erfahren —" — „Erfahren? Was?" — „Wie du nur fragst! Weißt du das wirklich nicht? Er müßte erfahren, wie es bei uns innen aussieht!" — Das klang wie ein Schrei, aber seltsam ruhig kam die Antwort der Schwester: „Ich glaube, das weiß er längst. . ." — „So?! Dann mag er sich in acht nehmen!"

Ein Stöhnen — Vilma krümmte sich und wich zurück. — „Was hast du?" fragte Ortlieb erschrocken. — Sie hielt ihre Hände vors Gesicht: „Nichts! Nichts! Es hat so geblitzt! . . . Hast du das nicht gesehen? . . . Hör nur!" — Jetzt kam auch ein starker Donner. — „Also wirklich noch ein Gewitter!" flüsterte Ortlieb. „Wir kommen gerade nach Haus!"

Mit bleischweren Gliedern traten sie unter das schmucklose Tor. Dann stiegen sie aus der Diele die breite, braune Treppe hinauf. Anastasia von Klinkerbusch stand wartend oben. Sie bewegte ihren hexenhaften Mund, und man wußte nicht, ob sie kaute oder betete. „Wo bleiben Sie nur? Es

ist wieder so spät!" sagte sie dann — es war ihre tägliche Begrüßung. Ortlieb und Vilma achteten nicht darauf. Anton Brüdigam war schon ins Dorf hinuntergetrabt. Jetzt kam Gisbert, der siebzigjährige Kammerdiener des Grafen, der noch vertrockneter als das Fräulein von Klinkerbusch war. Er leuchtete der jungen Herrschaft in das Speisezimmer. Er tat es so feierlich, als ob es sich um einen Einzug fürstlicher Gäste handelte. Als Ortlieb und Vilma, Anastasia von Klinkerbusch zwischen sich, an der langen, öden Tafel saßen, kam der Graf. Bei seinem Eintritt rollte draußen ein gewaltiger Donner — das Gewitter war in vollem Aufruhr. Anastasia sah ihre kunstvoll zerlegte Flunder an und betete leise. Der Graf blieb stehen und warf einen erstaunten Blick auf die Fenster, die bald schwarz waren, bald bläulich aufleuchteten. „Jetzt noch?" murmelte er. „Ende September? Aber es war nicht mehr auszuhalten."

Seine Worte klangen wärmer, als sonst. Sie verloren die Kargheit des Nötigsten. Der Vater machte überhaupt einen seltsam veränderten Eindruck. Es war, als ob statt seiner ein jüngerer, längst verstorbener Bruder zu Tisch gekommen wäre. Ortlieb und Vilma hatten keinen Hunger. Ob das Gewitter oder die Überraschung durch den Vater ihn nahm — sie saßen still und betrachteten den Grafen verstohlen. Sein sonst so glattes, graues Haar sträubte sich; ein rötliches Licht lag auf seinem schmalen Antlitz. Er hatte weniger Runzeln, als früher, seine knochigen Hände arbeiteten hastig mit Messer und Gabel, als müßte er möglichst schnell einen gewaltigen Hunger stillen. Dabei aß er wenig. Um so mehr verzehrte Fräulein Anastasia, nachdem sie sich mit dem Unwetter abgefunden hatte. So saß man schweigsam, von Gisbert stumm bedient. Dies dauerte, bis draußen ein furchtbarer Krach geschah. Das Schloß erzitterte in seinen Mauern. Flammende Helligkeit verband für einen Augenblick Wald und Zimmer. Die Kinder hatten sich heftig erschrocken — dennoch blickten sie glücklich in die empörte Welt. Anastasia war schwach in den Sessel zurückgesunken. Der Vater aber tat jetzt das Sonderbarste — er lachte. Er lachte tief und leise vor sich hin. Dann rief er, sich aufreckend: „Es war ja nur ein Baum! Erholen Sie sich, liebe Anastasia! Jetzt ist das Schlimmste vorüber!"

Die Klinkerbusch raffte sich auf. „Darf ich den Herrn Grafen um gnädige Erlaubnis bitten, mich zurückziehen zu dürfen? Mir ist nicht wohl!" — „Aber gewiß!" rief der Graf erfreut. „Legen Sie sich nur schlafen! Aber das Essen hat Ihnen hoffentlich geschmeckt?" Er lachte wieder, und ein leises, übermütiges Lächeln wagte sich auch auf die Züge der Geschwister. Anastasia war von dem Verhalten ihrer Herrschaft tief betroffen. Hatte der reichsgräflich Ubbelohische Verstand durch das Gewitter gelitten? Ihr war jedenfalls die neue Stimmung nicht so lieb, wie die alte. Gekränkt entfernte sie sich. Das Unwetter ließ wirklich nach. „Jetzt macht die Fenster auf, Kinder!" rief der Graf. Wie warm klang seine Stimme! Die erste vertraute Stunde kündigte sich an! Ortlieb rannte hinüber und riß die Fenster auf.

Noch rauschte der Regen; Wetterleuchten fegte über den schwarzen Himmel. Aber wundersamer Duft drang schon in den schwülen Raum. „Atmet, Kinder! Atmet! Das ist Gotteslohn!" Auch diese Worte sagte der Vater. Gotteslohn? Was meinte er damit?

Vilma weinte plötzlich. Ursachlos war die Fassung von ihr gewichen. Da legte sich die schwere Hand des Vaters auf ihren schmalen Arm: „Warum weinst du, Mädchen? Weinen ist Weibersache. Du hast doch hoffentlich noch nie geweint, Ortlieb?" — Sein Sohn stand neben ihm und schüttelte bleich entschlossen den Kopf. — „Das würde ich dir auch verbieten. Ein Mann darf das Weinen nicht lernen. Auf dem Meer, Kinder, und in den fernen Ländern, von denen ich euch erzählt habe — — habe ich euch nie davon erzählt?" — „Nie, Vater!" riefen Ortlieb und Vilma wie aus einem Munde. — „Das ist sonderbar — aber ihr seid eben noch Kinder." — „Nein, Vater!" stammelte Ortlieb. — Der Graf lächelte. „Habt ihr nicht bald Geburtstag? — „In acht Tagen, Vater!" — „Heute in acht Tagen? Wirklich. Wie alt werdet ihr denn?" — „Siebzehn!"

Jetzt geschah wieder etwas Seltsames. Der Vater antwortete nicht, sondern stützte den Kopf in beide Hände. Dann hörten die Geschwister ihn mit ferner Stimme sagen: „Siebzehn . . . Da war ich mit meinem Vater in Florenz . . . Es war eine Nacht, die alles auftat. Jede Seele ging unter dem Himmel frei. Man brauchte nichts zu suchen und fand doch den größten Schatz. Das sind Stunden, wo der Mensch zu seinem Recht kommt." — „Zu seinem Recht," wiederholte Ortlieb mit geschlossenen Augen. — Der Vater nahm die Hände vom Gesicht: „Beklage dich nicht, mein Sohn. Noch hast du keinen Grund dazu. Erst wenn du ‚siebzehn' wirst! . . . Ihr seid zu allein, Kinder. Ich weiß es wohl."

Nach diesen Worten stand Graf Christian auf und ging an den Zitternden vorüber zum Fenster. „Ihr müßt Freunde haben, ihr müßt Menschen sehen und euch vergleichen lernen," fuhr er, ins Dunkel sprechend, fort. „Jetzt erst hat es Zweck für euch. Den alten Kram könnt ihr in die Schublade werfen — Anton Brüdigam und Anastasia Klinkerbusch mein ich. Habt ihr Lust dazu?" — Vom Zauber des Augenblicks ergriffen, stürzten die Geschwister zu ihm hin und hängten sich an seine Arme. — „Es scheint so," fuhr der Graf mit schwankender Stimme fort. „Dann wünscht euch also etwas zum Geburtstag." — Ortlieb und Vilma starrten einander an — die ganze Welt tanzte vor ihnen, sie konnten nicht antworten. — „Nun, Ortlieb?" — „Unser Wunsch, Vater, ist schon erfüllt," preßte da der Jüngling mühsam hervor. „Er ist schon erfüllt, weil du uns danach fragst!" — Der Graf sah ihn erstaunt an und nickte. „Gut geantwortet. Dann will ich euch zur Belohnung heute schon mitteilen, welche Überraschung ich für euch plane. Mit der Einsamkeit hier ist es vorbei. Ich finde nichts Gutes mehr in der Einsamkeit, und ihr sollt nicht das Böse darin suchen. An eurem Geburtstage findet unsere erste Jagd statt. Ich lade die Gutsherren des ganzen Kreises dazu

ein. Es wird ein großes Fest zu euren Ehren, Kinder, und für die Ubbeloher endlich wieder eine Jagd. Freut ihr euch darauf?" — Sie antworteten nicht, sondern küßten ihm immer wieder die Hände.

II.

Wessen Seele anderen Sinnes geworden, dessen Heim wird anderen Sinnes. Hierin birgt sich ein tiefes Spiel, das die Vorsehung mit dem Menschen treibt. Ortlieb und Vilma hatten den wahren Heiltrank der Natur genossen. Ein Ziel blühte in ihren Seelen, und sie hatten, ins Freie fliegend, den grünen Mantel der Hoffnung umgetan. Voll seliger Unrast trieb es sie in den Tagen, die nun kamen, durch Schloß und Wald. Nur an das Meer wagten sie sich auch jetzt nicht. Vor dieser ungeheuren Bejahung alles Wollenden fürchteten sie sich wie vor der letzten Macht ihres eigenen Wesens. Sie dankten dem Vater — noch blieben sie ihm treu. Noch lebten sie in Ehrfurcht vor seinem weisen Beschluß.

Vom Lande sollte es ja kommen, das Heil, vom Lande. Gemächliche Postkutschen rollten es herbei — kein Schiff brachte Jagdgäste über die schwankende Flut. So sog sich der sehnsüchtige Blick der Geschwister an der Waldferne fest. Von Erwartung befangen, spürten sie nur mit halbem Dank, daß das Gute, das kommen sollte, ein Gutes schon vorausgeschickt hatte: Anton Brüdigam nahm Abschied, gerührt und sichtlich erleichtert; denn nun brauchte er auch nicht mehr Dorfschulmeister zu sein. Er konnte nach Rostock zurückkehren, wo sein Oheim eine lockende Weinhandlung betrieb. Ortlieb fand plötzlich eine andere Haltung dem abgedankten Tyrannen gegenüber. Er erzählte ihm, was er selbst noch nicht wußte, nämlich, daß er zur Jahreswende Ubbeloh verlassen und in Berlin studieren werde. Vilma kam zugleich auf eine jähe, aber gesunde Weise von der Klinkerbusch los. Die Anwesenheit der appetitreichen Anastasia wurde ihr, als die Zukunft zu singen und klingen anhob, unerträglich. Sie widersetzte sich plötzlich den Schrullen des Fräuleins und verlor ein heftiges Wort. Das genügte, um Anastasia mit trippelnden Füßen zum Grafen laufen zu lassen. Der gewährte ihr die Entlassung sofort, befahl aber Vilma, das Fräulein um Verzeihung zu bitten. Als Vilma wußte, daß der Abschied gesichert war, versöhnte sie sich gern mit Anastasia und schenkte der Scheidenden ihre kostbare Bernsteinkette.

Das Schloß war nun leer, zur Fülle bereit. Der alte Gisbert stolperte, von Ortlieb angetrieben, durch alle Zimmer und säuberte, was zu säubern war. Ortlieb schmückte, was Schmuck vertragen konnte. Mit dem prächtigen Herbstlaub des Waldes ging er verschwenderisch um. Doch der Vater durchkreuzte seinen festlichen Eifer. Er hatte seit dem Versöhnungsabend die gute Laune wieder verloren und ging mit einer Miene umher, als ob er seinen Entschluß bereute. „Was soll das?" herrschte er Ortlieb plötzlich an. „Das

ganze Schloß riecht wie ein Friedhof! Welk, feucht und dumpf! Das machen die Zweige, die du hineingeschleppt hast! Trage sie wieder in den Wald!" — „Es sieht doch so prachtvoll aus, Vater!" wagte Ortlieb zu entgegnen. — „Verstehst du mich nicht? Muß ich zweimal sprechen? Hier soll gute Luft sein! Sonst graut es meinen Jagdgästen! Das Laub für den Wald — im Schloß muß es nach Wachskerzen und gutem Essen riechen! Am liebsten sagte ich noch die ganze Jagd ab!"

Der Graf entfernte sich. Ortlieb zitterte. Gisbert aber, der in diesen Tagen plötzlich eine Zunge zum Sprechen bekommen hatte, beruhigte ihn. Als Vilma dazukam, vertraute er den Geschwistern, welchen Trost er für sie habe. Die Jagd finde ganz bestimmt statt. Der Herr Graf sei nur so übel gelaunt, weil ihm sämtliche Eingeladenen zugesagt hätten. Gisbert kicherte. Er wisse es genau, denn er habe im Studierzimmer die Briefe gesehen. Wenn die Geschwister ihn nicht verrieten, könne er ihnen die meisten Gäste bei Namen und Stand nennen. Mit verstecktem Jubel umarmten Ortlieb und Vilma den alten Gisbert. Bald wußten sie die Namen auswendig. Nur einer war ihnen fesselnd vertraut: Doktor Albertus Poschinger, der merkwürdige Arzt aus Rostock. Von dem hatte ihnen Anton Brüdigam schon immer erzählt. Auf eine Weise, die den Geschwistern dunkel, aber bedeutend erschienen, hatte er unter dem Einfluß des Arztes gestanden. Im übrigen blieb aus seiner ehrfürchtigen Schilderung der Widerspruch, daß Doktor Albertus Poschinger ein schlichter Mecklenburger Landarzt und zugleich ein Weltreisender war. Auch die Gabe des unschönen Mannes, wundersame italienische Lieder singen zu können, war ihnen erinnerlich. Über die anderen Gäste machten Ortlieb und Vilma sich keine besonderen Gedanken. Die Gutsnachbarn des Kreises erschienen ihnen aus zu ähnlichem Holz geschnitzt, und daß ein Verwandter aus Rußland kommen sollte, interessierte sie nicht mehr, als daß er ein prachtvolles Gestüt besäße.

Der Geburtstag kam. Aus grauem Dunst löste sich hellste Oktobersonnenfrühe. Als Ortlieb und Vilma in den Speisesaal traten, dachten sie nur an den Balkon, zu dem er sich öffnete. Die Geschenke, die der Vater ihnen auf den Tisch gelegt hatte, sahen sie nicht. Von dem Balkon aus konnten sie den Einzug der Gäste beobachten. Lange sah Graf Christian die jungen, goldig beschienenen Köpfe draußen Ausschau halten; er selbst blieb am Tisch stehen. Als Ortlieb und Vilma, ohne Ergebnis, betrübt in den Saal zurückkehrten, sagte der Vater: „Also die Jagd scheint mir das einzige Geschenk, das euch erfreut? Oder sind es vielleicht die Gäste?" — Die Geschwister schwiegen verwirrt. Dann bemerkten sie die Geschenke, und in dankbarer Beschämung umarmten sie ihren Vater. Plötzlich erklang das erste Hornsignal aus dem Walde. Ein Jägerbursche war auf der Straße postiert und kündigte die eintreffenden Wagen an. Während Ortlieb und Vilma das Herz stockte, verlor auch Graf Christian jegliches Interesse für den Geburtstag, und er ging hinunter, um am Tor seine Gäste zu erwarten. Die Geschwister wagten

nicht, ihm zu folgen — er hatte es nicht befohlen. Sie liefen wieder auf den Balkon und bargen hinter bunten Astern ihre heißen Köpfe. Da knarrte der erste Wagen, von Hunden umkläfft, heran. Sein Inhalt, der sich behäbig entlud, wurde von den Beobachtern mit kühlem Respekt begrüßt. Würdige Grauköpfe, benachbarte Gutsbesitzer und angesehene Rostocker Bürger. Die biederen Herren mit den roten, verlegen lachenden Mienen wurden durch den Vater willkommen geheißen. Wie dieser sich jetzt verhielt, erregte die Aufmerksamkeit der Geschwister stärker. Sie sahen ihn zum erstenmal mit Männern seines Alters. Er hatte sie alle jahrelang nicht gesprochen. Nun kam er über die Befangenheit des Augenblicks nur durch schmerzende Nervenanspannung fort — man sah es deutlich an seinen Bewegungen. Bald ertönte wieder das Horn; der zweite Wagen erschien. Sein Inhalt glich dem des ersten; doch geschah ein kleines Unglück, indem ein Gast über der Lebhaftigkeit seiner Begrüßung den Wagentritt verfehlte und hinfiel. Während man sich um ihn bemühte und auf allen Seiten Staub von ihm klopfte, landete schon der dritte Wagen. Das Signal wurde diesmal überhört.

Auch Ortlieb und Vilma sahen erst, wer ihm entstiegen, als schon die neuen Gäste sich unter die alten mischten. Eine eigentümliche Belebung der Gesellschaft erkannten sie. Alles wurde fröhlicher und lauter. Sogar der Vater lachte, als er einem jungen Herrn die Hand schüttelte. Einem jungen Herrn — das war das Überraschende. Ortlieb und Vilma aber trauten ihren Augen nicht, als der Vater sich nun zu einem anderen Gaste wandte, der neben jenem stand. Dieser Gast war eine junge Dame. Die Geschwister sahen sich an. Ein weibliches Wesen auf der Ubbeloher Jagd? Was sollte das bedeuten? Was würden die Grauköpfe zu solcher Laune ihres Wirtes sagen? Offenbar nichts Feindliches, denn als der Vater sie der Dame vorstellte und diese scherzhaft grüßend die Hand an ihren zierlichen Jägerhut hielt, ging eine heitere Bewegung durch alle. Man schien mit der Überraschung einverstanden zu sein. Besonders der Herr, der hingefallen war, schwenkte lebhaft seinen Hut. Wer war die junge Dame? Ortlieb und Vilma standen vor einem Rätsel. Dann entschieden sie sich dafür, daß sie die Gattin des jungen Mannes sein müsse, mit dem sie gekommen war.

Unter Hundegebell und Hornfanfaren traten die Gäste ins Schloß. Den grauroten Kopf gesenkt, stand Henning Kielmann, der Förster, neben dem Portal. Er grüßte alle die fremden Herren in Ehrfurcht — er schien ihnen einen besonderen Dank abzustatten. Endlich wieder eine Jagd! —

Als es unten still geworden, fuhren Ortlieb und Vilma von der Balkonbrüstung zurück. „Was tun wir?“ fragte der Bruder. — „Wir bleiben im Saal!“ flüsterte die Schwester. — „Wird Vater nicht erwarten, daß wir auf der Treppe stehen?“ — „Er hat uns nichts davon gesagt!“ — „Komm! Wir gehen auf die Treppe!“ — „Bleib doch!“

Während sie noch angstvoll stritten, näherten sich schon schwere Schritte. Die Tür öffnete sich, und in feierlicher Ordnung, Alter und Würde ent-

sprechend, erschienen die Gäste. Graf Christian ging mit dem Herrn, der hingefallen war, und unterhielt sich lebhaft mit ihm. Nun kamen die fremden Männergestalten alle auf Ortlieb und Vilma zu. Diese plötzliche Berührung der Wirklichkeit bedeutete soviel mehr, als der Blick vom Balkon, daß ein heftiges Angstgefühl die Geschwister lähmte und ihnen mit der Fassung auch die Freude nahm. Von Scham gebückt, blieben sie stehen, und ihre Wangen glühten. Ihre Traumseelen litten Qualen, von denen all die wachen Männer nichts wußten. Die waren so laut, so schnell und so selbstsicher. Der Vater schien zu verstehen, wie die Geschöpfe des Tages auf seine Kinder wirkten. Er schob sich zwischen sie und einen gutmütigen Polterer, indem er die Gäste mit lauter Stimme aufforderte, sich in das hohe Eichengestühl niederzulassen.

Man tat es behaglich. Der Rheinwein, den Gisbert in grüngoldenen Römern servierte, fesselte mehr, als die hübschen, verlegenen Kinder. Ortlieb und Vilma fühlten sich wieder frei. Beide suchten nun etwas im Saal, und sie erschraken, als sie sich bei demselben Gegenstande ertappten. Nicht Doktor Albertus Poschinger war es, der Hinkende, so angenehm auch sein lebensvolles Gesicht auf sie wirkte. Die beiden Jungen der Gesellschaft suchte ihr Blick. Sie standen wieder beisammen, doch plötzlich wußten Ortlieb und Vilma, daß sie kein Ehepaar waren. Sie hatten sich vielleicht erst auf der Fahrt nach Abbeloh kennen gelernt. Plötzlich eilten die Geschwister auf den alten Gisbert zu, der dienstwillig am Büfett stand. „Wer ist der junge Herr? Wer ist die junge Dame?" fragten sie, ohne ihren Vorwurf zu verbergen. — „Ich wußte nichts Näheres, sonst hätte ich es der gräflichen Herrschaft gesagt," entschuldigte sich der Diener. In seinen eingesunkenen Augen schimmerte gutmütiger Spott. Aber die Geschwister ärgerten sich nicht darüber, um nur die Namen hören zu können. „Der Herr Baron Demetrius Kruwatkin, ein Vetter der gräflichen Herrschaft, und das edelgeborene Fräulein Henriette de Kyppers. Der Herr Baron kam aus Berlin, die Dame aus Kopenhagen."

Von diesem Bericht umsummt, kehrten Ortlieb und Vilma auf ihren Beobachtungsplatz zurück. Demetrius von Kruwatkin und Henriette de Kyppers waren an den Geburtstagstisch getreten. In der Art, wie sie sich die Geschenke zeigten, lag eine herzliche Teilnahme für die Beschenkten. Noch hatten sie Ortlieb und Vilma nicht gesehen. Jetzt aber suchte Henriette nach ihnen; als sie sie entdeckt hatte, eilte sie auf sie zu.

„Da sind sie ja! Die Geburtstagskinder! Ach, ich bitte vielmals um Verzeihung! Siebzehn Jahre! Große Geburtstagskinder — nicht wahr?" Ihre Stimme hatte eine feine, helle Herzlichkeit. Sie besaß den Ton der vornehmen Ausländerin und sprach doch deutsch wie eine deutsch Geborene. Auf Ortlieb und Vilma wirkte ihre Anrede wie frohe Musik. Dieses schlanke Geschöpf aus unbekannter Ferne war märchenhaft schön. Lebensvoll zeigte sich alles an ihr und doch nicht zu kräftig — ein leuchtender Geist hielt es in edlem Maß. Die Augen der Geschwister hingen an den dunkelblauen Sternen,

die lachend auf sie gerichtet waren, an dem feinen, meerschaumfarbenen Teint und den etwas aufgeworfenen Lippen, die so gut dem Übermut dienten. Berückend war für Ortlieb Henriettens Duft. Er hatte noch nie im Bannkreis einer schönen Frau gestanden. Die Mutter hatte zu ihrer Anmut niemals Schmuck gefügt.

Über das befangene Schweigen ging Henriette mit bezaubernder Leichtigkeit fort. Sie befreite den Geschwistern das Herz, indem sie mit einer lustigen Verbeugung sagte: „Ich heiße Henriette de Kyppers. Ich komme aus Kopenhagen. Ich gratuliere. Und zur Jagd bin ich auch da." Das glaubten ihr Ortlieb und Vilma, obwohl sie ein zartes Frauenbild war. Henriette fuhr fort: „Ich habe oft an Sie beide gedacht. Ich habe immer sehr gewünscht, Sie kennen zu lernen. Die Zwillinge von Ubbeloh! Ihre Bilder hab ich — aber da waren Sie noch Kinder. Von meiner Mutter hab ich Ihre Bilder geerbt."

Ein neues Rätsel — aber es deutete zugleich die Aufklärung an. Der Vater mußte diese Dame sehr gut kennen — deshalb hatte er sie zur Jagd geladen. Doch warum besaß sie Ortliebs und Vilmas Bilder? Von ihrer Mutter hatte sie sie geerbt?

Henriettes lachende Augen ruhten auf den verwirrten, jungen Gesichtern. Dann rief sie, ablenkend und nur an Ortlieb das Wort richtend: „Ach, ich freue mich so, daß ich hierher kommen durfte! Das ist köstlich! Ich als einzige Dame! Sie glauben wohl, daß ich mich fürchte? Nein! Ich fürchte mich nie! Ich gehe auch in Dänemark mit Männern auf die Jagd! Wenn man als Frau allein steht, muß man das Männerleben ein bißchen mitmachen! Man sagt, daß ich schießen kann! Die Jäger verlassen sich sogar auf mich — ich störe sie nie! Aber ich finde auch das Schloß so wunderbar! Diese Einsamkeit! Mein Gott! Muß das eine Einsamkeit sein! Ich komme aus Paris und Kopenhagen! Da wirbelt alles! Aber nun wollen wir den Herrn Vetter nicht länger allein lassen! Er möchte, daß ich Sie mit ihm bekannt mache!"

Plötzlich schob das Fräulein seine Arme unter die von Ortlieb und Vilma — so führte es sie auf den Vetter zu. „Hier bringe ich die Geburtstagskinder! Das ist der Vetter Demetrius! Der Rossebändiger! Der Leibeigenenbesitzer! Aber er ist nicht böse! Er ist sogar sehr lustig! Ich habe auf der Fahrt von Rostock schrecklich über seine Witze lachen müssen!" — Der Vetter küßte Vilmas Hand und schüttelte die von Ortlieb: „Glauben Sie nur die Hälfte, meine lieben Verwandten! Man verleumdet mich! Ich bin kein Stockrusse! Ich lebe auch viel in Ihrem gesegneten Deutschland!" — Die letzten Worte gefielen Vilma. Mit unmittelbarer Sympathie leuchteten ihre Augen den Vetter an, aber er konnte nicht verstehen, wie dieser Blick gemeint war. Seinen starken Schnurrbart streichend, beherrschte er eine Erregung, die nie in ihm still wurde. Dann sagte er, das harte Auge auf Vilma ruhen lassend: „Aber Sie sehen ja Ihrem Bruder gar nicht gleich! Nicht im ge-

ringsten, gnädiges Fräulein! Man würde die beiden kaum für Geschwister halten, geschweige denn für Zwillinge! Was für Märchen haben Sie mir von Ihren Bildern erzählt? — „Durchaus nicht," versetzte Henriette. „Warten Sie nur. Die Ähnlichkeit ist doch da — Sie werden schon sehen. Die größere mein ich, die innerliche. Die macht auch das Äußere wieder ähnlich." — Vilma nickte zu dieser Bemerkung, die ihr treffend und fein erschien. Ortlieb aber spürte sofort einen keimenden Haß gegen den Vetter. Wer durfte seine Ähnlichkeit mit Vilma anzweifeln? Er war ja so stolz darauf, er gehörte zu seiner Schwester. Indem er sein dunkles Gefühl wie ein Schwert aus der Scheide zog, sah er den Vetter forschend an und wünschte, daß dieser endlich seinen Blick von Vilma lassen möge.

Er tat es, aber nun erschien er Ortlieb vollends roh. „Ich habe übrigens auch Durst!" rief Demetrius. „Der Reisestaub sitzt mir in der Kehle! Ich sehe nicht ein, warum man die alten Herren da den ganzen Rüdesheimer austrinken lassen soll!" — „Bitte!" rief Vilma plötzlich lebhaft. Erstaunt sah Ortlieb, daß seine Schwester zu Gisbert hinüberlief und ihm zwei Römer vom Tablett nahm. Die brachte sie eifrig den Gästen. Solche Selbständigkeit war ein ungewohntes, neues Zeichen an ihr. — „Vielen Dank!" rief der Vetter. „Aber nun müssen Sie auch mittrinken! Wir wollen doch auf das Wohl des Geburtstagskindes anstoßen! Pardon — der Geburtstagskinder mein ich natürlich! An den Plural muß man sich erst gewöhnen!" — „Wir trinken niemals Wein," erwiderte Vilma, die Augen vor dem scharfen Blick des Vetters senkend. — „Wie? Der junge Herr auch nicht?" — „Nein!" antwortete Ortlieb etwas rauh. — Bevor sein Ton auffallen konnte, rief die bewegliche Henriette: „Dann also aufs Spezielle! So sagt man doch wohl bei Ihnen? O, ich kenne die Sitten der deutschen Herren! Bei meinen Sommerfesten hör ich viel davon! Da müssen Sie einmal hinkommen! Zu meinen Sommerfesten am Sund!"

Zwei Gläser klangen aneinander. Jetzt trat Graf Christian mit dem Doktor Poschinger heran. Die beiden Männer betrachteten lächelnd die Gruppe. „Zwei Zecher und zwei Enthaltsame," meinte der Doktor. „Sind Sie doch nicht ins Kloster gegangen, Fräulein Henriette?" — Ortlieb und Vilma zuckten zusammen. Auch der Doktor kannte die Dame? — Henriette errötete leicht. „Wollte ich einmal ins Kloster? Ach, ich weiß schon, worauf Sie anspielen! Nein, daran denke ich nicht mehr!" — „Bravo! Sie sind also jetzt auf einer anderen Reise?" — „Ja, diesmal will ich nach Italien." — „So, in Beppinas Land? . . . Dann werden wir uns also dieses Jahr nicht in Singapore oder Honolulu treffen?" — „Ich gehe nie mehr in die abscheulichen Tropen. Treibt es Sie schon wieder hin?" — „Der Doktor wird sein Leben bei den Feuerländern beschließen," meinte der Graf. „Aber ist es nicht sehr hübsch, daß das Fräulein bei uns Station gemacht hat? Als Diana von Ubbeloh?" — „O, Papa Christian! Wie drücken Sie sich aus!" — Der Graf warf einen verlegen heiteren Blick auf seine Kinder.

„Ich habe mich wirklich herzlich über Ihren Brief gefreut. Das war eine Überraschung. Sie haben dieselbe Hand, wie Ihre Mutter."

Plaudernd schritt man weiter. Ortlieb und Vilma blieben zurück. „Jetzt weiß ich etwas," flüsterte Ortlieb nach einem Schweigen. — „Was weißt du?" — „Vater hat in seinem Studierzimmer das Bild einer Frau! Erinnerst du dich nicht an die schöne, fremde Dame im Goldrahmen, Vilma?" — „Ich weiß nur, daß Mutter dieses Bild gehaßt hat, denn sie schlug es einmal, so daß das Glas zersprang. Vater war sehr böse darüber." — „Ich glaube, daß Mutter am unglücklichsten wegen dieser Frau war." — „Vielleicht." — „Und ich glaube, daß die Dame, die zur Jagd gekommen ist, die Tochter dieser Frau ist." — „Ortlieb!" — „Es ist so! Ihr Brief, der Vater so erfreut hat . . . Ich glaube, die Jagd wäre nicht beschlossen worden, wenn Vater nicht diesen Brief erhalten hätte." — „Mir scheint es jetzt auch so, Ortlieb. Die Jagd wurde nicht unsertwegen beschlossen." — „Komm in den Wald, Vilma. Wir müssen noch weiter darüber nachdenken."

III.

Das Jagen fand erst am nächsten Morgen statt. Der Tag der Ankunft war zur Bewirtung und zur Reiseruhe frei. Nach dem Mittagsmahl versammelten sich die älteren Herren um die Spieltische; die Jugend blieb für sich. Draußen lockte des Oktobertages goldenste Stunde. Ortlieb und Vilma standen wieder vor Demetrius und Henriette — sie wußten selbst nicht, wie es geschah. Henriette sah die Geschwister an und öffnete nach ihrer Gewohnheit den Mund, bevor sie sprach. Das brachte oft einen etwas bewußten und unaufrichtigen Ausdruck in ihre Züge. „Wollen wir vielleicht spazieren gehen?" fragte sie heiter. Da nickten die Geschwister traumbefangen. Auch der Vetter war einverstanden.

Fuchs, der rote Hühnerhund, sprang voraus. Die volle Sonne im Antlitz, verließ man das Schloß und stieg den Abhang hinunter. „Sofort im Walde!" rief Henriette. „Wie schön!" — „Ja, ja, ihr habt es gut!" — Vilma warf dem Vetter, der den letzten Ausruf getan, einen überraschten Blick zu. Er mußte ihn bemerkt haben, denn während er neben Henriette schritt, wandte er sich um und sah lächelnd in Vilmas Antlitz. Ein Märchenwesen erschien ihm die kleine Base, nicht mehr als das schüchterne Kind, dem er sich weit überlegen geglaubt. Ihre Gestalt war wie in Gold getaucht. Eine Flimmerlinie umzog sie. Über das leuchtende Antlitz huschten seltsame Schatten, die das Buchenlaub warf, das im Abendwinde zitterte. Eben bückte sich Vilma unter einen tief hängenden Zweig — es war, als ob sie durch ein niederes Tor schritte. Dann richtete sie sich wieder auf und ahnte nicht, wie schön sie war.

„Sie wundern sich, daß ich Sie beneide, Cousinchen?" fragte plötzlich der Vetter. — Vilma wurde in all dem Sonnenrot noch röter und erwiderte:

„Der Wald ist so einsam — ob er Ihnen immer gefallen würde?" — Henriette klatschte in die Hände. „Bravo! Bravissimo! Gut gegeben! Das hat er verdient! Es ist mir schon öfters aufgefallen, daß Sie sich für Dinge begeistern, die Sie nur sehr flüchtig zu genießen brauchen, Herr Rossebändiger! Das ist so Männerart! Sie sind durchschaut!" — Demetrius wandte sich mit herausforderndem Lächeln zu Henriette: „Wirklich? Ob es nicht auch Frauenart sein sollte, das flüchtige Genießen?" — Es zuckte um Henriettes hübschen Mund, und sie erwiderte, vor sich hinblickend: „O, Sie kennen mich noch nicht! Ich könnte auch mitten im Walde leben! Wie ein Eremit! Mein Haus am Sund ist mindestens so einsam wie Ubbeloh!" — „Nur laden Sie häufiger zur Jagd ein, als mein Onkel Christian!" — Henriette lachte. „Pardon, auch zum Fischfang! Jedenfalls ist mein Verhältnis zur Natur kein sentimentales!" — Demetrius wandte sich wieder zu Vilma: „Also, sentimental bin ich! Jetzt haben Sie's gehört, Cousinchen!"

Vilma senkte den Blick. Sie blieb ernst, während das Gelächter der beiden durch den Wald scholl. Da hörte sie Henriette sagen: „Schade, daß der Doktor Poschinger nicht mitgekommen ist. Der ist das wandelnde Wissen. Den braucht man nur nach etwas zu fragen, und er sagt einem, was es seit Gottes Schöpfung bedeutet." — „Er hat sich bei der Ankunft den Fuß verletzt," sagte Demetrius. „Vor lauter Begeisterung ist er aus dem Wagen gefallen." — „Nein, er strauchelt oft, der Arme. Haben Sie nicht bemerkt, daß sein rechtes Bein zu kurz ist? Ich habe nie einen Menschen gesehen, der so über sich selbst forttäuscht. Man könnte zu Zeiten darauf schwören, daß ein lahmer Riese Elfenkönig ist." — „Stammt Herr Doktor Poschinger wirklich aus unserem Lande?" wagte Vilma zu fragen. — „O, nein!" rief Henriette. „Das ist eine ganz verzwickte Geschichte! Albertus Poschinger ist ein Bayer und war in seiner Jugend, denken Sie nur, Mönch! Er ist aus dem Benediktinerkloster nach Italien entwichen, und dort hat er seine Beppina kennen gelernt, die aber eigentlich Josephine hieß und aus Rostock stammte. So wurde dieser südliche Wandersmann in den deutschen Norden verschlagen. Beppina ist längst tot. Albertus blieb in der Nähe ihres Grabes und ist ein Mecklenburger Landarzt geworden. Aber plötzlich verschwindet er wieder auf Monate, und dann muß man ihn in Singapore oder auf den Philippinen suchen." — Vilma sah Ortlieb an, ob auch er die seltsame Geschichte des Doktors hörte. Da bemerkte sie, daß der Bruder regungslos neben Demetrius stand. Er kämpfte sichtlich einen inneren Kampf. Der Vetter war nämlich von einem Gegenstande am Wege aufgehalten worden, um den er langsam herumging, indem er ihn mit seinem Stock durchstöberte. Er dachte offenbar an etwas ganz anderes, vielleicht an eine lustige Rache, die er an Henriette nehmen konnte. Immer heftiger mit dem Stock schlagend, war es ihm nur halb bewußt, daß er einen großen Ameisenbau zerstörte. Henriette schreckte ihn auf. Sie hob ein wenig ihren Rock und sprang zur Seite. „Bitte, bitte, liebster Leibeigenenvater! Sie machen die armen Tierchen ganz wild! Ich werde

ein paar Dutzend in mein Zimmer mitschleppen! Glauben Sie, daß Ameisen im Bett zu den Annehmlichkeiten einer Jagdeinladung gehören?" — „Aber wild gewordene! Das versöhnt doch wieder! Sehen Sie nur, wie das wibbelt und kribbelt!"

„Halt!" stieß plötzlich Ortlieb hervor. Er war herangetreten und hatte die Hand auf des Vetters Stock gelegt. — Demetrius sah ihn erstaunt an. „Hm? Was wünschen Sie denn, cher Cousin?" — „Das darf man nicht!" rief Ortlieb ohne Schroffheit, aber mit entschlossenen Augen. — „Was hat Ihnen mein armer Stock getan?" — „Mir nichts! Aber dem Ameisenbau, den er vernichtet! Ich kenne ihn lange und habe ihn lieb! Ich habe ihn fast jeden Tag beobachtet!" — „Pardon — das konnte ich aber unmöglich wissen!" Demetrius zog seinen Stock zurück — er tat es so heftig, daß Ortliebs Hand, die davon abprallte, verletzt wurde. Henriette sah, daß der Baron wütend war; sie warf ihm einen bittenden Blick zu. Doch bevor sie eingreifen konnte, sprach Ortlieb: „Es handelt sich nicht um mich. Aber ich weiß bestimmt, daß ein Mensch nicht berechtigt ist, die Lebensarbeit von tausend fleißigen Tieren zu zerstören." — Demetrius gab seinen erstaunten Blick, den er auf den jungen Vetter richtete, nicht auf. Dann verbeugte er sich ironisch und erwiderte: „Danke bestens für die freundliche Belehrung, Herr Naturphilosoph, aber ich fühle mich berechtigt. Besonders als Gast. Sie werden wohl Theologe?" — „Davon weiß ich nichts. Aber sind Sie vielleicht Jurist?" — „In der Tat! Ich habe die Rechtswissenschaft studiert!" Der Vetter rief es hochaufgerichtet. — „Ich meine nur," erwiderte Ortlieb lächelnd, „dann müßten Sie doch wissen, was gerecht ist?"

Demetrius verfärbte sich. Nach kurzem Besinnen wandte er sich zu Henriette: „Die Jagd fängt gut an. Merkwürdige Erziehungsmethode scheint auf Ubbeloh zu herrschen." — Vilma fühlte, daß Ortlieb unziemlich gegen den Gast handelte — angstvoll trat sie neben ihn. Henriette aber suchte mit einem Gelächter die peinliche Stimmung zu unterdrücken. „Ach, das ist ja köstlich! Ich sage nicht, daß ich mich freue, aber recht hat Percy Heißsporn! Das müssen Sie doch als weiser Mann zugeben, Herr Baron! Der junge Graf ist nur etwas unweltläufig! Er hat noch nicht die Politesse, sich auszudrücken!" — „Die hat er wahrhaftig nicht!" — „Nun, gebt euch die Hand! So! Wir wollen uns doch den schönen Abend nicht verderben!" Gewaltsam vereinigte sie Demetrius' und Ortliebs Hände. „Ach, wie sie sich sperren! Sehen Sie doch, Vilma! Sie knurren noch immer! Helfen Sie mir! Wir Frauen müssen zusammenhalten!" — Man ging nun unter sichtbarem Zwange weiter. „Ich kann es Ihnen übrigens nachfühlen, Ortlieb," setzte Henriette ihr Geplauder fort. „Ich bewundere unter allen Tieren keines so wie die Ameise. Sie ist das Genie der Natur. Wenn man sieht, wie sie sich abschleppt, ohne Rast und Ruhe, mit ihren niedlichen Beinchen die allerliebsten Bauhölzchen — ohne Plan und Verabredung entsteht ein prachtvolles Schloß, ein Schloß, dessen Architektur andere, aber nicht geringere Schönheits-

geſetze befolgt als Verſailles und der Palazzo Pitti." — Ortlieb hatte Henriettes Worte nicht erfaßt; er bewunderte aber ihren Geiſt und dankte für ihren Beiſtand durch ein haſtiges Nicken. Demetrius ſchüttelte den Kopf. „Und dieſen Palazzo Pitti habe ich zu zerſtören gewagt." — „Wie wollen Sie Ihre Untat rechtfertigen?" — Jetzt reckte ſich der Baron — er kam zu ſeiner Rache: „Ich rechtfertige ſie durch die Eigenſchaft, die Sie mir vor einer Viertelſtunde abſprachen! Ich bin nicht ſentimental, mein gnädiges Fräulein!" — Henriette wandte ſich lachend zu Ortlieb: „Der iſt nicht zu faſſen! Wir wollen ihm ein bißchen nachgeben, ſonſt ergeht es uns noch ſchlecht!"

Ortlieb antwortete nicht. Plötzlich ſah er ſich ſuchend um und rief: „Wo iſt Fuchs?" — „Du hätteſt ihn an die Leine nehmen ſollen," ſagte Vilma erſchrocken. „Heute, vor der Jagd, darf kein Hund in den Wald!" — „Ach ſo!" rief Demetrius. „Er jagt wohl, das liebe Tierchen? Er eröffnet ſchon das Vergnügen? Das war freilich unvorſichtig!" — „Er muß ſchon lange fort ſein," meinte Henriette. — „Wir müſſen ihn jedenfalls ſuchen!" drängte Vilma. „Wenn Kielmann ihn trifft, ſchießt er ihn tot!" — „Unſeren Hund?!" brauſte Ortlieb auf. — „Der macht keinen Unterſchied!" — „Ihr Förſter vermutlich?" fragte der Baron. „Verſuchen wir's doch zunächſt einmal mit Pfeifen! Vielleicht verläßt Herr Fuchs dann den Haſen!" — Man befolgte ſeinen Rat. Doch alle Pfiffe nützten nichts — Fuchs blieb verſchwunden. — „Alſo, ſuchen wir!" rief Henriette übermütig. „Verteilen wir uns im Walde! Oder beſſer — gehen wir zu Paaren!" — „Ich wollte eben Schwärmen kommandieren," ſagte Demetrius. — „Schwärmen kann man wohl nicht zu Paaren?" — „Unter Umſtänden nur, gnädiges Fräulein!" — „Ach, Sie ſind ungezogen! Kommen Sie, Ortlieb! Wir beide gehen zuſammen! Ihre Schweſter kann mit dem Vetter gehen!"

Henriette nahm Ortliebs Hand und zog ihn fort. Er konnte ſich nicht wehren. Feuer durchrieſelte ihn, ſein Bewußtſein ſchwankte. Er fühlte nur Henriettes Hand. Er ſah nicht, wie die beiden anderen ihm nachblickten — Demetrius mit ſpöttiſchem Beifall, Vilma ein banges Wort auf den Lippen. Durch viele Bäume ſchon getrennt, rief man einander zu: „Wo treffen wir uns? Auf der Landſtraße? Ja, auf der Landſtraße! Am Rotbach!" Dann entfernten ſich die Paare.

„Ich denke, er wird plötzlich neben uns herlaufen," ſagte Henriette bald erſchöpft. „Strengen wir uns um Herrn Fuchs nicht zu ſehr an, lieber Ortlieb. Er wittert uns ja. Kommen Sie — erzählen Sie mir lieber etwas." Sie ſah ihn lächelnd an. Dann ſpürte ſie, daß ſie ſich im Ton vergriffen hatte. Sie durfte nicht wie zu einem Knaben ſprechen. Plötzlich war Ortlieb der Junker von Abbeloh, der als Kavalier mit einer Dame durch den Wald ſchritt. Sein Lächeln bekam eine trotzige Höflichkeit; er hielt ſeine männliche Grazie zum Frauendienſt bereit. „Wir leben in unſerm Schloß wie Einſiedler, gnädiges Fräulein." Ein wenig kopierte er den Vetter. Das war ihm nicht

bewußt — aber er klammerte sich an das einzige Vorbild der großen Welt, das er hatte.

„Wünschen Sie sich gar nicht heraus? Oder will Ihr Herr Vater sich nicht von Ihnen trennen?" Henriette fragte es wärmer als zuvor. Diese Wandlung zum Ernst machte ihren Ausdruck nur noch berückender. Jetzt konnte er wieder natürlich antworten. „O, doch! Die Entscheidung ist eben da! An unserm siebzehnten Geburtstag! An meinem siebzehnten Geburtstag ist es entschieden worden!" — „Daß Sie Ubbeloh verlassen?" — „Bestimmtes weiß ich noch nicht! Aber so viel steht fest — ich bleibe nicht hier!" — „Wo möchten Sie denn am liebsten sein?" — „Ja, das ist schwer — das kann ich wirklich noch nicht sagen! Wo ich am liebsten sein möchte?" — Henriette lachte hell auf — Rührung und Entzücken klangen in ihrem Lachen. „Aber haben Sie denn keinen Lebensplan? Möchten Sie vielleicht Soldat werden? Oder studieren? Oder sich einer Kunst widmen?" — Ortlieb richtete seinen blauen Blick in den Wald. „Ich weiß es nicht," sagte er träumend. „Es ist etwas, was mit der ganzen Welt zusammenhängt." — „Dichter! Ich hab's!" — Er wurde dunkelrot und sah sie mit sanftem Vorwurf an: „Man kann doch nicht plötzlich hinausgehen, um Dichter zu werden." — „Vielleicht doch, lieber Ortlieb. Aber bleiben wir einmal bei der Welt. Es freut mich, daß ich nun weiß, in welchem großen Augenblick ich Sie kennen lerne. Ich will Ihnen etwas sagen: Sie müßten draußen in der Welt irgend jemand wissen, der Ihnen den Weg zeigt. Einen Freund, mein ich — oder es kann auch eine Freundin sein. Sonst verirren Sie sich, und es wäre schade um Sie."

Einen neuen, wundersamen Zauber bekam ihr Wesen für ihn. Ihre Stimme klang mütterlich — er hörte nicht mehr die schimmernde Lockung. Plötzlich fühlte er, daß Henriette ihm näher gekommen war. „Sie sind so jung," hörte er sie flüstern, „so prachtvoll jung. Ich habe noch nie solchen Menschen gesehen. Aber Sie zeigen auch, daß Sie richtig alt werden können. Ach, wieviel haben Sie noch vor sich! Unendlich viel, Ortlieb! Daß Sie verstehen, wie reich Sie eigentlich sind — das ist jetzt die Hauptsache!" — Er richtete seinen Blick auf sie. Jedes Wort, das sie gesagt hatte, war wie ein Saatkorn in das Erdreich seiner Seele gefallen. Vor solcher Inbrunst erschreckend, senkte Henriette die Augen und schwieg. Eine heilige Wonne empfand er, dieses reife, stolze Weib in verwirrter Demut zu sehen. Das Wunder stieg ihm zum Herzen. Er hatte schon verschwenderische Träume gehabt. Seit seiner frühen Mannheit reichten sich im Goldschimmer des Unwirklichen köstliche Gestalten die Hände. Aber die erste Lebensgestalt stürzte den Traumreigen. Sein Schicksal hatte ihn sogleich vor die Königin der Frauen geführt.

Schweigend gingen sie weiter. Fuchs war vergessen — sie suchten etwas Besseres im Walde. Auch zur Landstraße, wo sie die anderen Sucher treffen sollten, lenkten sie ihre Schritte nicht. Plötzlich standen sie auf einer Waldwiese. Brombeerbüsche bedeckten ein ehemaliges Torfmoor. Über den um-

säumenden Wipfeln schwebte eine Eule, die ihre abendliche Beute suchte. — „Man müßte sie herunterschießen," sagte Ortlieb mit starrem Blick. „Sie richtet die Brut der Singvögel zugrunde." — Henriette schüttelte den Kopf. „Bei den Ameisen habe ich Ihnen recht gegeben. Aber glauben Sie mir, die Eule dürfte man nur dann so schlecht behandeln, wenn man ihr eine andere Nahrung böte. Wir Menschen sind nun einmal keine gerechten Richter. Wir loben alles Wilde und Gefährliche, wenn es uns gefällt — wir verdammen es, wenn wir uns dadurch geschädigt fühlen. Ja, man kann sehr leicht sentimental werden. Das läßt sich von dem Baron lernen."

Ortlieb stand mit gesenktem Kopf — dann seufzte er plötzlich und warf sich zu Henriettes Überraschung in das rauhe Wiesengras nieder. — „Ein guter Gedanke!" rief sie lustig. „Machen wir eine kleine Rast! Sie haben eine wunderschöne Stelle ausgewählt! Hier ist ein alter Baumstumpf! Wie rücksichtsvoll! Da kann ich mich setzen!" — Als sie sich niedergehockt hatte, beugte sie sich nach einer Weile zu dem verstummten Ortlieb. Er lag zu ihren Füßen und stützte den Kopf in die Hände. Diese ungezwungene und doch keusche Haltung machte ihn so schön, daß Henriette mühsam ihren Kuß zurückhielt. „Nun?" fragte sie leise. „Was macht uns denn so traurig, Gräflein? Habe ich wieder etwas angestellt? Hätte ich nicht so freundlich gegen Madame Eule sein sollen?" — Sie konnte seinen Gesichtsausdruck nicht sehen. Dann hörte sie ihn antworten: „Ach, das ist es ja nicht ... Ich möchte am liebsten für immer Rast machen ... Es wird ja doch nichts aus dem Leben draußen, wenn man selbst verfehlt ist ..." — „Verfehlt? Aber Ortlieb! Sie verfehlt? Wie wollen Sie mir das beweisen? Wenn die Welt so verfehlt wäre wie Sie, lebten wir alle im Paradiese!" — Merkwürdig gequält richtete er sich auf: „Ach, loben Sie mich doch nicht immer! Ich verdien es nicht! Alles, was ich seit heut früh erlebt habe, das ist so wundervoll, das ist solche Erfüllung meiner Wünsche! Und doch!" — „Und doch?" Henriettes Kopf war ihm nahe. — Er senkte den Blick in letzter Flucht. „Ich dürfte nicht hier sein! Kaum kommt das Leben, so darf ich es nicht genießen! Eben ist mir eingefallen, daß ich meine Schwester allein gelassen habe! Mit diesem Menschen! Ich als Bruder meine Schwester! Nun ist es doch aus! Man wird sofort gepackt, und jeder Grundsatz, den man gehabt hat, wird vernichtet! Das mein ich!"

Henriette schwieg eine Weile. Sie lächelte über die wirre Rede, war aber aus der Fassung geraten und suchte nach einer Antwort. Dann legte sie ihre Hand auf Ortliebs Schulter und sprach: „Was denken Sie eigentlich von Ihrem Vetter? Ortlieb, das sind ja Hirngespinste. Baron Kruwatkin ist ein Kavalier — er wird sich der Tochter seines Wirtes gegenüber zu benehmen wissen. Nein, die Einsamkeit hat etwas sehr Gefährliches für Sie. Sie sind zu trotzig, Ortlieb. Sie müßten mehr zu verstehen suchen, was Ihnen noch nicht bekannt ist. Seien Sie mir nicht böse. Ich möchte Ihnen ja nur helfen. Ich kann mich in alles hineindenken, was in Ihnen

vorgeht. Ach, ich möchte Sie ein ganzes Jahr in Kopenhagen haben. Das täte Ihnen gut."

Er preßte die Hände vor das Gesicht und schüttelte den Kopf. „Es lohnt sich nicht." — „Ortlieb, das zu entscheiden, müssen Sie wirklich anderen überlassen. Nehmen Sie doch jetzt die Hände herunter und sehen Sie mich an. Das tut ein Mann." — Als er noch immer nicht gehorchte, löste sie ihm plötzlich die Hände vom Gesicht — er mußte ihr in die Augen blicken. Da verriet es sich, daß ihm Tränen über die Wangen liefen. Rasch tupfte Henriette mit einem duftenden Tuch das Naß von seiner warmen Haut. „Schämen Sie sich nicht deswegen. Wenn nur viele Männer noch weinen könnten. Ich sage Ihnen, Ortlieb, dann wäre auch ihr Lachen erst etwas wert." — „Wie klug Sie sind," flüsterte der Knabe. „Daß solche Weisheit aus solcher Schönheit kommen kann." Er erstarrte nach seinen Worten, als ob er selbst nicht begriffe, wie er zu ihnen fähig gewesen. Henriette aber fing sein Geständnis mit verhaltenem Jubel auf. „Es ist nicht weit her mit meiner Weisheit! Aber sagen Sie mir nur alles! Alles, Ortlieb! Und sehen Sie mich richtig an! Fürchten Sie sich denn vor mir? Das darf nicht sein! Jetzt nicht mehr, Ortlieb! Ich bin doch Ihre Freundin, nicht wahr? Sie müssen doch wissen, wie Ihre Freundin aussieht!" Er glaubte noch die Augen zu senken, tief, zur Heimaterde hinab. Aber ein Wille kam über ihn, stärker als der seine. Langsam hob er den Blick, und plötzlich sah er Henriette groß, wie ein ernster Engel, an. Sie hielt seiner Prüfung stand. Sie zog ihn näher, ohne daß er es wußte. Sein heißer, unberührter Mund traf den ihrigen. Er fühlte seine Hände ergriffen, irdisch fest und himmlisch tröstend — dann drang ein Ton aus seiner Brust, des ersten Entzückens schmerzlicher Jubel. Er küßte sie — sie küßte ihn — immer wieder. Ein langes, stummes, köstliches Gespräch, das alles sagte. Dann zog Henriette ihn an sich, den hilflos mächtigen Knaben. Lange ruhte er in ihren Armen. Die Stunde des Sonnenunterganges zog über sie hin.

Als es dunkel wurde, rüttelte Henriette den Entrückten auf. „Komm, mein Freund! Jetzt müssen wir uns beeilen! Wir kennen uns nun, aber niemand darf davon wissen! Das ist Herzensehre, nicht wahr? Und Ritterehre! Gib mir deine Hand! Du wirst verschwiegen sein? Dieser Schwur genügt mir! Nun komm! Die andern dürfen uns nicht erst suchen!"

Sie zog ihn an der Hand durch den dämmernden Wald. Schnell fand sie die Landstraße, obwohl sie erst heute nach Ubbeloh gekommen war. Ortlieb folgte ihr willenlos. Er erkannte die selige Macht, die ihn führte. Dafür konnte er leben und sterben. Er hätte sein Geheimnis am liebsten aller Welt bekannt. Daß Henriette ihn an Verschwiegenheit gebunden, begriff er nicht. Sollte die größte Ehrlichkeit des Lebens mit einer Lüge anfangen? Mußte er den Blick senken, wenn er ihn wahrhaft heben konnte? Aber es war wohl nur ihre weibliche Scham, die ihn um Schweigen bat. Noch lebte sie unter dem Bann seines Geständnisses. Später, wenn es nötig wurde,

entließ sie ihn aus dem Schwur. Ihr Weg war ja der seine. Weit und leuchtend tat er sich auf.

Als sie auf die Straße hinaustraten, brauchten sie nur noch wenige Schritte — am Rotbach, unweit der Försterei, standen Demetrius und Vilma. Auch Fuchs, der Ausreißer, war mit nassen Flanken und hängender Zunge zu sehen. Als Vierter aber hatte sich Henning Kielmann, der Förster, eingefunden. Zu Ortliebs Schrecken hielt er den armen Fuchs an einer würgenden Stachelkette. Demetrius und Vilma redeten offenbar vergebens auf den Zornigen ein. Als Ortlieb und Henriette sich näherten, hörten sie noch den Schluß des Streites. „Na, seien Sie doch vernünftig, Herr Förster," sagte der Baron. „Er hat doch keinen großen Schaden angerichtet. Es kann doch mal vorkommen, nicht wahr, daß man seinen Hund außer acht läßt." — „Bitte, lassen Sie ihn los, Herr Kielmann," bat Vilma. „Sie würgen ihn ja. Seine Zunge blutet schon." — Der Förster schüttelte den grauroten Kopf. Als er eben antworten wollte, standen Ortlieb und Henriette vor ihm. — „Endlich!" rief Vilma. „Da ist mein Bruder!" — „Versuchen Sie mal Ihr Heil," meinte der Baron achselzuckend. „Ich quäle mich schon eine Stunde mit dem Mecklenburger." — „Was geht denn hier vor?" fragte Ortlieb ruhig. Erstaunt wandte sich Förster Kielmann zu ihm — die Veränderung des jungen Herrn fiel ihm sofort auf. Sprach er nicht, als ob er ihm befehlen wollte? „Ich habe einen jagenden Hund gefangen, Herr Graf — sonst geht nichts vor. Eigentlich wollte ich ihn erschießen, so wie es bei uns Gesetz ist. Aber weil ich wußte, wem er gehört —" — „Sie wären nicht dazu berechtigt gewesen. Sie hätten mich erst zum zweitenmal warnen müssen. Außerdem gehört meinem Vater Wild und Wald. Lassen Sie den Hund los. Sonst verendet er an Ihrer Kette." — Henning Kielmann hielt die Kette fest. Er wurde unter seinen braunen Sommersprossen ganz fahl, und die blutunterlaufenen Augen irrten an der Gestalt des jungen Herrn entlang. „So, so? Also das ist es? Damit soll ich mich zufrieden geben? Das Biest hat mir die ganze Jagd verdorben!" Die letzten Worte rangen sich schreiend aus dem Förster. „Jawohl! Die erste Jagd von Abbeloh! Da hat man die Schonungen sauber gehalten wie ein gräfliches Zimmer! Da hat man Tag und Nacht gearbeitet, daß das Wild beisammen war, und daß der Nachwuchs geborgen ist! Das schönste Fasanennest hat mir der Köter aufgestöbert! Eine Rehzicke hat er am Bein gehabt, und mitten durch die beste Schonung ist er gefegt!" — Henriette lenkte ein. „Das ist ja wirklich sehr traurig, Herr Förster. Uns ist es besonders unangenehm, nicht wahr, denn wir Gäste waren die indirekte Veranlassung. Wir schlugen den Spaziergang vor, und in der Freude über Ihren schönen Wald vergaßen wir, den Hund an der Leine zu führen. Aber das wird doch ein Mann, wie Sie, verzeihen?"

Henning Kielmann verlor seinen Trotz vor Henriette. Den harten Kopf gesenkt, antwortete er: „Na ja — na ja — na ja! Aber das geht doch wirklich nicht. . . Nun hat man sich so auf die erste Jagd gefreut. . ."

„Es ist schön, wie ein alter Forstmann seinen Wald liebt," sagte Demetrius mit einer Wärme, die echt klang. „Ich kann es wohl verstehen. Er erlebt jede Verletzung am eigenen Leibe. Daß Sie auch einen gräflichen Hund nicht schonen, macht Ihnen nur Ehre, Herr Förster." — „Ich habe ihn ja geschont, Herrgott!" — „Ja, ja. Fangen Sie nur nicht wieder an. Als Jurist kann ich, glaub ich, einen ‚Vergleich' vorschlagen. Sie geben Fuchs seinem Besitzer zurück, und dafür schenke ich Ihnen den ersten Hirsch, den ich schieße." — Der Förster maß den Baron mit einem prüfenden Blick — er schien ihm etwas zuzutrauen. Dann nickte er kurz, nahm die Kette von Fuchs, salutierte und entfernte sich.

Der gerettete Hund drängte sich an Ortlieb, während Vilma sein zerzaustes Fell streichelte. Man kehrte in das Schloß zurück. Eine Befangenheit, die ohne sichtbare Ursache auf den Spaziergängern lagerte, durchbrach Demetrius: „Diese Fuchsjagd hat uns weidlich schwitzen gemacht! Haben Sie tatsächlich bis jetzt gesucht, gnädiges Fräulein?" — Henriette sah auf ihre zierlich schreitenden Füße. „Bis jetzt, Herr Baron." — Während Demetrius' Blick zu Ortlieb hinüberglitt, sagte Vilma: „Wir trafen glücklicherweise den Förster bald. Ach, Fuchs, was machst du einem zu schaffen!"

IV.

Es dunkelte schon, als man das Schloß betrat, doch niemand hatte sich um die Verspäteten gebangt. Die Herren saßen noch beim Kartenspiel — ein fremdartiger Dunst von Wein und Tabaksrauch erfüllte die Räume des Schlosses. Während Vilma von dem Gewissen der jungen Wirtin in die Küche getrieben wurde, traten Demetrius und Henriette zu den Spielern.

Ortlieb hielt sich allein. Sein dumpfer Kopf fragte vergebens, was mit ihm geschehen war. Wenn er nur wenigstens still in das Vaterhaus zurückgekehrt wäre, mit seinem grünen Märchenschatz! Aber hier war alles voll Lärm. Die Boten des großen Lebens, die in Ubbeloh eingezogen, erwiesen sich als klein und friedenstörend. Was wollten diese fremden Männer in dem heiligen Bezirk leidvoller Einsamkeit? Sie lärmten an der Stätte der Kindheit, wie in einem Wirtshaus. Sie paffften die Räume, die Ortliebs Mutter gepflegt hatte, mit stinkenden Pfeifen voll. Aus den Gängen des Schlosses bannten sie das Geheimnis der Ahnen, wenn sie wirklichkeitsschwer hindurchtappten und eine gewisse Tür suchten. Ortlieb haßte plötzlich die Jagdgäste. Zum Prassen, Rauchen und Schlafen waren sie gekommen, zum großen Morden morgen früh. Der arme Wald! Das war das Leben nicht — das konnte es nicht sein. Der Vater hatte sich arg vergriffen. Nur Ortlieb wußte, was es wirklich war. Er hatte es heute schon erjagt. Ihm war es in die Arme geflogen.

Ortlieb ließ die Augen nicht von Henriette. Troſt und Halt konnte ihm nur ihr Anblick geben. Es war klug, daß ſie nicht zu ihm hinüberkam, ſondern bei der Geſellſchaft blieb. Er verſtand ſie mit ſtillem Stolz. Aber es quälte ihn, den Vetter immer wieder in ihrer Nähe zu ſehen. Endlich — wie gut! Sie ſtand auf und ſetzte ſich neben den Doktor, der ſchon einige Male von den Karten auf ſie und auf Ortlieb geblickt hatte. Nun gab ſie ihm beim Spiel leiſe lachelnd einen Rat. Wenn doch der Vetter nicht nach Abbeloh gekommen wäre! Ortlieb ſah es als dunkle Schickſalsfügung, daß er den Mann, der ihm noch nichts getan hatte, verabſcheute. Sein ganzes Weſen war eine Kränkung des Geheimniſſes, das Ortlieb und Henriette verband. Er bemühte ſich um das Fräulein. Ortlieb zwang ſich zum Verſtändnis, warum Henriette nicht abweiſender war — ſie wollte den Vetter gewiß keinen Verdacht ſchöpfen laſſen. Aber dieſer Zuſtand war unerträglich. Jetzt folgte Demetrius ihr doch wieder. Er blieb hinter dem Doktor ſtehen. Vergebens ſogen ſich Ortliebs Augen mit ſtummer Bitte an Henriette feſt. Ihre Bewegungen wurden immer luſtiger; keinen Blick mehr fand ſie zu dem Einſamen am Fenſter hinüber.

Unbemerkt war Vilma in den Saal zurückgekehrt. Sie ſtand plötzlich neben dem Bruder und ſah ihn mit offenen Augen träumen. Nachdem ſie eine Weile gewartet hatte, ſprach ſie ihn an: „Verzeih, daß ich ſo lange fortgeblieben bin. Ich mußte mich um das Abendeſſen kümmern.“ — Er fuhr auf und ſuchte ſich zu beherrſchen. Dann warf er ſeiner Schweſter den erſten mißtrauiſchen Blick zu. Wie ſprach ſie plötzlich mit ihm? Warum glaubte ſie, daß er ſie entbehrt hatte? Wollte ſie ſeine Hüterin ſein? Dagegen wehrte ſich ein neuer, trotziger Stolz in ihm. Dieſe Überlegenheit des Weibes erkannte er nicht an. Der Gedanke kam ihm plötzlich, wie Vilma eigentlich die lange Zeit im Walde verbracht haben mochte. Mit Vetter Demetrius! Aber ſein Verdacht zerrann, als er in ihre Augen blickte. Nein, es war nichts mit der brüderlichen Strenge! Tiefe Sehnſucht erwachte in ihm nach Vilmas ſchweſterlichem Vertrauen.

Sie ſpürte ſeinen Kampf und half ihm: „Es war zu viel — nicht wahr — der erſte Tag?“ — „Wenn nur die gräßlichen, alten Männer nicht wären!“ — Vilma lächelte. „Das ſind doch die Jäger, Ortlieb. Fräulein Henriette und Vetter Demetrius allein hätte Vater ſich nicht eingeladen.“ — Ortlieb ſah zu Boden. „Wie findeſt du das Fräulein?“ — Vilma wandte ſich zum Fenſter. „Eben wollte ich dich fragen, wie du den Vetter findeſt.“ — Jetzt lächelte Ortlieb und verlor den letzten Zwang. „Ach, Vilma! Was ſind das eigentlich für Menſchen? Ich glaube, wir müſſen uns viel von ihnen ſagen, damit wir endlich Ruhe bekommen!“ Als Ortlieb nach dieſen Worten die Schweſter anſah, fand er ihr Geſicht mit Blut übergoſſen. — „Wie kommſt du darauf?“ fragte ſie ſtammelnd. „Ich habe meine Ruhe ... Ich will nichts anderes ... Ich bin mit dem Vetter durch den Wald gegangen und habe ihn ſchwatzen laſſen.“ — „Was hat er dir geſagt?“ — „Ich weiß es nicht

mehr ... Es war, glaub ich, klüger als es klang ... Er spricht soviel Unnützes ..." — „Hat er dich beleidigt?!" — Entsetzt sah Vilma ihren Bruder an. „Nein! Nein! Das darfst du nicht denken, Ortlieb! Aber ich blieb so stumm, und nun hält er mich wahrscheinlich für ein einfältiges Bauernmädel, mit dem nicht zu reden ist! Das kränkt mich! Ich mag nicht von solchem Menschen für dumm gehalten werden!"

Vilmas Heftigkeit hatte den schlackenlosen Ton von früher. Ortlieb war beruhigt. Er nahm ihre Hand, und sie lehnte sich plötzlich an ihn. Ortlieb war wunderlich umstritten. Halb fühlte er jetzt eine männlich frohe Überlegenheit, halb packte ihn ein Schuldgefühl, das ihn tief erniedrigte. Sehnsüchtig blickte er auf Vilmas reinen Scheitel. Sollte er sprechen, ihr alles sagen? Verbot ihm der Schwur an Henriette auch diese Beichte? Sie sollte sich hüten! Alles durfte sie, nur nicht zwischen ihn und seine Schwester treten. Aber er mußte schweigen. Das war eben das Leben, das entfremdend zwischen die Vertrautesten trat. Vilma konnte ihn nicht mehr verstehen. Jeder mußte seinen eigenen Weg gehen. So geschah es, daß Ortlieb über die Schwester, die sich an ihn lehnte, fortsah, zu Henriette hinüber. Vilma aber blickte, ohne daß er es wußte, auf Demetrius.

Plötzlich fühlten beide einen großen Schatten auf sich zukommen. Erschrocken irrten sie von ihren Zielen ab und blickten in Doktor Poschingers gerötete Miene. Doch dieser Mann, so fremd er ihnen war, störte sie seltsamerweise nicht. Sie empfanden vielmehr sofort, daß er sich nicht in ihr Vertrauen drängte. Sein zerklüftetes Gesicht war voll Güte und Leben — dabei vermied er jede vertrauliche Überlegenheit und suchte befangen die Gleichstellung des Fünfzigjährigen mit den Siebzehnjährigen. Merkwürdig jung wirkte Albertus Poschinger. Das verursachte seine Unrast und besonders die Gewohnheit, auf keinem festen Fleck zu bleiben. Er hob beständig sein rechtes Bein, das ohnehin nicht ganz den Boden berührte, und streckte es von sich, als ob es besonders elastisch wäre.

(Schluß folgt.)

Der Krieg und das Wetter.

Von

Otto Baschin.

(Schluß.)

Ein besonderes Kapitel der Kriegsgeschichte bilden die Seestürme, von deren Verlauf namentlich in früheren Zeiten, vor dem Beginn der Dampfschiffahrt, häufig nicht nur der Ausgang vieler Seeschlachten, sondern auch derjenige ganzer Feldzüge abhing.

Eines der bekanntesten Beispiele für den Untergang einer großen Flotte ist die Vernichtung der spanischen Armada, die König Philipp II. von Spanien im Sommer 1588 unter dem Herzog Medina Sidonia aussandte, um England zu erobern. 130 Kriegs- und 30 Transportschiffe führten etwa 20000 Soldaten, 10000 Seeleute, 2680 Kanonen und Mundvorräte für sechs Monate mit sich. Ein schwerer Südweststurm drängte die Flotte in die Nordsee, und Medina Sidonia versuchte nun bei andauernd stürmischem Wetter nördlich um Großbritannien herum nach Spanien zurückzukehren. Aber erst im September gelang es ihm, mit dem Rest seiner Flotte wieder in den Hafen von Santander einzulaufen. Er hatte im ganzen 72 große Schiffe, viele kleinere Fahrzeuge und 10185 Mann verloren. Königin Elisabeth von England ließ zur Erinnerung an diese Errettung Englands eine Medaille prägen mit der Inschrift: „Afflavit Deus et dissipati sunt".

Auch spätere Unternehmungen der Spanier gegen England wurden wiederholt durch Stürme vereitelt. So verlor 1597 eine zweite Armada viele Schiffe in der Bai von Biskaya, und die dritte spanische Armada geriet im Jahre 1719 in einen Orkan, der zwölf Tage dauerte. Nur zwei Fregatten gelangten bei Stornoway an die Küste von Schottland.

Im Dezember 1796 erreichte die französische militärische Expedition unter den Generalen Hoche und Grouchy, welche Irland besetzen sollten, die Bantry-Bai. Aber eine ununterbrochene Folge von Stürmen und Nebel hinderte die Franzosen, an Land zu gehen. Auch eine mächtige holländische Flotte mit 30000 Mann an Bord, welche mit den Franzosen zusammen wirken sollte, war aus dem gleichen Grunde zur Untätigkeit verurteilt, so daß damals die Gefahr für England vorüberging.

Als die russische Flotte im Schwarzen Meere im Jahre 1738 durch einen Sturm vernichtet wurde, mußten die Landstreitkräfte der Russen in der Krim zurückgezogen werden, da sie von See aus nicht mehr mit Proviant und Munition versorgt werden konnten und auf dem Lande keine Zufuhrwege und Kanäle vorhanden waren. So wurde dieser Seesturm auch für den Landkrieg verhängnisvoll.

Häufig ist der Sturm noch von schweren Wolkenbrüchen begleitet, die beide vereinigt außerordentlich verheerend wirken können. Kaiser Karl V. setzte im Jahre 1541 ein Heer von 22000 Mann, welches die Blüte des spanischen und italienischen Adels sowie der Malteserritter enthielt, nach der algerischen Küste über. Er verließ Majorca mit seiner Flotte am 18. Oktober; aber bereits am folgenden Tage wurden die Schiffe von einem Sturm erfaßt. Trotzdem gelang am 20. die Landung nahe bei Algier. Bevor jedoch die Waffen und Vorräte an die Küste gebracht werden konnten, nahm das Unwetter so zu, daß 15 Kriegsschiffe und 100 Transportschiffe mit etwa 8000 Seeleuten forttrieben, während zur selben Zeit am Lande eine gewaltige Wasserhose über das Lager zog und große Opfer forderte. Enorme Wassermassen stürzten vom Himmel, zahlreiche Leute wurden fortgeschwemmt, und ein großer Teil der Truppen ertrank. Nur einem Rest gelang es, von den algerischen Reitern verfolgt, die Flotte von Andrea Doria zu erreichen, die in der Nähe vor Anker lag.

Überhaupt sind die Wirkungen von Seestürmen keineswegs auf das Meer beschränkt; vielmehr kennen wir zahlreiche Fälle, in denen auch kriegerische Operationen zu Lande von den Folgeerscheinungen der Seestürme profitieren konnten.

Die Wassertiefe wird ja an Flachküsten nicht nur durch den Wechsel von Ebbe und Flut, deren genaue Kenntnis selbstverständlich erforderlich ist, sondern auch durch längeres Andauern einer bestimmten Windrichtung erheblich verändert.

Schon Scipio Africanus verdankte die Eroberung Neukarthagos lediglich dem starken und konstanten Landwinde, der damals herrschte. Er erkannte mit scharfem Blick, daß der Wasserstand in der mit dem offenen Meere in Verbindung stehenden Lagune, welche die Mauern der Festung bespülte und durch ein Landheer unangreifbar machte, bei diesem Winde bedeutend niedriger sein mußte als gewöhnlich, eine Überlegung, die sich auch als richtig herausstellte und ihn in den Stand setzte, mit einem Teile des Heeres das seichte Wasser zu durchwaten und die an jener Stelle schlecht verteidigten Wälle zu erstürmen.

Einen der in der englischen Geschichte am meisten gefeierten Siege erfocht Eduard III. in der Schlacht von Crécy durch geschickte Ausnutzung der ihm durch einen Spion verratenen Besonderheiten, welche die Gezeiten der Baie de Somme in Nordfrankreich aufwiesen.

Bei der Belagerung Stralsunds durch die Preußen und Dänen 1715 wehte mehrere Tage lang ununterbrochen ein heftiger Westwind, der das Wasser aus den im Westen der Festung sich ausbreitenden, sonst unpassierbaren Sümpfen hinaustrieb und die Wassertiefe daselbst auf nur einen Meter erniedrigte. So konnten die Belagerer durch das Wasser waten und von dieser am wenigsten befestigten Seite her die Festung erstürmen.

Einige Jahre später ereignete sich ein analoger Fall bei der Eroberung der Landenge von Perekop, welche die Halbinsel Krim mit dem Festlande verbindet. Als der Feldmarschall Lacy hier 1738 die Türken bekämpfte, drängte er durch eine geschickte strategische Operation deren Truppen auf

eine der zahlreichen Halbinseln, in die das Land hier durch die Eingriffe des Asowschen Meeres gegliedert ist. Er wartete dann auf einen günstigen Westwind, der das Wasser aus diesen flachen Meeresteilen öfters auf kurze Zeit nach Osten hinauszutreiben und das Meeresniveau stark zu erniedrigen pflegt, und führte, als dieser Umstand am 7. Juli eintrat, seine Truppen schnell durch den seichten Meeresarm in den Rücken der türkischen Stellung.

Von den vielen Beispielen, welche uns die Geschichte des Halbinselkrieges liefert, bietet nach dem Urteil hervorragender englischer Militärs kein anderes Ereignis größeres militärisches Interesse als jene Passage Wellingtons durch den Grenzfluß zwischen Spanien und Frankreich, die Bidassoa, im Oktober 1813, bei der zwar alle Vorteile auf seiten der Franzosen waren, der englische Feldherr jedoch den Einfluß der Ebbe in diesem Winkel des Golfs von Gascogne richtiger zu beurteilen verstand.

Auf See ist die Stärke des Windes und der durch ihn hervorgerufene Seegang von großem Einfluß auf Geschwindigkeit und Ausdauer kleinerer Kriegsfahrzeuge. Auch die Richtung des Windes kann für manche Operationen von entscheidender Bedeutung sein. So werden z. B. auflandige stürmische Winde, wenn sie von Dauer sind, für eine die Küste blockierende feindliche Flotte sehr störend und gegebenenfalls sogar gefährlich sein. Dagegen bieten sie dem Feinde einen gewissen Vorteil für die ersten offensiven Unternehmungen des Kleinkrieges.

Die vom Winde verursachte Brandung ist ein so wichtiger Faktor bei allen Landungsversuchen an offener Küste, daß Lord Wolseley den Offizier, der dieses Element nicht genügend berücksichtigte, mit harten Worten als einen Spieler brandmarkte. Die Landung in der Bai von Abukir wurde im Jahre 1801 durch die Brandung um nicht weniger als fünf Tage verzögert, desgleichen die Ausschiffung der Expedition Sir John Moores in Portugal. Noch größer war der Zeitverlust, den die französische Expedition nach Algier im Jahre 1830 durch ungünstige Winde erfuhr.

Aus den bisherigen Ausführungen ergibt sich, daß es vor allen Dingen Temperatur, Regen, Schnee, Nebel und Wind sind, die für die Kriegführung in erster Linie in Betracht kommen. Es gibt aber wohl überhaupt kein meteorologisches Element, das nicht berufen sein könnte, gegebenenfalls eine Rolle im Kriege zu spielen. Auch elektrische und optische Erscheinungen der Atmosphäre sind davon nicht ausgenommen.

Im Juli 1812 wurden Napiers Truppen vor der Schlacht von Salamanca von einem heftigen Gewittersturm überrascht, der große Verheerungen anrichtete. Ein Blitzschlag schlug in das 5. Gardedragonerregiment ein, tötete viele Soldaten und erregte Entsetzen unter den Pferden. Hunderte von den erschreckten Tieren brachen aus und galoppierten nach allen Richtungen durch die Dunkelheit; sie wurden vielfach für feindliche Kavallerie gehalten, wodurch eine große Verwirrung entstand, die schwere Verluste zur Folge hatte.

Zahlreich sind die Fälle, in denen die Truppen in der ägyptischen Wüste durch

Luftspiegelungen getäuscht wurden. Besonders drastische Beispiele dafür liefert die Geschichte des französischen Feldzuges unter General Kléber im Jahre 1798.

Die hier angeführten Beispiele ließen sich noch beliebig vermehren; aber schon die kleine Auswahl dürfte genügen, um zu zeigen, daß die Weltgeschichte wohl manchmal einen anderen Gang genommen haben würde, wenn bestimmte Elementarereignisse ausgeblieben wären. Wer weiß, ob wir heute um unsere Existenz kämpfen müßten, wenn den Spaniern oder Franzosen nur einer ihrer Landungsversuche in England gelungen wäre.

Da nun aber an den gegenwärtigen Verhältnissen nichts zu ändern ist, so müssen wir uns wenigstens bemühen, aus der Vergangenheit zu lernen und uns fragen, wie wir die gewonnenen Erfahrungen zweckmäßig verwerten können. Die Antwort ergibt sich nach den bisherigen Ausführungen eigentlich von selbst. Die Wetterkunde muß in viel weiterem Umfange, als es jetzt bereits der Fall ist, für die Kriegführung nutzbar gemacht werden.

Zwar dürften wohl alle bisher erwähnten Momente von tüchtigen Strategen bei ihren kriegerischen Operationen stets in Betracht gezogen worden sein, und ein aufmerksames und verständnisvolles Studium der Kriegsgeschichte wird in vielen Fällen genügen, um jeden Offizier in den Stand zu setzen, den Einfluß der einzelnen meteorologischen Faktoren auf die bisherige Art der Kriegführung richtig zu würdigen. Der größte Erfolg im Kriege aber wird sich ceteris paribus immer an die Fersen des genialen Führers heften, der in Schnelligkeit und Exaktheit der Beobachtung, in dem sofortigen Erfassen und Ausnutzen günstiger Umstände dem Gegner überlegen ist. Solche Fähigkeiten können angeboren sein; sie lassen sich aber auch durch unablässige Übung und eifriges Studium erwerben, wie der Lebensgang manches hervorragenden Feldherrn beweist. Ein solches Studium aber wird in dem Maße unentbehrlicher, als neue Wege in der Art der Kriegführung eingeschlagen werden.

Denn so verständlich es auch ist, daß erfahrene Führer nur ungern die alten bewährten Methoden der Kriegführung, denen große und ausschlaggebende Erfolge zu verdanken waren, verlassen möchten, so verderblich könnte es werden, wenn die Strategie es nicht verstände, sich jeden Fortschritt in der Wissenschaft und der Technik zunutze zu machen.

Schon der im Jahre 1858 verstorbene Feldmarschall Radetzki hielt es für nötig, gegenüber gewissen Beharrungstendenzen in der Armee diese Notwendigkeit mit folgenden Worten zu betonen: „Die Kriegskunst kann nicht im Beharrungszustande bleiben; sie schreitet, wie jede andere Wissenschaft, mit den Fortschritten der Zeit, mit dem Wachstum der menschlichen Erfahrungen, mit der zunehmenden Erleuchtung in Ausbildung und Vervollkommnung fort."

Freilich galten bis in die letzten Jahre hinein die seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden bekannten und bewährten Regeln der Strategie und Taktik, die allmählich mit der Entwicklung der Verkehrsmittel zum Dampfschiff und zur Eisenbahn, und entsprechend der Vervollkommnung der Waffen vom Pfeil bis zum Maschinengeschütz und Torpedo zwar modifiziert worden sind, jedoch

hauptsächlich darauf basierten, daß ein Heer einem anderen in offener Feldschlacht oder im Festungskriege gegenüberstand, eine Flotte die andere auf See bekämpfte. Eben jetzt aber stehen wir am Beginn einer neuen Epoche, in welcher die rapide Entwicklung der modernen Luftschiffahrt alle alten und bewährten Regeln der Kriegskunst über den Haufen zu werfen droht.

Die Lufthülle unserer Erde übt nicht nur jene oben geschilderten verschiedenartigen Einflüsse auf die Kriegführung aus, sondern sie ist neuerdings selbst zum Kriegsschauplatz geworden.

Bevor wir uns aber diesem neuen Problem zuwenden, wollen wir dem Nutzen der Wetterprognose für die Kriegführung noch eine kurze Betrachtung widmen.

Ein klassisches Beispiel für diesen Nutzen ist jene eingangs erwähnte Wetterkatastrophe, die für die Entwicklung der Meteorologie von so großer Bedeutung wurde. Sie gab außerdem den Anstoß zu dem Bestreben, aus dem Studium der gleichzeitigen Witterungserscheinungen Nutzen für die Schiffahrt zu ziehen. Es war während des Krimkrieges, als am 14. November 1854 ein Sturm die alliierten französisch-englisch-türkischen Flotten auf dem Schwarzen Meer arg bedrängte, den Verlust des französischen Linienschiffes „Henri IV." vor Sebastopol herbeiführte und das Lager von Balaklawa zerstörte. Der ungewöhnlich heftige Sturm war zuvor in Westeuropa aufgetreten und hatte sich dann weiter ostwärts durch ganz Europa fortgepflanzt. Diese bemerkenswerte Erscheinung veranlaßte den Kriegsminister Vaillant, sich mit dem Ersuchen um genaue Erforschung jenes Sturmes an den damaligen Direktor der Pariser Sternwarte, den berühmten Astronomen Leverrier, zu wenden, dem es gelungen war, auf rechnerischem Wege den Planeten Neptun zu entdecken. Dementsprechend schickte Leverrier ein Zirkular an die Astronomen und Meteorologen aller Länder mit der Bitte, ihm sämtliche Beobachtungen mitzuteilen, welche sie in der Zeit vom 12. bis 16. November 1854 über den Zustand der Atmosphäre gemacht hatten. Die Bearbeitung und Diskussion des so erhaltenen umfangreichen Materials, das 250 Zuschriften umfaßte, ergaben, daß jener Sturm Europa von Nordwesten nach Südosten durchschritten hatte, und daß bei einer telegraphischen Verbindung von Wien mit der Krim die durch den Sturm bedrohte Flotte und die Armee noch rechtzeitig von der hereinbrechenden Gefahr hätten unterrichtet werden können, so daß es möglich gewesen wäre, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Diese Erkenntnis führte dann später zur Einführung der Wetterkarten und zur Ausgestaltung der Wetterprognose, die heutzutage einen ziemlich hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat. So ist denn die meteorologische Wissenschaft jetzt schon in der Lage, wertvolle Fingerzeige zu geben, welche die Kommandostellen in den Stand setzen, ihre Dispositionen der augenblicklichen Lage anzupassen. Die Einrichtung von Feldwetterstationen beweist auch, daß die Heeresleitung sich der Bedeutung eines zuverlässigen Wetterprognosendienstes voll bewußt ist.

Die Sicherheit, mit der man die kommende Witterung voraussagen kann,

ist ja in hohem Maße abhängig von dem Charakter der jeweiligen Wetterlage. Es gibt Situationen, bei denen auch die reichste Erfahrung der wetterkundigsten Autorität versagt, während andererseits bestimmte Fälle eintreten können, wo man mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit auf ein Eintreffen der Prognose rechnen kann. Mitunter wiederholen sich bestimmte Witterungserscheinungen in ziemlich regelmäßiger Aufeinanderfolge, so daß es dann sogar möglich ist, den Zeitpunkt eines Wetterumschlages im voraus anzugeben. Dies gilt vor allem von jenem Wechsel zwischen schweren Regenböen und wolkenlosem Himmel, der auf der Rückseite eines abziehenden Luftdruckminimums vorzukommen pflegt und häufig mit dem Fachausdruck „Rückseitenwetter" bezeichnet wird.

Bei uns gestaltet sich der Verlauf eines solchen etwa folgendermaßen: Hat eine bestimmte Stelle des Minimums den Ort passiert, so dreht der Wind, welcher allmählich unter fortgesetztem Auffrischen nach West umgegangen war, entweder allmählich oder plötzlich in einer mehr oder weniger heftigen Böe nach Nordwest; die Niederschläge haben jetzt ihre größte Stärke erreicht, werden aber nun, indem die Wolkendecke zerreißt, plötzlich unterbrochen. Ein ganz neuer Witterungszustand ist mit einemmal eingetreten. Blauer Himmel wechselt rasch mit schwerem Kumulusgewölk, aus welchem bei böigem, rasch anschwellendem, und plötzlich nach nördlicheren Richtungen umschwenkendem Winde und bei sprungweisem, oft rapidem Sinken des Thermometers heftige, aber meist nur kurze Zeit andauernde Regen-, Schnee- oder Hagelschauer herniederstürzen. Das Barometer, welches vorher seinen tiefsten Stand erreicht hatte, steigt oft mit außerordentlicher Geschwindigkeit. Allmählich jedoch werden die Böen seltener, der Wind schwächer, die Niederschläge fallen immer spärlicher und hören dann gänzlich auf. Hier besteht also die Möglichkeit, auf Grund einer sorgfältigen Beobachtung der Aufeinanderfolge des Witterungswechsels, den Zeitpunkt des Eintretens der nächsten Regenböe vorauszuberechnen und bei taktischen Maßnahmen darauf Rücksicht zu nehmen.

Allerdings muß man sich auch davor hüten, der kommenden Witterung eine übertriebene Bedeutung beizulegen, was natürlich ebenfalls vom Übel ist. Eine zu große Rücksichtnahme auf bevorstehende Witterungsverhältnisse hat z. B. im Jahre 1807 die englische Vorherrschaft in einem großen Teile Südamerikas für immer vereitelt. Die Engländer waren unter der Führung des General Whitelocke gegen Buenos Aires vorgegangen. Aber der Angriff wurde übereilt, weil man die militärischen Operationen schnell zu Ende führen wollte, da der Eintritt der regnerischen Jahreszeit kurz bevorstand. Nur zwei Kolonnen hatten daher bei ihrem Angriffe Erfolg und drangen in die Stadt ein. Der größte Teil der Streitkräfte war noch gar nicht genügend entwickelt, der Plan mißlang, und das Heer mußte kapitulieren.

Vor allem ist es notwendig, daß innerhalb derselben Truppe eine einheitliche Ansicht über das kommende Wetter vorhanden ist. Ein interessantes Beispiel dafür, daß nicht nur der Oberbefehlshaber, sondern auch die

Unterführer über die Witterungsverhältnisse richtig orientiert sein müssen, ereignete sich während des Spanischen Krieges in der Provinz Salamanca im November 1812. Da ein schwerer andauernder Regenfall niederging, sah der Herzog von Wellington voraus, daß der Fluß Huebra in kurzer Zeit anschwellen und den nächsten Weg unpassierbar machen würde, weshalb er seinen Truppen befahl, eine andere, zwar weitere, aber durch das kommende Hochwasser nicht gefährdete Marschroute einzuschlagen. Vergebens jedoch wartete er auf ihre Ankunft am Bestimmungsort, und als er voller Ungeduld zurückgaloppierte, fand er seine Truppen durch die inzwischen von den Bergen heruntergekommene Flut abgeschnitten. Seine Kommandeure hatten, weniger scharfsichtig wie der Feldherr selbst, nicht mit dem Regen gerechnet, auf eigene Faust den Umweg abzuschneiden versucht und waren so von dem Mißgeschick ereilt worden, das er durch seine Anordnungen hatte vermeiden wollen.

Schon vor Jahren ist in der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft zu Berlin darauf hingewiesen worden, wie wichtig es sei, dafür zu sorgen, daß die Ausführbarkeit der Wetterprognosen auch während des Krieges gewährleistet würde. Deutschland ist ja in dieser Beziehung in einer üblereren Lage als die westeuropäischen Mächte, weil die barometrischen Minima, von denen das Wetter hauptsächlich abhängt, meist von Westen kommen. Da nun im Kriege die Wetterdepeschen aus dem feindlichen Gebiet natürlich ausbleiben, so mußte es eine Aufgabe des Wetterdienstes sein, rechtzeitig mit der Möglichkeit eines Versagens des bisher in der Regel vorhandenen Materials zu rechnen und sich im Aufstellen von Prognosen nach unvollständigem, verschiedenartig kombiniertem Material zu üben, was auch inzwischen geschehen ist. Eine wichtige Aufgabe war es ferner, dafür zu sorgen, daß telegraphische Wetternachrichten aus neutralen Gebieten oder von neutralen, auf dem Atlantischen Ozean befindlichen Schiffen dem im Kriegsfalle eintretenden Mangel an Berichten von festen meteorologischen Stationen nach Möglichkeit abhelfen. Es kommen dabei namentlich Kabeldepeschen aus der dänischen Kolonie Island sowie funkentelegraphische Meldungen aus Spitzbergen in Betracht, in dem jetzt Norwegen als Beauftragter der nordischen Mächte Hoheitsmächte ausübt. Unter solchen Gesichtspunkten gewinnt auch die Neutralität der skandinavischen Reiche für uns einen erhöhten Wert. Man durfte vor dem jetzigen Krieg hoffen, daß es durch diplomatische Verhandlungen gelingen würde, die telegraphische Übermittlung von meteorologischem Beobachtungsmaterial aus neutralen Gebieten, also auch von hoher See, uns im Falle eines Krieges zu sichern. Aber nicht einmal die Voraussicht unserer deutschen Diplomaten konnte damals ahnen, daß England unter Mißachtung aller Regeln des Völkerrechts auch den neutralen Staaten seinen Willen aufzwingen würde.

Jeder Zeitungsleser empfand als ersten sichtbaren Ausdruck des Abbruches zahlreicher internationaler wissenschaftlicher Beziehungen bei Beginn des Krieges das Ausbleiben der Wetterkarten in den Abendblättern, und ein kurzer Überblick über den Zusammenbruch des internationalen Wetterdienstes,

der die Konstruktion von Wetterkarten in der bisherigen Weise unmöglich macht, dürfte daher hier am Platze sein.

Wohl die erste Lücke in den Wetternachrichten, die der gespannten politischen Situation zuzuschreiben war, trat am 26. Juli ein, indem die Nachrichten von Belgrad ausblieben. Die russischen Stationen dagegen stellten ihre Berichterstattung zu verschiedenen Zeiten ein, und manche nahmen sie sogar nach kurzer Unterbrechung wieder auf; so fehlen z. B. in den Wetterkarten am 30. Juli bereits Moskau, Warschau und einige andere Stationen. Am 31. fehlen die Nachrichten aus Finland, aber Moskau und Warschau berichten wieder. Am 1. August bleiben die Meldungen von zahlreichen mittelrussischen Stationen aus, dagegen sind wieder Nachrichten aus Finland vorhanden. Am 2. August endlich trifft nur von einer einzigen russischen Station, Wischni Wolotschek, der Wetterbericht ein, und vom 3. ab fehlen die russischen Stationen sämtlich. Hier herrschte also offenbar zu Anfang keine Einheitlichkeit in der Leitung des Wetterdienstes. Noch eigentümlicher war das Verhalten Frankreichs, das zwar mit Ende Juli die telegraphischen Nachrichten nach Deutschland einstellte, merkwürdigerweise jedoch von drei Stationen, nämlich Cherbourg, St. Mathieu und Isle d'Aix, bis zum 21. August, allerdings mit Unterbrechungen, Wettertelegramme an die Deutsche Seewarte gelangen ließ, ein Verhalten, das bisher noch keine Aufklärung gefunden hat. Zuletzt brach England seine meteorologischen Beziehungen zu uns ab, nämlich am 6. August; später trafen nur noch von Lerwick auf den Shetlandinseln Nachrichten ein, die jedoch am 9. August gleichfalls aufhörten.

Aber auch in den neutralen Ländern machte sich die Störung des wettertelegraphischen Verkehrs bemerkbar. Hier war es die Beschlagnahme der Kabel durch England, welche Spanien hinderte, seit dem 4. August Nachrichten nach Deutschland gelangen zu lassen, und zur gleichen Zeit wurde auch das isländische Kabel von England unterbrochen. Da dasselbe die dänischen Kolonien Island und Faröer mit dem Mutterlande Dänemark verbindet, so ist dieser neutrale Staat durch das rücksichtslose Vorgehen Englands schwer geschädigt worden. Wohl niemand aber ahnte damals, daß jene Gewalttat gegen den ohnmächtigen Kleinstaat nur das erste Glied zu einer Kette von völkerrechtswidrigen Brutalitäten gegen die Neutralen bilden sollte.

Wir verfügen somit über keine einzige meteorologische Beobachtung aus dem Gebiet, das weiter westlich liegt, als die von uns besetzten Teile Belgiens, und der größere Teil unserer Wetterkartenformulare muß deshalb unausgefüllt bleiben, was die Sicherheit der Wetterprognose stark beeinträchtigt, denn die Wetterkarten, die auf Grund des telegraphisch übermittelten meteorologischen Beobachtungsmaterials konstruiert werden, bilden ja die unentbehrliche Grundlage jeder zuverlässigen Wettervorhersage. Es mag jedem überlassen bleiben, sich an der Hand der erwähnten Beispiele im einzelnen auszumalen, welche Vorteile derjenigen kriegführenden Partei zufallen würden, die imstande wäre, die Änderung der einzelnen meteorologischen Elemente mit Sicherheit vorauszusehen.

Jedenfalls aber dürfte wohl niemand bezweifeln, daß vor allem eine erfolgreiche kriegerische Tätigkeit der Luftfahrzeuge in sehr hohem Maße von der Zuverlässigkeit der Wetterprognose abhängt.

Es ist schwer zu sagen, ob man es bedauern oder willkommen heißen soll, daß die Technik des Luftverkehrs doch noch nicht auf einem so hohen Stadium der Vollkommenheit angelangt ist, wie Optimisten es vor Ausbruch des Krieges vielfach annahmen. Wir können ja gar nicht absehen, wie groß die Umwälzungen sein werden, die wir erwarten dürfen, wenn es kriegführende Mächte erst zu einer wirklichen Beherrschung des Luftraums gebracht haben werden, da dann nicht nur, wie jetzt, gelegentlich kleinere, sondern umfassende, planvolle und vielleicht entscheidende kriegerische Operationen innerhalb weniger Stunden an jeder beliebigen Stelle des feindlichen Landes vorgenommen werden können. Da zudem die moderne Entwicklung der Technik dahin geführt hat, daß heutzutage ein großer Teil des kriegerischen Erfolges auf der Unversehrtheit einzelner Anlagen, wie Schienenstränge, Eisenbahntunnels, Brücken, Schleusentore, Docks, Luftschiffhallen, Proviantdepots, Pulvermagazine, Elektrizitätszentralen und analoger Einrichtungen beruht, so müßte deren Zerstörung, die weitab von der Gefechtsfront unter Benutzung von Luftfahrzeugen bewirkt werden kann, von den schwersten Folgen begleitet sein. In einem späteren Kriege wird sich daher diejenige Partei von vornherein die Überlegenheit sichern, die es besser versteht, den neuen Verkehrsraum auszunutzen und womöglich, nach Vernichtung der feindlichen Flugfahrzeuge und aller zu ihrer Herstellung dienenden Anlagen, allein zu beherrschen. Gegenwärtig, wo wir uns im ersten Stadium der Entwicklung des neuen Verkehrsmittels befinden, kommt natürlich viel darauf an, welche Partei die leistungsfähigeren Flugfahrzeuge, bzw. die besseren Flugzeugführer besitzt, und wir dürfen glücklich sein, daß unsere Zeppelinluftschiffe uns eine gewisse Überlegenheit sichern. Aber ebenso wie die Differenz in den Geschütz- und Gewehrkonstruktionen mit der Zeit immer geringer geworden ist, so dürften auch in wenigen Jahren die Typen der Flugfahrzeuge in den einzelnen Staaten nicht mehr so große Unterschiede zeigen, daß sie für den Ausgang des Krieges bestimmend sind. Von ausschlaggebender Bedeutung aber kann gerade für die Flugfahrzeuge die Meisterschaft werden, mit welcher die Heeresleitung oder das Flottenkommando nicht nur den voraussichtlichen Charakter der kommenden Witterung im allgemeinen, sondern auch die zu erwartenden Änderungen wichtiger meteorologischer Elemente im Einzelfalle zu erkennen vermag.

Könnte man z. B. mit einiger Sicherheit die Fortdauer einer Witterungslage erwarten, bei der zwei Luftströmungen von nahezu entgegengesetzter Richtung übereinander vorhanden sind, ein Fall, der gar nicht so selten eintritt, so würde diese Kenntnis eine weitgehende und für gewisse Zwecke erfolgreiche Verwendung von Freiballons möglich machen. Die Windrichtung gehört ja zu denjenigen Elementen, deren Vorhersage im allgemeinen die geringsten Schwierigkeiten macht. Für die Verwendbarkeit der Luftfahrzeuge aber ist

eine richtige Erkenntnis der kommenden Windrichtung und ihrer voraussichtlichen Dauer natürlich von ausschlaggebender Bedeutung.

Der Ausbruch eines Gewitters macht die Verwendung fast aller Luftfahrzeuge, auch der Fesselballons, unmöglich, so daß für schnell auszuführende Handstreiche die Vorhersage eines kommenden Gewitters von größtem Nutzen werden könnte. Wenn die Rekognoszierungs- und Orientierungsmöglichkeit der Luftfahrzeuge durch Bodennebel und Sprühregen, in Trockengebieten durch Sandstürme, vor allem jedoch durch die Dunkelheit der Nacht stark beeinträchtigt wird, so bieten derartige Vorkommnisse ihnen aber auch andererseits ein Mittel, sich den feindlichen Stellungen ungesehen nähern zu können.

Die gewaltigen Rauchmassen, die den Schloten der Kriegsschiffe entquellen, dringen, wie wir von den Ballonfahrten wissen, hoch empor und durchbrechen niedrig gelegene Wolkendecken. So wird ein über einer niedrigen Nebelschicht fahrendes Luftfahrzeug imstande sein, sich einem feindlichen Geschwader ungesehen zu nähern und dessen Position dem eigenen Geschwader zu melden, eine Möglichkeit, welche sehr zugunsten des neuen Ölmotorantriebs für Kriegsschiffe spricht, bei dem es zu keiner Rauchentwicklung kommt. Der meteorologischen Wissenschaft andererseits werden neue Aufgaben für die Erforschung des Nebels auf See zufallen, über dessen Höhe jetzt eigentlich sehr wenig bekannt ist. Daß es ganz verschiedene Arten von Seenebeln gibt, wissen die Fischer, die an nebelreichen Küsten ihrem Berufe obliegen müssen, sehr wohl, und die norwegische Küstenbevölkerung z. B. versteht es besser, die verschiedenen Arten und Eigenschaften des Nebels auf See zu unterscheiden und dessen Auflösung oder Verdichtung vorauszusagen als der gewiegteste Meteorologe. Sind doch auch die meteorologischen Bedingungen der einzelnen Nebelarten noch außerordentlich wenig erforscht. Bei bestimmten Wetterlagen bildet sich oft ein dichter Nebel auf dem Meere, der jede Fernsicht verhindert und in große Höhen zu reichen scheint, jedoch eine Luftschicht dicht über der Wasseroberfläche, deren Dicke aber nur sehr gering ist, völlig frei läßt. Man muß dann den Kopf dem Meeresspiegel möglichst nahe bringen und hat nun, gewissermaßen unter dem Nebel hindurch, freien Ausblick. Eine solche Wetterlage würde namentlich Unterseebooten die Möglichkeit geben, sich bis in die unmittelbare Nähe der Kriegsschiffe heranzuschleichen.

Die Luftfahrzeuge verraten ihr Kommen noch immer durch das starke Surren, das die Bewegung der Schraubenflügel verursacht. Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß dieses Geräusch im allgemeinen um so weniger weit hörbar ist, je tiefer sich das Flugfahrzeug befindet.

Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles in der Luft ist nämlich in hohem Grade von der Lufttemperatur abhängig. Nimmt dieselbe mit der Höhe ab, wie es unter normalen Verhältnissen der Fall ist, so wird der Schall sich in den höheren Lagen langsamer fortpflanzen wie in den tiefer liegenden. Die Schallstrahlen erhalten also eine nach unten konvexe Form, d. h. sie sind nach aufwärts gekrümmt, und hinter dem Umkreis, in dem sie die Meeres- bzw. Erd-

oberfläche gerade tangieren, bleibt ein Raum, in den die Schallstrahlen im allgemeinen nicht mehr direkt hineingelangen können, ein sogenannter Schallschatten.

Nimmt die Temperatur der unteren Luftschichten dagegen mit der Höhe zu, so wird der Schall sich oben schneller ausbreiten als unten, die Schallstrahlen sind also nach unten gekrümmt, und die Hörbarkeit erreicht ihre praktische Grenze erst dann, wenn die Intensität, die mit dem Quadrat der Entfernung abnimmt, infolge des zu großen Abstandes unter die Schwelle des Bewußtseins gesunken ist. Eine solche Zunahme der Temperatur mit der Höhe ist auf dem Lande, namentlich nachts und im Winter, sehr häufig, über dem Meere dagegen selten. Sie stellt sich aber auch dort gelegentlich bei einem Windwechsel ein, wenn ein kälterer Wind von einem wärmeren abgelöst wird, der sich zuerst in der Höhe geltend macht. Man hat berechnet, daß unter gewissen atmosphärischen Verhältnissen die Hörweite so laut tönender Schallquellen, wie es die Nebelsignale an Küstenstationen sind, bis auf $1^1/_2$ Kilometer herabgehen kann, und aus unseren Ausführungen geht hervor, daß es nicht möglich ist, diesem Übelstand durch Verstärkung des Schalles abzuhelfen. Nur ein Höherlegen der Signalstation würde in solchen Fällen ein Weitertragen des Schalles begünstigen.

Für Flugfahrzeuge ergibt sich daraus die Nutzanwendung, daß sie bei normaler Temperaturschichtung der Atmosphäre möglichst niedrig fahren müssen, wenn sie sich dem Feinde unhörbar nähern wollen.

Zweifellos wird die praktische Erfahrung in dem gegenwärtigen Weltkrieg noch zahlreiche andere Beziehungen zwischen Krieg und Wetter aufdecken, die hier nicht berücksichtigt worden sind. Aber diese kurzen Darlegungen konnten und sollten auch nicht den Gegenstand in seiner ganzen Ausführlichkeit behandeln. Es lag mir nur daran, zu zeigen, daß zahlreiche Berührungspunkte zwischen der meteorologischen Wissenschaft und der Strategie vorhanden sind. Das Wort Moltkes: „Die Strategie ist die Anwendung des gesunden Menschenverstandes auf die Kriegführung" läßt sich heute in dieser Allgemeinheit nicht mehr aufrecht erhalten. Man muß vielmehr dem gesunden Menschenverstand noch eine gehörige Summe wissenschaftlicher Durchbildung und technischer Kenntnisse zuaddieren. Daß unter diesen notwendigen Wissenschaften auch die Meteorologie eine nicht zu verachtende Rolle spielt, hoffe ich durch die vorstehenden Ausführungen bewiesen zu haben.

Möge ein gedeihliches Zusammenarbeiten der Strategen mit den Meteorologen auch in weiterer Zukunft dahin führen, daß die letzteren imstande sind, alle neuen Aufgaben, die in einem späteren Krieg noch mehr als bei dem jetzigen zweifellos an sie herantreten werden, in möglichst vollkommener Weise zu lösen, zum Vorteil der Wissenschaft und zum Wohle des Vaterlandes.

Das heutige Rußland.

Von

Karl Nötzel.

(Schluß.)

9.

Man kann überhaupt das heutige Rußland weder in politischer noch in wirtschaftlicher, noch in irgendwelcher kulturellen Hinsicht irgendwie begreifen, wenn man sich nicht immer und überall die Leibeigenschaft und ihre Aufhebung als das eigentliche russische Schicksal vor Augen hält und zunächst einmal nach ihren Folgen sucht in allem, was da unbegreiflich erscheint. Denn auch die oft so tollen Widersprüche in den Willensrichtungen der russischen Gesellschaft, und mehr noch die so unmöglichen Gegensätzlichkeiten zwischen offen bekannter Gesinnung und tatsächlichem Tun verlieren wenigstens jenes zu fassungsloser Ratlosigkeit Verurteilende, wenn wir uns einfach darauf besinnen, daß die russische Seele, deren Selbstbewußtsein bereits das Tartarenjoch und seine Erbschaft, das despotische Zarentum, dauernd gebrochen hatten, noch einmal durch das Schicksal der Leibeigenschaft auf Jahrhunderte hinaus eine Spaltung erfuhr: in Herrschende und Gehorchende, in fast Allmächtige und fast völlig ihrer Willkür Preisgegebene. Bei den Nachkommen der Herrschenden, der „Seelenbesitzer", verliert sich nicht so leicht die Gewöhnung daran, persönliche Launen mit persönlichen Rechten zu verwechseln, in rein persönlichen Anschauungen über alle Zweifel erhabene, ewig gültige Wahrheiten anerkannt haben zu wollen, und schließlich stammt auch von den Herren der Leibeigenschaft — und hierin erblicke ich Rußlands schwerstes soziales Unglück — jenes ganz elementare, hoffnungslose Mißverstehen der einem persönlich geleisteten Arbeit, dem man immer wieder in Rußland begegnet, wie ich bereits oben betonte. Was aber die Nachkommen der Leibeigenen selber betrifft — im allgemeinen scheinen sie bei weitem weniger schwer seelisch geschädigt als die Nachkommen ihrer Herren — so ist doch wohl jener so oft mit ratlosem Bedauern zu beobachtende Mangel an Widerstandskraft gegen sinnliche Versuchungen bei dem einfachen Volke, und oft bei den Liebenswertesten unter ihnen, ohne jede Künstelei darauf zurückzuführen, daß eben dem Sklaven gar keine anderen Lebensreize blieben, und das nicht so

leicht vergessen wird. Und auch jene — übrigens durchaus nicht mehr allgemeine — Gleichgültigkeit gegenüber der eigenen Hände Werk erklärt sich aufs ungezwungenste daraus, daß der Hörige doch gar nicht über seine Arbeit verfügen konnte. Nur flüchtig hinweisen will ich auch noch in diesem Zusammenhange auf die entsetzliche Entartung, die der mit jeder Hörigkeit untrennbar verbundene Alkoholismus — sie widerspricht nun einmal derart dem Wesen des Menschen, daß er sie nur im Rausche zu ertragen vermag — in weite Kreise des sonst so gesunden russischen Volkes getragen hat — die Hysterie ist da außerordentlich verbreitet, selbst in den Kasernen. Von hysterischen Dienstboten und Arbeitern ganz zu schweigen. Alles in allem kann man aber dennoch mit vollem Rechte behaupten, daß das russische Volk verhältnismäßig wenig von der Leibeigenschaft gelitten hat, und daß es sich eine außerordentliche sittliche Stärke und Widerstandskraft erhalten hat in fünf Jahrhunderten einer solchen Knechtschaft, die wohl jedes andere Volk körperlich und geistig zugrunde gerichtet hätte. Damit hat das russische Volk tatsächlich das Recht errungen, sich eine moralische Berufung zuzuerkennen. Die verhängnisvollste und wohl erst im Laufe der Jahrhunderte völlig auszugleichende Folge der Leibeigenschaft liegt aber, meines Erachtens, auf wirtschaftlichem Gebiete. Auch das versteht sich ganz von selbst, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das eigentliche Wesen der Leibeigenschaft, von der wirtschaftlichen Seite aus gesehen, in einer systematischen Entwöhnung des Hörigen von allem selbständigen Wirtschaften bestand. Nicht bloß, daß der Leibeigene den größten Teil seiner Zeit der Arbeit für seinen Seelenbesitzer widmen mußte, er erhielt auch von ihm die Mittel zum Unterhalt für sich und seine Familie, und nur eben die notwendigsten. Sein und seiner Familie Daseinsmöglichkeit stand mithin in gar keinem Verhältnis mehr zu der von ihm geleisteten Arbeit, und diese Beziehung macht doch erst den seelischen Untergrund jedes Wirtschaftens aus: nur sie gewährt dem Menschen die Möglichkeit, sich körperlich zu erhalten, ohne dabei seine geistig-sittliche Person ausschalten zu müssen. Von einer solchen Beziehung war in der Leibeigenschaft auch nicht die Rede: jahrhundertelang ward der russische Bauer grundsätzlich um das Sittliche der Arbeit betrogen. Das erlernt sich nicht so leicht wieder. So erklärt sich auch aufs natürlichste der so häufige Leichtsinn des russischen Bauern, sein sorglos in den Tag hinein Leben. Es wird sicherlich noch Jahrhunderte dauern, bis er es erleben wird, daß er für sich selber, für seine Frau und seine Kinder arbeitet und nicht mehr für einen in seiner Laune unberechenbaren Seelenbesitzer. Leider scheint an dessen Stelle in der Vorstellung des Bauern die Regierung getreten zu sein, die tatsächlich den Bauern am stärksten belastet: durch direkte Steuer und vor allem durch Besteuerung der unentbehrlichsten Lebensmittel. Es ist diese so vielfach beobachtete Unfähigkeit des russischen Bauern zu selbständigem Wirtschaften wohl auch der letzte Grund dafür, weshalb seit Aufhebung der Leibeigenschaft

alle nicht geradezu stockkonservativen Parteien Rußlands eigentlich nur ein Feldgeschrei haben: Landzuerteilung an den russischen Bauern. Die russische innere Politik ist seit derselben Zeit eigentlich ausschließlich Agrarpolitik. Die einzelnen Parteien, von den freikonservativen Oktobristen bis zu den Sozialdemokraten und Sozialrevolutionären, unterscheiden sich dabei nur in den Mitteln, die sie zur Befriedigung des Landhungers der russischen Bauern vorschlagen. Die bürgerlichen Parteien wollen, daß die märchenhaft begüterte Krone (trotz aller Mißwirtschaft, und trotzdem die Großfürsten als Verwalter 25 Millionen Rubel jährlich erhalten, zieht der Zar mindestens 250 Millionen im Jahre aus seinen Besitzungen) umsonst das fehlende Land hergeben soll, die zu enteignenden Gutsbesitzer aber entschädigt werden. Hiervon wollen aber gerade die sozialistischen Parteien gar nichts wissen — und sie weisen dabei darauf hin, daß in Rußland der selber im Großbetrieb wirtschaftende Grundbesitzer ausstirbt: fast alles Gutsland ist parzelliert und an Bauern verpachtet, die es sehr schwer haben, den Pachtzins regelmäßig zu entrichten, bei der noch immer so primitiven Bebauungsart. Letztere muß man denn auch sehr wohl im Auge haben, wenn man den Landhunger des russischen Bauern etwas näher betrachtet. Tatsächlich besitzt er im Durchschnitt etwa dreimal so viel Land wie der deutsche, sein Ertrag ist nur ein unverhältnismäßig geringerer. Es fehlt dabei aber, abgesehen auch von allem anderen, bei dem hohen Pachtzins und den schweren Steuern, an Produktionsmitteln und an vernünftiger Organisation des ländlichen Kleinkredits. Alles, was hier geschah — und das Gleiche gilt von der im großen betriebenen Auswanderung nach Sibirien — scheitert an jenem engherzigen Mißtrauen gegen das Volk, von dem nun einmal der Zarismus nicht loskommt.

10.

Als eine verspätete, aber doch wohl unmittelbare Folge der Bauernbefreiung muß auch jene großartige Agrarreform — unstreitig die kühnste in der ganzen Welt seit der Bauernbefreiung in Rußland — angesprochen werden, die schon nach der Revolution, im Jahre 1907, das Ministerium Stolypin durchsetzte. Ihre Folgen sind noch gar nicht abzusehen. Dabei handelt es sich um gar nichts anderes, als daß der russische Bauer endlich die Erlaubnis erhielt, jederzeit aus der Landgemeinde auszutreten, die ihm bei der Gelegenheit ein entsprechendes Landstück als veräußerbares, persönliches Eigentum zu überweisen hat. Diese vielgenannte russische Landgemeinde, „Obtschina", eine uralte und selbst durch die Leibeigenschaftsperiode unverändert durchgegangene, durchaus kommunistische Einrichtung, beruht, bei sehr vielen örtlichen Abweichungen (die einzelnen Bestimmungen offenbaren bisweilen eine hohe politische und menschliche Weisheit), im Grunde genommen darin, daß der gesamte Landbesitz eines Dorfes der Gemeinde gehört, die ihn zu

bestimmten Zeiten an die einzelnen Gemeindemitglieder der Seelenzahl ihrer Familie nach verteilt. Es kann hier nicht untersucht werden, ob die Landgemeinde tatsächlich das Hindernis für die landwirtschaftliche Entwicklung Rußlands war, wie gewisse Kreise behaupten. Andererseits kann man die unausgesetzten Angriffe von seiten der liberalen russischen Gesellschaft auf dieses als despotischer Akt verschrieene Gesetz — und dabei hat die Regierung hier doch erlaubt, nicht befohlen, ja sie hat die individuelle Freiheit verfochten! — überhaupt nur dann verstehen, wenn man berücksichtigt, daß die „Obtschina" der freiheitlichen russischen Gesellschaft als Keimzelle des ersehnten zukünftigen sozialistischen Reiches ein unantastbarer Gegenstand der Ehrfurcht ist! Auch wollen wir hier nicht eingehen auf die Frage, ob die russische Regierung mit diesem Gesetz ihren eigentlichen Zweck erreichte: an Stelle des unaufhaltsam verfallenden Adels sich in einem am Privatbesitz tüchtig interessierten Bauernstand eine Stütze zu schaffen gegenüber den oppositionellen Tendenzen der russischen liberalen Gesellschaft und den niederreißenden Tendenzen der russischen Intelligenz. Außer allem Zweifel steht aber, daß dies Gesetz eine ganz gewaltige Umgestaltung im russischen Bodenbesitz hervorgerufen hat — nur die alteingesessenen Landgemeinden erwiesen sich als widerstandsfähig — und daß seit seiner Einführung die in allen Ländern beobachtete Tendenz des Zerfalls der großen Güter und des Anwachsens der mittleren und vor allem des ländlichen Kleinbetriebs — eine Tendenz, auf der alle soziale Hoffnung beruht — sich in geradezu auffallender Weise für Rußland bestätigt. Dabei soll auch nicht verschwiegen werden, daß überhaupt erst durch dies Agrargesetz in Rußland — bis dahin waren alle Industriearbeiter auch landbesitzende Bauern gewesen — ein landloses Proletariat aufkam, und damit erst ein richtiger Industriearbeiterstand, was zwar im Interesse der russischen Industrie liegen mag; ob aber im Interesse der russischen Arbeiter selber — und schließlich auch der Regierung — das ist doch mehr als fraglich. Auch auf den Bodenwucher soll nur hingewiesen sein, der in geradezu gefährlichem Umfange dadurch entstand, daß gewissenlose Aufkäufer dem Trunke ergebenen Bauern um ein Butterbrot ihr Land abhandeln und es dann den landnotleidenden Bauern um das Vielfache des üblichen Pachtpreises ablassen. Eins ist aber seit dieser Reform wenigstens auffallend, daß nämlich die Bodenkultur viel rationeller geworden ist, und sich das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in vielversprechender Weise entwickelt. Jedenfalls haben wir in Stolypins Agrarreform eine neue Möglichkeit für Rußlands kulturelle Entfaltung, was niemand aus dem Auge lassen sollte, der sich mit Rußlands so widerspruchsvollen Geschicken beschäftigt: wir können ja noch gar nicht wissen, welchen im Volke schlummernden Kräften hier ein Ausweg geschaffen wurde. Und wer das russische Volk auch nur einigermaßen kennt, der weiß, daß wahrhaft christliche Tugenden und patriarchalische Sitten immer noch in ihm wurzeln, und daß dabei vielleicht in keinem Volke der Erde, bei

aller aufrichtigen, wenn auch seltsam ästhetisch gefärbten Volksliebe der Gebildeten, die Kluft zwischen ihnen und dem einfachen Volke eine derartige, geradezu unüberbrückliche ist, was natürlich ebenfalls auf das Konto der Leibeigenschaft kommt: denn der Leibeigene durfte eben nicht als Mensch gelten, sonst hätte der Seelenbesitzer ihn nicht so ausbeuten können. Dieser Umstand ist aber darum ganz besonders in Erwägung zu ziehen, weil überhaupt erst in unseren Tagen, ein halbes Jahrhundert nach Aufhebung der Leibeigenschaft, das einfache russische Volk, nachdem es mehr als ein halbes Jahrtausend von der politischen Bildfläche verschwunden war, wieder anfängt, an der Leitung der Geschicke seines Landes Anteil zu nehmen.

Die russische Gefahr.

1.

Nach dem japanischen Feldzug richtete General Kuropatkin an den Zaren eine Denkschrift, in der er ausführte, Rußland habe gar keine Eile damit, sich die Völker der Erde zu unterwerfen: bereits jetzt zähle es 160 Millionen Einwohner, in fünfzig Jahren würden es 250, in hundert Jahren 350 Millionen sein! Damit ist die russische Gefahr bei Namen genannt. Vorausgesetzt natürlich, daß bei der russischen Regierung und in der russischen Gesellschaft Angriffstendenzen Westeuropa gegenüber vorhanden sind. Beides ist aber im reichsten Maße der Fall. Einerseits sieht sich eine despotische Regierung schon aus bloßem Selbsterhaltungstrieb zu unaufhörlichen Kriegen gezwungen: um nämlich die Bürger des eigenen Landes von ihrer Knechtung zu Hause abzulenken und durch Unterwerfung anderer Völker ihr nationales Selbstbewußtsein zu erhöhen, ohne daß man ihnen irgendwelche politische Zugeständnisse macht (zu welchem Zwecke freilich die unterworfenen Völker auch schon in ihren elementarsten Rechten, z. B. dem Gebrauch ihrer Muttersprache, bedrückt werden müssen, und hierin liegt natürlich wiederum auch die Schwäche des russischen Staatskolosses). Andererseits kommt eine Gesellschaft, die von jeher und schon jahrhundertelang mit ihrer despotischen Regierung den Daseinskampf führt, niemals völlig aus jenem Zustand innerer Erregung heraus, der ganz von selber Gegensätzlichkeiten zu den Nachbarvölkern hervorruft: schon um sich selber durch fortgesetzten Vergleich mit ihnen über das Minus an bürgerlicher Selbstachtung hinwegzutäuschen. Verläuft doch ein solcher gesellschaftlicher Daseinskampf, wenn er durch die Jahrhunderte geht, niemals ohne gewaltigste Heldenopfer sowohl wie schmählichste Zugeständnisse. Diese lassen eine derartige Gesellschaft gleichsam nie aus dem Erröten herauskommen, jene erfüllen sie mit dem Gefühle überlegenen Stolzes, der natürlich um so kritikloser auftritt, je mehr er elementarsten Selbstachtungsbedürfnissen ent-

spricht. Mit keinem Menschen ist es nämlich schwieriger auszukommen, als mit dem, der grundsätzlich erniedrigt wird und dabei glühend ehrgeizig ist. Nur aus diesem Seelenzustand heraus begreift man denn auch das durchaus kritisch ablehnende Verhalten der ganzen russischen Gesellschaft Westeuropa gegenüber — von ihrer äußersten Rechten bis zur alleräußersten Linken, die sich hierbei noch ganz besonders unversöhnlich erweist. In hohem Grade wirkt ohne Zweifel hierbei auch der Umstand, daß die gesamte russische Schule — das entspricht dem elementarsten Selbsterhaltungsinteresse der despotischen Regierung — ein aufs äußerste gesteigertes nationales Selbstbewußtsein zum Ziele hat. Hinzu kommt ferner, daß auch die russische — sich die „rechtgläubige" nennende — Kirche, wenn auch ihre edelsten Diener längst schon nichts sehnlicher wünschen, als daß sie von jedem Mißbrauch zu Staatszwecken befreit werde — doch die Ausnahmestellung des „russischen" Menschen schon dadurch mit besonderem Nachdruck betont, daß sie ihm von klein auf beibringt, er allein habe den wahren Christenglauben. Bei dem merkwürdigen Übereinstimmen der altchristlichen Gebote duldender Menschenliebe mit den ursprünglichen Willensrichtungen der russischen Seele ist nun die russische Kirche, trotz der schon traditionellen Kirchengleichgültigkeit des gebildeten Russen, doch vielleicht die nationalste Kirche, die wir kennen. Aus ihrem ungeheuren moralischen Einfluß erklärt sich, zum Teil wenigstens, die ganz eigenartige Färbung des russischen Nationalbewußtseins im Schoße des ganzen freiheitlichen Rußlands: von den Oktobristen bis zu den Sozialrevolutionären. Der Anspruch einer zweifellosen nationalen Überlegenheit vor den Völkern des Westens gründet sich ja hier keineswegs unmittelbar auf Rußlands politische Größe — wenn man sie auch gerade in diesem Lager vielleicht mehr als irgendwo nötig hat: nämlich zur Erreichung „menschheitsbeglückender" Ziele — vielmehr auf die seelischen Vorzüge des Russen. Wie seltsam es auch klingen mag, es ist nun einmal so: der gebildete Russe, und namentlich der regierungsfeindliche, der revolutionäre, ist ganz unerschütterlich davon überzeugt, daß es eigentlich bloß in Rußland Menschenseelen gibt in des Wortes eigentlicher Bedeutung, der ganze Westen dagegen im Grunde nur aus engherzigen, seelisch stumpfen und kaltselbstsüchtigen Menschen besteht. Wer die russische Publizistik irgendeiner Färbung auch nur im geringsten kennt — und sie ist für jeden wahrhaften Europäer einfach unerträglich — wer selbst die großen russischen Dichter nur mit ein klein wenig Kritik gelesen hat, der weiß sehr wohl, daß ich mich hier viel, viel vorsichtiger ausdrücke als das freiheitliche Rußland, das nun einmal unter keinen Umständen den Anspruch aufgeben will, uns Westeuropäern „ein Pfahl im Fleische" zu sein. Da wir dabei aber wissen und es nie vergessen sollten, daß der Russe, für den es keine Antike und keine Reformation gab, auch in seinen erleuchtetsten Vertretern — ein Wladimir Solowieff freilich ausgenommen — schlechthin außerstande ist, Ehrfurcht zu hegen vor dem Menschen an sich: vor seinem Willen zur Selbstbestimmung

und zum Berücksichtigtwerden in seiner Undurchdringlichkeit für jeden anderen Menschen, so darf es uns auch gar nicht weiter überraschen, daß von seiten des freiheitlichen Rußlands — durchaus nicht lediglich des revolutionären — uns Westeuropäern immer wieder ganz offen gedroht wird, man werde uns unter Umständen zu unserem sozialen Heile zwingen. Da wir es nun aber unsererseits ein für allemal für unmöglich halten, daß ein Mensch zu seinem Heile gezwungen werden kann, mit anderen Worten: da wir das Heil des Menschen unter keinen Umständen in etwas anderem zu erblicken vermögen als in ungehemmter Möglichkeit zu sittlicher Selbstbestimmung, so müssen wir von seiten des aufgeklärten, des freiheitlichen Rußlands unsere höchsten Europäergüter bedroht erkennen: alles das, was uns die letzten und bleibenden Lebensanreize gewährt, nämlich Freiheit des Gewissens und Freiheit der Forschung! Es ist demnach mit allem Nachdruck zu betonen, daß die russische Gefahr ein doppeltes Gesicht zeigt, daß sie unser ideales Dasein ebenso bedroht wie unsere nationale Selbständigkeit, und daß es daher im Grunde — vorderhand wenigstens — noch ganz auf das Gleiche hinauskommt, ob Kosakenregimenter oder russische Revolutionsheere in Berlin einziehen: in jedem Falle würde jeder Gedanke mit dem Tode bestraft! Hoffentlich wird dieser Krieg dazu dienen, daß uns endlich einmal die Augen aufgehen auch über dieses zweite Gesicht der russischen Gefahr, wie sie uns vom geistigen Rußland her droht. Bis jetzt lassen wir immer noch vor den mannigfachen Giftströmen, in denen das geistige Rußland selbst in den Meisterwerken seiner großen Dichter auf uns einströmt, unser Volk ungewarnt und ungeschützt. Ja, wir treiben — ästhetische Schulmeisterei spielt da wohl ebenso mit wie beunruhigtes soziales Gewissen — einen ganz kritiklosen Kult mit der russischen Literatur und übersetzen massenweise auch solche Werke, die nur russisches Kulturgift enthalten, ohne jede entschuldigende dichterische Schönheit. Aber kommen muß der Tag, wo wir auch an die Meisterwerke der russischen Wortkunst die kritische Sonde anlegen, wo wir nicht werden müde werden, hinzuweisen auf die giftigen Attentate in ihnen auf die wahre Freiheit des Menschen, die immer nur im Geistesreiche wurzelt: auf das zum Verbrechen gegen uns selber Verführende in der russischen Dichtung. Damit werden uns keineswegs die unermeßlichen künstlerischen und menschlichen Werte dieser Kunst verloren gehen, vielmehr nur reiner strahlen als je, und wir werden uns ihnen endlich einmal hingeben können ohne allen heimlichen, quälenden Selbstbetrug und ohne jede uneingestandene Scham vor unwidersprochener Verleumdung unseres Heiligsten im Nächsten wie jetzt, wo wir noch nicht sehen wollen — allzusehr imponieren uns noch unsere Ästheten — das kleinlich Ausschließende, das nie ohne Gegensatz zu anderen, ungeliebten Angehörigen der Menschheit in des russischen Dichters Menschenliebe auftritt: ihr Nieloskommenkönnen von einer Persönlichkeit, die nichts, aber auch gar nichts zu lieben vermag, ohne es auch schon sogleich im Gegensatz zu erleben zu

anderem, das sie derart bis zur Blindheit haßt, daß einen tatsächlich bisweilen der Verdacht überkommt, als suche diese Dichterpersönlichkeit gerade in dem Bekenntnis ihrer Liebe eine letzte höchste Möglichkeit, ihrem zügellosen Hasse zu fröhnen, ohne sich dabei tadeln lassen zu müssen. Heute entgeht uns das alles noch allzusehr, wir lassen unser herrliches Volk noch wehrlos gegen das Gift, das mit der kritiklos hingenommenen russischen Menschenliebe in unsere Seelen einfließt, und das um so verderblicher wirken muß, als unsere Seele, es für Liebe haltend, die Waffen vor ihm niederlegte. Heute hegen wir nur erst die Scheu, wie vor etwas uns Unverständlichem, wenn ein Dostojewsky, der als Dichter grenzenloses Verzeihen und Vergeben allem Menschlichen gegenüber lehrt, der in Gestalten und Bildern verkündet, daß auch gar keine Lage denkbar sei für einen Menschen, in der er aufhören würde, ein Gegenstand notwendiger Liebe für uns zu sein, als Publizist — übrigens zum Teil auch innerhalb seiner Romane, in denen er wie auch Tolstoi nie völlig lassen kann von ganz offener Schulmeisterei — Deutsche, Juden und Franzosen in maßloser Weise beschimpft! Noch wagen wir nicht bei aller Ehrfurcht vor der Aufrichtigkeit und dem guten Willen des Propheten Tolstoi, es ruhig auszusprechen, daß doch etwas wahrhaft grotesk sittlich Zerrissenes und wirklich tragisch geistig Unzulängliches in ihm liegt, der tatsächlich glaubt, als erster den Heiland verstanden zu haben, der das Nichtwiderstehen gegen das Böse lehrt, und dabei so wenig seinen allerelementarsten Menschenhaß überwunden hat, daß er noch kurz vor seinem Tode den alten Kaiser von Österreich einen „bösen alten Mann", einen „widerlichen Greis" nennt, daß er einen Renan, der stets lebte wie ein Heiliger, für interessiert erklärt an „dieser Welt der Galgen und Bordelle", daß er den deutschen Reformatoren absichtliche Bibelfälschung vorwirft zu dem Zwecke, den sinnlichen Lüsten ihrer Landesherren zu schmeicheln, daß er kühn behauptet, es gebe überhaupt keinen Beamten, der um etwas anderes als um Geld seinen Dienst verrichtet, daß er sich nicht entblödet, wörtlich zu behaupten, der deutsche Schulmeister sei nur deshalb so eifrig bei der Sache, weil er vor Neid platze auf die Reinheit seines Schülers, und er ihn nicht rasch genug so verderben könne wie er es ist; daß er es wagt auszusprechen, die städtischen Proletarier treibe samt und sonders nur Genußgier vom Lande weg usw. Ja, wollen wir denn hier wirklich nicht sehen, daß wir da gar nichts anderes vor uns haben als die geradezu schauerliche Tragikomödie eines armen Menschen, der — in aller Aufrichtigkeit — während er den unwiderstehlichen Drang empfindet, seine Mitmenschen zu schulmeistern, selber nicht einmal fertig geworden ist mit seinem ganz elementaren Menschenhaß und sich darum in einer durchaus wie Manie anmutenden Weise in allen seinen unüberwundenen Allzumenschlichkeiten zum Maß aller Dinge hinstellt und dabei wirklich noch wähnt, dem Hochmut entgangen zu sein und auf der Seite des Mannes von Nazareth zu stehen! Ja, merken wir denn nicht, daß ein solches

Zurückhalten unseres natürlichen sittlichen Urteils uns sittlich verwirren und geistig verblöden muß? Wollen wir denn wirklich nicht einsehen, daß uns vor allem die Scharen kleiner russischer Schriftsteller, wie zum Beispiel der ganze Mereschkowsky, überhaupt völlig unnötig sind, uns auch gar nichts zu sagen haben und höchstens psychologisches Interesse beanspruchen können? Wo sind denn aber die Hüter des deutschen Geistes geblieben? Schon wirkt merklich das Gift aus dem Osten, vor dem wir unser Volk wehrlos ließen! Deutlicher brauche ich hier wohl nicht zu werden.

Soviel über die bis jetzt noch kaum beachtete, meiner Ansicht nach aber bei weitem bedenklichste Seite der russischen Gefahr, der Gefahr, die uns vom geistigen Rußland droht und in gewissen Unterlassungssünden bei uns, namentlich sozialer Art, einen leider allzu günstigen Nährboden findet. Hier sei sie bloß angedeutet. Aber kommen muß der Tag der Abrechnung mit ihr. Vor dieser russischen Gefahr kann aber uns Westeuropäer, und das ganze außerrussische Europa ist tatsächlich Rußland gegenüber kulturell solidarisch, nur ein vertieftes und allgegenwärtiges Besinnen auf unsere Europäerkultur retten. Daß uns dabei das geistige Rußland solche kulturelle Selbstbesinnung zu einer Unerläßlichkeit unserer nationalen und europäischen Selbstbehauptung macht, dafür werden wir ihm vielleicht noch einmal großen Dank schulden!

2.

Nunmehr kommen wir zu den klar auf der Hand liegenden, rein politisch-kulturellen Gefahren, mit denen das despotische Rußland dem Westen droht, zunächst Deutschland und Österreich. Abgesehen von der bereits angedeuteten allgemeinen Veranlassung eines despotischen Regiments zu ständigen Kriegen, besteht Österreich-Ungarn gegenüber von seiten Rußlands noch eine ganz besondere, viel zu wenig bemerkte: ich meine die ukrainische Frage. Tatsächlich ist das eine Angelegenheit, die ebenso sehr Rußlands Nationalpolitik grundsätzlich berührt und Rußlands Großmachtstellung in Frage stellt, wie sie auch aufs tiefste eingreift in Österreich-Ungarns eigentliche schöpferische Staatstätigkeit. Es wird leider viel zu sehr verkannt und kann nicht oft genug betont werden, daß Österreich-Ungarn heute in aller Stille an der Lösung einer politischen Aufgabe von allergrößter Bedeutung arbeitet. Ja, man darf ohne Übertreibung behaupten, daß von dem Gelingen dieser Aufgabe in gewissem Sinne die Zukunft der ganzen ziviliserten Menschheit abhängt. Handelt es sich doch für Österreich-Ungarn heute darum, den die Monarchie ausmachenden Völkern bei tatsächlicher politischer Gleichheit untereinander den äußeren Schutz und die wirtschaftlichen Vorteile einer Großmacht zu gewähren, damit jeder einzelnen dieser Nationalitäten die Möglichkeit werde, sich völlig frei und ungehindert in ihrer ganzen Eigenart zu entfalten und endlich auch

ihr Werk mitzutun bei dem ewigen Aufstieg der Völker zu Gott! Zugegeben, Österreich-Ungarn hat diese Aufgabe vorderhand noch nicht gelöst; es ist aber doch gar nicht zu leugnen, daß es unentwegt und durch keinen Mißerfolg entmutigt am Werke ist und seinetwillen sogar eine bis zur Selbstentäußerung gehende Friedfertigkeit zeigte, die ihm vielfach als Schwäche ausgelegt wird.

Vergleichen wir damit Rußlands Verhalten zu den Nichtgroßrussen innerhalb seiner Bevölkerung, so können wir uns einen schärferen Gegensatz gar nicht vorstellen: vor keiner Gewalttat zurückscheuende Russifizierung, Völkermord im eigentlichen Sinne, kennzeichnet die Politik des Zarismus gegenüber den „fremden" Nationalitäten innerhalb Rußlands, ganz einerlei, ob es Slawen oder Nichtslawen sind. Hier erkennen wir auch den Betrug des Panslawismus, der nichts ist als ein Panrussismus. Die eigentlichen Gründe, die dabei den russischen Despotismus leiten — ich deutete sie schon an — sollen durch einen nationalen Grundsatz verdeckt werden, der als unantastbar zu gelten hat und selbst den „russischen Liberalen" als solcher gilt, nämlich: die nationale Einheit des russischen Staates sei unter allen Umständen zu wahren. Es liegt auf der Hand, daß dieser Grundsatz etwas zur Voraussetzung hat, was gar nicht ist und gar nicht sein kann, und daß er nur dann nicht die Herrschaft der nackten Gewalt verlangt, wenn tatsächlich dem großrussischen Elemente im russischen Staatsganzen eine das ganze staatliche Gebilde beglückende, den Kulturen der anderen russischen Völker zweifellos überlegene Kultur zugesprochen werden könnte, wovon natürlich gar nicht die Rede sein kann. Trotzdem hat sich die despotische Regierung durch diesen Grundsatz auch den Beistand vieler „freien" Geister Rußlands gesichert: denn an die kulturelle Berufung Rußlands glaubt ja, wie bereits erwähnt, jeder Russe von der äußersten Rechten bis zur alleräußersten Linken, nur daß sie etwas verschiedene Vorstellungen hegen von dem eigentlichen Wesen der russischen Kulturmission — und die russische Regierung hierin ihre ganz bestimmte Vorstellung hegt, und sicherlich die klarste und einfachste von allen. Jedenfalls geht durch das ganze Großrußland — darüber hat dieser Krieg auch die letzten Zweifel verscheucht — der ausgesprochene Wille, keine andere Nation in Rußland außer der herrschenden ihre völkische Eigenart behaupten zu lassen. Wie das im einzelnen begründet wird, kommt hier nicht in Betracht: allein die Tatsache, daß dem so ist, bleibt entscheidend für den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen dem russischen und dem österreichischen Staatswesen. Auf dieser Grundlage hätte es über kurz oder lang zum Zusammenstoß kommen müssen, auch ohne die Annexion von Bosnien und der Herzegowina und die damit Tatsache gewordene russisch-österreichische Rivalität auf dem Balkan. Unmittelbar gefährlich für Rußlands Großmachtstellung ward aber dieser Gegensatz zu Österreich erst dadurch, daß ein und dasselbe Volk dieses grundsätzlich verschiedene Verhalten zu seiner nationalen Individualität von seiten

Rußlands und Österreichs am eigenen Leibe erfuhr: Eben die Ukrainer (auch Ruthenen und von Peter dem Großen zum Unterschied zu den „Groß"-russen „Klein"russen genannt). Sie bilden die nach den Großrussen volkreichste slawische Nation und bewohnen in einer Kopfzahl von etwa 35 Millionen das Land von den Karpathen bis zur südlichen Wolga mit der ganzen russischen Schwarzmeerküste und den fruchtbarsten und metall- und kohlenreichsten Gouvernements Rußlands. Die Ukrainer blicken auf eine sehr ruhmvolle Geschichte zurück. Erst in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts verloren sie durch Vertragsbruch und Verrat ihre nationale Selbständigkeit an das moskowitische Reich. Mazeppas Versuch, sie mit Hilfe Karls XII. wieder zu erringen, scheiterte an der vereinigten Heeresmacht der Polen, Sachsen und Moskowiter. Nach der Niederlage bei Poltawa (1709) beginnt die furchtbare Leidensgeschichte dieses reichbegabten, liederreichen, tiefreligiösen, aber niemals fanatischen Volkes. Seine Sprache wird in keiner russischen Schule gelehrt, erst in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durfte das Evangelium ins Ukrainische übersetzt werden. Ukrainische Zeitungen brachte erst die Revolution von 1905, sie werden aber heute wieder aufs brutalste verfolgt. Die ganze nationale ukrainische Tradition ist auf die Familie beschränkt. Die Volksbildung wird durch die dem einfachen ukrainischen Volke unverständliche russische Schulsprache furchtbar hintangehalten. So steht es um die Ukrainer in Rußland. Ihrer sind mehr als dreißig Millionen. Etwa fünf Millionen Ukrainer kamen aber bei der Teilung Polens (1772) an Österreich und fanden dort von vornherein an Maria Theresia und ihrem unvergeßlichen Sohne Joseph II. die liebevollste nationale Berücksichtigung. Sie lohnten das durch unverbrüchliche Treue zum Kaiserhaus, was ihnen in der Revolutionszeit (1848) den Namen der „Tiroler des Ostens" eintrug. Heute besitzen sie nicht nur alle Rechte der Bürger eines wahrhaft konstitutionellen Staates, sie haben auch in Lemberg eine Nationaluniversität. Was ist natürlicher, als daß die ganze geistige Ukraine nach Österreich hinneigt, und Galizien sozusagen das Piemont der ukrainischen Nation ward: hier fand der nationale Geist seine Pflegestätte, und hier erlosch nie die Hoffnung und der Wille zum Wiedererstehen des alten ukrainischen Reiches von Kiew. Natürlich sieht sich damit Rußland nicht bloß als Nationalstaat, nein selbst als europäische Großmacht bedroht. Eine solche könnte es ja nicht mehr genannt werden, wenn die dreißig Millionen Ukrainer den russischen Staatsverband verlassen würden. Nun muß freilich zugegeben werden, daß die zarische Regierung schon früh diese Gefahr erkannte: hatte doch Alexander I. Bayern (!) und dann Schleswig, Nikolai I. Teile von Russisch-Polen Österreich gegen Galizien angeboten. Da das erfolglos war, ging man auf die übliche russische Weise vor: zunächst rollte der Rubel, kaufte Gewissen und vergiftete die ganze politische Atmosphäre. Nun hätte Rußland auch noch ein anderes Mittel gehabt, seine

Ukrainer zu beruhigen: es hätte ja nur die wahrhaft ruthenenfreundliche Politik Österreichs nachzuahmen brauchen. Aber dann hätte es eben aufhören müssen, ein despotisch regierter Staat zu sein. Denn es geht doch wohl nicht an, den „unterworfenen" Ukrainern größere Rechte zu verleihen, als die „herrschenden" Großrussen besitzen. Zu solchen Opfern wäre die russische Regierung auch ihrer Ukrainer wegen nicht zu haben. Man verfährt darum lieber nach altbewährter Methode: man läßt den Rubel gehörig rollen, man gründet in Galizien Volksbildungsanstalten, in denen ganz offen russische Propaganda getrieben wird, und schließlich auch eine russische Zeitung, deren Abonnenten übrigens Geld dafür bekommen, daß sie sie halten. In dieser Zeitung und bezugnehmend auf sie auf Petersburger Banketten und Volksversammlungen wird dann die Wahrheit genau auf den Kopf gestellt. Es wird da behauptet, Österreich bedrücke seine Ruthenen, Rußland müsse seinen slawischen Stammes- und Glaubensbrüdern zu Hilfe kommen. Alle Proteste dagegen, unter anderen von seiten der orthodoxen Geistlichkeit Galiziens, die niemals irgendwie bedrückt worden zu sein bekennt, nützen nichts. Es wird weiter gehetzt. Schließlich fordert man ganz offen, die russische Fahne müsse von den Karpathen wehen: eher würden die „slawischen Brüder" keine Ruhe haben vor dem „despotischen" Österreich! So mußte es zu diesem Kriege kommen. Sein offenbares Ziel ist, das ward nicht nur ruhig ausgesprochen, auch der ganze russische Kriegsplan beweist das: die Eroberung des östlichen, des ruthenischen Galiziens. Man will das „ukrainische Piemont" in die Gewalt bekommen, um den Herd aller ukrainischen Freiheitsgelüste ein für allemal zu ersticken. Das ist die eigentliche Veranlassung dieses Weltkrieges. Serbien sollte bloß durch ständige Provokationen unter Rußlands Schutz Österreich zunächst einmal finanziell und moralisch gehörig schwächen. Mit den vielerwähnten Meerengen hätte es noch Zeit gehabt, und sie sind auch bei Licht besehen überhaupt kein Lebensbedürfnis für ein Land, dessen gewaltiges Hinterland reichlichsten Absatz gewährt für seine gesamte Gütererzeugung, und dessen natürlicher Bodenreichtum es eigentlich unabhängig macht von jeder Einfuhr (deckt doch Rußland heute bereits infolge planmäßiger Anpflanzung in Zentralasien fast seinen gesamten und sehr großen Bedarf an Baumwolle: zwölf Millionen Ballen). Ich entsinne mich denn auch sehr wohl aus Gesprächen mit russischen Liberalen vor 1909 (Annexion von Bosnien und der Herzegowina und damit Umfallen des russischen Liberalismus), daß sie nur ein Hohnlachen für die russischen Meerengenansprüche hatten, darin nichts anderes als eine Regierungsheuchelei erblickten und mit sehr gesundem Spott meinten: „Was sollen uns denn die Meerengen, wenn der russische Bauer noch immer nicht zu lesen und zu schreiben versteht, wenn er noch jedes Jahr zu vielen Tausenden Hungers stirbt, und er immer wieder seinen letzten Gaul verkaufen muß, um seiner Regierung die gewaltigen Abgaben zu entrichten! Was sollen uns denn die Meerengen

nützen, wenn unser Verkehrswesen noch so daniederliegt, daß sogar unsere Flotte westfälische Kohle verheizen muß usw. usw."

Aus diesem Zusammenhang geht aber unwiderleglich hervor, daß dieser Weltkrieg mit seinen beispiellosen Opfern ganz umsonst gewesen, daß das Blut unserer Edelsten vergeblich geflossen sein wird, daß dieses Krieges Wiederholung nur eine Frage der Zeit bedeutet, wenn nach seiner Beendigung der russische Länderbesitz derselbe bleibt wie vordem, ja wenn Rußland überhaupt noch als europäische Weltmacht aus ihm hervorgeht. Das einzige Mittel, den nie verglühenden Kriegsherd im Osten endgültig zu löschen und den europäischen Frieden auf Zeiten hinaus zu sichern, ist die Unabhängigkeit der Ukraine, die Aufrichtung des alten Reiches von Kiew. Schon Bismarck hat bekanntlich diesen Gedanken mit allem Nachdruck ausgesprochen. Vor ihm war Napoleon I. auf ihn gekommen, und zwar zu dem gleichen Endziel: sein Europa vor Rußlands drohender Übermacht dauernd zu schützen; er hat sich eine Geschichte der Ukraine schreiben lassen und sie verschiedentlich auf Reisen mit sich herumgeschleppt. Die Wiederaufrichtung der Ukraine muß deshalb das offen bekannte, klar vorschwebende Ziel dieses Weltkrieges sein — und es wird natürlich auch im höchsten Menschheitsinteresse liegen, wenn ein großes Volk endlich kulturell entfesselt werden wird, wenn es endlich die Möglichkeiten erhält, sich frei zu besinnen auf sein eigentliches, letztes Wesen, zumal es ein Volk ist, das Helden und Sänger zeugte wie Mazeppa, Gogol, Schewtschenko!

3.

Grundsätzlich kann man vielleicht die politische Gefahr, die Westeuropa durch Rußland droht, dahin kennzeichnen, daß ein allzu großer Unterschied in den Rechten und Freiheiten der Bürger zweier Nachbarländer mit Naturnotwendigkeit früher oder später zu kriegerischen Zusammenstößen führen muß: einerseits wird ja bei der Regierung des unfreien Landes die Furcht nie erlöschen vor einem Hinneigen seiner Bürger zu dem freieren Nachbarvolke, andererseits wird es ihr stets ein Leichtes sein, den Neid ihres, des unfreien Volkes auf das freiere, von dem es sich stets auch verachtet argwöhnen wird, zu hellem, nationalem Haß zu entfachen. Deshalb allein muß das despotische Rußland der ewige Störenfried Europas sein. Dringender wird diese ganz allgemeine Gefahr, wenn ein und dasselbe Volk solchen staatlichen Einheiten von allzu großem Unterschied in der politischen und kulturellen Entwicklung angehört. Wir wissen ja, daß bürgerliche Freiheiten und kulturelle Vorgeschrittenheit eigentlich die einzigen Momente sind, die dauernden Anreiz zu einer staatlichen Zugehörigkeit gewähren. Das beweist allein schon das mehr denn sechshundertjährige Bestehen der Schweiz, in der Deutsche, Franzosen und Italiener in friedlichster Weise nebeneinander leben und sich jeder nationalistischen

Verhetzung von außen her unzugänglich erweisen — (Österreich-Ungarn ist aber eben daran, eine Schweiz in vergrößertem Maßstabe zu werden). Nun gibt es außer den Ukrainern noch ein anderes Volk, das zwischen kulturell verschiedene Staatseinheiten geteilt ist: die Polen. Wenn hier das Hinneigen zu den kulturell fortgeschrittensten Ländern: Österreich und Deutschland, nicht so klar vor aller Augen liegt (tatsächlich fiel der höchste polnische Adel, für Rußland kämpfend, auf Ostpreußens Schlachtfeldern!), so lediglich deshalb, weil Polen noch immer ein Großgrundbesitzerland, ein Feudalland ist, und die Großgrundbesitzer, aus sehr leicht begreiflichen Gründen, eher auf seiten der konservativsten Macht stehen, das eigentliche polnische Volk aber noch nicht gefragt wurde und sich auch heute, wo Millionen russischer Soldaten in Polen stehen, gar nicht äußern kann. Es ist jedoch durchaus nicht ohne weiteres anzunehmen, daß das polnische Volk für Rußland sein wird, dessen maßlose Brutalitäten es am peinlichsten erlebte. Freilich wird von gewisser polnisch-nationalistischer Seite alles daran gesetzt, dem streng katholischen polnischen Volke eine Furcht vor dem protestantischen Deutschland, das den „Kulturkampf" kämpfte, einzuflößen. Ob das mit Erfolg gekrönt sein wird, scheint wenigstens auf die Dauer mehr als zweifelhaft bei dem untrüglichen Wirklichkeitssinn, der nun einmal dem Bauernstand in allen Ländern eignet. Wenn nun aber auch zugegeben werden soll, daß die Verhältnisse in Polen verwickelter liegen als in der Ukraine, die sozial viel einheitlicher ist, da der Grundadel meist längst offen ins großrussische Lager überging und damit aufhörte, irgendwelche nationale Rolle zu spielen, so kann es doch gar keinem Zweifel unterliegen, daß bei zunehmender Erstarkung des eigentlichen polnischen Volkes sich ganz genau die gleichen Verhältnisse einstellen werden wie bei den Ukrainern: die österreichischen und deutschen Polen werden dann den Funken des polnischen Freiheitswunsches nicht erlöschen lassen, die russischen Polen werden zu Österreich und Deutschland neigen, und es wird in Rußland ein neuer Graf Bobrinsky erstehen, der die Tatsachen auf den Kopf stellt. Das ist mit mathematischer Gewißheit vorauszusehen. Die Errichtung eines irgendwie selbständigen polnischen Reiches aus dem jetzigen Russisch-Polen war darum schon lange als eine der politischen Notwendigkeiten für einen dauernden Frieden mit Rußland anerkannt. Wenn wir aber dann — im glücklichsten Falle — zwei selbständige slawische Pufferstaaten zwischen Rußland und Westeuropa hätten, so wäre die Gefahr ihres Zusammengehens gegen Westeuropa allein schon aus dem Grunde sehr fernliegend, weil zwischen der Ukraine und Polen immer ein Gegensatz bestehen wird. Ein geschichtlicher und ein sozialer: Polen war in der ganzen ukrainischen Geschichte der Todfeind. Es hat auch Peter dem Großen geholfen, bei Poltawa die ukrainische Freiheit völlig zu zertrümmern. So etwas vergißt sich nie. Zudem spielten und spielen auch noch — namentlich in Galizien — die Polen die Rolle der Großgrundbesitzer, während die Ukrainer in ihrer Masse das ländliche Proletariat aus-

machen, weswegen denn auch in Galizien offene Feindschaft herrscht zwischen Polen und Ukrainern. Aus allen diesen Gründen bildet eine selbständige Ukraine in keiner Weise eine Bedrohung des europäischen Westens, vielmehr im Verein mit einer polnischen Selbständigkeit den einzigen dauernden Schutz vor der russischen Gefahr.

Wir haben damit bereits die Achillesferse des russischen Reiches berührt: das Moment, um dessentwillen die russische Gefahr für Westeuropa doch nicht so unwiderstehlich genannt werden kann, wie sie auf den ersten Blick erscheint, weswegen sogar zugegeben werden muß, daß das russische Weltreich eigentlich schon den Todeskeim in sich trägt: das ist nämlich gerade seine nationale Ungleichmäßigkeit und die total zweckverfehlende Politik der russischen Regierung, die wirklich noch immer im Ernste glaubt, in diesem Jahrhundert allgemeiner nationaler Selbstbesinnung die nationalen Verschiedenheiten ihrer Völker durch nackte Gewalt einfach verwischen zu können, und das noch dazu, ohne imstande zu sein, irgendeine Kultur dafür zu bieten. Denn nehmen wir auch einmal an, eine eigene russische Kultur läge fertig vor, sie wäre nicht bloß in chaotischer Entwicklung begriffen, so kann man doch eine wahrhafte Kultur, ihr eigentliches inneres Wesen, natürlich nie durch brutale Gewalt annehmbar machen, man kann so höchstens einen Haß gegen sie erzeugen, der sogar noch blind macht für ihre tatsächlichen Vorzüge. Wenn man dieser einfachen Tatsache ins Auge blickt und dabei erwägt, daß von den 160 Millionen Russen höchstens 70 Millionen Großrussen sind, so muß man es ganz unbegreiflich finden, daß das russische Reich noch so zusammenhält. Wenn man dabei aber auch die seltsame Erfahrungstatsache gelten läßt, die jeder erlebte, der länger in Rußland weilte, daß nämlich Einrichtungen, die nach allen Richtungen hin ganz hoffnungslos verfahren sind, dort, man weiß nicht wie, zusammenhalten, so kann man sich dennoch den noch immer so kräftigen Zusammenhalt des russischen Staates nur erklären, wenn man auf der einen Seite berücksichtigt, daß selbst das despotische Rußland dem größten Teile seiner Völker — fast allen asiatischen — als europäischer Kulturträger gegenübertritt, und daß andererseits gerade in der nie schlummernden großrussischen Freiheitsbewegung gegen die russische Regierung die unterworfenen Völker früh unterscheiden lernten zwischen dieser und dem eigentlichen russischen Volke und sich mit letzterem vielfach fast solidarisch fühlen im Kampfe gegen den gemeinsamen Feind: die russische Regierung. Diesen eigenartigen, aber doch so unendlich einleuchtenden Zusammenhang sollte man nie aus den Augen verlieren: so entstehen ja tatsächlich dem russischen Despotismus noch aus seinen Sünden am eigenen Volke mächtige Helfershelfer gegen die unterworfenen Völker: der Druck, den die russische Regierung auf all ihre Untertanen, auch die großrussischen, von jeher ausübte, ist ja ein solcher, ihre Verdorbenheit eine derartige, daß dies in den Anhängern der freiheitlichen russischen Bewegung auch gleich schon den Wunsch nach Verwirklichung fern-

liegendster Menschheitsideale erstehen lassen mußte. Von solchen geht aber hinwiederum der größte Anreiz aus gerade auf die Angehörigen unterdrückter Nationen. So erklärt es sich denn auch, daß in der russischen Revolution die russischen Fremdvölker: Deutsche, Polen und vor allem Juden und Ukrainer, eine derartig überragende Rolle von jeher gespielt haben, daß man nicht nur die überlegene, in ihrer unerbittlichen Straffheit gar nicht russische Organisation der russischen Revolution damit erklären kann. Nicht nur dies: auch die besonderen Freiheitsbewegungen der einzelnen, auch der unterdrücktesten russischen Völker, z. B. gerade der Ukrainer, konnten gerade darum so lange nicht aufkommen, denn die freiheitlichsten, opferbereitesten Elemente aller russischen Völkerschaften verschlang eben jahrzehntelang die russische Revolution: über Freiheitszielen für die ganze Menschheit vergaßen sie immer wieder ihr eigenes geknechtetes Vaterland. Erst das vollständige Scheitern der russischen Revolution (1906) veranlaßte die ukrainischen Freiheitskämpfer, ihre Wünsche zu mäßigen und zunächst einmal an ihre eigene Heimat zu denken. Indes sind immer noch Blüten der ukrainischen Intelligenz, zum Beispiel ein Wladimir Korolenko, ausschließlich in der russischen Freiheitsbewegung tätig, und sie folgen hier vornehmster Tradition: hat doch ein echter Ukrainer, Gogol, mehr als irgendein großrussischer Dichter erst die Herzen der russischen Gesellschaft vorbereitet zur größten Reform, die ihr bisher glückte: zur Aufhebung der Leibeigenschaft! Behalten wir es darum wohl im Auge, wenn wir ratlos sind vor der immer noch fast ungebrochenen Stärke des despotischen Rußlands: es geht von den Freiheitskämpfern im großrussischen Volke ein mächtiger Zauber aus, der die Besten in den vom despotischen Rußland unterdrückten Völkern früh zu unterscheiden lehrte zwischen Regierung und Volk in Rußland, und letzterem als Leidensgenossen vielfach ihre herzlichsten Sympathien sichert. Vielleicht kann man auch von hier aus weiter gehen und in der den nichtgroßrussischen Völkern Rußlands unausbleiblichen Erkenntnis, daß das russische Herrschervolk ebenso leidet wie sie, nur *das* Moment ansehen, was den national unterdrückten Völkern Rußlands die Voreingenommenheit nimmt gegenüber dem einfachen Großrussen-Volke, dem eigentlichen Rußland. Und das muß man lieben, wenn man es kennt.

Über dieses eigentliche Rußland werden wir uns noch im besonderen äußern. Hier möchte ich nur noch andeuten, daß sich gerade aus diesem Zusammenhange heraus auch noch eine andere Aussicht auf Rußlands Zukunft ergibt: eben wenn das eigentliche Rußland, das so liebenswerte russische Volk, erst einmal selber die Leitung seiner Geschicke in die Hand nehmen wird.

Der europäische Nationalismus wird ja wohl, das unterliegt gar keinem Zweifel, in nicht allzu ferner Zukunft seine Kinderkrankheiten überwunden haben, ich meine die Neigung, alles und jedes, was sich in der eigenen Nation vorfindet, gerade deshalb, weil es sich da vorfindet, auch als von höchstem, sittlichem Werte zu erachten. Der Nationalismus wird in Zukunft not-

gedrungen — um sich überhaupt der Europäerkultur gegenüber auch nur behaupten zu können — seinen eigentlichen Inhalt schöpfen in der Besinnung auf die ganz eigenartige Weise, in der die sich jedesmal auf sich selber besinnende Nation das zum Ausdruck bringt, was der ganzen Menschheit zu dauerndem Gedeihen dient. Dieses selber aber, das ein jedes Volk immer nur in seiner Weise erkennen und nur im Vergleich mit den Dingen der Außenwelt, wie es sie sieht, erfassen kann, das wird denn auch schließlich alle Nationen einen, eben in dem einen Ziele, das außer aller Frage steht, und das gar nicht errungen werden kann, wenn es nicht frei erstrebt wird von solchen, die ungehemmt sind in der Entfaltung ihrer nationalen Eigenart, und das heißt ja in der einzigen Möglichkeit für sie, das für alle Erstrebenswerte in ihrer Weise voll zu erfassen.

In diesem Sinne könnte das eigentliche Rußland, das vom despotischen Joch befreite russische Volk wenigstens seinen nicht europäischen Völkern einen Kristallisationsmittelpunkt bedeuten: es hat ja viel gelitten und kann darum manches verstehen. Und weite, unermeßlich weite Länderflächen harren noch dort, im fernen Osten, auf den russischen Bauern, daß er sie bebaue und Lebensmöglichkeit auf ihnen schaffe für freie Menschen, die ihren Nacken bloß vor dem Verdienste beugen, und die nichts mehr daran hindert, einander und Gott zu dienen in ihrer Weise.

Das eigentliche Rußland.

Das Tartarenjoch und seine unmittelbaren Folgen, Despotismus und Leibeigenschaft, stellten das russische Volk sieben Jahrhunderte lang vor das Entweder — Oder: Willst du sterben als freier Mann oder leben als Sklave? Und man kann das Leben als Sklave auch sehr wohl aus heiligem Pflichtgefühl, aus Gehorsam gegen Gott und Treue zu den Seinen (die ohne einen noch schutzloser wären) dem Tode als freier Mann vorziehen. Ganz augenscheinlich hat auch das russische Volk vornehmlich aus diesen Gründen sich für ein Leben in Knechtschaft entschieden. Man kann dabei aber auch als Sklave frei bleiben: wenn man sich nicht dazu zwingen läßt, seinen Mitmenschen Böses zu tun. Und diese Freiheit hat sich das russische Volk im großen und ganzen durch jahrhundertelange Knechtschaft hindurch bewahrt. Wir stehen, wenn wir uns das vergegenwärtigen, staunend vor einer ganz elementaren sittlichen Kraft im einfachen russischen Volke, die an Erprobtheit wohl kaum ihresgleichen findet auf der ganzen Erde. Wir begreifen dabei aber auch, daß der Russe, der tatsächlich eine unüberwindliche Scheu davor hegt, seinesgleichen übergeordnet zu sein, weil er darin ganz offenbar die Verführung zur Sünde wittert, eben aus jahrhundertlanger Erfahrung

am eigenen Leibe urteilt und durchaus den sittlichen Willen kundgibt, schlechtes, menschenquälendes Tun nicht nachzuahmen. Wenn das russische Volk hierbei nie dahinter kam, daß solche Tugend nur auf Kosten anderer und Nichtgefragter verwirklicht werden kann, daß zum Leben und gerade zum Leben für die Mitmenschen auch das Wagnis gehört zur Versündigung an ihnen (denn niemand von uns schaut in die unendlichen Zusammenhänge alles Lebendigen), wenn das russische Volk das nicht ahnte in den Jahrhunderten seiner Knechtschaft, so hat ihm eben eine gütige Vorsehung eine Erkenntnis versagt, die für es Verzweiflung hätte bedeuten müssen: weil nur in ihrem Nichtahnen es sich gerechtfertigt erleben konnte in seinem reinen guten Willen. Vergegenwärtigt man sich diese einfachen Zusammenhänge (die ich merkwürdigerweise noch nirgends umschrieben fand), so wird es einem ohne weiteres klar, welche gar nicht mehr zu missende Bereicherung das Geistes- und Seelenleben Europas erfahren mußte durch ein Volksganzes wie das russische, das nicht wie die übrigen Völker Europas in ständigen Schwerterkämpfen um Sein oder Nichtsein — und hierbei werden denn doch etwas einseitig die rein männlichen Tugenden entwickelt — das vielmehr bei ständigem Nachgeben der äußeren Gewalt gegenüber sich die Unabhängigkeit seines Sittlichen wahrte, seines Unbezwinglichen und Unsterblichen. Zunächst ergibt sich aus solchem Zusammenhang die Richtung, in der die von einem solchen Volke errungenen Kulturgüter liegen müssen: in dem, dem Menschengewalt nichts anhaben kann, und das verborgen ist, ohne daß es sich zu verstellen braucht: d. h. im reinen Erlebnis, im Intuitiven. Tatsächlich beruht hierin auch die Stärke des geistigen Rußlands — und sagen wir es nur gleich heraus: hier, im Intuitiven, hat das geistige Rußland nicht bloß Schritt gehalten mit Westeuropa, es ist ihm sogar, in seinen höchsten Offenbarungen, vorangeschritten. Es hat Erlebnisse geschaffen für Erkenntnisse, die erst viel später der westeuropäischen Forschung sich ergaben, und die auch der Russe nicht gehabt hat, als er die ihnen zugehörigen Erlebnisse zum Nacherleben gestaltete. Freilich ist der Russe nur solange auf dem Wege der Wahrheit, als er sein reines Erlebnis nicht selber in Erkenntnis umzusetzen versucht. Dann mißversteht er sich mit Naturnotwendigkeit und verleumdet sich selber und andere. Um ein Beispiel anzuführen: Dostojewsky gibt als Dichter, aber ganz wie Tolstoi nur da, wo er gestaltet (wo er dagegen, auch innerhalb seiner Dichtungen, lehrt oder predigt, verläßt ihn der Gott), einen einzigen ergreifenden Hinweis auf die Unmöglichkeit für den Menschen, Richter zu sein über seinesgleichen, und auf den selbstbetrügerischen Irrtum dessen, der in der Verzweiflung seiner Reue einen Richter über sich sucht unter den Menschen. Der Dichter Dostojewsky zwingt uns nachzuerleben, wie die Sünde, das Verbrechen über den Menschen kommt wie ein Dieb in der Nacht, und daß es dabei doch vorbereitet war unentrinnbar für ihn vom Tage seiner Geburt an! Auf solche Erkenntnis hat unsere Seele nur eine Antwort: das Aufgeben jedes

Hochmutes vor irgend einem Menschen, auch vor dem Gefallenen, weil ja auch er nur ein Unglücklicher ist, und gleiches Unglück uns selber jederzeit treffen könnte, ja unausweichbar wäre für uns, wenn wir denselben Weg hätten nehmen müssen durch die unendlichen Zusammenhänge alles dessen, was in Beziehung treten kann zueinander, wie jener, den wir bisher einen Verbrecher nannten, um uns einzureden, wir hätten ein Recht, ihm den Rücken zu drehen — vielleicht auch nur, um uns zu retten vor tödlichem Mitleid. Zu solcher Antwort zwingt Dostojewsky, so oft er sein Volk deutet, unsere Seele in den geweihtesten Momenten seines Dichtens, und ganz die gleichen Antworten müssen wir geben auf die erst heute, ein Menschenalter nach Dostojewsky, unabweisbar gewordenen Ergebnisse westeuropäischer Forschung. Wir wissen ja heute, daß über den sittlichen Gesundheitszustand eines Menschen, über seine Fähigkeit zur Tugend oder sein Verfallensein dem Laster und dem Verbrechen, bereits im Mutterleibe entschieden wird, und daß hierbei die wirtschaftlichen Verhältnisse der Eltern und ihr damit in engen Zusammenhängen stehender Gesundheitszustand die entscheidende Rolle spielen. Wir wissen aber auch, welche Folgen sich daraus ergeben für unser Verhalten zu unsersgleichen. Sie heißen: seelische Gleichachtung aller Mitmenschen, Erziehungspflicht der Gesellschaft dem gegenüber, den wir bisher Verbrecher nannten, d. h. also Umwandlung unserer Strafanstalten in soziale Sanatorien. Wenn uns nun heute diese an sich revolutionierenden Forderungen im großen und ganzen durchaus gefaßt und vorbereitet finden, so verdanken wir das auch in hohem Maße einem Dostojewsky, der sie, ohne sie auszusprechen, als unabweisbar erlebte und sie uns ahnen ließ. Europas Wissenschaft hinkte hier russischer intuitiver Erkenntnis nach. Der seinem reinen Erlebnis sich hingebende Russe sieht eben Gott. Aber nur solange er sich seinem reinen Erlebnis hingibt. Denn — und das erklärt viele von den so seltsamen Gegensätzlichkeiten im russischen Geistesleben — derselbe Dostojewsky, der dichterisch gestaltend die seelische Gleichwertigkeit aller Gotteskinder zum lebendigsten Erlebnis werden läßt, beschimpft und verhöhnt, wie gesagt, als Publizist Juden, Deutsche und Franzosen und verleumdet somit sein eigenes Volk. Augenscheinlich ward er eben nur im heiligen Wahnsinn der Dichtung gewürdigt, sein Volk zu begreifen: solange er eben nur Ohr war. Sobald er aber als Lehrer seines eigenen Ichs bewußt wird, treten dessen Kleinheiten und unüberwundener Menschenhaß störend vor das Bild seines Volkes. Ganz dasselbe gilt für Tolstoi: Er, der in „Anna Karenina" das ewige Lied singt von der unzerstörbaren Unschuld der Menschenseele, von ihrem brutalen Vergewaltigtwerden durch Mächte, die stärker sind als sie und dabei fremd ihrem eigentlichen Wesen, dieser selbe Tolstoi findet als Sozialprophet den Gefallenen gegenüber Worte von einer Härte, die uns an ihm irre werden lassen. Er wirft ihnen — verkehrte Weltauffassung vor, als ob ihre Weltauffassung etwas anderes sei, als die des sie richtenden

Tolstoi: ein verzweifeltes Rechtfertigungsbestreben eines armen Menschenkindes, das sich vergewaltigt weiß und sich dennoch um alles in der Welt selber achten möchte!

Wir erblicken demnach die Kulturmission des eigentlichen Rußlands (das heißt des einfachen russischen Volkes, das seine Lehren vorerst nur vorlebt, und dessen stummes Vorbild die großen russischen Dichter deuten) darin, daß es die letzten Ergebnisse europäischer Forschung zum seelischen Erlebnis werden läßt. Das aber bedeutet eine Kulturförderung, die kein am Gedeihen der Menschheit seelisch Beteiligter jemals mehr missen möchte. Gerade in unseren Tagen, wo die Freunde wahrer Kultur — und ihr Wesen ist doch nun einmal nichts anderes als tätige Ehrfurcht vor dem Menschen — furchtbare Enttäuschungen erlebten, heute müssen die Augen jedes Menschenfreundes hoffnungs- und erwartungsvoll gerichtet sein auf das große, das eigentliche Rußland, auf das Rußland, von dem ein Dostojewsky und ein Tolstoi in den heiligsten Augenblicken ihres Lebens etwas verraten durften. Dies Rußland ist Deutschlands natürlicher Verbündeter bei dem großen Aufstieg der Völker zu Gott! Das dürfen wir nie vergessen, und demgegenüber spielen auch gar keine Rolle gewisse Widerstände, die das bewußte, das sich deuten wollende Rußland einigen elementaren Europäererkenntnissen immer noch entgegenbringt, und die wir weiter oben im Zusammenhange mit der „russischen Gefahr" näher kennzeichneten. Lassen wir uns nur nicht irremachen durch sie an der Grundrichtung der russischen Seele, und die weist hin auf Verwirklichung des Christentums auf der ganzen Erde. Vergessen wir nie hinter den geistigen Irrtümern des uns feindlichen Rußlands nach den letzten Bedürfnissen der Seele zu suchen, denen sie entspringen. Dann werden uns diese Irrtümer nicht nur rührend erscheinen, nein sogar wie große Versprechungen: allen diesen Irrtümern werden ja die größten persönlichen Opfer gebracht. So haben sich viele der aufrichtigsten und edelsten Aufklärer des russischen Volkes hemmendste Lasten auferlegt dadurch, daß sie nicht davon lassen wollen — es erschiene ihnen das wohl wie eine unmögliche Beleidigung ihres Volkes, das sie jahrhundertelang furchtbares Unrecht ertragen sehen — von dem Glauben, daß der Mensch gut ist von Hause aus, und daß man bloß aufzuhören brauche, ihm mit Mißachtung zu begegnen, damit er einen lieben müsse. Vielleicht haben sie dabei gar nicht so unrecht, diese russischen Aufklärer; sie vergessen nur, daß der Mensch nicht darum aufhört, gehaßt zu werden und mit Bosheit darauf zu antworten wider seinen Willen, wenn sie aufhören, ihm mit Haß zu begegnen. Überhaupt glauben diese rührenden Volksfreunde noch immer allzusehr an die Allmacht ihrer Liebe. Und auf die — wie sie meinen — notwendige Liebe des nicht mehr — von ihnen nicht mehr — gehaßten Menschen bauen sie so felsenfest, es ist ihnen damit so bitterernst, daß Lehrer und Lehrerinnen an Rußlands „freien" Schulen sich ruhig mit dem Messer bedrohen und mit

dem Revolver schießen lassen von Schülern und Schülerinnen, die sie nie strafen, die sie frei erziehen, und dabei ruhig fortfahren, das Erwachen der reinen Güte bei ihnen zu erwarten als Antwort auf ihr Verhalten zu ihnen! Diese russischen Aufklärer glauben eben die Geschicke der Menschen, die doch so furchtbar verschieden sind, von dem einen guten Willen aus einheitlich regeln zu können, und zwar ohne daß erst der Gedanke sich abgemüht zu haben braucht bis zu lähmender Hoffnungslosigkeit. Sie verkennen aber den Ursprung unserer Geistigkeit: sie stammt eben aus der Erfahrung von der Ohnmacht des guten Willens an sich. Daher denn auch ihr oft so seltsamer Widerstand gegen Westeuropas Einrichtungen und Überlieferungen: sie wollen sich eben nicht durch feststehende Beziehungen, die man schuf, ohne sie zu fragen, zwingen lassen, das zu tun, zu dem sie sich nicht selber entschlossen haben, und was vielleicht in Widerspruch steht zu dem von ihnen sonst als richtig Anerkannten. Wenn aber auch in diesem Willen große Verführungen zum Widerstande gegen offensichtliche Erkenntnis liegen, so ist er doch an sich nicht nur lobenswert, er hat sich auch als höchst befruchtend erwiesen in unserer Kulturkritik.

Dies zur Ergänzung dessen, was wir bereits in dem Abschnitt über die russische Gefahr äußerten, über die Gegensätzlichkeiten des geistigen Rußlands zu Westeuropa, also zu uns. Es mußte in diesem Zusammenhange bereits auf sie hingewiesen werden, und es wird in späteren, ruhigeren Zeiten noch sehr ausführlich auf sie eingegangen werden müssen, und das wird dann ebenso befruchtend sein für den geistigen Westen wie für den geistigen Osten. Soviel kann indes trotz alledem heute schon mit Sicherheit vorausgesagt werden, daß — wenn Rußland vom despotischen Regimente befreit sein wird — in den Hauptrichtungen des geistigen Rußlands und des geistigen Westeuropas Einigung zu erzielen sein wird, weil fast durchgängig da, wo das heute noch nicht der Fall ist, geistige Irrtümer vorliegen, die wiederum nur die Folge sind des Bedürfnisses der russischen Seele nach Gewißheit eines möglichen und sehr bald möglichen Heiles für alle Menschen — und ihres drückenden Bewußtseins, machtlos zu sein vor der wirklichen Volksnot. Seelische Ungeduld läßt Rußland noch nicht ganz hingelangen bis zu Europas kalter Vernunft. Des Russen Denken steht noch allzu sehr im Banne seiner Wünsche. Und das ist begreiflich bei dem Schicksal seines Volkes. Seine Wünsche selber sind aber durchaus auf das Gedeihen der ganzen Menschheit gerichtet, sie können bestehen vor Gott und den Menschen. Hinzu kommt, daß das geistige Rußland von jeher ein gar nicht genug zu dankendes Beispiel gab dafür, wie man für seine Überzeugungen Glück, Freiheit und Leben zum Opfer bringt. Rußland besitzt ganze Scharen solcher nationaler Helden und Märtyrer, um die sie die ganze Welt beneiden muß — ich denke hier nur an die Blutzeugen der russischen Freiheit, die keinerlei Gewalt verübten, vielmehr nur das ihrem Volke geschehene Unrecht bei Namen nannten.

Alles in allem genommen ist begründetste Aussicht vorhanden, daß, wenn wir diesen Weltkrieg glücklich überstanden haben, und das siegreiche, durch ungeheuren Opfermut geistig gereinigte und seelisch gehobene Deutschland sich daran machen wird, das alte Europa wieder aufzubauen, es dann keine getreueren, keine begeisterteren und unermüdlicheren Mitarbeiter haben wird als das vom russischen Despotismus befreite Slawentum, vor allem das geistige Rußland. Wenn wir dabei mit allen Vorbehalten die Rollen verteilen wollen, so dünkt es mich, daß das Slawentum dazu ausersehen ist, die Ergebnisse germanischer Forschung zum Erlebnis zu gestalten für die Menschenseele, sie antworten zu lassen auf das, was dem Menschengeiste unabweisbar ist. Alles germanische Forschen — jedes voraussetzungslose Sichversenken in die Geisteswelt — enthüllt aber nun einmal nichts anderes, als in immer erhabenerer Majestät dastehend das Unerfaßliche, die Unenthüllbarkeit der ewigen Geheimnisse Gottes. Ihrer bedarf aber gerade der Menschengeist, um ungehemmt zu sein bei seinem Freiflug ins Unendliche, und ihrer, der göttlichen Geheimnisse, bedarf auch des Menschen Seele, damit seine Liebe ein Wagnis bleibe auf jeden Untergang. Die Antwort aber der Seele des Menschen auf das Eingeständnis seines Geistes, daß die Geheimnisse des Alls unlöslich sind für ihn, diese Antwort heißt Ehrfurcht vor allem Geschaffenen, Liebe zu allem Menschlichen, Aufgeben jedes Hochmutes und jedes Richteramtes über einen Menschen. Solches sind die letzten und ewigen Verpflichtungen unseres heiligen Nichtwissens. Sie gestalteten Rußlands große Dichter so, daß sie zum unabweisbaren Erlebnis der Menschenseele werden. Das geistige Germanentum befreit den Menschengeist von den Fesseln des Aberglaubens, das geistige Slawentum erlöst die Menschenseele von den Ketten des Hochmuts und des Menschenhasses. Und nur eine geistig und seelisch befreite Menschheit kann genesen zu einem Dasein, in dem Gottesdienst dasselbe sein wird wie Menschendienst!

Eine Konfession Wilhelm Waiblingers.

Mitgeteilt von

Albert Leitzmann.

Wer in Rom den in der Nähe des Paulstors am Südabhang des Aventiniſchen Hügels neben dem alten Pyramidengrabmal des Ceſtius um 1825 ſtatt des gänzlich verwilderten Begräbnisplatzes, der ihnen früher eingeräumt war, neu eingerichteten Kirchhof der Proteſtanten beſucht hat, deſſen Wahrzeichen, der „öde Denkſtein, rieſig und ernſt", jedem unvergeßlich bleibt, erinnert ſich vor allem zweier Grabſtätten dort, die für den Freund unſerer klaſſiſchen Literatur eine beſondere Weihe des Gedenkens an ſich tragen. Die eine trägt die ergreifende Inſchrift: „Goethe filius patri antevertens obiit annorum XL", die der Dichter, anſpielend auf eine Stelle der ſiebenten römiſchen Elegie („Dulde mich, Jupiter, hier und Hermes führe mich ſpäter Ceſtius Mal vorbei leiſe zum Orkus hinab"), dem Sohne ſelbſt gewidmet hat; Thorvaldſen hatte es ſich nicht nehmen laſſen, ſeine Verehrung für Goethe durch ein Medaillonbildnis des Verſtorbenen zu bezeugen. Nicht weit davon gewahrt man an einer von immergrünen Blättern umrankten, abgeſtumpften Säule ein Reliefmedaillon eines lockigen Jünglingskopfs, „dem Andenken des Dichters Wilhelm Waiblinger gewidmet von ſeinen Freunden im Schwabenlande". Nach einem kurzen Leben, reich an Hoffnungen, reicher an Enttäuſchungen, haben ſie hier beide in demſelben Jahre 1830, der vierzigjährige Auguſt von Goethe im Oktober, der fünfundzwanzigjährige Waiblinger im Januar, die letzte Ruhe gefunden.

Waiblingers Charakterbild ſchwankt noch immer in der Literaturgeſchichte, wie das bei einem Talent, das ſchon ſo außerordentlich früh dem Leben entriſſen wurde, kaum anders zu erwarten iſt. Zu denen, die ihn wohl ſtark überſchätzt haben, gehört ſein Biograph Karl Frey, der den Erdentagen ſeines Helden mit unermüdlicher Liebe wie ein wahrer Freund nachgegangen iſt, der aber doch im ganzen und einzelnen die zu einer beurteilenden Charakteriſtik der ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen Waiblingers nötige Diſtanz nicht hat gewinnen können. Am gerechteſten iſt ihm Rudolf Krauß im zweiten Bande ſeiner „Schwäbiſchen Literaturgeſchichte" geworden: er ſchreibt ihm mehr äußerlich blendende als tiefe Veranlagung, ungemein leicht entzündbares, aber nicht ebenſo nachhaltiges Gefühl, raſtlos ſchaffende Phantaſie, aber

Mangel an entsprechender Fülle des Gedankens zu, glaubt, daß er nach Art frühreifer Naturen, durch zu ungestümes Vorwärtsdrängen die natürliche Entwicklung seines Talents schädigend, sich rasch ausgegeben haben würde, und rühmt ihm vor allem nach, daß er von der Poesie immer die würdigste Auffassung gehabt und nach bestem Wissen und Können nur den höchsten Zielen und Aufgaben seiner Kunst nachgestrebt habe. Auf eine Analyse des Künstlers Waiblinger kann und soll hier nicht eingegangen werden. Es sei nur noch daran erinnert, daß Platen ihm mehrere Jahre nahe gestanden und den Glauben an seine poetische Begabung, so kritisch er manchmal gegen ihn, mehr eigentlich aus rein menschlichen als aus dichterischen Gründen, gestimmt war, niemals verloren hat. Nach seinem Tode schrieb Platen einem Freunde über ihn: „Zu Gedichten wenig, aber zur Erzählung hat er viel Talent gehabt, und einige seiner Schilderungen des Volkslebens in Italien haben viel Wahres und Charakteristisches."

Ein Zufall hat folgenden bisher unbekannten Konfessionsbrief ans Licht gebracht, der dadurch nicht an Wert einbüßt, daß Waiblinger, der stets stark zur Selbstbespiegelung neigte, hier Stimmung für sich machen will, indem er dem Adressaten einen Überblick über sein ganzes bisheriges Leben gibt.

Rom den 19 Januar 28.

Ich schreibe Ihnen noch einmal, verehrtester Herr, ehe mir die Antwort auf mein Letztes zukommen konnte. Die Ursache davon ist eine Tragödie, die ich gestern im Valle aufführen sah, und die mein ganzes Innere in Flammen aufschürte. Was hier in Italien so selten wiederfährt, hab' ich dennoch wieder genossen, eine große mächtige Wirkung auf jede Seite des Geistes und Herzens von der Bühne herab. Schon als ich noch ein Knabe war, erweckte der Vorhang eine Art von wunderbarem Grauen in mir, und ich gieng nie aus dem Schauspielhause ohne die tiefste Empfindung der Vollmacht, welche der Bühne gegeben ist, nie aus einer hohen und reinen Tragödie, ohne mich innerlich geläutert, gestillt, durch den Anblick großer und tapferer Männer gehoben und ermuntert, durch die siegende göttliche Macht vollkommener von ihrem Daseyn überzeugt zu fühlen. Das ist mir bis heute geblieben, ja es hat sich noch ungleich mehr erhöht und verstärkt, weil sich der beseligende Gedanke dazu gesellt, daß es mir selbst gelingen könnte, auf diese Weise die Gemüther zu ergreifen, zu bessern und zu strafen.

Ich war durch's Zusammentreffen verschiedener Umstände zum Studium der Theologie bestimmt: aber es wollte mir nicht sehr zusagen: denn ich hatte wohl Sinn und Seele für das Heilige, aber weniger für eine Buchstabenwissenschaft desselben. Alles verwandelte sich vor mir und in mir zu Poesie, mit und in ihr zu sprechen, zu leben, zu handeln, zu lehren und zu leben, ja das Unendliche selbst in ihr zu finden, das war mir Nothwendigkeit. Die Natur hat mir ein leidenschaftliches und einst nur zu wildes und feuriges Herz gegeben, so kams denn, daß ich die höchste Lebenspoesie bald in Freundschaft und Liebe fand, und daß ich beyde mit priesterlicher Schwärmerey genoß. Unselige schreckliche Schicksale, fürchterliche Erfahrungen von der Schwäche und Schlechtigkeit unseres Geschlechts, von der Treulosigkeit der Menschen, die bitterste Mißkennung meines guten Willens, die

blutigsten Verluste, die schmerzlichsten Täuschungen und Enttäuschungen, die entsetzliche Bestimmung, mein Geliebtestes, ohne es zu wissen, für diese Welt zerstören zu müssen, eine Geschichte, die mehr Roman als Wahrheit scheint, die zweymalige Niederbrennung eines Hauses, worin ich einen Himmel voll Hoffnungen genährt, und aus dem eine Geliebte durch die Flammen getragen wurde, die Furien der Verläumdung, Verfolgungen, Haß und Bosheit aller Art, Gericht und Prozesse, Entsagung und Tod, das und tausend andere Dinge brachte mir Geist und Herz in einen furchtbaren Aufruhr, so daß der erste sein Gleichgewicht, und das andere Frieden und Unschuld, aber dennoch seine Güte nicht ganz verlor.

Ich hatte mich kaum von dem vieljährigen Einstürmen der schwärzesten Schicksale auf meine bisherige Welt erhohlt, als ich mein Vaterland verließ, und mich glücklich fühlte, ihm ferne zu seyn. Denn ich glaubte mich nicht heilen zu können solang ich noch auf dem Boden, unter den Zeugen meiner Thorheiten und Irrthümer, meiner Leiden und Verluste wandeln müßte. Von Unzähligem, was mich einst geliebt und geehrt, waren mir nur wenige einfache fromme Seelen, und unter diesen vor allem meine theuren schlichten Eltern übrig geblieben, denen mein gefährlicher Lebensgang, meine Verirrungen blutigen Schmerz gekostet. Alles andere war mir treulos geworden, und ich selbst mußte mich erst unter den erhabenen Eindrücken Roms wieder finden und sammeln lernen.

Aber der Vorsehung gefiel es, meine geistige Verwandlung auf eine harte Probe zu stellen, und ich darf sagen, daß nicht jeder darin bestanden wäre. Wie mirs gelang, mich zu erhalten, sie mitten in Noth und Trostlosigkeit, in Demüthigungen aller Art, in Hemmung meines Strebens und Wirkens zu stärken und zu läutern, mit mir selbst und der Welt aufzuklären, und einen neuen Menschen aus mir zu machen, das würden Sie nur finden, wenn Sie mich vorher gekannt, und wenn Sie mich jetzt kennen würden.

Ich fühle, daß ich nun genug gesehen, genug genossen und geirrt habe und daß es hohe Zeit ist, zu wirken und zu handeln. Wie ich früher bestimmt war, von der Kanzel herab zu lehren und zu sprechen, und wie ichs immer mit Begeisterung that, und mit dem ganzen Gefühl der Seligkeit, eine Menschenmasse fürs Wahre und Gute zu ergreifen und zu erschüttern, so wünschte ich jetzt nichts sehnlicher für mein Erdenglück, als die Freyheit, in Darstellungen der Menschenwürde und Menschenschwäche gegenüber von dem unendlichen Gott mit aller Kraft, die mir möglich ist, von der Bühne herab, ich möchte sagen, zu predigen. Dazu ruft mich außer der heißen, nach Außen dringenden Begeisterung für das Theater in meinem Sinne auch noch der Zustand der Versunkenheit, in dem es jetzt ist, ja ich glaube, ihm nützen und helfen, ich glaube für seine edlere Bestimmung wirken zu können. Eine Thätigkeit müssen wir ja alle haben, denn wir sind zum Handeln geboren: sey es im Kleinen oder Großen, sey es im Stillen oder mit Glanz, wir müssen eine Stelle im Weltganzen haben, und nur dann, wenn wir diese ganz ausfüllen, sind wir glücklich, und fähig, den reinen ewigen Geist zu fühlen, der die Seele jenes Weltganzen ist. Meine Thätigkeit ist lebendig angeregt, es fehlt ihr nur noch die Möglichkeit, sich ungestört in Einer Richtung nach Einem Ziele zu bewegen, und diese wäre ihr in vollem Maaße gegeben, wenn ich eine Stelle hätte, wie jene Direction des Theaterjournals.

Ich bin jetzt anderthalb Jahre in Rom. Es ist wahr, es giebt keinen reitzendern Aufenthalt, als diesen. Aber ich bin doch ein Fremder in Rom, und bin nicht unter meinem Volke. Ich soll und will für dieses leben und sterben, und das kann ich nur in Deutschland. Ich will ihm nützen durch die Sprache, und hier

versteht man nicht mein geliebtes Deutsch. Für die besondre Neigung meines dichterischen Strebens zum Dramatischen kann ich hier weder gewinnen noch leisten. Denn hier scheut man sich nicht einmal rund heraus zu sagen, was man in Deutschland wenigstens läugnen möchte, daß das jetzige Theater nichts anders soll und thut, als dem Müßiggänger einen Zeitvertreib abgeben. Faullenzer zu unterhalten, das wäre freylich das unwürdigste Geschäft auf der Welt, aber es läßt sich hoffen, daß man mit dem Bessern durchdringe. Darum möcht' ich eine Lage, wo ich den Versuch wagen könnte, wenigstens nach meinen Kräften. Berlin wäre der geeignetste Ort, wie mir der Aufenthalt daselbst auch in Rücksicht auf die sonstige Blüthe der Wissenschaft und Kunst der wünschenswertheste wäre.

In mein Vaterland zurückzukehren, wird nie mehr möglich seyn. Eines aber wär' es, was mir fast mehr noch als alles das Verlangen einer baldigen äußerlich sichern Lage mit jedem Tage steigert. Ich habe Eltern, die zwar nicht arm, aber auch nicht eben wohlhabend sind. Von allen Leidenschaften anderer Liebe und Freundschaft bin ich längst auf bittere blutige Weise geheilt. Es ist mir, wie gesagt, nur das theure treue Elternpaar übrig geblieben, und ich habe gelernt, Kindesliebe [dahinter „fast" gestrichen] für die einzige beständige und wahre von aller menschlichen Liebe zu halten. Meine Mutter ist mehr werth, als das Opfer eines Lebens, wie das meinige ist. Diese guten frommen Menschen hängen auch an mir mit ewiger Liebe, und ich weiß mir nichts Schöneres, nichts Seligeres für meinen Herzensfrieden vom Himmel zu erflehen, als die Mittel, ihnen zu beweisen, daß ihre unzähligen Opfer an keinen unwürdigen verschwendet worden, als meiner Mutter dereinst heitere Tage zu bereiten, und wo möglich ihre Güte in der Sorge und Erziehung eines jüngern Bruders zu belohnen. Diesem Gedanken glüh' ich Tag und Nacht, ihm zu Liebe wär' ich zu den tiefsten äußern Erniedrigungen fähig, und ich weiß, daß der Himmel Wünsche der Art nicht versagt. Mit meiner Mutter leben zu können, dünkt mir mehr, als Weib und Freund und Alles. Ich muß lieben, kann nicht anders, das Mutterherz bleibt mein.

Dieß ists, was mich veranlaßt, meine Bitte an Sie zu verstärken, die Sie nur zu leicht als bloßen Wunsch der Eitelkeit deuten könnten. Segen käme über uns alle, und alles gienge von Ihnen aus. Mir würde das schönste Glück meines Lebens bereitet, ohne Beeinträchtigung meiner besondern dichterischen Thätigkeit, ja in der Laufbahn, die eben für sie die fruchtbarste wäre, meine Eltern glücklich machen, mein Herz dadurch in vollkommenen Frieden und in Eintracht mit Gott bringen, und ein *guter* Mensch werden zu können. Das steht in Ihrer Hand. Es wäre Unrecht gegen Sie, wenn ich Sie noch weiter drängen würde. Gutes thun zu können, das ist Ihnen ja das Erste und Letzte auf der Welt, und ich gebe Ihnen volle Gelegenheit zu thun. Daß es aber wirklich etwas Gutes ist, daran würden Sie nicht zweifeln, wenn Sie meine Mutter, und die Liebe zu ihr in diesem sonst so schmerzlich verwaisten, nun allmählich sich erheiternden Herzen kennen würden.

Eine andere Frage aber ist, ob Sie mir die intellektuelle Fähigkeit zutrauen, jenem Amte Genüge zu leisten. Darauf kann ich freylich nicht antworten, ich kann nur sagen, daß ich so guten Willen für die Sache habe als ein Mensch nur haben mag, und daß Sies ja mit mir versuchen können.

Daß sich alles, was nur in mir ist von Dichterischem, auf diese Weise gesund und rein entfalten müßte, daß ich *der* würde, der ich nur *werden kann* auf dieser Welt, daß sich ferner in dieser heitern Thätigkeit mein Gemüthliches ausgleichen, und der schönste Friede mit mir hergestellt würde, daß ich mich endlich an meinen leider so zahlreichen Feinden aufs empfindlichste rächen, ich meine, daß

ich sie durch meine Läuterung und Besserung, durch die Erreichung meines irdischen Zieles beschämen könnte, das ist gewiß, und das verdankt' ich Ihnen.

Es wäre möglich, daß mich Cotta zum Redakteur des Morgenblatts machte, aber es ist unsicher, ob ichs bekomme, und unsicher, wann ichs habe. Indessen möcht' ich nach Berlin, und jene Stelle wäre in jeder Hinsicht vortheilhafter.

So hab' ich Ihnen denn alles gesagt, und wenn Sie wüßten, mit welchem Feuer, mit welcher Aengstlichkeit ich an dieser Hoffnung hänge, und wieviel für mich davon abhängt, so müßt' ich befürchten, Ihnen mit diesem Vertrauen lästig, mit meiner Forderung beschwerlich zu fallen.

Gott füge es nach seinem Willen, und mache Sie zum Werkzeug seiner Gnade gegen mich! Seitdem er mich an den Abgrund der Verzweiflung stürzte, weil ich zuviel auf meine Kraft vertraute, und mich ihm mit meinen Leidenschaften entgegenstellte, seitdem er mich eben, wo ich nichts mehr auf der Welt hatte, so freundlich und mild hervorzog, hab' ich ihm vertrauen gelernt! Leben Sie wohl!

W Waiblinger.

Der Adressat des Briefes ist der Geheime Finanzrat Karl Wilhelm Salomo Semler in Berlin (1788—1838), der Sohn eines Magdeburger Justizrats, der Enkel des berühmten Halleschen Theologen Johann Salomo Semler, der uns in den Tagebüchern Platens, mit dem er auf einer italienischen Reise 1826 in Neapel häufiger zusammentraf, als ein zwar leidender, aber heiterer, mannigfach anregender und besonders durch seine Beziehungen zur Berliner Theaterwelt interessanter Mann entgegentritt. Hervorstechend an ihm war eine dem Rationalismus seines Großvaters sehr unähnliche, ausgesprochen pietistische Geistesrichtung, so daß sogar die ganz kurze, im Neuen Nekrolog der Deutschen für 1838 über ihn gegebene Notiz erwähnt, er sei, „ohne gerade selbst Sektierer zu sein," doch der Beschützer aller religiösen Vereine und Bestrebungen gewesen und habe, um sich ihnen ungestörter widmen zu können, sogar den preußischen Staatsdienst verlassen. Auch Platen hatte ja, wie er erzählt, mehrfach unter seinen Bekehrungsversuchen zu leiden, der seinerseits Semlers Religiosität am liebsten aus einer diplomatischen Rücksicht auf den frommen König Friedrich Wilhelm III. ableiten wollte. Über die persönlichen Beziehungen zwischen Waiblinger und Semler während des römischen Aufenthalts des letzteren vor seiner Heimreise nach Berlin ist, soviel ich sehen kann, nichts Näheres bekannt.

Einzelne wenige Stellen des obigen Briefes bedürfen der Erläuterung. Von seiner hier im Eingang erwähnten leidenschaftlichen Begeisterung für das Theater und die dramatische Kunst erzählt uns Waiblinger ausführlich in seinen psychologisch höchst wertvollen und fesselnd geschriebenen „Erinnerungen aus der Kindheit", die zuerst in der Abendzeitung von 1829 hervortraten. Der Eindruck der ersten theatralischen Aufführung, die er sah („Wilhelm Tell" mit dem berühmten Eßlair in der Titelrolle), war so zündend wie nur möglich und setzte „sein ganzes Wesen in Flammen". Im sechzehnten Jahre schon schrieb er eine Tragödie, die er aber „als

eine Karikatur des mißverstandenen Shakespeare" wieder vernichtete, dann im einundzwanzigsten eine zweite, „Anna Bullen, Königin von England", die in einer Umarbeitung 1829 mit einer Widmung an Platen erschien. Das im Teatro Valle gesehene Stück dürfte eine Tragödie von Alfieri gewesen sein, deren mächtige Wirkung auch aus einem andern gleichzeitigen Briefe Waiblingers erklingt, in dem er schreibt: „Mein ganzes Herz fühl' ich für eine Tragödie brennen. Wenn immer möglich, kommt im nächsten Jahr eine zu stande. Gehts dann noch traurig, so will ich etwas andres beginnen und wenigstens eine Tragödie hinterlassen, mein Leben." — Mit der im zweiten Absatz erwähnten „Geschichte, die mehr Roman als Wahrheit scheint," ist Waiblingers schwärmerisches Liebesverhältnis zu der schönen Jüdin Julia Michaelis, der Schwester eines Tübinger Professors, während seiner Tübinger Stiftszeit gemeint. Die üppig schöne, aber hypernervöse und kränkliche Julia hatte in dem Dichter eine wilde Leidenschaft geweckt: nachdem er sich dann mit aller Gewalt von ihr losgerissen hatte, kam es innerhalb einer Woche zweimal zu einer Feuersbrunst im Michaelisschen Hause, und Julia wurde unter heftigen Krämpfen halbtot aus dem Feuer getragen. Diese Erlebnisse spiegeln sich auch in Waiblingers „Liedern der Verirrung" wider. — Mit der Angelegenheit der „Direktion des Theaterjournals" verhielt es sich folgendermaßen. Sie war ursprünglich Platen zugedacht, wie uns ein Brief von Platens Freund Gündel an Platen vom Neujahrstage 1828 belehrt. Von Berlin aus hatte Semler den Antrag an Platen ergehen lassen, über den es in diesem Briefe heißt: „Unsere Kritik für eine der Künste, welche unserer schlaffen Zeit ein Spiel geworden ist, das Bühnenwesen, ist nachgerade ein so miserabel Ding geworden, daß sie die Lesewut befriedigt usw. und alles Zieles entbehrt, nämlich der Beförderung echter Kunstzwecke. Eine Gesellschaft von Kunstfreunden hat daher die Mittel zusammengebracht, ein Blatt erscheinen zu lassen in dem anständigsten Gewande, welches vorzüglich das Theater behandle und aus einem Standpunkt, wie Lessing, Schröder, Goethe, auch wohl Tieck getan haben. Da es nun an dem Redakteur fehlt, so habe ich geraten, keinen hiesigen zu nehmen, der entweder ein Brühlianer ist oder ein Spontinist oder ein Antagonist beider, ein Königstädter, sondern einen namhaften Dichter und Kritiker, der frisches Blut in das alte Getriebe bringt. Ich bin dabei auf Platen um so lieber gekommen, als ich weiß, daß er dem Theater eine Neigung gewidmet, die nicht frivol und nicht pedantisch, sondern auf Allgemeines geht und diesem jeden andern Gesichtspunkt unterordnet. Ob Graf Platen wohl geneigt wäre, sich hier niederzulassen, versuchsweise gegen Zahlung von 2500 Talern jährlich, wofür er das Manuskript zu 96 Bogen einer Theaterzeitung zu liefern hätte, die zweimal zur Woche erschiene? Kurz, es ist von einem Blatte die Rede von ernster künstlerischer Tendenz, keineswegs von einem Partei-, sondern einem echten Kunstblatt." Platen, der den Antrag kurzerhand ablehnte, hatte seinerseits Waiblinger

als geeignetsten Redakteur vorgeschlagen; doch kam die ganze Sache nicht zustande. Gleich der gegen den Schluß des Briefes erwähnten Aussicht auf die Redaktion des Cottaschen Morgenblatts schwand dem Ringenden auch diese Hoffnung auf eine gesicherte und geachtete Existenz.

Mehr Erfolg hatte Semler mit seiner aufrichtigen Sorge für Waiblingers Bestes in einer andern Hinsicht, indem er die Aufmerksamkeit Bunsens, des nach dreijähriger Führung der Gesandtschaftsgeschäfte 1827 ernannten preußischen Ministerresidenten beim päpstlichen Stuhl, auf den Dichter lenkte. Am 3. Februar 1828 schrieb Semler aus Berlin an Bunsen über Waiblinger, dessen oben abgedruckten Brief er beilegte: „Graf Platen hatte mir in Neapel sehr oft von ihm gesprochen und mit großer Hoffnung für sein Talent und seinen Schönheitssinn. Er schrieb mir auf Anraten Platens und adressierte mir eine Tragödie ‚Anna Bullen, Königin von England' in fünf Akten, welche tüchtigen Dichtern hier wohl gefallen hat. Er bat mich, sie auf die Bühne zu bringen, und rechnete auf mein amtliches Verhältnis zu derselben." Eine andere Tragödie über denselben Stoff sei aber schon eingereicht gewesen und man habe die Rollen dazu bereits verteilt. Platen sei der Antrag zu einer Theaterzeitung gemacht worden, er wolle aber bei der Poesie bleiben und habe Waiblinger an seiner Stelle genannt. Für Waiblinger liege diesem Briefe ein Katechismus bei: „Das kann den Menschen am schnellsten verständigen und aus dem Schwebeln und Nebeln bringen, welches ihn, obschon er vortreffliche Gedichte macht, zuzeiten befällt. Es ist viel Fonds in dem Waiblinger, das glaub' ich Platen aufs Wort. Der Wein kann auf die Gärung bei ihm reifen, wenn er nur versteht, was der Schluß seines Briefes sagt, und es sich nicht angearbeitet hat wie manche das — Rauchen des Tabaks."

Ein Brief von Waiblinger an Bunsen hat sich in Bunsens Nachlaß gefunden, mit dem er ihm einige seiner Werke, vermutlich die 1823 veröffentlichten „Lieder der Griechen" und die 1826 erschienenen „Vier Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands", vielleicht auch einzelne Nummern des Morgenblatts oder der Abendzeitung, die Beiträge von ihm enthielten, überschickte. Dieser Brief sei hier gleichfalls mitgeteilt.

Rom 18 July 28.

Euer Hochwohlgeboren

Sage ich meinen verbindlichsten Dank für Ihr Verehrtestes vom 14ten dieses Monats und für die ausgezeichnete Bereitwilligkeit, womit Sie meine Bitte erwiedert, und erkenne darin mit Freuden einen neuen Beweis jener rühmlichen Güte, mit der Sie mich unter die Vielen aufgenommen, die Ihnen für eine Hülfeleistung verpflichtet seyn dürfen.

Ich erlaube mir Ihnen beyliegende Druckschriften zuzusenden, in der Hoffnung, die Villeggiatura in dem reitzenden Frascati werde Ihnen vielleicht ein Stündchen freylassen, um sie durchzublättern. Ich bitte Sie darin nichts anders zu sehen, als

— um aufrichtig zu seyn — den eigennützigen Wunsch, eine kleine Probe früherer Bestrebungen Ihnen zur Einsicht zu übermachen, was, Ihr Urtheil mag auch seyn, welches es wolle, für mich nur aufs ehrenvollste belehrend werden kann. Ich zähle dabey auf Ihre Nachsicht, womit Sie das Unvollkommene in der Form, so wie das Wilde und Ausschweifende im geistigen Charakter dieser Gesänge mit der traurigen Periode entschuldigen werden, in der und durch die sie entstanden, eine Periode, da Geist und Gemüth mit einer unglückseligen Verkettung feindlicher Verhältnisse, schrecklicher Erfahrungen, unvergeßlicher Schicksale und bitterer Verirrungen der Leidenschaft kämpfte. Gebe Gott, daß es mir gelinge, mich in dieser Harmonie mit der Welt und mir zu erhalten, zu der ich mich im Süden schwer genug hindurchgerungen, und daß kein Schlag von Außen mich ferner in der Verfolgung eines reinern und geläuterten Strebens hindere.

Nehmen Sie das unordentliche Poetenaussehn der Büchelchen nicht übel. Sie waren in vielen Händen, und ich habe leider nur Ein Exemplar.

Mit dem sehnlichsten Wunsche, daß Sie meine kleine Sendung freundlich aufnehmen, noch mehr aber, nicht ohne alle Theilnahme und Befriedigung aus der Hand legen, bitt' ich um die Fortsetzung Ihrer Huld, und verharre voll Hochachtung und Verehrung

Euer Hochwohlgeboren
ganz gehorsamster Diener
W Waiblinger.

Weitere Zeugnisse von etwaigen Beziehungen Waiblingers zu Bunsen finden sich im Nachlaß nicht; auch Bunsens Antwort auf den obigen Brief ist nicht bekannt. Freys Biographie weiß nur noch zu berichten, daß Bunsen während der letzten schweren Krankheit des Dichters, die am 17. Januar 1830 zum Tode führte, seinen eigenen Hausarzt zu dem Leidenden schickte und sich überhaupt sehr hilfreich seiner annahm. Nicht leise, wie Goethe es in jener eingangs zitierten Stelle der römischen Elegien für sich erflehte, in schweren Kämpfen ging Wilhelm Waiblinger zu den Schatten.

Aus Marwitz' Memoiren.

Der Zusammenbruch des preußischen Staates 1806.

Veröffentlicht von

Friedrich Meusel.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel (Schluß).

Der Aufmarsch der Armeen. Die ersten Gefechte.

Den 11. Oktober retirierte also die Hauptarmee nach Weimar. Hohenlohe sammelte seine Truppen bei Jena. Er sollte auf dem Plateau nach Weimar hin, ungefähr eine halbe Meile von Jena kampieren. Massenbach aber, der große Geist, konnte mit dem Abstecken des Lagers, (welches nebenher beinahe den Rücken nach dem Feind hinkehrte), erst den 12. gegen Mittag fertig werden.

Die Sachsen waren schon gänzlich demoralisiert. Zu denen, die von Mittelpöllnitz ganz ermattet zurückkamen, waren die Zersprengten von Schleiz (vorzüglich vom Regiment Rechten) gelaufen und hatten ihre eigene Angst unter ihnen verbreitet, — zudem hatte dieses ganze Korps seine Bagage, die es auf dem heutigen Marsch von Roda hinter sich gelassen, durch eine dazwischengefahrene Abteilung französischer Kavallerie verloren. — Die Versprengten von Saalfeld hingegen liefen zum Teil zwischen die Hauptarmee und so weiter bis in ihre Heimat, so daß schon am 13. Offiziere von der Hauptarmee solche Soldaten in Bauernkleider[n] in den thüringischen Dörfern gesehen haben.

Von den Preußen war nichts versprengt als das eine Bataillon Müffling, das unter den übrigen (ohne Gewehre) eine fatale Rolle spielte. Sachsen ohne Gewehre liefen leider allenthalben. — Über diese Verschiedenheit wird sich keiner wundern, der auf die vielen Bewegungsgründe zur Demoralisation geachtet hat, die wir ihnen seit Jahr und Tag gegeben hatten.

Alle diese Gegenstände, die sie rund um sich her sahen, erschütterten allerdings auch die Contenance unserer preußischen Truppen. Wer aber gar nicht decontenancirt war, das war der Fürst Hohenlohe. Er dachte nur daran, wieder gut zu machen, was durch die fehlerhaften Anordnungen ver-

dorben worden war, — auch ist *er* es nicht, dem man im mindesten vorwerfen könnte, zu der Demoralisation der Sachsen beigetragen zu haben, vielmehr tat er von Anfang an und bis zum letzten Augenblick alles, um sie zu heben und es ihnen an nichts fehlen zu lassen. Aber *trauen* tat er ihnen von heute an nicht mehr, und das war natürlich!

Massenbach war mäuschenstille und ritt diese Tage schweigend und den Kopf hängend umher.

Was den 11., 12. und 13. über geschah, ist so ausführlich in meinem Tagebuche und in meinem Bericht an die Immediatkommission[1]) erzählt, daß es ganz unnütz wäre, wenn ich es hier wiederholen wollte. Nur einige Nebenumstände.

Wie der grundlose Alarm am 11. in Jena entstand, saßen wir eben bei Tisch. Der Fürst behielt seine Fassung und hielt es für unmöglich, daß die Franzosen in der Stadt seien. Ich wußte, daß es sehr gut möglich war und sogar nur von ihrem eigenen Willen abhing, ob sie da sein wollten oder nicht. Ich hatte sie den vorigen Nachmittag stundenlang neben uns hermarschieren sehen, — ich wußte, daß sie heute früh in die sächsische Bagage gefallen waren, und war überzeugt, daß die Sachsen, die vor dem Saaltor lagen (aber großenteils sich in der Stadt zerstreut hatten), nicht einen Augenblick Stich halten würden, wenn französische Kavallerie plötzlich in sie hineinfuhr. Ich sprang also auf, riß das Fenster auf, von dem man links weg nach der Brücke sehen konnte, und sah lauter Sachsen ohne Gewehr in die Stadt hineinlaufen. Man mußte den Feind hinter ihnen her, einhauend, vermuten. Ich stürzte hinaus, die Treppe hinunter, um nach meiner Wohnung an das andere Ende der Stadt zu laufen, mit mir mein Kamerad, der alte kriegserfahrene Loucey[2]). So wie wir auf die Straße kamen, stürzte eben linkerhand die sächsische Artillerie mit ihren Kanonen hinein. Er rief: „Sacre dieu! Voilà les Français!“ und rannte in eine Nebengasse. Ich hinterher: „Non! Non, ce sont des Saxons.“ Er: „Non, les Français! Ils sont habillés de verd!“ — „Mais l'artillerie Saxonne est verte! Les Français sont habillés de bleu!“ erwiderte ich und überzeugte ihn von seinem Irrtum. — Ich gelangte durch Nebengassen in mein Quartier, wo meine Pferde schon gesattelt waren, und so war ich der erste zu Pferde.

Ich kann versichern, daß *ich* bei dieser Gelegenheit *nur Sachsen* aufgelöset, ihre Gewehre weggeworfen, und ihre Kanonen verlassen gesehen habe, denn es waren *nur* Sachsen in Jena und auf dessen an der Saale liegender Seite. Unser Regiment Zweiffel, von Hof und Schleiz her mehr harassiert[3]) als irgendein Sachse, war in der Stadt einquartiert, versteckte sich nicht in

[1]) Vgl. das Generalstabswerk „1806“, S. 158 ff. und Bd. III der Marwitz-Publikation.

[2]) Graf v. Loucey, zuletzt Generalmajor, ein Emigrant. Vgl. *Marwitz*, Bd. I, S. 231 f.

[3]) ermattet.

den Häusern wie jene, sondern versammelte sich schnell und rückte in voller Ordnung an die Saalbrücke. Auf der andern Seite der Stadt, im Mühltale, soll auch Allarm gewesen sein, und es ist also möglich, daß sich der panische Schrecken auch den Preußen mitgeteilt habe, die dort biwakierten, gesehen habe ich es aber nicht, und es in meinem Tagebuche eigentlich nur dem Fürsten Hohenlohe nacherzählt, der sehr bemüht war, den blâme, der auf die Sachsen fiel, zu vermindern.

„Wir haben es nicht besser gemacht!" sagte er. Er ist aber auch nicht dort gewesen, sondern er ritt gleich auf der feindlichen Seite über die Saalbrücke hinaus und ordnete Feldwachen an. Er kam erst am Abend in das Mühltal, wo vollkommene Ordnung herrschte. Es ist also sehr möglich, daß das, was er sagte, sich nur auf sächsische Rapporte bezog, ebenso wie die an dieser Stelle ganz absurde Erzählung in dem „Bericht eines Augenzeugen", — der den Lesern gar weiß machen will, der Allarm sei im Mühltale, also bei den Preußen, und auf der vom Feinde abgewendeten Seite, entstanden [1])!

Von der Unterredung, die der Fürst Hohenlohe am 12. mit dem König und dem Herzog von Braunschweig vor der Front des Lagers von Kapellendorf hatte, sagt Müffling in seinem „Operationsplan" [2]):

„Der Fürst Hohenlohe konnte aber, ungeachtet ein großer Teil seiner Armee engagiert gewesen war, durchaus keine Nachricht vom Feinde geben."

Der Kapitän Müffling war damals mit dem Herzog von Weimar noch im Thüringer Walde, und Gott weiß von wem er diese Nachricht erhalten haben mag! Überhaupt scheint alles, was er über die Hohenlohesche Armee sagt, etwas leichtsinnig hingeworfen. Wie war es möglich, daß der Fürst Hohenlohe vom Feinde nichts hätte wissen sollen, da ich ihm schon 24 Stunden früher über ihren Marsch Rapport abgestattet hatte?, (der General Tauentzien und die Sachsen ohne Zweifel in derselben Art), da der Feind ferner die sächsische Bagage bei Roda schon genommen hatte? Endlich, wenn er dies alles aus unbegreiflichen Gründen hätte verschweigen wollen, wie hätte der Herzog ihm Glauben beimessen können, da in demselben Augenblick, während sie redeten, das Feuer zwischen der Avantgarde des Lannes und unseren Füsilieren bei Lobeda im Saaltale, (etwa 3/4 Meilen von dem Punkt, wo die Feldherren sich unterredeten), ganz vernehmlich hörbar war! — Der Fürst wußte sehr gut, wo der Feind war, wenn wir gleich *mehr* von ihm hätten wissen können, wenn wir unsere Kavallerie zu brauchen verstanden hätten, der Herzog auch, denn ihm war schon bekannt, daß Davout Naumburg besetzt hatte, aber er wollte sich und andere überreden, daß Napoleon ihm vorbeigehen und gerade auf die Elbe marschieren würde.

[1]) Rühle v. Lilienstern, a. a. O., 1. Ausg. (1807). S. 91.

[2]) S. 34 der französischen Ausgabe [Plan d'Opération de l'Armée saxo-prussienne en 1806, Weimar 1807].

Eben deswegen verabredete er eben jetzt den absurdesten aller Pläne, nämlich den, mit einem Teile, mit der Hauptarmee, hinten über Freiburg aus der Falle herauszukriechen, den andern Teil, Hohenlohe, darin stecken zu lassen, den dritten, Rüchel, zum Soutien für zwei Heere zu bestimmen, die sich voneinander entfernten, und den vierten Teil, den Herzog von Weimar, ganz und gar im Stiche zu lassen! Es war jetzt einer der Fälle eingetreten, der im Feldzugsplan vorhergesehen war [sic], Napoleon war in unsere linke Flanke marschiert und kam nun, um, das Saaltal überschreitend, uns anzugreifen. Daß man nun dem Plan nicht folgte, nicht mit ganzer Macht dem Angriff begegnete, beweiset am besten, daß der Plan gar nichts taugte, was auch die Kriegskünstler noch heute sagen mögen, denn man hatte niemand, der den Mut gehabt hätte, ihn auszuführen.

Über unsere[n] Mittagsmahlzeiten waltete ein eigener Unstern, und vom 9. bis 16. habe ich nicht eine einzige eingenommen, denn wie wir heute wieder, in Jena, bei der Suppe waren, kam der wirkliche Allarm, wegen des Betragens unserer Feldwache beinahe ebenso schmählich, wie gestern der falsche.

Ich war wieder der erste, der zu Pferde saß, und brachte die absurd ausgesetzte und verblüffte Feldwache wieder vor und in Ordnung; wenn Rühle im „Bericht eines Augenzeugen“ [1]) erzählt, daß sich Offiziere zum Patrouilliren zusammengetan hätten, so ist zu bemerken, daß dies viel später geschah, als ich meine Expedition mit den beiden braunen Husaren, oder vielmehr ohne sie bereits gemacht hatte, denn der Generalstab mit seinen Adjoints war nicht so fix, daß er beizeiten draußen gewesen wäre. — Wie wir am Abend wieder in die Stadt kamen, waren unsere Füsiliere, die frühzeitig aus Lobeda verdrängt, den ganzen Tag bei Winzerle (im Saaltal, eine kleine halbe Meile [2]) von Jena) gefochten hatten, zurückgedrückt, und das Feuer war schon an den Toren der Stadt, vorzüglich am neuen Tor (saalaufwärts); das Mühltor (nach Weimar hin) und das Zwätzener Tor (saalabwärts) waren allein noch frei. — Da das Mühltal nicht besetzt war, welches der Fürst passieren mußte, um auf das Plateau und nach seinem jetzigen Hauptquartier Kapellendorf zu gelangen, auch nicht das geringste Hindernis dort vorhanden war, welches den Feind hätte abhalten können, von der Straße von Rudolstadt und vom neuen Tor her dorthin zu spazieren, so war es unvorsichtig, daß er sich bis zum Dunkelwerden in der Stadt aufhielt, denn er lief die höchste Gefahr, dem Feinde in die Hände zu reiten oder abgeschnitten zu werden und sich in die Stadt werfen zu müssen. So dachte ich, und so war es.

Wie wir aber eben vor dem Quartier des Generals Tauentzien (dem das Kommando des linken Flügels und der Stadt übertragen war) vorbeikamen, erkenne ich mit einem Male im Halbdunkel den aus Berlin her

[1]) S. 90.
[2]) südlich.

mir wohlbekannten Hofdamenwagen der Königin, der vor dem Hause stillhielt. Ich rufe:

„Wer Teufel steckt denn da in dem Hofdamenwagen? Will er wohl machen, daß er aus der Stadt und nach Weimar kommt? Er hat wohl Lust, morgen den Kaiser Napoleon zu kutschieren?"

Sogleich antwortet mir aus dem Affenkasten heraus die bekannte Stimme der jungen Gräfin Tauentzien, die ebenfalls die meinige erkannt hatte:

„Ach, lieber Herr v. Marwitz, machen Sie doch, daß ich meinen Vater sprechen kann! Ich habe ihn in drei Jahren nicht gesehen!"

„Den Marschall Lannes werden Sie baldigst zu sprechen bekommen, wenn Sie sich nicht schnell davonmachen. Hören Sie denn das nahe Schießen nicht? Ihr Vater hat jetzt keine Zeit, aber er ist wohl, ich habe ihn eben gesehen. — Und, Ihr Kerls, wenn Ihr aus dem Tor seid, so laßt tüchtig auftreten, bis Ihr die Schnecke hinauf seid, sonst haben Euch die Franzosen beim Wickel!"

Das gefiel dem königlichen Kutscher und Vorreiter gar nicht, und sie wollten eben anrücken, als der Fürst Hohenlohe, der weiter geritten war, wieder umkehrte und fragte: „Was ist das für eine Dame?"

„Es ist die Gräfin Tauentzien, die sich einbildet, ihren Vater jetzt sehen zu können."

Und sogleich erscholl die Weiberstimme wieder: „Ach nur einen Augenblick —" und so weiter. Hohenlohe, als ein galanter Mann, erwiderte: „Ja, Sie sollen ihn sehen!", stieg ab, ließ Licht bringen, führte sie ins Haus und ließ den General rufen, der an dem Tore war, was angegriffen wurde.

Wie er kam, ritten wir ab, und ehe wir die Schnecke erreicht hatten, rollte der Wagen auch glücklich bei uns vorbei, nach Weimar zu. Was Hohenlohe tat, hatte einen hübschen chevaleresken Anstrich, der ihm überhaupt eigen war, aber es konnte sowohl ihm selbst als der jungen Dame schlecht bekommen.

So groß war also noch immer die Sekurität im Hauptquartier zu Weimar und die gänzliche Abwesenheit aller Kriegsgedanken, daß 48 Stunden nach der Katastrophe von Saalfeld, (von wo wir nur einen Marsch entfernt waren), nachdem der König selbst und seine Begleiter heute das Schießen bei Jena schon gehört, die Nachricht von dem Verlust des Magazins in Naumburg schon eingetroffen und der Entschluß gefaßt war, morgen früh aus der Maulwurfsfalle herauszumarschieren, man den 20jährigen Hofdamen noch erlaubte, allein auf den Vorposten spazieren zu fahren, als ob es in Berlin im Tiergarten wäre!

Diese vorwitzige junge Gräfin hat später den jetzigen Generalleutnant und Kommandanten von Magdeburg, Grafen Hacke[1]), geheiratet.

[1]) Georg Gustav Leopold Graf v. Hacke (Haack), einer der tapfersten Führer der Reiterei im Befreiungskriege.

Ich habe nie begreifen können, was diese Besetzung und Verteidigung der Stadt Jena, seit die Armee 1/2 Meile, durch die schwierigsten Défilées getrennt, davon entfernt stand, bedeuten sollte? Sehet die Karte[1]).

Der Feind kam von Rudolstadt, stand dicht an Jena, hatte die Rasen-Mühle[2]) und das Paradies, ebenso hatte er das ganze rechte Saalufer, der Fluß war an vielen Stellen zu durchwaten. Nichts hinderte ihn, sich links nach dem Mühltal auf die Seite nach Weimar und von da, am Fuße des Landgrafenberges weg, nach dem Spital und der unteren Aue auszubreiten, die Stadt ganz einzuschließen und sie mit einem herzhaften Sturm zu nehmen. Bevor wir von Kapellendorf wieder heruntergekrochen wären, hatte er die Stadt und die paar Bataillone, die darin standen, gefangen. — Sollte die Stadt aber behauptet werden, so mußte auch eine hinreichende Macht auf den flachen Bergen bei Lichtenhain und Ammerbach stehen und das Vordringen des Feindes im Saaltale nicht leiden.

Aber Lannes blieb wie ein Narr am neuen Tor, — ich kann überhaupt die Operationen der Franzosen in diesem Feldzuge nicht bewundern —, und am Morgen des 13. früh marschierte Tauentzien ganz ruhig hinten zum Zwätzener Tor hinaus, ging unten am Flusse hinauf bis Zwätzen und von da durch das Rauhtal auf das Plateau hinauf nach Closwitz. Eine Kompagnie von Zweiffel, die an der Saalbrücke stand, — nicht ein Bataillon, wie in meinem Tagebuche steht —, wurde dabei durch die exzessive Beschränktheit ihres Kapitäns (Haxthausen oder Harthausen)[3]) gefangen. Abzurufen vergessen, aber sowohl mit dem Abmarsch als mit dem Einrücken des Feindes durch das neue Tor bekannt, agiert er wie einer, der in seiner Garnison auf Wache ist; er marschiert nicht ab; er greift auch den Feind nicht an, der ihn auch so bald nicht findet, aber er läßt einzelne feindliche Plünderer greifen und in Arrest bringen! Ein leibhaftiges Seitenstück zum Fähnrich Rummelpuff, der in einer Türkenschlacht „des Sultans sein' Lieblings-Dardanellen" gefangen gemacht haben will!

Am 13. Oktober also exekutierte die Hauptarmee ihren Marsch nach Auerstedt. Die Sekurität verließ uns nicht. Die Königin mußte auch hier noch mitziehen! Wie sie aber auf den halben Weg schon gekommen, bewog doch die keineswegs neue, aber jetzt wiederholte Nachricht, daß Davout in Naumburg sei und Kösen besetze, den König, sie umkehren zu lassen und sie an den General Rüchel nach Weimar zu weisen. Auf dieser Fahrt, wo sie

[1]) Marwitz hatte zu seinen Berichten an die Immediatkommission 1808 sieben Karten und Pläne entwerfen lassen, deren Originale im Familienarchiv in Friedersdorf liegen, während je eine getreue photographische Nachbildung, die der Große Generalstab (Kriegsgeschichtliche Abteilung) hat herstellen lassen, sich im Archiv des Großen Generalstabs und in meinem Privatbesitz befinden; vgl. über diese Pläne meine Mitteilung in den Forsch. z. brandenb.-preuß. Gesch., Bd. 20, S. 198 ff.

[2]) Südlich von Jena.

[3]) Stabskapitän v. Haxthausen, † 1820.

bei Umpferstedt sich gar nicht weit von unserm Lager befand, hörte sie (und sah vielleicht) unser Gefecht[1]).

Da Rüchel nun freie Hand hatte, so säumte er nicht, die Königin fortzutreiben, über Erfurt, Langensalza, Göttingen, Magdeburg, im weiten Bogen nach Berlin, und sie so der Gefahr, den König aber dem häuslichen unkriegerischen Schlendrian zu entreißen.

Wie die Schlachten von Jena und Auerstedt am 14. anfingen, war sie wenigstens schon in Langensalza, lief also nicht die mindeste Gefahr. — In den Nachrichten, die den Franzosen zukamen, mochte wohl der Tag vom 13. mit dem vom 14. verwechselt sein. Genug, Murat, (der überdies erst nachmittags auf dem Schlachtfelde erschien), machte Bonaparten weis, seine Kavallerie habe die Königin beinahe erhascht. Diesem war dies ein erwünschtes Fressen, er setzte hinzu, sie sei mit in die Schlacht geritten, und wie diese verloren, habe nur die Schnelligkeit ihres Pferdes sie gerettet. Dies setzte er, mit gehörigen Schmähungen vermischt, in alle Zeitungen, und vermutlich glaubt mancher Franzose (auch deutsche Schafsköpfe) noch heute, es sei wahr. Ja, bei der schmählichen Zusammenkunft in Tilsit, wo Friedrich Wilhelm die Schwachheit hatte, ihm diese seine selbige Frau vorzuführen, die von ihm so geschmäht und verleumdet worden war, hatte Napoleon die Impertinenz, die Königin mit dieser angeblichen Renkontre mit seinen Chasseurs zu foppen und ihre Versicherung, daß sie keine gesehen und keine [hätte] sehen können, weil sie weit davon gewesen, konnte ihn nicht davon abbringen. Er blieb dabei: „Ah! Ah! les chasseurs, les chasseurs! Vous avez fait leur connaissance!“

Wie bei uns, am 13. Oktober morgens, Tauentzien den schon berührten Rückzug machte, war keinerlei Art von Anstalt getroffen, ihn aufzunehmen und das Nachdringen des Feindes zu beschränken. Anstatt also sich hinter eine bereit stehende Aufstellung zurückziehen zu können, geriet er auf das offene, freie Plateau hinter dem linken Flügel des Lagers, der Feind folgte ihm teils auf demselben Wege, teils durch alle übrige Schluchten des Talrandes, und gewann also augenblicklich eine Aufstellung auf dem Landgrafenberg.

Ich kann diese unbegreifliche Vernachlässigung keiner anderen Ursache zuschreiben, als *entweder* der gänzlichen Untätigkeit des Generalquartiermeisters Massenbach, *seit wir den Feind sahen*, und die im Kontrast mit seinem sonstigen turbulenten Wesen beinahe wie Stupidität aussah, — *oder* der gerade in diesem Augenblick ausbrechenden Rebellion der Sachsen, die begreiflicherweise die Aufmerksamkeit und Tätigkeit des Fürsten Hohenlohe ausschließend in Anspruch nahm.

Wenn er gleich den Sachsen nicht mehr traute, so war er sich doch keineswegs eines solchen Ausbruches ihres üblen Willens *in dem Augenblicke* gewärtig, wo wir eben mit dem Feinde handgemein wurden. — Am frühen

[1]) Vgl. Bailleu, Königin Luise (1908), S. 199 f.

Morgen kamen der mit der Verpflegung beauftragte sächsische Geheime Kriegsrat v. Watzdorf und der Generaladjutant des kommandierenden Generals, Major v. Funk, zum Fürsten und erklärten ihm rund heraus: „daß, wenn die ganze sächsische Armee nicht zu Mittag mit Brot und Fourage verpflegt sei, sie am andern Morgen abmarschieren würde!“ [1])

Den Umgrund gerade dieser Beschwerde und das zugleich vorsichtige und würdevolle Benehmen des Fürsten in einem so kritischen Moment, wo über die Hälfte seines Heeres ihm den Dienst aufsagte, habe ich in den mehrerwähnten beiden Schriften hinreichend geschildert [2]). — Er nahm die Verpflegung auf sich, bedrohete den sächsischen General mit den Folgen und meldete den Vorfall dem Kurfürst von Sachsen. Der Oberst Massenbach war zu diesem Zweck bereits in Weimar, wo das Magazin der Hauptarmee durch den Abmarsch derselben disponibel wurde. (Er war vermutlich sehr froh, durch ein gar nicht zu seinem Dienst gehöriges Geschäft sich im herannahenden kritischen Augenblick weit vom Feinde zu befinden!) Diese Sendung war dem sächsischen Armeekommando wohl bekannt, — in ihr lag die einzige Möglichkeit, die Sachsen zu befriedigen, denn der Fürst konnte doch nicht Lebensmittel und Fourage herbeihexen! — Übrigens war auch die Not nicht so groß, wie die Sachsen sie ausschrieen, sie hatten Tages zuvor allenthalben geplündert [3]), und seit gestern hatten die Preußen ohne Zweifel weniger gegessen als sie, denn sie waren immer auf freiem Felde zusammen gewesen. — Also war diese Deklaration der Sachsen völlig unnütz und sollte offenbar nur ihre böse Absicht des Verrats verdecken, den sie am folgenden Tage ausübten. Zu dieser Überzeugung bin ich erst später durch Erwägung aller Umstände gelangt, denn wie ich mein Tagebuch schrieb, war mir nur bekannt, was ich gesehen und vom Fürsten gehört hatte, der immer die Fehler der Sachsen verdeckte.

Watzdorf ist 20 Jahr später als Generalleutnant längere Zeit Gesandter in Berlin gewesen, ohne daß man ihm jenen Schritt weiter verdacht hat. Er ging auch offenbar nur aus Dummheit mit. Aber Funk war die Seele der französischen Partei. Er leitete am folgenden Tage den Abfall. Er bewirkte sodann mit Thielmann, wie aus seinen Memoiren [4]) erhellt, die Allianz mit Napoleon und erntete die Früchte seines Verrats, indem er schnell General und bald das Haupt der ganzen sächsischen Armee wurde. —

Hier kann ich mich einer Betrachtung nicht erwehren. So wie Bayern seit seinem Maximilian im dreißigjährigen Kriege sich beständig offen von der deutschen Sache getrennt, sich dem Erbfeinde jederzeit angeschlossen und den

[1]) Vide des Fürsten Hohenlohe Bericht in meinen Akten: „Krieg 1806“. [v. M.]

[2]) Vgl. das Generalstabswerk „1806“, S. 161 f.

[3]) d. h. fouragiert.

[4]) Aus den Papieren des Generalleutnants v. Funk, Dresden und Leipzig 1829. Funks Tagebuch von 1806 ist gedruckt bei v. Montbé, Die Kursächsischen Truppen im Feldzuge von 1806 (1860), II, 262 ff. Über Thielmann Petersdorff, General Johann Adolph Freiherr von Thielmann (1894), S. 51 ff.

Sündenlohn auf Kosten seiner Brüder und Nachbaren davongetragen hat, so bietet die Geschichte von Sachsen, seit die albertinische Linie ihre rechtmäßigen Vettern älterer Linie verdrängt hat, eine fortlaufende Reihe von Abfall von dem bisherigen Bundesgenossen und von Übertritt zu dem bisherigen Feinde.

Moritz tritt, obgleich Protestant, dem schmalkaldischen Bunde nicht bei, hilft vielmehr dem Kaiser gegen seine Glaubensgenossen, trägt zum Lohn den Raub an seinem älteren Vetter davon (es ist, als ob seitdem der Segen von seinen Nachkommen gewichen wäre), führt sogar 1548 das Interim ein. Betrügt nachher den Kaiser wie früher seinen Vetter, schließt dabei ein Bündnis mit Heinrich II. von Frankreich, dessen Folge die erste Zerstückelung Deutschlands durch die Übergabe der drei Bistümer Metz, Toul und Verdun an Frankreich war, — dadurch erzwingt er, gegen das Interim, den Passauer Vertrag! — Merkwürdig hierbei ist, daß Heinrich II. hierbei in seinem Manifest sich: „Beschützer der deutschen Freiheit" nannte und auf dem gedruckten Manifest eine Freiheitsmütze zwischen zwei Dolchen in Kupfer hatte stechen lassen [1])!

Im Dreißigjährigen Kriege, wie der Kaiser Ferdinand II. die Kurwürde von Pfalz auf Bayern übertragen wollte und alle Protestanten widersprachen, fiel wiederum Johann George von Sachsen ab und willigte ein, wie Ferdinand ihm die Lausitz überließ. Darauf führte er mit diesem den Krieg wider die Protestanten, dann fiel er ab und war mit Gustav Adolf gegen den Kaiser und fiel zum dritten Mal ab, indem er zuerst und allein den Frieden zu Prag schloß.

Im Österreichischen Erbfolgekriege war Sachsen 1742 ein lauer Bundesgenoß Friedrichs II., 1745 stand es auf der anderen Seite, weil die polnische Krone bedroht war und es dadurch die Unterstützung Österreichs und Rußlands gegen Stanislaus Leszczynski erkaufte. Dadurch veranlaßte es abermals die Überlassung eines deutschen Landes an Frankreich, nämlich Lothringens. Stanislaus erhielt es bekanntlich auf Lebenszeit gegen Entsagung der polnischen Krone zugunsten Sachsens, unter der Bedingung, daß es nach seinem Tode an Frankreich fiel.

Im Siebenjährigen Kriege einer der Hauptanstifter des Bundes gegen Friedrich II., behielt dieser so wenig Arges im Sinn, daß er das ihm schon im Dresdener Frieden gegen Äquivalent abgetretene und im Hubertusburger Frieden bestätigte Dorf Schiedlo [2]) wegen der vielen Schwierigkeiten, die Sachsen erhob, niemals in Besitz nahm. Schiedlo war nämlich das einzige Dorf längs des ganzen Laufes der Oder, was nicht preußisch war, alle Oderschiffe und der ganze Handel auf diesem Flusse waren preußisch, und von diesen

[1]) Vide Robertson, Charles Quint, Teil V. [v. M.] [Marwitz benutzte also eine französische Übersetzung des englischen Geschichtswerks; mit der Freiheitsmütze ist natürlich die Libertät der Reichsstände im Gegensatz zum Kaisertum gemeint.]

[2]) Gegenüber der Neißemündung, nördlich von Guben.

erhob Sachsen bei Schiedlo einen Zoll. Aber dieses lästige Verhältnis ist bis 1815 geblieben, wo Sachsen endlich seine verdiente Strafe erlitt[1]).

Dann im Revolutionskriege war das sächsische Kontingent natürlich bei den vereinigten Armeen. Sachsen nahm keinen Teil am Baseler Frieden, der wenigstens das halbe Deutschland schützte, aber es verließ das österreichische Bündnis, sobald es in Deutschland schlecht ging, eigentlich wie ein Dieb in der Nacht und hatte das Glück, demungeachtet in die Demarkationslinie aufgenommen zu werden.

1805 und 1806 mit uns im Bunde, verließ es uns auf dem Schlachtfelde, trat unmittelbar zum Feinde über, nahm willigen Teil an unserer Beute (Kottbus und das ganze Herzogtum Warschau) — und erkaufte sogar durch den Vertrag von Bayonne[2]) von Bonaparte was ihm gar nicht gehörte, nämlich die Kapitalien so vieler preußischen Privatleute, welche durch unsere Bank und Seehandlung nach diesem neuen Herzogtum Warschau hingeliehen waren. Es waren vorzüglich Minorenne, die dadurch ruiniert wurden, denn nach unserer Verfassung mußten alle Kindergelder in der Bank niedergelegt werden.

Und um selbst den Vorwand zu entkräften, daß es zu allem diesen gezwungen worden, gab es dem allgemeinen Feinde das einzige Beispiel der Treue in seiner ganzen Geschichte seit dreihundert Jahren. Wie der Allmächtige das Zeichen gegeben hatte, daß die Napoleonische Macht zu Ende sei und alle Unterdrückten gegen ihn aufstanden, blieb es dem Unterdrücker getreu, bis die Hauptschlacht verloren und der Landesherr in Leipzig gefangen war! Nur seinen Landsleuten war es immer ungetreu gewesen. —

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu den Begebenheiten zurück. Nachdem Hohenlohe den Sturm auf diese Weise beschwichtigt, ritt er nach dem Lager, redete sämtliche Regimenter, preußische und sächsische, an, und es erfolgte alles das, was in meinem Tagebuche und Bericht erzählt ist.

Wie aber das Feuer Tauentziens näher kam und dieser unterstützt werden mußte, scheint er überlegt zu haben, daß das beste Mittel, den Sachsen die Freßgedanken und die Widersetzlichkeit zu benehmen, kein anderes sei, als sie gegen den Feind und recht tüchtig ins Feuer zu führen, — denn er nahm beinahe lauter Sachsen, mit welchen wir zu Tauentzien stießen, und nun trieben wir den Feind recht lustig eine ganze Strecke weit vor uns her, wie dies genauer in meinen mehrgedachten Schriften zu lesen und auf dem Plan zu meinen Berichten zu sehen ist. Es wäre heute zur Entscheidung gekommen, denn in einer halben Stunde, wenn wir so fortfuhren, hätten wir den Feind vom Landgrafenberg hinunter kulbutiert[3]), und nun *gesehen*, wie es unten im Saaltale aussah, wo es denn bei uns stand, die Kerls entweder in den

[1]) In seinem „Hausbuch" — fast gleichzeitigen Aufzeichnungen — nennt Marwitz 1815 den König von Sachsen „den größten Verräter am teutschen Vaterlande". Vgl. *Marwitz*, I, 573.

[2]) 10. Mai 1808. [3]) Kopfüber hinuntergeworfen.

Engen zusammenzuschmeißen oder abzumarschieren. Es trat aber ein Ereignis ein, das unserm Vordringen Einhalt tat und was zu denen gehört, deren Gott sich bedient, wenn er den einen Teil seinen Widersachern in die Hände geben will, und den wir mit Unrecht Zufall nennen.

In dem Augenblicke nämlich, wo der Feind auf den engen Raum hinter Closwitz und Cospeda beschränkt war, kam der fatale Massenbach von seiner Brotgesandtschaft nach Weimar zurück. — Er war dort dem ergrimmten Herzog von Braunschweig gerade in die Hände gelaufen, der ihn denn scharf vorgenommen und ihm gesagt hatte: „er wisse recht gut, daß er allein es sei, der den Fürsten immer zum Ungehorsam verleitet und bewirkt habe, daß die Armee auseinandergerissen gewesen, wie sie versammelt sein sollen, der dadurch die Niederlage bei Saalfeld herbeigeführt und den Mangel bei den Sachsen verursacht habe, über den er jetzt klage. — Jetzt solle er alle eigene Plane fahren lassen und sich strikte an die gegebenen Befehle halten, — diese seien jetzt für den Fürsten Hohenlohe, nicht anzugreifen, sondern bloß den Abmarsch der Hauptarmee zu decken. Er mache ihn mit seinem Kopfe dafür verantwortlich, daß der Fürst nicht angriffsweise verfahre. Geschähe es dennoch, so lasse er ihm den Kopf ohne weitere Umstände vor die Füße legen."

Nun denke man sich einen Poltron[1]) und so leicht (wenn es scharfer Ernst war) konfuse gemachten Kerl, wie Massenbach war, der mit diesem Laxiermittel im Leibe eben dazu kam, wie der Fürst im lustigsten Angriff vorwärts schritt! — Ein auch nur mittelmäßiger Adjutant oder Generalstabsoffizier hätte sich gesagt: „Keine Verteidigung kann auf die Länge ausdauern, wenn sie nicht in günstigen Momenten in den Angriff übergeht! — Von solchem Angriff wie hier — im Laufe des Gefechts den Feind von diesem Plateau herunterzuwerfen — hat der Herzog offenbar nicht gesprochen, sondern nur von selbstgewählten Angriffsobjekten, die den Gang der allgemeinen Operation stören!" Und wenn er dann sein wertes Fell recht in Sicherheit bringen wollte, hätte er hinzugesetzt: „Du willst sachte umkehren und noch eine halbe Stunde spazieren reiten, unterdessen hat die Sache ihren Verlauf und du kannst mit Wahrheit behaupten, du seist erst nachher angekommen!"

Nicht so Massenbach. Er eilte zum Fürsten und machte ihm seine Bestellung brühwarm. Dieser ward wütend, und wir sahen ihn sich selbst mit einem kleinen Stock, den er in der Hand führte, mehreremal heftig auf die Lende schlagen. Später ward die Unterredung ruhiger, und ich habe erst später vernommen, daß der Fürst gesagt hat, jetzt werde er seinen Vorteil verfolgen, und daß er dies nicht solle, habe der Herzog in keinem Falle gemeint. — Massenbach aber, voll Angst um sein teures Haupt, hat erwidert, in diesem Fall müsse er augenblicklich zum Herzog zurückkehren und ihm anzeigen, daß er zwar

[1]) Maulhelden.

sein mögliches getan, um dem Befehle des Herzogs Eingang zu verschaffen, der Fürst aber nicht darauf gehört habe und zum Angriff übergegangen sei! — Hierauf trug er die ferneren Befehle des Herzogs vor, die denn allerdings von der Art waren, daß man, um sie auszuführen, vermeiden mußte, sich die Stärke des Feindes in irgend einer Art auf den Hals zu ziehen.

Der Fürst sollte nicht nur sogleich den Lauf der Saale über Dornburg bis Camburg zur Sicherung des Marsches der Hauptarmee besetzen, sondern auch noch drei Tage lang in seiner jetzigen Stellung verharren und den Herzog von Weimar aufnehmen, der noch im Thüringer Walde steckte, nachdem er in das leere Franken hineingeguckt hatte.

Wie war aber unsere Stellung mit 30000 Mann auf einer weiten Ebene zu halten, auf welcher der Feind soeben eine halbe Viertelmeile hinter unserm Lager sich festsetzte? — und wo wir uns noch durch einen bis auf vier Meilen hinter uns weggeschobenen Vorpostenkordon schwächen sollten?

Genug, Massenbach drang durch, — der Angriff wurde abgebrochen, die Franzosen richteten sich in dem Abschnitt ein, den wir ihnen überließen, Tauentzien blieb ihnen gegenüber auf der weiten Ebene stehen, wo er mit Leichtigkeit auf beiden Flügeln konnte umgangen werden, und der Fürst entschloß sich, selbst mit etwa 5000 Mann nach Dornburg zu gehen.

Zu diesem ganz unbegreiflichen Entschluß, — denn er ließ seine Armee dicht am Feinde auf wenigstens $1^1/_2$ Meilen ohne Befehlshaber hinter sich, — diese Armee, deren Hauptbestandteil sich eben so unzuverlässig gezeigt —, zu diesem Entschluß, sage ich, habe ich keinen andern Bewegungsgrund erdenken können, als des Fürsten dévouement für den König, damit dessen Marsch aus der Maulwurfsfalle heraus nicht sollte gestört werden (wenngleich die weit stärkere Hauptarmee die vorgeschriebene Sicherungsmaßregel weit leichter selbst besorgen konnte), und sein Wille, jetzt seinen strikten Gehorsam zu zeigen. Er sagt in seinem Hauptbericht an den König vom 4. Januar 1808 (vide „Krieg 1806"), „er habe voraussetzen müssen, Dornburg sei bereits vom Feinde besetzt". — Damit dieser nun gewiß herausgeworfen würde, deshalb ging er offenbar selbst hin. — Es war aber ein großer Fehler, denn wenn Napoleon, (der in dem Augenblick schon in Jena war), mit seinen Anstalten um einen halben Tag früher fertig wurde, so wurde Hohenlohes Armee, während er mit dem Detachement fort war, auseinandergeworfen, und er konnte sie nachher suchen!

Die nächste Folge war, daß die Sachsen nun den ganzen Nachmittag und die Nacht hindurch den Franzosen als Vorposten gegenüberstanden und fortwährenden Anfechtungen ausgesetzt waren. — Der Ruf: „Preusch' Cujon!" und „Gut Sax!" ertönte fortwährend, und es wurden Proklamationen unter sie ausgeteilt, die sie zum Übertritt aufforderten, da Frankreich nicht mit ihnen, sondern nur mit Preußen im Kriege begriffen sei.

Den Marsch nach Dornburg, wie wir das Nest leer gefunden, aber das Korps von Bernadotte dort angesagt, wie wir dort den französischen Ordonnanzoffizier Montesquiou gefangen und der Fürst ihn mir zur Aufsicht anvertraut, leset Ihr abermals in meinem Tagebuch und Bericht[1]). — Das eine will ich nur hinzufügen, daß, wie, eben mit Sonnenuntergang, der Fürst dem General Holtzendorff das Kommando der Truppen auf der Strecke vom linken Flügel Tauentziens über Dornburg und Camburg bis zum Zusammenfluß der Ilm mit der Saale (eine Strecke von beinahe sechs Meilen) übergab und umständlich Stellung und Vorposten in die Schreibtafel diktierte, — es mir schwer auf die Seele fiel, daß dies anzuordnen sehr leicht, in der Nacht aber auszuführen ungemein schwer sei, und daß der alte brave Holtzendorff, der sich nach persönlichem Anschauen sehr leicht orientierte, nicht der Mann war, um es aus einer Disposition und nach einer schlechten Karte schnell zu können (ja es ist zweifelhaft, ob er eine Karte hatte). Ich half also nach meinen Kräften, indem ich seinem Adjutanten, meinem ehemaligen Regimentskameraden Alvensleben[2]), Zweck, Absicht und Mittel auf der Karte deutlich machte und ihn von der Stellung der Hauptarmee, deren heut zurückgelegter Marsch ihm unbekannt war, unterrichtete. Ich beschwor ihn, es bei seinem General einzuleiten, daß dreien tüchtigen Offizieren die Vorpostenchaine übergeben würde, dem einen von Tauentziens Stellung bis Dornburg, dem zweiten von Dornburg bis Camburg, dem dritten von dort bis Großheringen an der Ilm —, daß diese gleich im Trab abreiten und sogleich die Chaine aussetzen müßten, wodurch wenigstens, wenn es sogleich geschah, der Zusammenhang mit Tauentzien und die Chaine bis Camburg vor gänzlicher Finsternis bewerkstelligt sein konnte. Ich beschwor ihn endlich, ja nicht zu kantonnieren, wie erlaubt war, sondern in Masse bei Dornburg zu biwakieren, weil sie, wenn nicht in der Nacht, doch gewiß am andern Morgen den ganzen Bernadotte vor sich haben würden! Er versprach, sein möglichstes zu tun; was geschehen ist, weiß ich nicht, denn wir ritten allein nach dem Hauptquartier Kapellendorf zurück, wo wir um ½10 Uhr eintrafen, nachdem wir uns bis dicht an Apolda verirrt hatten.

Ein Adjutant des Generals Rüchel (der damalige Rittmeister von Borstell der zweite)[3]) erwartete den Fürsten, um ihm zu melden, daß Rüchel mit seinem Korps diesseits Weimar versammelt und zu seiner Unterstützung bereit sei.

[1]) Vgl. „1806. Das Preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse" (1906), S. 166. Montesquiou überbrachte einen Brief Napoleons (gedruckt bei Höpfner, I, 350 ff.) an Friedrich Wilhelm III.; er wurde am andern Morgen anfangs durch Gneisenau, dann durch einen andern Offizier zum König geleitet. Vgl. Delbrück, Gneisenau I³, S. 50 f.

[2]) Stabsrittmeister von Alvensleben, 1817 Major.

[3]) Stabsrittmeister Heinrich v. Borstell, später Generalleutnant, jüngerer Bruder des Generals der Kavallerie Ludwig v. Borstell.

Ich führte meinen Franzosen in ein besonderes Zimmer in dem sehr geräumigen Amthause, und damit er gewiß nicht umherspionieren könnte, ließ ich zwei Betten aufschlagen. Er war ganz erstaunt und sagte: „Comment? vous voulez vous coucher?“ — Ich: „Pourquoi pas? — ici au quartier général?“ — Er: „Ah, ne le faites pas!“ — „Et pourquoi non?“ — „Vous ne connaissez pas l'Empereur. Il n'est pas loin d'ici. Il sera sur vous, avant que vous y penserez!“ „Eh bien, il y en a assez devant nous qui veillent.“ — Er schüttelte den Kopf, wie ich aber die Stube abschloß, den Schlüssel zu mir steckte und mich halb entkleidet aufs Bett legte, tat er desgleichen und schlief bald. Er hatte es nötig, denn nach seiner Erzählung war er seit Paris, seit länger als acht Tagen, in fortwährende[r] Bewegung erhalten worden und hatte keine Nacht geschlafen. Übrigens war es ein sehr angenehmer, wohlanständiger Mann, ein Emigriertensohn, in Dresden erzogen, daher sehr gut deutsch sprechend und mit dem Lande und auch mit dieser Gegend gut bekannt. Seit wenigen Jahren, seitdem Bonaparte die Emigrierten zurückberufen, war er erst wieder in Frankreich.

Dieser Fang, den wir an ihm gemacht, war wieder einer von den Zufällen, die einen entscheidenden Einfluß auf unser Schicksal hatten.

Er beschäftigte den Fürsten einen Teil der Nacht hindurch, indem er einen Kurier an den König mit dieser Nachricht abfertigte und anzeigte, daß er den Montesquiou des anderen Tages nachsenden werde. Warum er ihn nicht gleich geschickt, springt in die Augen, und selbst gegen die Albernen, die dem Fürsten nachher ein Verbrechen daraus gemacht, (weil Napoleon sich darüber geärgert), hat er sich in seinem mehrerwähnten Hauptbericht hinreichend gerechtfertigt. — Hier genüge die Bemerkung, daß nur ein Neuling im Kriegesfach einen feindlichen Offizier — dessen Qualität als Abgesandter obenein mehr als zweifelhaft war — während der noch nicht vollendeten und dem Feinde auch wirklich noch länger verborgen gebliebenen Operation des Königs hätte hinschicken können, damit er die Richtung des Marsches und die Stärke der Armee erforsche und dem Napoleon darüber rapportiere! — zu geschweigen, daß bei der Unschlüssigkeit des großen Hauptquartiers es sehr wohl möglich war, daß das Schreiben Napoleons eine Stockung in den Bewegungen hervorgebracht und dadurch die nachteiligsten Folgen für uns gehabt hätte.

Meine übrigen Unterredungen mit diesem Montesquiou und die Lügen, die ihm Napoleon nachher in den Mund gelegt, findet man in meinem Tagebuche[1]). — Der Mensch war viel zu wohlgeartet, als daß er selbst hätte sagen können, was ihm Napoleon in den Mund legte!

[1]) Vgl. Bd. III der Marwitz-Publikation (ed. Meusel).

Drittes Kapitel.

Die Schlacht bei Jena.

Am Morgen des unheilvollen 14. Oktobers trat wiederum ein verderblicher Zufall ein, nämlich ein so gewaltig dicker Nebel, daß man auch nicht zwanzig Schritt weit vor sich sehen konnte. Dem Feinde gab er Gelegenheit, seine Massen zu entfalten, und uns entzog er den Anblick derselben bis in der Mitte der Schlacht.

Noch ehe es Tag war, hörte man einzelne Kanonenschüsse. Ich stand auf, öffnete das Fenster und hörte unsere Zwölfpfünder nach Jena hin. Das war also Tauentzien. Nachdem ich mich angekleidet, ging ich zum Fürsten und meldete es ihm. Er hatte Massenbach und andere bei sich und wollte nun den Montesquiou fortschicken. Ich sollte ihn begleiten. Da protestierte ich denn aus Leibeskräften, weil es sogleich und unfehlbar zur Schlacht kommen werde. Daß mir willfahrt wurde, hatte ich wahrscheinlich meiner gegen die andern Begleiter des Fürsten überwiegenden Schnelligkeit zu Pferde zu verdanken, die mich dem Fürsten zu Bestellungen sehr brauchbar machte. Er erinnerte sich nun eines, übrigens ganz unbekannten, Kapitäns Gneisenau vom Füsilierbataillon Nabenau, der, bei Saalfeld am Beine leicht verwundet, aber dadurch behindert, seinen Dienst im Bataillon zu Fuß zu verrichten, Erlaubnis hatte, sich bis zu gänzlicher Genesung im Hauptquartier aufzuhalten. Dieser wurde nun zum Begleiter des Montesquiou auf der Reise zum König ersehen[1]).

Gedachter Gneisenau war sechseinhalb Jahr später, wie allgemein bekannt, Generalmajor und Chef des Generalstabes bei Blücher, und dann nach zwei ferneren Jahren General der Infanterie und Ritter des Schwarzen Adlers, zuletzt Feldmarschall.

Zu meinem Franzosen zurückgekehrt, trank ich mit ihm Kaffee, — die Kanonade wurde stärker, ich öffnete mehreremal das Fenster und ging, weil es mir zu arg wurde, abermals zum Fürsten. Der saß und schrieb sein Begleitschreiben an den König. Dergleichen ging bei ihm nicht rasch, weil er sehr kurzsichtig war und, um es nicht zu gestehen, keine Brille gebrauchte. — Ich brachte mein altes Lied, da er nicht antwortete, mehreremal vor, endlich sagte er unwillig: „Ich weiß es", und ich ging. Montesquiou stand am

[1]) Er war eigentlich das Kind eines Offiziers der Reichsarmee (oder der Österreicher?), während des Siebenjährigen Krieges in Schilda in Sachsen gezeugt, nachher in Franken in einem Dorfe mit den Bauerkindern erzogen. Er hieß Neidhard und nannte sich später (vermutlich aus eigener Machtvollkommenheit) Neidhard von Gneisenau. Es hat aber nie eine Familie Gneisenau gegeben. Vielleicht hieß das Dorf so, wo er erzogen worden. Er hatte unter den Hessen in Amerika gedient, war kurz vor Friedrichs II. Tode nach Potsdam gekommen und kurz darauf bei den neu errichteten Füsilieren angestellt worden. [v. M.] Über Gneisenaus Herkunft vgl. Delbrück, Gneisenau I[3] (1908), S. 9 ff. Die Neithardte waren ein schwäbisches Patriziergeschlecht; Gneisenau hieß das Schloß eines der Vorfahren des Feldmarschalls (in Österreich).

Fenster, war eben so unruhig wie ich in meinem Innern, — die Kanonade wurde immer stärker und näherte sich.

„Vous avez été chez le Prince? Que dit-il? — Il n'est pas encore à cheval?"

„Tous les arrangements sont pris, il partira tantôt!" —

und nach einigem Hinundherreden fuhr er heraus:

„Ne vous y fiez pas! C'est l'Empereur. Toute hésitation doit finir. Il a couché à Jena."

Ich antwortete zwar ruhig, und lügend: „Nous le savons!" — ging aber doch gleich zum Fürsten, brachte ihm die entscheidende Neuigkeit und bat ihn, mir wenigstens zu erlauben, nach dem Lager zu reiten und zu erforschen, was man dort vom Gange des Gefechtes wisse.

„Tun Sie das!"

Ich flog. Unsere Division Grawert stand mit dem rechten Flügel dicht an Kapellendorf, zuerst das Grenadierbataillon Hahn[1] (von Hohenlohe und Treuenfels), dann das Regiment Hohenlohe (Treskow im Siebenjährigen Kriege). Diese brachen die Zelte[2] ab und sagten, sie würden gleich abmarschieren. „Wer hat es befohlen?" — Der General Grawert. — Ich jage weiter. Die Regimenter Sanitz, Zastrow (Franz von Braunschweig) und Grawert (Rohr, dann Grabow) waren schon nicht mehr da, die Zelte waren herunter und wurden aufgepackt, — ich jage durch den Nebel weiter, bis ich denn endlich, durch gehörte Stimmen und das Rasseln der Kanonen geleitet, die ganze Division im Marsch finde und vernehme, daß sie vorgeht, um Tauentzien aufzunehmen. Ich fliege zurück, das Regiment Hohenlohe war jetzt auch schon fort. — Ich melde dem Fürsten, der eben den Gneisenau und Montesquiou abfertigt und im vollen Zorn sich aufs Pferd wirft.

Montesquiou, der mich [hatte] abreiten und zurückkommen sehen, sagte noch:

„Vous avez une superbe jument![3] Je voudrais bien en avoir une pareille."

Nun ging es mit dem Fürsten und der ganzen Suite wieder ebenso rasch in den Nebel hinein, wie ich eben herausgekommen war, und erst ganz nahe am Gefecht holten wir die schnell marschierende Kolonne ein. Der Fürst, höchlich entrüstet, kommandierte „Halt", und wir alle flogen vorwärts, das Kommando wiederholend. Dadurch (indem die hintersten sogleich, die vorderen später, die Tête aber vielleicht gar nicht hielten) riß die ganze Kolonne auseinander, die schon wegen des sehr raschen Marsches der Tête viel zu weite Distanzen gehabt hatte, und alles stand in einzelnen Zügen, wie im Finstern. Glücklicherweise kam alsbald der General Grawert scheltend von vorn zurückgesprengt: „warum sie nicht im Marsch blieben?" Es gab eine Explikation mit dem Fürsten, welcher einsah, daß diese Bewegung (Grawert hatte die Tête links schwenken lassen) die einzige sei, durch welche wir dem Feinde eine

[1]) Ich führe immer hier und folgend ihre Namen aus ihrer berühmten Zeit im Siebenjährigen Kriege an. [v. M.] [2]) Marwitz schreibt: die Zelter. [3]) Stute.

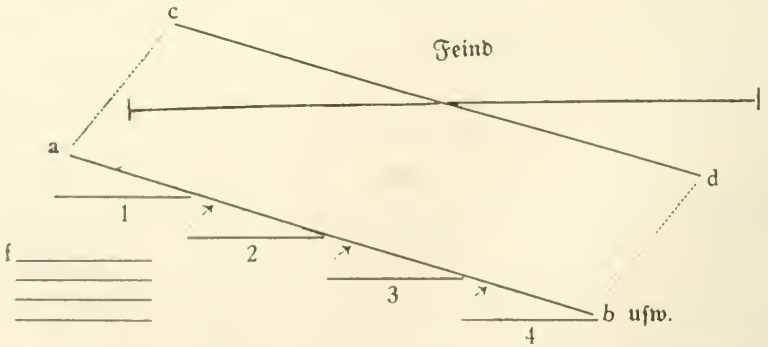
Front entgegen stellen konnten, da er sonst von hinten in unser Lager gedrungen wäre. Sie wurde also fortgesetzt und dann eingeschwenkt. Wahrscheinlich um zu zeigen, daß keiner ihm wieder in Angriffsbewegungen zuvorkommen sollte, kommandierte Hohenlohe alsobald „Marsch!" und so ging es mit dieser langen Linie von zehn Bataillonen in den Nebel hinein.

Da wir doch einmal so albern bei Kapellendorf aufgestellt waren, so hätte die einzige Hülfe jetzt darin bestanden, daß nicht eingeschwenkt, sondern dieser Marsch noch eine gute Viertelmeile weit in der Richtung auf Stobra fortgesetzt und die Stellung mit dem Rücken nach Apolda genommen worden wäre. Dadurch hätten wir den Zusammenhang mit der Hauptarmee wieder gewonnen und konnten, geschlagen, nicht so weit aus der richtigen Direktion hinausgesprengt werden. Wir stießen dann sogleich mit dem Detachement von Holtzendorff zusammen, die Sachsen mußten natürlicherweise folgen und auch Rüchel auf Apolda dirigiert werden.

Der Angriff traf auf die Dörfer Krippendorf und Vierzehnheiligen und wurde mit Echelons vom linken Flügel her unternommen, wodurch, wie nötig war, dieser linke Flügel noch etwas weiter vorkam.

Dieser von Friedrich II. erfundene Angriff galt damals bei uns für ein Arkanum des Sieges, — jetzt wird er von den großen Papierstrategen als das Übermaß des Absurden dargestellt. Beides ist falsch.

Friedrich II. verfiel auf dieses Brechen der Linie in einzelne Bataillone dadurch, daß er mit seinen jederzeit schwächeren Armeen sich jederzeit auf einen Flügel der unbeweglichen feindlichen werfen mußte. — Das Links- oder Rechtsziehen ward ihm dabei jedesmal beschwerlich, bisweilen verderblich. So bei Prag, bei Kolin, Leuthen, Zorndorf, Torgau. Er konnte immer den Flügel des Feindes nicht so umfassen, wie er wollte, und geriet immer wieder teilweise in ein Frontalgefecht mit demselben. Wenn der Echelonangriff aber richtig geleitet wurde, d. h. wenn er mit einer halben Schwenkung endigte, so war dem Übelstande abgeholfen. Zum Beispiel:



Die vier Echelons schwenken in die Linie a b und avancieren nach c d. Hinter beiden Flügeln müssen Kolonnen folgen, so wie sie hier auf dem linken

bei f gezeichnet ist, — die hinter dem rechten Flügel wegen der Gegenschwenkung des Feindes, die bei Leuthen appliziert wurde und die jetzt kein Gegner unterlassen würde. Aber ehe sie fertig wird, muß der angegriffene Flügel schon in Déroute sein.

Diese Bewegung machten wir bei Vierzehnheiligen, zwar nicht in den Feind hinein, aber wir kamen doch dadurch in eine bessere Stellung.

Nun ist es zwar wahr, daß bei allen damaligen Revuen der Echelonangriff ohne Einschwenken geübt wurde, — ich für mein Teil aber habe dies von meinen ersten Dienstjahren an (sobald ich mir nur den Zweck dieser Angriffsart explizieren lassen) für einen Mißbrauch gehalten, und kann auch noch bis heute nicht glauben, daß Friedrich II. ihn so sollte haben exekutieren lassen, weil er in diesem Fall seinem Zweck — Umfassen des feindlichen Flügels — auch nicht um einen Schritt näher gekommen wäre als durch einen Frontalangriff.

Ebensowenig bin ich der Meinung, daß es eine so große Absurdität wäre, dieser Angriffsart unter angemessenen Umständen noch heute sich zu bedienen. Denn, wenngleich bei unserer jetzigen weit größeren und leichter ausgeführten Beweglichkeit in Bataillonskolonnen niemand auf den Gedanken fallen wird, wieder in so vielen Bataillonslinien zum Echelonangriff vorzugehen, so kann doch das Wesentliche desselben, die Überflügelung, sehr wohl noch beibehalten werden, und zwar eine schräge Überflügelung, wo dem Feinde Raum zum Fliehen bleibt (Leuthen, Soor), im Gegensatz der rechtwinkligen, wo man den Feind in Haufen zusammentreibt, wie bei Kunersdorf:

„Plerique rei militaris ignari pleniorem victoriam credunt, si adversarios aut locorum angustiis, aut armatorum multitudine, circumdederint: sed clausis ex desperatione crescit audacia, et quum spei nihil est, sumit arma formido. Libenter cupit mori, qui sine dubio scit, se esse moriturum. Ideoque Scipionis laudata sententia est: Viam hostibus, qua fugiant, muniendam. Nam quum, abscedendi aditu patefacto, mentes omnium ad praebenda terga consenserint, inulti more pecudum trucidantur..." (Vegetius, Kap. 20)[1]).

Und zu ersterer Alternative Virgil:

„una salus victis, nullam sperare salutem."[2])

[1]) Vegetius Renatus, römischer Militärschriftsteller, um 400 n. Chr., verfaßte die Epitome rei militaris institutionum, aus der das obige Zitat stammt. Zu deutsch: „Sehr viele, die des Kriegswesens unkundig sind, glauben an einen volleren Sieg, wenn sie den Gegner in engem Gelände umstellt oder durch eine Menge Soldaten ihn eingekreist haben: aber den Eingeschlossenen erwächst Wagemut aus der Verzweiflung, und wenn keine Hoffnung mehr vorhanden ist, ergreift Furcht die Waffen. Freudig stirbt, wer zweifellos weiß, daß er sterben muß. Und deshalb ist vortrefflich der Ausspruch des Scipio: ‚Du sollst deinem Feinde die Straße versperren, auf der er flieht!' Denn wenn, nachdem der Weg zum Entweichen geöffnet ist, alle einstimmig zu schmählicher Flucht sich entschlossen haben, kannst du gefahrlos wie Vieh sie niedermetzeln."

[2]) Aeneis II, 354 („Es gibt nur ein Heil für die Besiegten, keine Rettung zu erhoffen").

Ich glaube also, daß in Schlachten, die in Ebenen geliefert werden, ein Echelonangriff in Bataillonskolonnen, mit gehörigen Reserven dahinter, noch mit Vorteil anzubringen wäre, wie zum Beispiel für die Österreicher am zweiten Tage der dreitägigen Schlacht bei Wagram gegen den linken französischen Flügel; bei Dennewitz sowohl für Tauentzien gegen den rechten als für Bülow gegen den linken französischen Flügel, — wenn nämlich diese Schlacht eine vorbereitete und nicht bloß eine blutige Renkontre gewesen wäre —, wo denn freilich keiner an etwas anderes denken konnte, sobald er hineinkam, als tüchtig auf den loszugehen, auf den er eben stieß. Endlich bei Belle-Alliance, wenn Bonaparte, statt seines wütenden Anrennens gegen die schlachtfesten Engländer, sich gegen deren rechten Flügel gewendet hätte.

Übrigens ist bei Kulm (am zweiten Tag) etwas einem solchen Echelonangriff sehr Ähnliches wirklich praktiziert worden.

Da die Menschen so leicht das vergessen, was früher dagewesen, und nur aus der nächsten Gegenwart ihre Weisheit schöpfen, so glaubt man auch jetzt, daß es gar nicht anders möglich sei, Schlachten zu gewinnen, als auf Napoleons Manier, nämlich, das Morden so lange zu unterhalten, bis die Kräfte erschöpft sind, und dann mit einer Reserve, die stärker sei als die des Feindes, den letzten Stoß zu geben, — es könnte aber einmal ein Feldherr erstehen, der wieder seinen eigenen Weg ginge und dem lauernden Gegner die halbe Schlachtlinie gleich zu Anfang so plötzlich aufrollte, daß er dennoch gegen die andere Hälfte und gegen die Reserve noch überwiegende Kräfte in der Hand behielte! —

Kehren wir zur Schlacht von Jena zurück. Ich will nur erwähnen, daß wir nach der Berechnung in meinem Tagebuch und Bericht[1]) nur 33000 Mann stark waren, nämlich Infanterie 25684, Kavallerie 7700, gleich 33384, worunter ca. 18000 Sachsen und 15000 Preußen. Ihnen gegenüber standen an 100000 Franzosen, geführt von Napoleon. Diese kamen bei weitem nicht alle zum Schlagen, sie waren aber da und konnten jeden Augenblick herangeführt werden.

Unsere nur ein Dritteil der feindlichen betragende Macht war aber folgendermaßen verteilt:

1. Unter dem General Holtzendorff, die nach Dornburg detachiert gewesen waren: 4½ ganz intakte preußische Grenadierbataillone 3000 Mann, 23 Schwadronen meist Preußen 2300 Mann, gleich 5300 Mann. Diesen war das Vorwerk Rödchen zum Alarmplatz angewiesen, nach des Feindes gestriger Stellung in dessen rechter Flanke. Wie sie am frühen Morgen die Kanonade hörten,

[1]) „1806", S. 183. Marwitz berechnet hier (wohl richtiger) die Hohenlohesche Armee am 14. Oktober auf 36800 Mann. Die neuere Forschung (Lettow-Vorbeck) nimmt für die gesamte Hohenlohesche Armee (einschließlich der Avantgarde des Prinzen Louis Ferdinand) 46500 Mann an; die französische Armee zählte bei Jena am 14. Oktober 95900 Mann, von denen jedoch nur 54000 ins Gefecht gelangten. Vgl. unten S. 269 Anm. 1.

eilten sie hin und gerieten in das Korps von Soult hinein (35 275 Mann) und konnten kaum zum Aufmarsch gelangen. Holtzendorff machte sich zwar durch einen Angriff augenblicklich Luft, sah aber ein, daß nicht durchzukommen war, und trat einen beschwerlichen Rückzug an durch das Défilée des Dorfes Nerkwitz, so daß er das andere Ufer des dortigen Baches und den Höhenzug, auf welchem die Division Grawert focht, eine Viertelmeile von ihr entfernt, erst erreichte, wie diese auch schon geschlagen war. Der „Augenzeuge“ [1]) setzt diesen Rückzug auf eine viel zu frühe Stunde.

2. Unter dem General Grawert: 10 preußische Bataillone intakt 6660 Mann, 6 Bataillone Sachsen (Dyhern) 3200 Mann, 30 Schwadronen 3000 Mann, gleich 12 860 Mann.

3. Unter dem General Tauentzien die bei Schleiz, Saalfeld und am gestrigen und heutigen Tag schon viel gelitten hatten, anfangs in Reserve standen, dann aber herangezogen werden mußten, 12½ Bataillone, 4760 Mann, 10 Schwadronen, 1000 Mann, gleich 5760 Mann.

Diese unter 2 und 3 erwähnten 14 620 Mann Infanterie und 4000 Mann Kavallerie, gleich 18 620 Mann, hatten gegen sich die französischen Korps von Lannes 22 789 Mann, Ney 29 739 Mann, Garde 6100, gleich 58 628 Mann, zu denen der vorerwähnte Soult noch stieß, nachdem er Holtzendorff abgefertigt, und am Ende der Schlacht auch noch die Kavallerie von Murat [2]).

Daß diese 14 600 Mann Infanterie schon nach dem Verhältnis der Massen einen schweren Stand hatten, leuchtet ein. Sie waren über drei Stunden im Feuer, und die Regimenter Hohenlohe und Grawert ließen die Hälfte ihrer Mannschaft auf dem Platze liegen. Ich bin nachher in meinem Leben nicht wieder in solchem mörderischen Feuer gewesen.

Der Fürst hielt sich beinahe ausschließlich bei dieser Division auf und schien keinen anderen Gedanken zu haben, als die Ehre des preußischen Namens auf diesem Flecke aufrecht zu erhalten. Ein mehreres war in der Tat, nachdem es einmal soweit gekommen, auch nicht zu erreichen. Auch erreichte er diesen Zweck im höchsten Grade. Er allein erhielt alles in Ordnung und befeuerte jedermann. Was ihn selbst betrifft, so habe ich nie eine freiere und ich möchte sagen vornehmere Bravour gesehen, als er hier an den Tag legte. Er war immer da, wo das Feuer am stärksten war, und trug auch eine starke Kontusion am Arme davon.

Der Oberst Massenbach ritt umher wie ein Popanz, und ich habe nie einen miserableren Chef des Generalstabes gesehen als ihn, sobald der Feind sich zeigte.

4. Unter dem sächsischen General der Kavallerie von Zezschwitz, teils rechts von der Division Grawert an der Chaussee, teils an der Schnecke,

[1]) Rühle v. Lilienstern, a. a. O., S. 133.

[2]) NB. Die Stärke der französischen Korps ist nach der „Geschichte der Kriege in Europa“ [Bd. VII, S. 38 Anm.] genommen. [v. M.]

15 Bataillone Sachsen 8010 Mann, 14 Eskadrons Sachsen 1400 Mann, 9410 Mann, zusammen also 33330 Mann[1]).

Diese letzteren hatten anfangs gar keinen Feind gegen sich, später wurden sie, von dem Korps von Augereau angegriffen (16192 Mann), sehr bald umgangen, und ich habe es selbst mit meinen Augen angesehen, daß bei denen, die auf dem Felde in geringer Entfernung neben der Division Grawert standen, nur einige Salven fielen, dann war alles pêle-mêle mit den Franzosen. Sie hatten die Gewehre weggeworfen. Die an der Schnecke sollen wie die Ölgötzen dagestanden und sich gar nicht umgesehen haben, was neben und hinter ihnen passierte, wo sie denn etwas später angegriffen worden sind und den Ausweg nachgeahmt haben, den ihre Brüder ihnen eben gezeigt hatten. Alles, was Rühle in seinem „Augenzeugen" von ihrer enormen Verteidigung und daß sie alle zusammengehauen worden sind, später noch als Rüchel bei Kapellendorf schon geschlagen gewesen, erzählt, sind eitel Fabeln, — die Division Grawert stand noch. Der kommandierende General von Zezschwitz ging mit der von seinem Bruder kommandierten Kavallerie zurück und war bei uns in der Rüchelschen Schlacht von Kapellendorf. Die Sachsen fabeln ebenfalls, er habe sich durch die französische Kavallerie durchgeschlagen, — diese war aber nicht so vereinzelt wie die unsrige, sondern unter Murat in einem Korps von 20000 Mann vereinigt. Der erschien aber erst nach Beendigung der Rüchelschen Schlacht. — Zezschwitz mag also wohl irgend ein einzelnes Regiment geworfen haben, was sich bei dem Korps von Augereau befunden, dazu war er aber auch überflüssig stark genug. Durch eine, seinen 14 Schwadronen auch nur gleichkommende Masse hat er sich nicht durchgeschlagen.

Dieses üble Betragen der Sachsen hatte mehrere Ursachen:

1. daß der Kurfürst sich ausdrücklich ausbedungen hatte, daß das Korps vereinigt bleiben sollte;
2. daß er aber keinen General darüber gesetzt, der es zu führen verstanden;
3. in der schlechten Disposition der jüngeren Offiziere und der Mannschaft, durch alle die Ursachen seit vorigem Jahre geweckt und genährt, die ich angegeben[2]);
4. daß man sie hingestellt, wo sie gar nicht hätten stehen sollen, der Fürst mußte sie zwischen die Preußen bringen und sie gar nicht aus den Augen lassen.

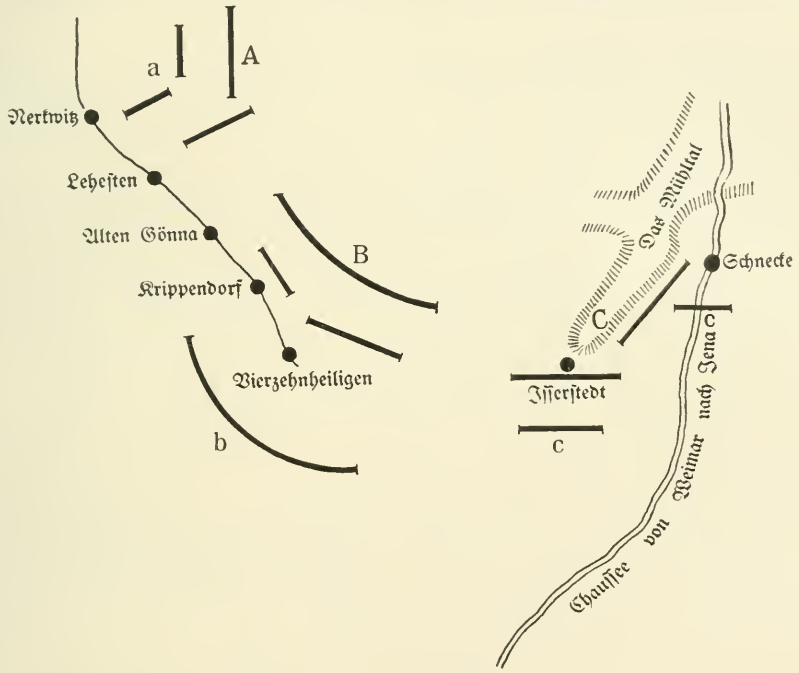
Denn diejenigen, die unter Tauentzien und neben Grawert standen, betrugen sich mit geringer Ausnahme sehr gut. Ja, das Grenadierbataillon Aus dem Winkel konnte jeder Truppe als Muster vorgestellt werden, auch das von Lecocq war sehr zu loben, und dann hatten sie einen alten tapferen

[1]) Diese Zahl dürfte zu gering sein. Vgl. Lettow-Vorbeck a. a. O. Bd. 1², S. 379 Anm. und o. S. 266 Anm. 1.

[2]) Vgl. Marwitz ed. Meusel Bd. I, S. 228 ff.

Degen zum Anführer, den General Cerrini, — wo der war, da stand alles wie eine Mauer. Der Unterschied mit den andern lag also darin, daß solche Anführer die inwohnende schlechte Gemütsdisposition der Mannschaft nicht aufkommen ließen, und in der Emulation, die alsdann in diese Kerls fuhr.

Die französischen Korps, die gegen unsere 33000 fochten, waren also nach dem vorher Gesagten: Soult 35275 Mann, Lannes 22798, Ney 29739, Garde 6100, Augereau 16192, zusammen 110104 Mann[1]), ungerechnet einen großen Teil der Reservekavallerie, die unter Murat am Schlusse der Schlacht



erst eintraf. Es ist also wohl einleuchtend, daß die Schlacht von Jena gar nicht zu gewinnen war, selbst wenn die beste Anführung und allenthalben gleiche Tapferkeit stattgefunden hätte und gar keine Fehler vorgefallen wären[2]).

Sie bestand vielmehr aus drei einzelnen Gefechten, die miteinander nicht zusammenhingen, ja durch Terrainhindernisse voneinander getrennt waren.

Es kämpften nämlich nach dem vorher Gesagten: 1. Holtzendorff (a) mit 5300 gegen Soult (A) mit 35200 Mann; 2. Hohenlohe (b) mit 12800 frischen und 5700 schon geschlagenen, zusammen 18200 gegen Napoleon selbst mit

[1]) Alle diese Zahlen sind zu hoch gegriffen.

[2]) Lettow-Vorbeck berechnet, daß von den Preußen — einschließlich des Rüchelschen Korps — 53000, von den Franzosen fast die gleiche Zahl, 54000 Mann, ins Gefecht kamen. Allerdings war die Gesamtstärke der Franzosen fast doppelt so hoch. (Vgl. oben S. 266 Anm. 1.)

58600 Mann (B); 3. Zezschwitz mit 9400 (c und c) gegen Augereau (C) mit 16200 Mann.

Hier war also die Übermacht am geringsten, dagegen die Lage (wenigstens für die an der Schnecke) am nachteiligsten.

Bei a A war die Übermacht siebenfach und bei b B mehr als dreifach, nirgends also der Sieg auch nur möglich, selbst wenn die Feldherrengaben der Gegenüberstehenden gleich gewesen wären.

Hierauf fand noch ein viertes Gefecht, eine halbe Meile weiter rückwärts, bei Kapellendorf, unter Rüchel mit höchstens 9000 Mann[1]) gegen die ganze ihm entgegenkommende feindliche Macht statt.

Zu dieser Ungleichheit der Kräfte kam noch, daß unsere Kavallerie so gut wie gar nicht gebraucht wurde, mithin die aufgezählten 33000 Mann sich eigentlich auf 25600 Mann Infanterie reduzieren.

Die relachierte Disziplin seit der Regierung des jetzigen Königs hatte vorzüglich auf die Kavallerie gewirkt, welche mehr noch im Atem erhalten werden muß, als die Infanterie[2]). Von den guten Kavalleriegeneralen, die sich noch von 1792—1795 gezeigt hatten, waren Günther und Wolffradt tot, Köhler, überalt, war Gouverneur in Warschau, l'Estocq hatte das Kommando der Armee in Preußen (und zeigte sich nachher); Blücher und der Herzog von Weimar waren bei der Hauptarmee angestellt. Bei uns war keiner. Die ältesten waren Prittwitz und Holtzendorff. — Prittwitz, 72 Jahr alt, soll ein guter Kavallerist gewesen sein und war eigentlich bestimmt, neben dem Kommando der Reserve auch die Kavallerie in der Schlacht zu führen, aber er hatte sich bei den vielen Hin- und Hermärschen in den Tagen des 10., 11. und 12. und durch das unaufhörliche zu Pferde sitzen bei Tag und Nacht so durchgeritten, daß er nur noch auf dem Bauch liegen konnte. Daß unter solchen Umständen ein Greis von solchem Alter unbeschreiblich litt und fortgefahren werden mußte, springt in die Augen.

Im Kommando folgte ihm Holtzendorff[3]) (65 Jahr alt), — der war aber nach Dornburg detachiert. Sonst erachte ich, hätte er bei seinem festen Charakter, schnellem Blick und großen Übung in Führung größerer Abteilungen, (drei Revuen in Berlin hindurch immer das eine Korps), die Kavallerie mit Ehren geführt. Daß er auch körperlich noch nicht zu sehr geschwächt war, hatte er erst drei Tage vorher bewiesen, wo er im Zorn, daß er auf das unrechte Saalufer geraten war, ohne weiteres sich mit dem Pferde in den Fluß stürzte und hindurch schwamm.

[1]) Lettow-Vorbeck, a. a. O. Bd. I², S. 379 Anm., berechnet die Stärke des Rüchelschen Korps erheblich höher, auf 16700 Mann. Vgl. unten S. 275 f.

[2]) Vgl. Marwitz' Schilderung der altpreußischen Kavallerie, Preuß. Jahrbb. Bd. 131, S. 460 ff., bes. 483 f.

[3]) Jacob Friedrich v. Holtzendorff (1741—1820), seit 1802 Generalleutnant, Chef des Kürassierregiments v. Holtzendorff (Nr. 9). Vgl. Märzheft S. 445 und o. S. 260.

Außer diesen beiden hatten wir nur noch einen Kavalleriegeneral bei der Armee, Schimmelpfennig, — dies war aber ein solcher Hosentrompeter, daß gar nicht daran zu denken war, ihm irgend etwas anzuvertrauen. Auch war die Kavallerie damals noch nicht so weit herunter gebracht und der Infanterie in ihren Bewegungen ähnlich gemacht worden, daß man, wie jetzt, hätte daran denken können, sie von dem ersten besten Infanteristen führen zu lassen. Noch wußte man, daß Schnelligkeit und Ungestüm ihr Charakter ist; jetzt soll sie ihn in Ruhe und Richtung suchen! Eine so hirnlose Anomalie, daß schon dadurch die gänzliche Nullität der jetzigen Kavallerie von vornherein ausgesprochen ist! [1])

Hätte man gewußt, wie tapfer der dumme Zezschwitz der Zweite sich an diesem Tage zeigen würde, so hätte man ihm das Kommando geben können, er hätte aber müssen dirigiert werden.

Es wurde also gar kein Befehlshaber über die Kavallerie gesetzt. Der Fürst wollte sich einmal selbst an ihre Spitze setzen, aber ohne Zweifel war es wieder sein schwaches Gesicht, was ihn davon abhielt. Er hätte sie wohl hineingeführt, aber dann nicht sehen können, was weiter anzuordnen nötig sei. — Unsere ehemals so braven Regimenter Krockow- und Bredow-Kürassier, Krockow- und Platen-Dragoner und Kleist- und Werner-Husaren, samt dem neuen Regiment Bila-Husaren, aus lauter Anspachern bestehend, (also 10 Schwadronen Kürassier, 10 Dragoner, 25 Husaren), wurden demnach so gut wie gar nicht gebraucht.

Es ist immer ein großer Fehler, gleich beim Ausbruche eines Krieges, wenn die Leute noch nicht gewohnt sind, den Tod zu sehen, Kavallerie ihr erstes Probestück dadurch ablegen zu lassen, daß sie ruhig im Kanonenfeuer halten soll, um so mehr hier, wo sie nicht eher wußten, daß Krieg sei, als bis der Schrecken einer Niederlage durch die Flüchtlinge von Saalfeld unter sie fuhr. Die Pferde schon erschrecken vor den fallenden und zappelnden Pferden und weichen seitwärts. Jeder Reiter [2]) hat mit dem seinigen zu tun, und dem Furchtsamen ist die Unruhe des seinigen ein willkommener Vorwand, um von dem Platze zu weichen, wo eben eine Kugel eingeschlagen, denn er glaubt allemal, daß alle folgenden eben dahin treffen.

Bei der Infanterie fehlt sowohl das Hindernis selbst als auch der Vorwand, — vielmehr stehen Offizier und Unteroffizier, ebenfalls durch keine scheuen Pferde gehindert, dicht dabei, um auch die Furchtsamen auf ihrem Platze festzuhalten. Bricht die Angst dennoch aus, so klumpt sich die Infanterie immer erst zusammen, bevor sie ans Davonlaufen denkt, ist also immer noch länger zu halten und zu regieren als Kavallerie, die zuerst locker wird und dann davonjagt. Dies rührt von dem Bewußtsein her, daß der

[1]) Vgl. das Zitat aus Tacitus, Germania, Kap. 30 (Aprilheft S. 126), das Marwitz hier wiederholt.

[2]) Marwitz schreibt: Reuter.

menschliche Odem im Laufen nur 1000 Schritt, der des Pferdes aber meilenweit aushält:

„Velocitas juxta formidinem, cunctatio propior constantiae est.“ [1])

Übrigens ist bei Jena keine Kavallerie vom Platze aus davongejagt. Der Fürst hat mehrere Attacken angeordnet; die ersten, in den wichtigsten Momenten, verunglückten sämtlich, Kanonen gingen verloren und Infanterie wurde umgeritten. Späterhin glückten mehrere, nachdem die Scham in die Offiziere gefahren war, aber auf weniger wichtigen Punkten. Im ganzen muß ich gestehen, daß die sächsische Kavallerie besser tat als die unsrige. Von letzterer waren offenbar die neuen Anspachischen Husaren (Bila) die besten. Hundsfötter habe ich bei Gettkandt-(Kleist-)Husaren und bei Prittwitz-(Krockow-) Dragoner[n] gesehen, welches letztere, als Schmettau-Dragoner, noch aus der Rhein-Kampagne den allerbesten Ruf zurückgebracht hatte.

Wie ich von dem Pseudooffizier zurückkam [2]), der die Standarte in Salvo bringen wollte, fand ich den Fürsten nicht und erfuhr, daß er nach dem rechten Flügel geritten sei. — Ich folgte ihm also im schnellsten Laufe meiner vortrefflichen englischen Stute (Camilla, die der Montesquiou noch am Morgen bewundert hatte) nach. Ich saß schon zum zweitenmal auf diesem Pferde, nachdem ich zwei andere müde geritten. — Ich schnitt die Ecke bei Vierzehnheiligen ab, wo das heftigste Gefecht war, und kam dadurch dem Dorfe gewiß auf 300 Schritt nahe. Ein paar französische Kanonen standen im Eingang und bestrichen den da herauskommenden Weg, der mit Gräben eingefaßt war. Ich springe den ersten Graben, das Pferd sammelt sich auf dem schmalen Wege, nimmt den zweiten Graben in einem hohen Bogensatz, und in dem Augenblick fliege ich durch die Luft, ich glaube 50 [!] Schritt weit, und falle in ein Kohlfeld. Ich raffe mich auf, indem ist ein jüngerer Adjutant des Fürsten, ein Rittmeister Derschau, ein Kurländer, bei mir. Ich sage: „Schwerenot! das war ein ungeheurer Sturz! Ich begreife nicht, wie das vortreffliche Pferd über den lumpigen Graben so hat stolpern können!“ — „Sehen Sie das arme Tier nur an!“ spricht er, und da lag sie auf dem Rücken, die beiden Hinterbeine abgeschossen, die blutigen Stummel in die Höhe!

Ich denke, solchen guten englischen Sattel bekömmt man im Felde nicht wieder, und ein Paar mit Silber beschlagene Kuchenreuterſche Pistolen, die darin steckten, [auch nicht], und wollte beide mitnehmen. Ehe ich aber bis ans Pferd kam (es war wirklich eine ganze Strecke zu gehen), laufen unsere Schützen zurück, bei mir vorbei und ein ganzer Schwarm französischer Tirailleurs aus dem Dorfe hinterher. Die Kugeln klatschten immer um mich herum in die Kohlköpfe, und der Sand sprützte mir in die Stiefeln. — Ich gewahrte also,

[1]) Tacitus, Germania, Kap. 30: „Schnelligkeit ist der Furcht verwandt, Zögern näher der Standhaftigkeit.“

[2]) Vgl. das Tagebuch im dritten Bande der Marwitz-Publikation (E. S. Mittler & Sohn).

daß es ein Bein kosten und ich bei meinem Sattel und Pistolen liegen könnte, ließ sie daher im Stich und lief ebenfalls, was mit unsern damaligen Reiterstiefeln nicht lange rasch ging. — Ich war eine ganze Weile zu Fuß bei der Infanterie, als ich einen Packknecht gewahre, der sich mit einem kleinen scheuen Bauerpferde, so wie sie damals für die Infanterieoffiziere geliefert wurden, herumquält. Ich frage: „Wem gehört das Pferd?" — „Dem Leutnant .... vom Grenadierbataillon Hahn" (Hohenlohe). — Dieses stand auf dem rechten Flügel, also auf meinem Wege. Ich sage: „Gib mir das Pferd, ich muß fort." — „Ich darf nicht!" Ich erzähle ihm mein Mißgeschick, verspreche, es bei seinem Herrn abzugeben, sobald ich meine Handpferde gefunden, er solle sich unterdessen auch dahin begeben. Er will nicht. Ich ziehe den Degen und drohe. Er zaudert. Nun machte ich kurze Umstände, packe ihn am Bein, werfe ihn herunter und sitze oben. Da konnte ich den Unterschied zwischen einem zugerittenen und einem rohen Pferde merken. Ein Stück Eisen im Maul, ein Strick als Zaum und Zügel, eine Art von Kissen[1]) statt Sattel, Schrittchens unter mir wie eine Blindschleiche, — ein fortwährendes Drängen nach hinten weg, aus dem Feuer hinaus, — ein dünner Hals wie eine Kuh, bei welchem man den Kopf bis ans Knie des Reuters heranziehen konnte, ohne dadurch das Pferd zu wenden, welches vielmehr dennoch die angenommene Direktion verfolgte, — vor jeder Kugel, die in den Boden wühlte, ein ungeschicktes Seitwärtstaumeln, kurz, es war eine verfluchte Reiterei, und es ist in Wahrheit unmöglich, daß ein Kerl auf solcher Bestie brav sei, — trotz des besten Willens erlaubt es das unvernünftige Vieh nicht. — Hiebe mit der flachen Klinge taten am Ende das Beste, und so gelangte ich glücklich zu den Handpferden des Fürsten.

Die meinigen waren nicht da, ich nahm eins der seinigen, nahm mein Bauerpferdchen an der Hand, ritt an das Grenadierbataillon Hahn heran, fand den Leutnant noch am Leben und übergab ihm sein Pferd. — Er ward bald darauf blessiert, und ich traf ihn auf dem Rückzug ein paarmal auf diesem Tiere. Er dankte mir sehr, denn der Packknecht hatte sich nicht wieder sehen lassen, und ohne mich hätte er an seiner Blessur liegen bleiben müssen. Den Fürsten fand ich bei dem tapferen Cerrini. Ich entschuldigte mich, daß ich für den Augenblick mich eines seiner Pferde bedient hatte. Er erwiderte:

„Sie haben recht getan! Ihnen stehen sie jederzeit zu Dienst!"

Gleich darauf gewahrte ich meine Reitknechte und nahm nun eines meiner Pferde.

Ich bin dem Fürsten, ausgenommen, wenn ich verschickt war, während der ganzen Schlacht nicht von der Seite gekommen. Ich bekam dicht bei ihm drei Kartätschkugeln durch den Hut, dicht am Kopf, ohne beschädigt zu werden. Der Hut sah merkwürdig aus. Ich habe ihn der Merkwürdigkeit wegen in Friedersdorf aufbewahrt[2]). Ich bin von Bewunderung erfüllt über sein (des Fürsten) persönliches Betragen. Eine vornehme Tapferkeit, unzerstörbarer Gleichmut, mächtige Einwirkung auf die Untergebenen, und wie es nun bald

[1]) Marwitz schreibt: Küssen. [2]) Wo er noch heute zu sehen ist.

anfing schlecht zu gehen, exponierte er sich immer da, wo sie die Fassung zu verlieren anfingen, mit einer Manier, als ob er sagen wollte, wie Heinrich IV.:

„Ne m'offusquez[1]) pas, je veux paraître!"

Kurz, um mit den Worten Valentinis[2]) zu reden, „es war eine der edelsten Naturen, die je den Feldherrenstab geführt haben." —

Der General Rüchel hatte, außer der Botschaft vom gestrigen Abend, schon zu Anfang der Schlacht geschickt und den Fürsten fragen lassen, ob er ihm zur Hülfe kommen solle? Man drang sehr in ihn, sie anzunehmen, denn daß eine Schlacht da sei, daran konnte kein Mensch zweifeln; der Fürst aber erwiderte:

„Ich werde mich wohl hüten, dem Herzoge von Braunschweig seine Reserve wegzunehmen!"

und schrieb dem General Rüchel:

„Bis jetzt brauche ich keine Hülfe, noch schlage ich sie, wo ich sie finde"[3]).

Dies war wahr, aber leicht vorauszusehen, daß es nicht lange so gehen würde. Der Fürst war weder so unwissend, noch so präsumtuös, daß er 15000 Mann[4]) unter einem so tapferen Anführer um nichts und wieder nichts hätte zurückweisen sollen, — es war vielmehr das reine Dévouement für den König und das Bestreben, dem Herzog in seinen Entwürfen durchaus nicht hinderlich zu werden, die ihn antrieben, sein eigenes Heil so hintanzusetzen.

Wie wir nun so im hitzigsten Gefecht bei Vierzehnheiligen waren und unsere Linie, schon zu wackeln anfing, kam abermals ein Feldjäger vom General Rüchel (der Feldjäger hieß Steiner) mit der abermaligen Anfrage: „ob er nicht kommen solle?" Der Fürst hieß ihn dableiben.

Plötzlich aber drang der Feind neben Isserstedt, neben Vierzehnheiligen und von Alten-Gönna her in unsere linke Flanke mit starken Kolonnen vor, Batterien voran, und unser Regiment Sanitz wich zuerst aus der Linie. Wir brachten es zwar wieder heran, aber so ging es mit einem der schon sehr geschwächten Bataillone nach dem andern, und wir konnten gar nicht so viel ermahnen und vorführen, als neben uns wieder zurückgingen. Da schrieb der Fürst dem Feldjäger Steiner in die Schreibtafel für den General Rüchel:

„Wenn Sie jetzt kommen, sind Sie ein Freund in der Not!"

Steiner ritt ab.

Nebenher muß ich bemerken, daß diese damaligen Feldjäger lauter ausgezeichnete und höchst brauchbare Leute waren, die zu Kurierritten, Wegerekognoszieren, Führen der Marschkolonnen und selbst zu Bestellungen in der Aktion, wie Adjutanten, gebraucht wurden. — Jetzt sind auch sie verdorben und eine Art Hasenfüße geworden, denen ein gewaltiger Nagel (als Offiziere) in dem Kopf steckt — und welche Feldmessen und allerhand Schreibereien lernen, wobei sie verweichlicht werden. Dieser Steiner aber, und alle, die ich damals gesehen, war ein tüchtiger Mensch und auf dem Fleck, und in der Not brauchbar[5]).

[1]) Verdunkelt. [2]) Vgl. Aprilheft S. 123. [3]) Anders lautet die Darstellung bei Lettow-Vorbeck I² S. 355 f. Vgl. S. 365. [4]) Vgl. o. S. 270. [5]) Vgl. Hans Delbrück, Die gute alte Zeit. Erinnerungen, Aufsätze und Reden², S. 179 ff.

Kaum war er fort, so war die Linie nicht mehr zu halten, selbst die Grenadiere und die Regimenter Hohenlohe und Grawert wichen, man mußte sie zurückführen. Die Sachsen an der Chaussee waren bereits gefangen. Der Rückzug wurde unordentlich, manche rissen schon aus. — Der Fürst begab sich zur sächsischen Brigade Cerrini, die in derselben Verfassung war. Der Feind ließ die Kavallerie los, die er bei den Armeekorps hatte, diese hieben in die Flüchtlinge ein. Der Fürst war bei dem Grenadierbataillon Winkel und konnte von dort nicht mehr weg, wenn er nicht gefangen werden wollte. Er führte es in Ordnung zurück, und es gab die Richtung für die wenigen Bataillone, die noch in Ordnung waren. —

Da rief der Fürst: „Wer reitet nun hin zum General Rüchel?" — Ich wäre gern da geblieben, denn sowohl ich selbst als mein Pferd waren schon marode, — die anderen hätten auch einmal einen solchen Hauptritt machen können, denn es war über eine Meile Weges zu machen, indem Steiner noch nicht einmal angekommen, also auch das Korps nicht einmal im Marsch sein konnte. Aber sie schwiegen alle. Der Fürst mußte zum zweitenmal fragen, wo ich denn antwortete: „Ich werde hinreiten!" „Sagen Sie dem General Rüchel, was Sie gesehen haben!" — Ich ritt also los. Es war eigentlich eine fatale Kommission, — die französische Kavallerie schwärmte auf dem Felde umher, und es war viel zu wetten, daß sie mich wegfangen würden. Auch machten sie bald Jagd auf mich, aber die Kerls waren alle besoffen und konnten nicht reiten. Denen, die hinter mir herkamen, entkam ich durch die größere Schnelligkeit meines Pferdes, und denen, die mich von vorn oder von der Seite kupieren wollten, entwischte ich immer durch größere Gewandtheit, ihre Pferde gingen immer durch und dann rutschte ich hinter sie weg. So kam ich glücklich nach Kapellendorf und von dort auf die Chaussee. — Kaum aber hatte ich das ganz nahe Frankendorf erreicht, so kam mir auch schon Rüchel entgegen, im vollen Marsch.

Er hatte die Rückkehr des Feldjägers gar nicht einmal abgewartet und kam also unaufgefordert. Ja, wie er diesen begegnet, ist im nämlichen Augenblick[1]) eine Aufforderung vom Könige gekommen, nach Auerstedt zu marschieren. Er hat aber geantwortet: der Fürst Hohenlohe sei der Schwächere und habe die stärkste Macht gegen sich, — er müsse also diesem helfen. Dies hat er mir einige Monat später in Königsberg in Preußen selbst erzählt.

Es ist also eine schändliche Lüge, wenn Massenbach verbreitet hat, und unbegreiflich, wie es ziemlich allgemein geglaubt werden kann, ja sogar in die „Geschichte der Kriege in Europa", Teil VII[2]), übergegangen ist, daß Rüchel trotz aller Aufforderungen so lange gezögert habe, bis Hohenlohe darüber zugrunde gegangen sei. Es ist Pflicht, einer so offenbaren Unwahrheit zu widersprechen und solchem ehrliebenden und tapferen Mann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen[3]).

[1]) Vgl. hierzu Höpfner I, 407. [2]) S. 58 Anm., S. 63 Anm. [3]) Vgl. Höpfner I, 408 Anm. — Dazu Rüchels Charakteristik bei Marwitz I, 227 f., 414 ff.

Das Rüchelsche Korps wurde allgemein zu 15000 Mann angenommen, und wir wußten auch nicht anders, als daß es diese Stärke habe[1]). Dem war aber nicht so. Er hatte während der unrichtigen Suppositionen des Herzogs ca. 3000 Mann unter dem General Winning nach Eisenach detachieren müssen, die noch nicht zurück waren, ferner zwei Bataillons in Erfurt zur Garnison und zehn Eskadrons Blücherhusaren zur Hauptarmee senden. Da er nun noch das Regiment Treuenfels bei Umpferstedt, an der Scheidung der Chausseen, die von Weimar nach Jena und nach Auerstedt führen (nicht an der Brücke von Frankendorf), als Repli und Avertissement zurückgelassen hatte, so führte er höchstens 9—10000 Mann herbei.

Von seiner Adjutantur fehlte auch der vornehmste, nämlich der (wie man jetzt sagt) Chef des Generalstabes, der Major von Knesebeck[3]). Der Herzog von Braunschweig nemlich hatte sich in den letzten Tagen mit dem Obersten Scharnhorst gänzlich überworfen und den Major von Knesebeck (eigentlich an dessen Stelle) zu sich genommen.

Wie ich also den General Rüchel antraf, tat ich, wie mir befohlen war, und erregte durch die getreue Erzählung des Vorgefallenen und des Zustandes, in dem die Hohenlohesche Armee ihm entgegenkommen würde, seine höchste Indignation. Wie er vernahm, daß er auch alsbald auf die Franzosen stoßen würde, fragte er:

„Wie kann ich sie wohl am besten packen?"

„Ihro Exzellenz, es ist die erste Schlacht, die ich gesehen habe, und es würde anmaßend von mir sein, wenn ich eine bestimmte Meinung aussprechen wollte. Dazu fehlt mir die Erfahrung. — Aber es kömmt mir so vor, als ob Eure Exzellenz sie gar nicht mehr packen könnten, sondern daß alles wird sehr zufrieden sein müssen, wenn es nur gelingt, den Fürsten Hohenlohe aufzunehmen und seinen Rückzug zu decken."

„Ich bin aus der Mitte abmarschiert und kann mich allenthalben hinwenden."

Nun gab er Befehle, und wir waren auch bald auf dem Fleck, wo wir die Chaussee verlassen und uns durch Kapellendorf ziehen mußten, wenn wir uns nicht auf der andern Seite des Werlitzgrabens befinden wollten.

Auf der Anhöhe beim Eingang dieses Ortes sah man die Hohenlohesche Deroute, die nun zum größten Teil schon in eine Flucht ausartete, sich jenseits gegen den Sperlingsberg heranwälzen. — Ich bat den General, auf die Höhe zu kommen, und zeigte ihm das verderbliche Schauspiel.

„Es ist abscheulich!" rief er und wollte fortstürmen. Ich sagte: „Kapellendorf ist ein häßliches Défilée. Jenseits geht es ebenso hinauf wie hier hinunter. Wenn wir zurück müßten, wäre es dann nicht gut, wenn hier etwas stände, um dem Feind tüchtig entgegenzublasen, sobald er die Nase hier herausstreckt?" „Sie haben recht!". Und so ließ er zwei Zwölfpfünderbatterien (damals

[1]) Vgl. o. S. 270, Anm. 1. [3]) Karl Friedrich Frh. v. d. Knesebeck (1768 bis 1848), seit 1803 Quartiermeisterleutnant im Generalstabe, zuletzt Generalfeldmarschall.

nannte man sie Brummer) hier auffahren, gegen den Eingang des Dorfes, und vier Grenadierbataillone dabei. Dies war sein und unser aller Glück, denn diese Truppe hielt die Verfolgung des Feindes auf. Er überschritt das Défilée nicht eher, als bis sie, nachdem alle Flüchtlinge sich verlaufen, den Rückzug antrat.

Rüchel behielt nun nur noch 10 Bataillone, also etwa 6—7000 Mann, und wenige Kavallerie. Er hatte aber das ganze Korps, um seine Schwäche zu verbergen, auf zwei Glieder gesetzt, indem er aus dem dritten Gliede zweier Bataillone immer ein drittes Bataillon gebildet hatte. Dies gab also eine Front von 15 Bataillonen.

So ging es durch Kapellendorf, die Kavallerie im Trabe voran, welche jenseits den Aufmarsch der Infanterie deckte, der mit großer Präzision und Ordnung geschah, ungeachtet die Hohenloheschen Flüchtlinge durch die Intervallen zurückstürzten.

Rüchel war sehr schön in diesem Moment und während des folgenden Angriffs, — in einer andern Manier wie Hohenlohe. Es war eine heroische Turbulenz, mit welcher er von einem aufmarschierenden Regiment zum andern flog und mit seiner weittönenden Stimme die Regimenter zur Schlacht ermunterte. Er rief jedem derselben seine früheren Taten ins Gedächtnis, ermunterte sie, ihren früheren Ruhm zu behaupten und zu verbessern, was die Flüchtigen (auf welche zu schelten er nicht unterließ) heute verdorben hätten. Er war wie ein Held, der in einen Kampf geht auf Tod und Leben. Es hat gewiß wenig Feldherren gegeben, die einen solchen Einfluß auf den Soldaten ausübten wie Rüchel. Das ganze Wesen hatte auch bei diesem Korps einen anderen Anstrich als bei uns. Wenn bei uns alles mit einer Art von grandioser Ruhe betrieben wurde, so war hier ein Feuereifer und edler Zorn. Auch zeigte der Erfolg, daß hier der Angriff heftiger, bei uns die Verteidigung länger dauernd war.

Während des Aufmarsches kam Hohenlohe mit seinem Grenadierbataillon Winkel und einigen anderen, wovon ich mich nur [an] welche von den Regimentern Hohenlohe, Grawert, Zastrow, unsere Grenadiere und die sächsischen von Lecocq erinnere, in Ordnung zurück, alles übrige war vorangelaufen, — die feindliche Kavallerie hatte abgelassen, aber lange überflügelnde Linien und Kolonnen dahinter rückten heran. Wir waren schon im Kanonenfeuer. Rüchel rapportierte dem Fürsten und fragte, was er beföhle, daß geschehen solle?

„Ich bin ein geschlagener Feldherr! Ich werde nichts befehlen. Ich will den Ruhm nicht schmälern, den Euer Exzellenz noch einärnten können!"

Sie kamen nun überein, daß Rüchel, wie seine Absicht war, den Angriff fortsetzen, seine eigene Kavallerie auf den linken Flügel nehmen, Hohenlohe aber mit seiner jetzt zahlreich versammelten Kavallerie ihm die rechte Flanke decken wolle. — Hohenlohe verfügte sich zu dieser jenseit des Werlitzgrabens; ich aber, der wohl sah, daß es dort nicht viel geben würde, weil die Franzosen nicht genug Kavallerie hatten, um es mit dieser Masse aufzunehmen, erbat mir die Erlaubnis, bei Rüchel zu bleiben, dem es überdies an Adjutanten fehlte.

Der begann nun seinen Angriff en échellon aus der Mitte. Die Spitze derselben hatte das alte tapfere Regiment Asseburg (jetzt Alt-Larisch), links im zweiten Echelon folgte das berühmte Forcade, von welchem Friedrich II. sagte: „Wenn ich Soldaten sehen will, so muß ich dies Regiment sehen." (Jetzt hieß es Winning.) Ich bedauere, mich der übrigen Regimenter nicht erinnern zu können, die bei diesem verwegenen Angriff zugegen waren[1]).

Man hat nicht unterlassen[2]), den General Rüchel wegen seines Angriffs einer unnützen Tollkühnheit zu beschuldigen und den abermaligen Echelonangriff zu bespötteln. Man ist immer weise, wenn man vom Rathause kommt. Ich teile keine von beiden Meinungen.

Wenn Rüchel nicht durch Kapellendorf vorging, so verstopfte sich der Hohenlohesche Rückzug samt den Flüchtlingen in diesem Dorfe, der Feind folgte unmittelbar und trieb uns alle vor sich her, bis nach Weimar, — dadurch aber, daß Rüchel vorging und, was in diesem Fall unumgänglich war, selbst angriff, konnte die Hohenlohesche Infanterie hinter ihm ablaufen und der Feind wurde für eine Zeitlang zum Stehen gebracht. Dies war auch in der Tat so sehr der Fall, daß er, wie schon erwähnt, während mehrerer Stunden Kapellendorf nicht überschritt. Wir kamen alle wieder gesammelt davon, wenn wir nachher nicht den ungeheuren Bocksstreich bei Weimar machten!

Und wenn man in eine verfolgende, überflügelnde Masse hineindringen will, um sie aufzuhalten, so sehe ich nicht, welche Formation noch heutiges Tages zweckmäßiger sein möchte, als in Echelons aus der Mitte, (diese Echelons mögen nun in Linie oder in Kolonne formiert sein). Jede Umfassung wird dadurch, auf eine kurze Zeit wenigstens, unwirksam gemacht.

Wir rückten also gerade in den Feind hinein, Rüchel führte die Attacke mit dem Regiment Asseburg. Die feindlichen Tirailleurs mußten natürlich sogleich weichen; bevor wir aber auf 1000 Schritt von Kapellendorf vorgedrungen waren, steckten wir in einem mörderischen, kreuzenden Kartätschenfeuer. In einem Moment hatte Forcade 23 und Asseburg 18 Offiziere verloren, letzteres seinen Kommandeur, den Obersten [von] Walther und Cronegk. Nun stutzte das Regiment und verfiel in ein zweckloses Feuern, die folgenden Echelons natürlich ebenso.

Rüchel nahm zwei Bataillons von der hinter der Mitte stehenden Reserve und führte sie vor. — Offenbar wollte er damit den Rückzug decken, denn dazu war es eben Zeit. Aber durch den vierten Zufall an diesem Tage wurde Rüchel in demselben Augenblick schwer blessiert. Die näheren Umstände findet Ihr in meinem Tagebuche. Ich war in dem Augenblick keine 100 Schritt von ihm bei einem Bataillon, war also gleich wieder bei ihm, finde ihn leichenblaß, so leise sprechend, daß ich

[1]) Es waren die Infanterie-Regimenter Wedell, Strachwitz, Tschepe und das Füsilier-Bataillon Sobbe. Vgl. Lettow-Vorbeck I, Anlage V.

[2]) So auch die neueste Darstellung von Lettow-Vorbeck I², S. 370.

ihn kaum verstehen konnte, und sich am Sattelknopf haltend. Er verschickt noch zwei Ordonnanzoffiziere, und wir sind allein. Ich frage, was ihm geschehen? „Ich bin blessiert, aber sagen Sie es nicht." — Wo? „In der Brust," und nun gewahre ich, da er nicht blutete, das Loch in dem schwarzen Adlerstern. Natürlich mußte ich voraussetzen, er werde gleich tot vom Pferde fallen, blieb dicht bei ihm und wollte durch einen Reitknecht einen Chirurgus holen lassen. Aber er sagte: „Wir müssen erst durch das Dorf zurück, das vorderste Bataillon soll zuerst kehrt machen, die andern stehen noch." Hätte er hinjagen und seine Stimme können erschallen lassen, so kamen wir ohne Zweifel in Ordnung davon, aber so konnte er kaum im Schritt sich auf dem Pferde erhalten und nur mit Mühe sich verständlich machen. In dem Augenblick kam Hohenlohe wieder über den Werlitzgraben zurück, um ebenfalls zum Abzug zu raten. Ich sagte ihm, wie es stünde, und nun trat derselbe unordentliche Rückzug ein, wie vor einer Stunde bei uns. Rüchels erster Adjutant Kleist (späterhin sein Schwiegersohn [1]) und Erbe der pommerschen Stammgüter, der jetzige General Rüchel-Kleist) kam von einem Flügel zurück, — ich empfahl ihm, seinen General dem Getümmel zu entreißen, und ritt nun auf meinen Posten mit Hohenlohe zu unserer Kavallerie. Gleich darauf entstand wilde Flucht, wenige Bataillone deckten dieselbe, und wir gingen mit ihnen in gleicher Höhe zurück.

Ich glaubte, den General Rüchel zum letztenmal gesehen zu haben, aber ich sah ihn schon 48 Stunden später in Nordhausen, zwar äußerst matt, aber mit aller Hoffnung zur Genesung, die auch erfolgte.

Er hatte sich wirklich bis jenseit Kapellendorf auf dem Pferde erhalten, dann hatte Kleist ihn nach einem seitwärts gelegenen Dorfe gebracht, (ich glaube Wiegendorf oder Schwabsdorf), — und dahin war in demselben Augenblick französische Kavallerie gekommen. Kleist hatte nach einem Chirurgus gefragt, und man brachte ihm einen französischen, der zufällig bei der Person des Marschalls Ney attachiert war. (Wie er so weit vorgekommen war mit der leichten Kavallerie, mag Gott wissen.) Der verband dem General die Wunde, ging weiter seinen Geschäften nach, und Rüchel blieb ruhig im Hause. Er sowohl als auch sein Adjutant glaubten sich natürlich gefangen. Wie sich nun der General bald einigermaßen erholte und es so still im Dorfe schien, ging Kleist heraus, und siehe, zu seiner Verwunderung waren die wenigen Franzosen abmarschiert, ohne weiter an den schwer Verwundeten zu denken. Kleist verschaffte sich also gleich einen Wagen, legte seinen General darauf, fuhr ab, erreichte glücklich die Gegend von Nordhausen, und so brachte er ihn nach und nach in sein Gouvernement nach Königsberg in Preußen. Der Chirurgus wird nicht gesäumt haben, sein Begegnis dem Marschall Ney zu melden, und dieser, wahrscheinlich voraussetzend, der Befehlshaber des dort

[1]) Das ist ein Irrtum; Rüchel hinterließ keine Kinder. Der spätere Generalleutnant Rüchel v. Kleist war sein Neffe.

anwesend gewesenen Truppenteils werde den Gefangenen in Sicherheit gebracht haben und noch melden wo, muß wohl dem Napoleon gemeldet haben, er habe den General Rüchel gefangen; genug, Napoleon nahm diesen für ihn wichtigen Fang in sein Schlachtbulletin auf. — Aber nun war der Gefangene nirgends zu finden! Napoleon, nicht faul, publizierte sogleich in einem andern Bulletin, der General Rüchel habe sich der Gefangenschaft wieder entzogen und sein Ehrenwort gebrochen, — nicht ohne ihn mit den ihm gewöhnlichen Schimpfreden zu überschütten. Dem war aber nicht so, er war zwar mit einigen Franzosen gleich nach Beendigung der Schlacht an demselben Orte gewesen und von einem Franzosen verbunden worden, aber niemand hatte daran gedacht, ihn gefangenzunehmen, noch ihn zu bewachen, noch weniger aber hatte Rüchel sein Wort gegeben, sich nicht zu befreien. Sie zogen vielmehr wieder ab und ließen ihn ruhig da. Ich möchte wohl wissen, ob Napoleon in seinem Fall ruhig sitzen geblieben wäre, um andere Feinde zu erwarten, die ihn fortführen möchten? oder ob er nicht ebenso da hinausgegangen wäre, wo der Gärtner das Loch offen gelassen?

Rüchel widerlegte die lügenhafte Angabe durch Erzählung der Wahrheit in der Königsberger Zeitung, — und es scheint, daß Napoleon sich selbst von dem Irrtum überzeugt habe; denn ich wüßte nicht, daß er noch ferner geschimpft hätte. Aber französische Schriftsteller werden ohne Zweifel die Lüge noch lange Jahre hindurch nacherzählen.

Wir kamen also durch den Lauf der Begebenheiten bis nach Weimar und sammelten dort die geschlagenen Truppen. Sowie wir aus dem Feuer waren, wurde Massenbach wieder lebendig und perorierte dem Fürsten die Ohren voll. Nachdem er 14 Tage lang die Armee immer von ihren Magazinen weggeführt hatte, hatte er nun mit einem Male nur das Fressen im Kopf. Jetzt, wo man nur zu sorgen hatte, so gut wie möglich davon zu kommen, wollte er verpflegen! und zwar mit dem Défilée der Ilm und der Stadt im Rücken. Konnte der Satan nicht wenigstens die Stadt *vor* sich nehmen?

Während wir hier nun warteten, geschah es, daß das Füsilierbataillon [1]) vor dem Anprallen eines Schwarmes französischer Kavallerie, im Augenblick, wo der Fürst selbst „Feuer" kommandierte, nicht schoß, sondern davonlief, welche Bewegung sich den hinten gesammelten Truppen mitteilte, so daß alles pêle-mêle den Berg hinunter nach Weimar hineinstürzte. Im Weibichtbusche standen ein oder einige Bataillone Sachsen, unter dem tapferen Cerrini, die aber diesmal, zwischen den Bäumen, gegen Kavallerie auch nicht die mindeste Gefahr liefen, vielmehr weit sicherer waren, als wenn sie auch gelaufen wären. — Diese *standen* also. — Was aber Rühle [2]) von einer ganzen Linie Sachsen erzählt, die auf freiem Felde hier noch tapfer gewesen sein soll,

[1]) Von der Magdeburgischen oder Westfälischen Füsilierbrigade, vgl. das Generalstabswerk „1806" S. 179.

[2]) a. a. O. S. 151 f.

ist wieder eine von seinen vielen sächsischen Fabeln, mit denen er sich damals in Dresden einen guten Posten verschaffen wollte.

Wenn ich hier nicht des Fürsten Pferd herumriß, dem Pferde nachher einen tüchtigen Hieb gab, daß es zu rennen anfing, und Pirch[1]) ihn nicht mit mir in die Mitte nahm (wozu sich denn die andern Adjutanten und Generalstabsoffiziere gesellten), so war der Fürst auf dem Fleck gefangen. Wir mußten sämtlich vom Leder ziehen; — wir hatten Franzosen vor und neben uns, aber die besoffenen Schlingels konnten wieder die Pferde nicht halten, also auch weder zugreifen noch fechten. So ging die schmähliche Flucht den Berg hinunter in die Stadt hinein. Am Tor ist die Ilmbrücke, und der Weg führt in einem Bogen auf selbige hinauf. Ein Kanon kam neben uns den Berg hinabgejagt, drängte Pirch ab, der dem Fürsten zur Linken ritt, und indem es nun wiederum links auf die Brücke hinaufwendete, faßte der Strang eines Vorderpferdes den Fürsten (der dieselbe Wendung machte) unter dem Bein gegen den Sporn und riß ihm das Bein vorwärts weg, so daß er hintenüberfiel. Ich, der ich kein Auge von ihm verwendete, sah dies, fing ihn in meinem Arm auf, und da er in demselben Augenblick das Bein glücklich aus dem Strang heraushob, so warf ich ihn mit einem Ruck wieder in den Sattel. Er wäre in diesem wilden Getümmel zertreten worden, wenn er vom Pferde fiel.

Dicht hinter der Brücke steht das Schloß. Die Herzogin[2]), die wenige Stunden nachher sich gegen Napoleon so vortrefflich benahm, dem Grobian imponierte und ihrem Gemahl den Besitz seines Herzogtums rettete, stand am Fenster — und sah das Skandal.

Zu derselben Zeit hielt der Major von Oppen[3]) (der 1813 und 1814 als Generalleutnant die Kavallerie des Bülowschen Korps kommandierte), mit dem Regiment Wobeser Dragoner bei Oberweimar, etwa eine halbe Viertelmeile von dem Platze, wo wir gestanden hatten, und wurde ebenfalls von der französischen Kavallerie (es war Murat, der nun angekommen war und allenthalben herumfegte) angegriffen. Er ging ihr aber entgegen, fiel zuerst selbst über den feindlichen Kommandeur her, hieb ihn herunter und warf das Regiment dergestalt über den Haufen, daß niemand sich mehr an ihn heran traute. Er war ein Mann von wenigstens sechs Fuß hoch, sehr stark und breitschultrig.—

Zwei Jahre später hatte ich französische Kavallerieoffiziere bei mir im Quartier, und wir sprachen von der Schlacht von Jena, als einer von ihnen mich fragte:

„Mais dites moi donc, Monsieur, quel était donc ce régiment, là près de Weimar, à la tête du quel un Géant se précipitait sur nous?“

[1]) Ludwig v. Pirch, später Generalleutnant v. Pirch I, ein älterer Adjutant des Fürsten. [2]) Luise, geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt, 1775 vermählt mit Karl August von Sachsen-Weimar. [3]) Adolf Friedrich v. Oppen (1762—1834), Major und Kommandeur des Regiments Wobeser-Dragoner, vor allem bei Möckern 1813 ausgezeichnet. Es waren Chasseurs, die von ihm bei Weimar geworfen wurden; er machte 40 Gefangene und wurde selbst schwer verwundet.

(Schluß folgt.)

Eine Handvoll Erde.

Roman

von

Clara Viebig.

Erſtes Kapitel.

Reſchkes ſaßen in ihrer Küche. Sie hatten eben gegeſſen, Mittag und Abendbrot gleich zuſammen; denn er kam erſt gegen ſieben aus der Kartonnagefabrik, und ſie wartete mit ihrer Mahlzeit auf ihn. Nun hatte er das letzte Stückchen Hammelfleiſch aus der Gemüſebrühe herausgefiſcht und legte die Gabel hin, während ſie ſich noch den Reſt der Tunke, der in der Schüſſel zurückgeblieben war, in ihren Löffel goß. Das bißchen Fleiſch ließ ſie ihm immer, denn wenn es auch nicht mehr ſo knapp zuging wie in früheren Jahren, als die Kinder noch klein waren, es war doch alles ſehr teuer.

Der Mann lehnte ſich in ſeinen Stuhl zurück, ſtreckte die Beine lang unter den Küchentiſch und gähnte. „Ich werd nachher mal 'rübergehn, 'ne Partie ſpielen. Nimm's nicht übel, Alte," — er ſah ihre gerunzelte Stirn und lachte — „aber es iſt mir zu langweilig bei dir."

„Spielſte Billjard?" fragte ſie und ſah ihn forſchend an.

„Weiß nicht!" Er zuckte die Achſeln. „Kommt drauf an, wer grade da iſt." Er ſteckte die Hände in die Hoſentaſchen und kippte mit ſeinem Stuhl hin und her. „Hier unſre Küche kenn ich nu in- und auswendig und drin die Stube auch — man ſehnt ſich doch mal nach'n bißchen was andrem. Abwechſlung muß der Menſch haben, ſonſt geht er ein." Er ſeufzte auf.

„Biſte denn krank?" fragte ſie faſt ängſtlich. Man ſah es ihrem Blick an, daß ſie ihn noch lieb hatte, daß ſie in ihm immer noch den ſah, dem ſie in ihrer Jugend willig das hingegeben hatte, was ihr einziges Beſitztum war.

„Krank? I bewahre! Solche Knochen wie du werd ich freilich nie kriegen!" Er zog ſie mit einer etwas ſpöttiſchen Miene zu ſich heran — „was, Alte?! Dafür biſt du aber auch vom Land und ich aus der Stadt."

Sie hielt geduldig ſtill, ließ ihn ihre ſtarken Arme befühlen und ihn auf ihren breiten Rücken klopfen. Sie war größer als er und ſah auf ſeine ſchmächtige Geſtalt herab. Gutmütig lachend gab ſie zu: „Ja, Knochen hab ich — Gott ſei gedankt!" Sie ſah auf ihre verarbeiteten Hände, und ihr Geſicht wurde nachdenklich: was hätte ſie denn wohl anfangen ſollen ohne die

Knochen?! Denen hatte es nichts ausgemacht, wenn die Last auch einmal schwer war; sehr schwer.

„Na, warum denn so ernsthaft? Du machst ja'n Gesicht auf einmal — na, ich danke! Bist wohl beleidigt?"

Sie sah ihn freundlich an. „O nee, so dumm bin ich nich. Aber weißte, Arthur, 's wär mir doch lieber, wenn de nich drüben nach'm Café Amor tätst gehn. Da gibste immer viel aus; du verlierst bei die Karten. Und denn haste morgen Kopfweh. Bleib doch hier — um neune kommt ja auch Fridchen!"

Die Lockung mit der Tochter verfing nicht bei ihm, er lachte kurz auf. Die Frida war ja gewiß ein braves Mädel, aber genau so wie die Mutter. Und drüben die freundliche Bedienung von jungen, „schicken" Damen war amüsanter. Aber er traute sich nicht recht, jetzt zu gehen, wenn Mine so ein Gesicht machte.

Verdrossen saß er am Küchentisch und betrachtete seine Nägel.

Die Frau fing an, das Geschirr abzuwaschen; verstohlen blickte sie dabei nach ihrem Mann. Er saß gelangweilt da: ach ja, sie wußte es ja selber, sie war nicht sehr unterhaltend. Dazu hatte sie zu viel Sorgen gehabt in ihrem Leben, und sie hatte auch die Bildung nicht, die er verlangen konnte. Denn er war einmal zwei Jahre aufs Gymnasium gegangen.

Mine Reschke machte ein ernstes Gesicht; sie sah es ein, für ihren Arthur war es wirklich nichts, hier immer nur bei ihr in der Küche zu sitzen. Aber war's denn drüben etwas für ihn? Abspenstig machen würde ihn ihr wohl keine — die Zeiten waren vorbei — aber sie wollte es nicht, nein, sie mochte es durchaus nicht, daß ihr Mann, ihr Arthur, Fridchens Vater, da drüben saß! Sie zog die Stirn nachdenkend in Falten. Wenn sie nur etwas Besseres wüßte für ihren Arthur! Wo man auch sonst zum Vergnügen hingehen konnte, es kostete alles sündhaftes Geld; das Café drüben war am Ende doch noch das Billigste.

Und er hatte es so nahe gegenüber. Und rechts so eines, und links eines, und ein Haus weiter eines, und zwei Häuser weiter auch. Überall Restaurants; Haus bei Haus die ganze Straße. Im ersten Stock Hotel, im zweiten Stock Pension, im dritten Stock Privatlogis, im vierten möbliertes Zimmer mit Separateingang; und unten in jedem Parterre das Restaurant mit freundlicher Damenbedienung.

Mine ließ mutlos die Hände herunterhängen. „Wären wir bloß nich hergezogen!" Sie wußte nicht, daß sie es laut herausstieß mit einem Seufzer.

„Ja, schön ist anders!' Er empfand besonders die schlechte Luft. Da war es doch im Westen, als sie noch Portiers waren, besser gewesen. Jetzt mochte freilich da auch alles zugebaut sein. Mutter und Vater Reschke und der kleine Willi, und dann das Lieschen, die sie dagelassen hatten auf dem Schöneberger Kirchhof, würden sich auch wundern, wenn sie heraus-

sehen könnten aus ihren Gräbern. Das Berlin war eben eine große Stadt, wurde alle Tage noch größer.

Mine nickte: „Ach je!" Nun waren sie schon viel herumgekommen in den zwanzig Jahren, von der Göbenstraße nach der Neuen Winterfeldtstraße in Schöneberg, von da nach dem Kreuzberg, dann Blücherplatz, von da wieder in eine funkelnagelneue Straße nach Wilmersdorf, und da hatte es ein Ende genommen mit dem Portiersein. Arthur wollte nicht länger das Haus reinmachen: nur ein Weibsbild könnte sich so etwas gefallen lassen. Und Mine hatte keine Zeit dazu, sie mußte doch auf Waschstellen gehen.

So hatte denn die große Wanderung angefangen. Immer dahin, wo man gerade Verdienst fand. Für Arthur sollte es nur leichte Beschäftigung sein, die traf sich schwer. Sie waren gezogen fast rund um Berlin. Vom Westen in die Gegend am Urban, vom Urban nach der Frankfurter Allee, von da bis nach Moabit in die Togostraße, und dann wieder tief hinein ins Herz von Berlin. Mine konnte von einer Hofwohnung fünf Treppen hoch in der Mulackstraße erzählen und von ein paar verwanzten Stübchen am Arconaplatz. Aber am wenigsten gern wohnte sie doch jetzt hier. Wenn der Tag hell war, sah die Straße gar nicht unangenehm aus: hohe Häuser wie überall, Grünkramkeller und Schlächter und Kaufmannsläden. Die Häuser zwar altmodisch und verwohnt, an mancher Fassade sogar der Putz abgeblättert, innen hölzerne Treppen, winklige Gänge, viele Türen und Türchen, Höfe, drei, vier hintereinander. Aber morgens gingen fleißige Männer zur täglichen Arbeit heraus, Kinder zur Schule, Mütter, die Marktstasche am Arm, holten ein. Doch wenn es dämmerte, der Abend sank —?

Die Mutter sah unruhig nach der Uhr: noch kam Fridchen nicht!

Der Mann hatte das Fenster aufgemacht, aber man sah gegen eine graugelbe, verstaubte, rissige Hinterwand. Und daß Luft ins geöffnete Fenster kam, merkte man gar nicht. Die war genau so verbraucht, von allerlei Gerüchen dick, wie die Luft der Küche. Arthur hatte den Arm ums Fensterkreuz geschlungen, den Oberkörper vorgeneigt und blickte da hinauf, wo man den Himmel vermuten konnte.

„Du, ich glaube, ich seh 'nen Stern!"

„Ach nee" — Mine sagte es traurig — „wo soll wohl hier 'n Stern herkommen!"

„Na, erlaube mal!" Arthur ärgerte sich: wenn sie nur was auf Berlin sagen konnte! „Als ob hier nicht ebenso gut Sterne am Himmel stehen könnten, wie draußen auf dem Feld."

„Ja, aber mer sieht se nich! Mach's Fenster zu, Arthur, es riecht schlecht 'rauf!"

Er schlug das Fenster zu: nicht mal Luft konnte man hier schöpfen. „Wir hätten doch lieber nach vorne raus ziehn sollen, da hätten sie wenigstens nichts ausgießen können. „Heut ist's ganz toll. Oder merk ich's heute nur so?"

„'s wird Regen geben. Nötig tat der schon lange sein. Sonst wird's nichts mit die Frühkartoffeln."

„Was gehn mich Frühkartoffeln an!" Ungeduldig ging er hin und her. „Ich bin kein Bauer. Wo heut nur die Zeitung bleibt! Aber besser hat's so einer doch!"

Es raschelte. Jemand versuchte, von außen eine Zeitung durch die Tür zu schieben. Nun klopfte es.

„Siehste, da is se schon!" Mine öffnete. Draußen stand das kleine Mädchen von gegenüber. Sechs Parteien allein hier im Haus, nahmen teil an der Zeitung, die der Budiker gegenüber hielt. Es wurde meist Abend, bis Reschkes die Morgenpost bekamen.

Arthur verfehlte nicht, zu sagen: „Nanu, ich dachte schon, Sie lernten sie auswendig!"

Die Kleine machte einen Knix; das bleiche Gesichtchen, von auffällig frisierten, in langen Locken gedrehten Haaren umwogt, errötete. „Ich kann wirklich nichts dafür," sagte sie ängstlich.

„Das macht ja auch nischte." Die gutmütige Mine wußte selber nicht, warum ihr dies Kind so leid tat. Es schien doch so weit ganz ordentlich drüben zuzugehen, man hörte kein Gezänk, und das hätte man hören müssen, die Wände waren so dünn. „Was se für schöne Locken hat," sagte Mine bewundernd, „un so'ne feine blauseidene Schleife übers Ohr!"

Die Kleine duckte sich, der rauhen Hand ausweichend, die ihr übers Haar streichen wollte. Mit einem verschüchterten „Guten Abend!" knixte sie und lief herüber zu ihrer Küchentür.

„Warum die bloß immer drüben so zusperren, man kuckt ihnen doch nischte ab!" Mine schüttelte den Kopf.

„Na, wer weiß auch!"

Mine wurde neugierig: was dachte Arthur denn? Oder wußte er was?

Aber Arthur hörte gar nicht mehr hin, er studierte die Zeitung. Plötzlich legte er die Hand auf den Tisch, so kräftig, daß die kleine Küchenlampe, die er sich nahe herangezogen hatte, wackelte. „Was die jetzt billig Land anbieten! Einer, der gar nichts hat, kann sich jetzt schon 'n Haus bauen!" Er schob ihr das Zeitungsblatt über den Tisch hin: „Da, lies mal!"

„Les du lieber!" Mine war ein wenig verlegen. „Les du vor, du kannst besser!"

‚Baustellen, Baustellen, mit und ohne Baugeld' — ‚Kleine Anzahlung, Vorortgrundstück, 10 Pfg.-Tour' — ‚Berliner Laubenkolonisten, pachtet kein Stückchen Land zu teuren Pachtpreisen, sondern kauft Parzellen zu 1 bis 5 Morgen, nur 300 Mk. Anzahlung' — ‚Achtung! Baugrundstück, gelegen inmitten herrlicher Wälder' — ‚Eigenheim! Jedermann kann sich heutzutage ein eigenes Heim schaffen!'

‚Glücklich und heiter, froh und gesund
Lebt man nur auf eigenem Grund.'

Arthur hatte mit steigendem Ausdruck gelesen; jetzt ließ er das Blatt sinken. Durchs Fenster jagte ein plötzlicher Zugwind einen Dunst herein, der einem fast den Atem benahm, und aus dem unteren Stockwerk tönte ein jämmerliches Weibergekreisch und dann ein schimpfender Männerbaß.

„Da gibt's wieder irgendwo Zank!"

Mine nickte: das war man ja gewohnt, aber jedesmal war es aufs neue gräßlich; besonders jetzt, wenn Arthur vorlas von ‚Wald und Wasser und Eigenheim'. Sie seufzte und schob das Zeitungsblatt weit von sich ab: „Das is ja nischte für uns."

„Warum denn nicht?!" Arthur ereiferte sich: das sah er gar nicht ein, daß nur sie allein leben sollten wie die Galeerensklaven, die angeschmiedet waren an der Ruderbank. Er stemmte beide Ellbogen auf den Tisch und stierte, den Kopf zwischen die Hände gestützt, auf die Zeitung, deren letztes Blatt ganz angefüllt war mit fettgedruckten, in die Augen fallenden Annoncen des Grundstück- und Hypothekenmarktes.

‚Landhaus, Waldheim, Villa, Seegrundstück, Unter den Eichen, Laubenkolonie, Gartenland, Eigenheim.'

Immer wieder Eigenheim! Die Ansiedlerbank gab bereitwillig jede Auskunft. Und da war auch ein Pächter, der wollte billig abverpachten: kleine Stücke, ganz in der Nähe von Berlin. Seltenstes Angebot! Sommerlauben in schönstem Garten!

Arthur Reschke atmete tief. Er, der immer nur das Pflaster Berlins getreten hatte und den Asphalt, der in der Hitze klebt, fühlte plötzlich einen Ekel. Im Keller geboren, im Keller aufgewachsen, dann vier Treppen gestiegen, dann wieder heruntergeklettert — herauf, herunter, und herunter, herauf — und sollte er denn immer nur ein klägliches Stückchen Himmel suchen? Den nie sehen ohne das angerauchte Grau? Über dem Feld aber stand der Himmel wie eine Glocke, reinblau wie die Blume des Flachses, von der Mine erzählte. Schön mußte es sein, wenn man sich herausflüchten konnte auf ein friedliches grünes Plätzchen, das einem allein, ganz allein gehörte! Und bis hier in den Hof, vier Treppen hoch, hörte man das Rollen der Elektrischen; es ging durch die Straßen wie ein dumpfes Donnern. Geschäftswagen polterten, vom Stettiner Bahnhof her tönten die Hupen der Autos wie Schreie, sie gingen einem durch Mark und Bein.

Arthur Reschke hielt sich die Ohren zu: ja, so über vierzig Jahre Berlin nehmen mit! So lange man jung ist, macht das Spaß; aber wenn die Ohren nicht mehr so scharf sind, die Beine nicht mehr so geschwind, wenn die Lunge zu viel eingeatmet hat von dem Staub und dem Dunst, dann braucht der Mensch ein Plätzchen, wo er frei atmen kann. Er hüstelte.

„Du wirst doch nich wieder deinen Husten kriegen?" Die Frau sah besorgt nach ihm hin.

„Hör mal!" Und er las mit erhobener Stimme die Verse vor, die sein auf die Landangebote stierendes Auge eben entdeckt hatte:

„Mein Heim, mein liebes kleines,
Voll Sonne und voll Ruh,
Wie eil ich deinem Frieden
Am Feierabend zu!"

„Das is schöne," sagte sie und machte ein ganz andächtiges Gesicht. Wie der Prediger in der Kirche las er's. Ach ja, da draußen! Sie wußte es ja so genau, wie schön es da draußen war. Ihre Jugend auf dem Lande hatte sie nie, nie vergessen. Aber daß der Arthur sich so danach sehnte?! Sie ahnte es nicht, daß ihre eigenen Erzählungen es gewesen waren, diese nie endenden Erzählungen von Luft und Sonne, von grünender Saat und duftendem Klee, von wogendem Korn und von Himmelsbläue, Erzählungen, die wie Märchen klangen, daß die den ersten Keim der Sehnsucht in seine Brust gepflanzt hatten. Sie faltete die Hände: „Ach ja, wenn man mal wieder raus könnte!"

Da schrie er sie unwirsch an: „Mach nicht so ein dämliches Gesicht!" knüllte die Zeitung zusammen und schleuderte sie in eine Ecke. „Wozu es erst lesen, wenn man's doch nicht kriegt. Ich geh jetzt rüber — ich hab's satt." Er nahm seinen Hut und lief die Treppen hinunter.

Sie hörte ihn poltern und leuchtete mit der Küchenlampe übers Geländer nach: auf den Treppen war's ja so finster, der Wirt ließ das Gas immer nur halb aufdrehen, damit nicht zu viel verbrannt wurde. Ach, und die Miete war doch so hoch!

Mit einem Seufzer ging die Frau in die Küche zurück. Da saß sie nun und stopfte Strümpfe und hörte die stetige Unruhe des eingepferchten Hofes, die ständige Unrast des vollgepfropften Hauses, den immerwährenden Umtrieb der immer vollen Stadt; all den Lärm, von dem das einzelne nicht erkennbar war, der aber wie ein ewig wogendes dumpfes Brausen das Ohr belästigte. Allmählich flaute er ab und wurde leiser.

Durchs Fenster kam jetzt ein nächtliches Wehen, ein Luftzug, der sich irgendwo eine Ahnung von Reinheit aufgesammelt hatte und der nun seinen Atem schlafbringend in die kleine Küche hauchte.

Der Frau war der Kopf herabgesunken. Ein vergebliches Warten auf die Tochter hatte sie abgespannt: mein Gott, warum Fridchen heute nur so besonders lange ausblieb? Sie hatte gegähnt, nach der Uhr geblickt — halb zehn — nun schlief sie, die Stirn auf dem Tischrand. Plötzlich schreckte sie auf, ein unterdrückter Aufschrei hatte sie geweckt. Unten aus dem Flur kam er.

Die Mutter riß die Küchentür auf — auf den Treppen war es schon stockdunkel — nun kam es die Stufen heraufgelaufen, ganz eilig, wie verfolgt, in die Küche schoß es, und Frida Reschke sagte ganz atemlos: „Mutter, mach zu, mach zu!"

* * *

Frida Reschke war Schneiderin; keine perfekte, sie schneiderte für Kinder Schulkleider, für Hausmädchen Serviertleider, für die Damen besserte sie nur aus. Sie hatte ihre feste Kundschaft, und wenn die Arbeitswoche sieben Tage statt sechs gehabt hätte, sie hätte die auch besetzt gehabt. Aber auf den Sonntag hielt sie, schon der Mutter wegen. Frau Reschke hätte es nicht zugegeben, daß ihre Tochter an diesem geheiligten Tage wie an allen anderen Tagen frühmorgens um acht mit der Tasche, darin Schere, Nadelbüchse, Zentimetermaß, Fingerhut und das sorgfältig zusammengerollte Modenblatt, zur Kundschaft auszog. Und Gott sprach: ‚Sechs Tage sollst du arbeiten, aber am siebenten sollst du ruhen von allen deinen Werken‘ — das wußte Mine noch von der Dorfschule her.

Heute hatte Frida einen weiten Weg gehabt. Ganz oben in der Wilhelmstraße, dicht am Bellealliance-platz, schneiderte sie für die Hausdame von Doktor Hirsekorn einen Morgenrock. Früh langte die Zeit manchmal nicht, aber abends ging sie immer zu Fuß, auch diesen weiten Weg. Es tat ihr gut, daß sie sich Bewegung machte; sie hatte eine üppige Figur, eine volle Brust, und doch zeigte ihr rundes Gesicht das weiche Wachsblaß der Bleichsüchtigen.

Jetzt stand sie in der Küche und rang nach Luft.

„Na, was denne?“ Mine war ein bißchen ängstlich; nicht weil es so spät war — es wurde ab und zu einmal halb elf — aber weil Frida so nach Luft schnappte. Sie sollte sich doch nicht so abjagen. „Warum biste denne so gerannt? Hast du unten so aufgeschrien?“

Unter des Mädchens blasse Haut schoß eine Blutwelle. „Ich?!“

Mine schüttelte den Kopf: „Nu möcht ich bloß wissen, wer's denne war! Is dir niemand begegnet?“

„Nein,“ sagte Frida, aber ihr Gesicht wurde noch röter. Mit einem gewissen Mißmut zog sie die Jacke aus und nahm den Hut ab. Hübsch war sie eigentlich nicht, aber im Dunkeln konnte sie wohl locken mit der üppigen Brust und dem mächtigen Knoten der starkblonden Haare.

„Ist das heute abend noch warm, schrecklich warm! Mach's Fenster weiter auf, Mutter! Zum Ersticken!“

Was war denn die Frida heute so aufgeregt? Mine sah stillschweigend zu, wie die Tochter die Taille, die sie einzwängte, auszog, hinter die Gardine an der Wand hing und in ihre Nachtjacke schlüpfte. Sie saß dann auf dem Küchenschemel, schlang die Hände um die Knie, beugte den Oberkörper weit vor und blieb so wie in Gedanken.

„Haste Verdruß gehabt?“ fragte die Mutter. Sie sah es der Tochter doch an.

Frida nickte. Und dann lösten sich plötzlich zwei Tränen aus ihren starrenden Augen und fielen ihr in den Schoß.

„Haste was verschnitten?“ Nun war Mine ernstlich beunruhigt. „Sag doch, Fridchen, was haste denne?“

„Meine beste Kundschaft, meine allerbeste Kundschaft — ach Mutter, der Doktor zieht von Berlin weg!"

„Na, für den machste doch nich die Kleider!" Mine war etwas verdutzt. Dann tröstete sie: „Du wirst wieder 'ne andere gute Stelle kriegen. Zieht denn seine Mamsell, das Fräulein Zimmer, auch mit weg von Berlin?"

„Sie sagt: ‚Nein, auf keinen Fall.' Aber" — das Mädchen konnte sich gar nicht beruhigen — „ich bin doch so traurig, so traurig!"

— —

Das war doch kein Grund gewesen, um zu weinen?! Die Mutter hatte die Tür der Stube nach der Küche zu aufgelassen. Sie hörte, wie die Tochter sich im Bette warf. Arthur war noch nicht da; sie waren beide ganz allein. „Fridchen," rief die Mutter, „schläfste noch nich?" Aber die Tochter antwortete nicht.

Frida Reschke schlief nicht. Sie lag ganz still auf dem Rücken und sah nach dem Fenster, dessen unverhängte Scheiben ein mattes, trübes Gelbgrau durchließen. Kein Mond, kein Stern warf Silberlicht herein. Das alles war so traurig, wie der ganze Tag heut gewesen war. Fröhlich war sie heute morgen zur Arbeit gegangen, das heißt, so fröhlich wie man sein kann, wenn man Tag für Tag immer dasselbe tun muß: nähen, immer nähen und flicken und stopfen. Jede Stunde am Tag gehört der Kundschaft, jede Minute; gerade daß man aussetzt, wenn einem das Essen gebracht wird. Wer doch einmal aufhören könnte zu nähen, immer zu nähen! Aber das würde nie aufhören; man nähte sein ganzes Leben lang. Man blieb sitzen in dieser Nähstube, hinten am langen Gang, durch den die Mägde trappeln, wenn es vorne schellt; in dieser Nähstube, die so voll ist von Schränken, daß gerade die Maschine noch Platz hat und ein Tisch. Wenn die Kinder aus der Schule kommen, rufen sie herein: „Frida, machen Sie doch meiner Puppe ein neues Kleid, ja?!" Und der Kleinste tippt auf die Maschine: „Laß mich doch auch mal drehen — rrrrrr — rrrrrr." Das war die einzige Abwechslung — und ein ganzes Leben so?!

Frida stieß mit einem heftigen Ruck die Füße unten gegen die Eisenbettstatt. Da hatten es die Mädchen bei Wertheim doch besser, oder in irgendeinem anderen großen Geschäft, wo die Käufer ein und aus fluten und man etwas sieht von der Welt. Nein, die hatten es auch nicht besser! Nein, alle Mädchen, die im Trott gehen müssen einen Tag wie den andern, haben's nicht besser! Frida schloß die Augen; sie schämte sich vor sich selber: was war ihr doch nur angeflogen, daß sie heute solche Gedanken hatte?

Das kam von dem lauen Abend, an dem es einen förmlich heraus aus den Straßen trieb. Wer doch Zeit genug hätte, um spazieren zu gehen! Denn das war kein Spazierengehen, dieses Laufen durch die Straßen. Ja, die Mutter, die hatte es gut gehabt, die war aufgewachsen auf dem Lande, darum war sie auch jetzt noch so stark und jugendlich, trotzdem sie ein so

ſchweres Leben gehabt hatte. Sie, die Näherin, würde nicht ſo lange jung bleiben. Bleichſüchtig — bleichſüchtig. Der Herr Doktor war heut einmal in die Nähſtube gekommen — der geſtreifte Morgenrock lag auf der Maſchine, dies ewige Geſtreift-Sehen machte einen ganz ſchwindlig — er ſagte: „Sie ſehen blaß aus, mein Kind, Sie müſſen dieſen Sommer mal heraus!“

Ja wohl, heraus! Wovon denn? Sie mußte doch ſparen. Die Mutter ſparte, die Tochter ſparte — die Mutter wuſch und wuſch, ſie nähte und nähte — die Mutter ſparte für das kommende Alter, die Tochter ſparte für den künftigen Hausſtand. O Gott nein, nur nicht! Nur nicht ſo heiraten, wie die Mutter geheiratet hatte!

Frida ſchauderte. Sie konnte ſich gut erinnern an ihre Kinderzeit. Da war es ihnen ſehr ſchlecht gegangen. Sie war oftmals hungrig ins Bett gekrochen, ſie hatte oftmals gefroren. Nur die Liebe der Mutter hatte ihr hinweggeholfen über Hunger und Froſt.

Wie war es heiß und beklemmend hier! Frida warf die Decke ab. Wäre ſie doch heut abend nur nicht zu Fuß nach Hauſe gegangen! Sie war ſowieſo ſchon verſtimmt geweſen; es konnte ihr doch nicht einerlei ſein, daß der Doktor, der immer ſo freundlich zu ihr war, daß der nun ganz fortzog von Berlin.

Er könnte es nicht mehr aushalten hier drinnen, hatte Fräulein Zimmer geſagt. Die begriff den Doktor nicht. Gerade in der Wohnung, in der er mit ſeiner Frau ſo glücklich gelebt hatte und in der ſie ihm geſtorben war, mußte er doch wohnen bleiben. Nicht, daß er immer zu ihr auf den Kirchhof zu laufen brauchte, wie das wohl zu begreifen wäre und wie ſie es gewiß tun würde, ſagte Fräulein Zimmer, wenn ſie einen Mann da begraben hätte, aber es wäre eine fixe Idee bei ihm, daß es draußen beſſer würde, daß er da leichter wegkäme über ſeinen Schmerz.

Frida richtete ſich halb auf; ihre Augen wurden groß. Wenn ſie nun heute mit dem Herrn gegangen wäre, der ſie verfolgt hatte von der Friedrichſtraße an —?! Wie ſie nur plötzlich darauf kam; ſie war doch bei ganz anderen Gedanken geweſen?! Jetzt fühlte ſie es: dieſer Gedanke hatte auf ſie gelauert die ganze Zeit.

In der Friedrichſtraße hatte er ſich ihr angeſchloſſen; er war wohl ſchon eine Weile hinter ihr her geweſen, ſie hatte es nicht bemerkt. Nun aber, da ſie an einem Schaufenſter ſtand, ſprach er ſie an. Sie wurde öfters abends angeredet, das paſſierte allen Mädchen, aber dieſer Mann zog den Hut dabei. Und wenn ſie ihm auch gar nicht antwortete, ihn nicht einmal anſah, er blieb immer hinter ihr. Die ganze Friedrichſtraße hinunter, über die Weidendammer Brücke, die Chauſſeeſtraße entlang. Sie wurde ganz verwirrt: hatte der eine Ausdauer!

Es gingen viele Füße hinter ihr. Aber dieſen Tritt hörte ſie ganz genau heraus. Sie ging raſcher, da wurde der auch raſcher — ſie ging

langsamer, da verlangsamte sich der auch. Und je weiter sie in die Chausseestraße hineinging, desto näher kam er ihr; er war ihr dicht auf den Fersen. Als sie in die Tieckstraße einbog, wo es schon anfängt mit den Hotels, mit den Türen, darüber auf den matterleuchteten Milchglasscheiben zu lesen steht: ‚Zimmer zu 1 Mk. 50' — sprach er sie wieder an. Es war, als ob er hier doppelt dreist wäre. Und er drückte sich an ihren Arm und drängte sie dicht an so ein Haus heran. Lange genug hatte sie hier in der Gegend gewohnt, die hatte keine Geheimnisse mehr für sie.

Aber was dieser Mann sich eigentlich dachte; sie war doch ein anständiges Mädchen! Sie beeilte sich immer mehr, sie mußte machen, daß sie nach Hause kam — ach, morgen früh ging's wieder los, nähen, immer nähen, alle Tage nähen!

Ein plötzlicher Ekel hatte sie überkommen; ein Ekel an ihrer Arbeit, ein Ekel am Leben überhaupt.

Er hatte sie unablässig bedrängt. „Er sollte sie in Ruhe lassen — sofort!" Aber der Freche hatte sie weiter verfolgt bis an ihr Haus, sich mit hineingedrängt, als sie das Tor aufschloß, hinter ihr her war er im Durchgang zum Hof, hatte sie im gähnenden Dunkel des Hintergebäudes umgefaßt, daß sie aufschrie aus gepreßter Brust. Er war erst zurückgeblieben, als die Mutter oben die Tür aufmachte und herunterleuchtete.

Ach, es war etwas Schreckliches, arm zu sein und dann in Berlin zu wohnen! Warum es so schrecklich war, darüber war Frida sich nicht klar, aber sie weinte heiße Tränen. — — —

Amor darüber vergaß. Und da fiel ihr auf einmal ein, was er heute aus der Zeitung vorgelesen hatte. Und sie sah ihn wieder am Küchenfenster stehen, den Arm ums Fensterkreuz geschlungen, den Oberkörper weit herausgebeugt: „Ich glaube, ich seh 'nen Stern!"

Ach, was konnte man für Sterne zu sehen bekommen draußen auf freiem Feld! Da standen sie groß und leuchtend über der dunklen Erde; man sah sie blitzen und funkeln an den stillen Abenden, als wären sie neupoliert. Sonne, Mond und Sterne — die großen Lichter bei Tag und bei Nacht — wenn man sie immer hat, achtet man ihrer gar nicht mehr so; wenn man sie aber nie mehr sieht in ihrem vollen Glanz, nie ganz ungetrübt, dann freut man sich so darüber. Was waren alle Gaslampen, all das elektrische Licht hier in der Stadt dagegen?! Die waren von Menschenhänden angezündet. Aber Gottes Hände steckten die Sonne an, daß die alles hell beschien und wachsen ließ: Gras und Klee, Roggen und Weizen, Rüben und Kartoffeln. Und den Mond ließ der liebe Gott aufgehen wie ein gutes, rundes Gesicht, das über den Acker guckt und aufs Dorf: ist auch alles hübsch in der Ordnung? Und die Sterne sind die Augen von den vielen Engeln. Ach! Mine hatte aufgeseufzt, halb froh, halb zag — ein Gedanke zog wie erleuchtend durch ihren Kopf — wenn sie ihrem Arthur das schaffen könnte!

Aber wie nur, wie? Sie hatten doch nicht Geld genug, um sich draußen gleich ein Häuschen zu kaufen und ein Stück Acker dazu, und eine Kuh und ein Schwein — ach Gott, wenn es zu so viel langte?!

Sie überschlug in Gedanken, was sie sich erspart hatte die letzten acht Jahre. So lange die Kinder klein waren, hatte sie keinen Pfennig zurücklegen können; nun aber verdiente Fridchen doch schon seit ihrem sechzehnten Jahre, und Max, der jetzt bei den Soldaten war, hatte auch schon für Kost und Logis sein Teil beigetragen. Ob sie wohl schon die tausend Mark voll hatte, die sie sich gesetzt hatte als höchstes Ziel? Sie wußte es nicht; Frida hatte es nicht anders getan, sie hatte ihr eigenes und der Mutter erspartes Geld immer auf die Sparkasse getragen. Mine hätte es so viel lieber selber verwahrt: da — da! Sie drehte im Dunkeln den Kopf nach der Seite, wo die Kommode an der Wand stand mit der weißen Häkeldecke und den Photographierähmchen darauf. Wenn sie es doch da hätte, ganz zu unterst unter ihrer Wäsche! Sehnsüchtig seufzte sie.

Aber sie konnte ja nachsehen im Sparkassenbuch; da stand es drin. Doch das war nicht dasselbe. Fühlen muß man's, mit den Fingern halten, was man sich erarbeitet hat, dann weiß man erst, daß man es wirklich hat.

Sollte sie aufstehen, Licht machen, nachsehen, was im Buche stand? Nein, Frida würde aufwachen darüber. Und Arthur könnte ihr auch darüber zukommen. Es war besser, sie ließ das Sparkassenbuch, wo es war. Sie bezähmte ihre Ungeduld, aber sie konnte nicht einschlafen.

Stunde um Stunde verstrich. Sie drückte die Augen zu, es war alles

ganz dunkel um sie, und doch sah sie immer ein helles Feld. Und auf dem Feld stand ein Häuschen mit einem Fenster rechts von der Tür und einem links von der Tür, und hinter dem Häuschen war ein Gärtchen, da stand sie selber und pflanzte Kohl. Und Arthur stand in der Tür und guckte ihr zu und rauchte. Die Sonne blendete. O so hell, so hell! Tränen schossen ihr in die Augen. Sang nicht ein Vogel? Quakte nicht ein Frosch?

Mine Reschke hörte ein immerwährendes Rauschen. Ha, das war der Sommerwind, der strich durchs reifende Korn! Sie lächelte im Finstern ganz entzückt: ja, ja, Sommer, Sonne, Wind und Korn! Und wie das duftete: nahrhaft und frisch!

In der Stube war es dumpf und schwül, sie merkte es nicht; all ihre Sinne waren wie benommen und ihre Gedanken auch. Wenn sie doch das Geld dazu hätte! Wenigstens ein Stückchen, ein winziges Stückchen von der großen Erde, auf das sie treten könnte und sprechen: du bist mein! Auf dem sie aussäen könnte und pflanzen, zu eigener Ernte! Sollte es denn wirklich nicht möglich sein, wirklich nicht? Ihr Kopf war heiß.

Der Wunsch, dem Arthur nachgegangen war in einer plötzlichen Laune, wurde ihr zu einer himmlischen Eingebung. Die alternde Frau faltete die Hände wie ein junges Kind und betete zum Vater im Himmel, daß er doch so gut sein möchte und ihr helfen. Was würde das ein Segen für Arthur sein, dann ließ er das Wirtshauslaufen, dann ging er nur noch auf sein Land, dann war ihm Café Amor das, was es wirklich war: eine dunstige Stube, in der Leute zusammengepfercht saßen und qualmten und Karten spielten und tranken und Witze rissen und gröhlten und lachten, und deren Seele doch so weit von Freude war, wie der fruchtbare Acker von der dürren Asphaltstraße ist.

Es kostete Mine eine große Überwindung, sich schlafend zu stellen, als Arthur endlich kam. Sowie er sich aber niedergelegt hatte und sie ihn schnarchen hörte im tiefen Bierschlaf, stand sie auf. Es litt sie nicht länger. Sie tappte auf bloßen Füßen hin zur Kommode. Leise zog sie das Schubfach auf. Licht anzünden getraute sie sich nicht; aber sie fand auch das Buch im Dunkeln. Es lag hier unter dem Hemd, das Fridchen genäht als Meisterstück, als sie ausgelernt hatte. Die Mutter hob es auf wie ein Heiligtum: darein sollte man sie einmal kleiden, wenn's mit ihr zu Ende war.

Mine trat mit dem Büchelchen dicht ans Fenster; schon graute der Tag, über den Hof zog ein bleich-rötliches, schmutziges Dämmern. Und sie las mit erschrockenen Augen, daß sie erst vierhundertzwanzig Mark auf der Sparkasse hatte. Mehr war's wirklich nicht?! Gewiß, das war ja schon was — ganz viel — aber sicherlich, sicherlich lange nicht genug! Manchen Monat hatte sie eben nichts beiseite legen können.

Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Frau, sie hätte weinen mögen vor plötzlicher Enttäuschung. Was war ihr denn beigekommen, daß

ſie gedacht hatte, ſie wäre ſo reich? Sie ſchlug ſich vor die Stirn. Es war eben nichts mit der Hoffnung, die war vorbei; ſie hatte geträumt, nur einmal ſchön geträumt.

Mine Reſchke duckte den Kopf, wie eine, die wieder ihre Laſt auf den Rücken nimmt, und ſeufzte ergeben — da legte ſich Fridas Arm um ſie: „Mutter, kannſt du auch nicht ſchlafen? Warum ſchläfſt du denn nicht?"

Zweites Kapitel.

Doktor Hirſekorn, bei dem Frida Reſchke nähte, rüſtete zum Umzug. Noch immer hatte die Hausdame gehofft, es würde nichts daraus werden, denn manchmal ſchien es dem alten Mann doch bange zu ſein, ſich ſo zu verändern. Dann war er ja auch noch ſo viel weiter weg von ſeiner Frau, das ſagte Fräulein Zimmer ihm alle Tage. Hier oben von der Wilhelmſtraße brauchte er nur das Viertelſtündchen zu gehen hinters Halleſche Tor, oder mit der Elektriſchen zu fahren, wenige Minuten, dann war er bei ihr.

Aber der Doktor ſah ſie an mit ſeinen Augen, die noch immer ſcharf waren, halb ſpöttiſch, halb traurig. Als wenn ein Leib, der da im Kirchhofsgrund verweſt, das einzige wäre, was einen an Geliebtes bindet! Die Sehnſucht nach der geiſtigen Gegenwart des geliebten Menſchen iſt überall, und gerade am Grabe wird ſie übermächtig; zu peinvoll. Lieber draußen in Wald und Wieſe, auf Heide und Acker der Geliebten nachſpüren. „Ich hoffe, die Natur ſteht mir bei!"

Wie der Doktor doch ſo komiſch redete! Es wurde dem Fräulein ganz unheimlich, und ſie ſprach ſich auch bei der Näherin darüber aus: er war wirklich ſehr merkwürdig! Abends, wenn es ganz ſtill wurde in der Wohnung, und ſie noch einmal an ſeiner Stube vorbeiging, hörte ſie ihn drinnen ſprechen: „Gute Nacht, geliebtes Herz, ſchlaf wohl!" Das ging einem ordentlich durch und durch, ein Fröſteln kroch einem über den Rücken. Der arme Mann! Sie mußte ja auch wirklich nett geweſen ſein, die Frau Doktor!

Fräulein Zimmer war erſt nach dem Tode der Frau ins Haus gekommen; bis zu ihrem letzten Tag hatte die die Wirtſchaft ſelber geführt, obgleich ſie ſchon ein paar Jahre gekränkelt hatte, nicht innerlich, da war ſie geſund, aber mit den Füßen war es nicht mehr voran gegangen, ſie war zu ſtark geworden. Der Herr hatte ſie die letzte Zeit immer ſelber draußen gefahren in einem Rollſtuhl. Und die Treppe herauf hatte er ſie mit dem Portier getragen. Sie hatte dann immer gelacht und ihm das Geſicht geſtreichelt: „Bin ich dir auch nicht zu ſchwer, mein guter Mann?!" Wirklich, die Frau Doktor war nicht wie eine geweſen, die ſo viel Geld hat. Die „Millionenwitwe" hieß ſie, als der Doktor ſie ſich geholt hatte vor den Toren, draußen aus Britz. Sie ſtammte aus Tempelhof, da waren ihre Eltern noch ſimple Bauern geweſen, und ihr erſter Mann auch nur ein Landmann,

aber alle schwer reich durch den Verkauf ihrer Äcker. Sie aber hatte nichts Protziges an sich gehabt, sie war bescheiden, eine liebe Frau, und immer so heiter. Kein Wunder, daß der Doktor noch heute, nach zwei Jahren, so tat, als lebe er fort mit ihr. Oder ob er an Geister glaubte? An das Erscheinen der abgeschiedenen Seele in einem Astralleib?

Des Fräuleins Augen wurden ganz starr und groß. Julie Zimmer schwor darauf, daß es etwas Übernatürliches gäbe. Aber die Näherin lachte sie aus: an so etwas glaubt kein Berliner Kind. Was war denn auch Wunderbares dabei, daß der Herr Doktor noch an seiner Frau hing? Sie waren doch so lange verheiratet gewesen — ihre Kinder waren erwachsen und nicht mehr im Haus — die beiden waren allein geblieben, immer zusammen Tag und Nacht; es war doch ganz natürlich, daß er manchmal glaubte, sie wäre noch da. Nur daß er sagte: „Mein geliebtes Herz", so wie ein Verliebter spricht, das war etwas Wunderbares — so alte Leute!

„Hm," sagte Fräulein Zimmer. „Alte Männer können auch noch verliebt sein. Überhaupt sich auch noch einmal wieder verlieben!" So alt war der Herr Doktor eigentlich gar nicht! Sie hatte sich nun doch entschlossen, so weit sie auch anfänglich diese Zumutung von sich gewiesen hatte, mit dem armen, einsamen Mann herauszuziehen nach der Gartenstadt. — —

In der Gartenstadt, die im Norden von Berlin nach einer halben Stunde Fahrt vom Stettiner Bahnhof aus zu erreichen ist, hatte Hirsekorn sich ein Haus gekauft. Die Terraingesellschaft hatte es gerade fertig gebaut gehabt. Und es gefiel ihm. Es lag tief in den Kiefern, ein gutes Stück vom Bahnhof ab und von der Post und den Kaufläden. Aber das war ihm gerade recht.

Seine alte Liebe für das Land war wieder erwacht; und er hatte ja auch nichts mehr in Berlin zu tun. Seine Praxis hatte er aufgegeben, schon die letzten Jahre vorm Tode seiner Frau; denn wer sonst sollte Marianne stützen, im Rollstuhl fahren, sie hinauf- und hinuntertragen? Und nun sie tot war, war es ihm auf einmal, als sei er zu gar nichts mehr nütze auf der Welt. Die Wochen, die Monate, die geflogen waren an ihrer Seite — Stunden wie Minuten, Jahre wie Tage — die waren nun endlos. Sie dehnten sich zur quälenden Ewigkeit.

Es trieb ihn in die Straßen, es trieb ihn wieder aus den Straßen heraus. Aber nicht in jene Gegend trieb es ihn, woher er sich einst die geliebte Frau geholt hatte; das Tempelhof von heute war nicht mehr der Rahmen für ihr liebes Bild, für ihr blondes Haupt mit dem Flechtenkranz, für ihre weiche Gestalt mit der behaglichen Fülle. Das weite Feld, über das er mit ihr geschritten war Hand in Hand in einer ernsten und doch so hoffnungsreichen Stunde — Marianne hatte ihre Mutter begraben, und sie selbst würde bald Mutter sein — war jetzt eine Wüste. Und alle waren schon hingegangen, die damals mitgelebt hatten. Er allein war übrig geblieben von dieser Generation, und er hatte das Gefühl: geh auch du aus der viel-

tausendköpfigen Menge heraus, in der du doch so einsam bist, und suche dir für deinen Abend einen Fleck Erde, dem du noch etwas sein kannst, und der dir noch etwas ist; einen Garten, der dir blühend seine Dankbarkeit zeigt, dankbarer ist, als ein Kind es je sein kann. Richte dir da ein Haus auf, so fern von dem Lärmen und Treiben, daß deine Marianne dir aufersteht in der Stille, so wie du sie einstmals gefunden hast!

Fräulein Zimmer hatte ganz recht, der Doktor war etwas merkwürdig geworden. Das fanden auch seine Kinder.

Die Tochter war in Magdeburg verheiratet; ihr Mann war Großkaufmann und sehr wohlhabend. Und sie hatte drei allerliebste blonde Kinder mit ihm. Hanna besuchte den Vater öfters, fast alle Vierteljahr, aber sie fand, daß er sich eigentlich nicht genug darüber freute. „Vater ist doch auf einmal recht alt geworden," sagte sie zu ihrem Bruder Wilhelm, dem Regierungsrat. „Er kann sich gar nicht mehr so mit einem freuen; und wenn man wieder fortgeht, ist es ihm auch ziemlich gleichgültig. Das ist aber wohl nicht anders bei alten Leuten; die Empfindungen stumpfen sich ab."

Der Sohn, der, obgleich er weit im Westen wohnte, doch alle paar Tage nach dem Vater sah, gab ihr recht. Hätte man nicht annehmen können, daß der alte Herr, nun die Mutter tot war, ganz aufgehen würde in Kindern und Enkeln? Beide Kinder waren sich darüber einig, was sie beim Vater vermißten.

Und was vermißte der Vater bei ihnen? Hirsekorn sagte es seinen Kindern nicht. Nicht alle ihre Interessen konnten seine Interessen sein. Ja, Marianne, ach die, die hatte es verstanden, mit den Kindern jung zu sein oder wenigstens zu scheinen! Sie war eine Mutter — eine Großmutter — und was vermöchte die nicht? Es war ihr gewiß manchmal zu viel geworden, wenn die Tochter aus Magdeburg Besorgungen auf Besorgungen schickte, die immer alle so rasch als möglich erledigt sein sollten; es war auch wenig nach ihrem Herzen, daß Wilhelms Frau von Schneiderin und Putzmacherin erzählte, als seien das die wichtigsten Personen in ihrem Leben; es griff sie sicher oft an, wenn die Enkel um ihren Sessel tobten. Aber sie war immer voller Verstehen gewesen. Wilhelms Frau war eine so schöne junge Frau, es war natürlich, daß die Wert auf ihre Kleidung legte — und Hanna bekam in Berlin alles besser und auch billiger — und wenn die Enkelkinder sie auch heute müde gemacht hatten, sie konnte ja morgen ausruhen, es war doch eine Freude, daß die Kinder so gesund und lebhaft waren.

Der Mann senkte den Kopf. Ja, seine Marianne, die war eine Frau, wie sie sein soll: die kann sich selber verleugnen, die kann lächeln, wenn es ihr auch zum Weinen ist, die kann Interesse zeigen, Geduld, Teilnahme auch in der größten Ermattung. Aber er, er als Mann? Nein, so alt war er denn doch noch nicht, daß ihn jeder persönliche Wunsch verlassen hätte, noch nicht so ohne allen Egoismus, daß er jedes Recht seines Ichs einfach auf-

gab, sich den Kindern anpaßte, als hätte er nicht bereits vor ihnen ein Leben geführt. Er wollte auch jetzt noch sein eigenes Leben leben.

Das war der Hauptgrund, weshalb Doktor Hirsekorn sich das Haus unter den Kiefern zum Wohnplatz aussuchte. Da war er weit ab.

Seine Kinder waren durch diesen Entschluß unangenehm überrascht; die Tochter war fast beleidigt. Sie schrieb an Fräulein Zimmer: konnte sie es denn nicht möglich machen und den Vater bewegen, diese unglückselige Idee aufzugeben, wenn er denn schon so wenig auf seine Kinder gab? Der Regierungsrat redete aufs ernsthafteste ab, er fühlte sich verpflichtet: der alte Mann so weit draußen und so ganz allein!

Es schien ein gewisser Eigensinn, mit dem der Doktor auf seinem Willen bestand: „Ihr tut ja, als zöge ich in eine Einöde. Laßt mich nur!"

„Du wirst aber sehr allein sein. Man kann dich beim besten Willen da draußen nicht so häufig besuchen. Schon allein diese Reise bis zum Stettiner Bahnhof!"

Da lächelte der Vater — es war ein feiner Spott in seinem Lächeln, und zugleich etwas wie Gram: „Wenn ihr mich brauchen werdet, werdet ihr mich auch da schon zu finden wissen. Im übrigen bin ich ja nicht allein." Er sagte das so, daß keine Erwiderung mehr am Platze war. — — —

Die Zimmer war sehr schlechter Laune. Beide Dienstmädchen, die noch von Frau Doktors Zeiten her im Hause waren, kündigten, als sie von der Übersiedlung hörten. Zwar mit Tränen, denn es wurde ihnen wirklich schwer, die gute Stelle zu verlassen; aber die Köchin hatte einen Bräutigam, mit dem sie alle Abend unten auf und ab spazierte, und das Hausmädchen amüsierte sich gern. Beides war da draußen ausgeschlossen. „Sehen Sie, Herr Doktor," sagte die Hausdame fast weinend, „das ist nun schon das Erste!"

Es kostete viel Geld, Herumlaufen und Zureden, zwei neue Mädchen zu finden. Wenn die Mietsfrau denen auch versicherte: „Sie denken sich det draußen viel schlimmer, als det in Wirklichkeit is. Schöne Filla, jesunde Luft, Se kriejen da rote Backen" — die meisten Mädchen waren von auswärts zugezogen und wollten nun erst einmal Berlin auskosten.

Fräulein Zimmer mußte sich mit einem siebzehnjährigen Hausmädchen, das noch nichts verstand, und mit einer Köchin, die nur ein Auge hatte — das andere war ein Glasauge — begnügen. Das würde ein schöner Zustand werden! Aber ihre Klagen verhallten ungehört. Sie hörte auch bald auf zu klagen, denn der Doktor sagte ihr eines Mittags, als sie wieder jammerte, ganz ruhig, und sah sie dabei, von seinem Teller aufblickend, voll an: „Liebes Fräulein, ich will niemanden zwingen. Wenn Sie denn durchaus nicht draußen sein mögen —!"

* * *

Doktor Hirsekorns Haus, Kieferngrund Nummer 12, kehrte seinen Giebel der Straße zu. Der war mit blauen Schiefern ausgekleidet, und das braunrote Ziegeldach darüber und der zartrötliche Verputz des Hauses, und die

grünen Fensterläden gaben dem Ganzen etwas Heiteres zwischen dem Dunkel der Kiefern, die mit ihren langen Stangen wie ernste Wächter standen. Ein niedliches Haus in einem großen Garten, das mußte selbst der Regierungsrat zugestehen. Aber dahinter war der Wald: hohes Gras, Wachholderstauden, und immer das eintönige Kiefergrün. Und die ganze, mit kleinen Kastanienbäumchen eben angepflanzte Straße zeigte nur noch ein einziges fertig bebautes und bewohntes Grundstück.

Nebenan in Nummer 11 wohnte der Rentier Hippelt. Er war als erster herausgezogen; noch verlangte die Gartenstadt keine Gemeindeabgaben, keine Kommunal-, keine Wertzuwachs- und Umsatzsteuer. Das Haus war nicht groß; ein kräftiger Bursche, in eine Art Livree gesteckt, hielt es rein. Außer ihm war kein Dienstbote da.

Frau Hippelt kochte selber; sie war das gewohnt, noch von der Zeit her, als sie dem Junggesellen die Wirtschaft geführt hatte. Kinder hatten sie nicht, und man sah nie jemanden zum Besuch kommen. Nur der Schlächter auf seinem Rad kam von Hermsdorf angesaust und läutete an der Glocke des hochummauerten Garteneingangs. Wütend fuhr dann der große Hund, der tagsüber dicht bei der Treppenstufe der Haustür an der Kette lag, auf und bellte mit einem wilden, heulenden Bellen. Der Diener ging dann heraus zur Straße und nahm dem Schlächter das Fleisch ab; es wurde keiner hereingelassen. Für die Nachtstunden wurde die Dogge losgemacht. Bis zu seinem Fenster herauf hörte dann Doktor Hirsekorn ihr heiseres Schnaufen. Sie schnupperte den Zaun entlang, der die Grundstücke trennte.

Fräulein Zimmer hatte sich bitter beklagt über dieses unheimliche Schnaufen und das ab und zu ganz kurz herausgestoßene grimmige Knurren; das nahm ihr die Nachtruhe. Aber war es denn ein Wunder, daß das Tier so böse war? Immer an der Kette, und dazu Hunger! Die Dienstmädchen erzählten, der Freßnapf stände immer leer.

Hirsekorn ging eines Abends noch in den Garten herab; das Bellen war heute schier unerträglich gewesen, weniger böse, als verzweifelt: Hunger, Hunger. Er trug einen Teller mit Überresten und einen großen Kalbsknochen. „Komm — da — da!" sagte er und hielt dem heranschnaufenden Tier den Knochen über den Zaun. Die rote Zunge des Hundes leckte gierig aus dem dampfenden Rachen, der Geifer lief, er schnappte zu. Plötzlich ließ er winselnd ab.

„Sie füttern meinen Hund? Sehr freundlich, Herr Nachbar!" sagte Rentier Hippelt. Er war herangekommen, ohne daß der Doktor ihn bemerkt hatte. Nun stand er dicht am Zaun, in dem geflickten Schlafrock mit den roten Aufschlägen, in dem man ihn morgens auch immer sehen konnte; keiner der Flicken paßte zu dem Mausgrau des Rockes. Rasiert schien der Mann sich auch lange nicht zu haben. Der Doktor sah mit einer gewissen Verwunderung in das graubestoppelte, magere Gesicht: wie ein reicher Mann sah

der Nachbar grade nicht aus. Er würde ja auch wohl nicht so reich sein, kein x-facher Millionär, wie die Zimmer sagte, aber jedenfalls doch reich genug, um sich und seinen Hund anders zu halten.

Die Dogge hatte den Knochen fahren lassen, nun hob ihr Herr ihn ihr selber auf: „So'n schöner Knochen! Da, da, friß, mein Junge, wenn der Herr Nachbar denn so freundlich ist!" Und dann streckte er mit einem Lächeln, das verbindlich sein sollte, das sein Gesicht aber nur in viele Falten zog, die Hand über den Zaun und machte eine Art Verbeugung: „Hippelt. Bin sehr erfreut, Herr Doktor, Sie kennen zu lernen. Na, wie gefällt's Ihnen denn hier?"

Wollte der Mann die Nacht zum Tage machen? Der Doktor kam nicht los, der Nachbar verwickelte ihn in ein längeres Gespräch. Als wenn er nur darauf gelauert hätte, sich einmal auszusprechen. Er erzählte, ganz vertraulich werdend und in einem kläglichen Tone, unter dem sich aber doch ein schlecht verhehlter Stolz barg, wie sehr er es jetzt bei den schlechten Zeiten bedauere, daß ihm fast die ganze Straße hier gehöre. Seine Backen plusterten sich auf: sämtliche Bauplätze. „Links von mir — 1 bis 11 — alles, alles. Wenn Sie da gekauft hätten, anstatt rechts von mir bei der Terraingesellschaft, Sie hätten besser getan. Die Quadratrute haben Sie mit 170 Mk. bezahlt. Ich hätte sie Ihnen mit 150 gegeben; ich mache kein Geschäft daraus. Und die Lage links von mir ist besser, viel besser, näher zum Bahnhof. Und der Kieferbestand ist schöner!"

„Ich bin zufrieden mit meinem Grundstück," sagte der Doktor kurz.

„Na, mir ist's auch so recht!" Hippelt versuchte wieder das verbindliche Lächeln. „Wissen Sie, ich habe noch so viele Grundstücke in Berlin, — am Wedding, Gesundbrunnen, am Oranienburger Tor — wenn ich mir darüber immer den Kopf verkeilen wollte! Die Hauptsache ist und bleibt mir die schöne Natur. Und die haben wir ja hier, nicht wahr, Herr Doktor?"

„Ja wohl." Jetzt kam Hirsekorn endlich los. Sie reichten sich die Hände über den Zaun, Hirsekorn fühlte, wie kalt die Hand des Mannes war. Und er fühlte diese Hand immer noch, als er schon im Bette lag.

Was der Mann wohl früher gewesen sein mochte? „Rentier" stand in der Einwohnerliste der Gartenstadt. Der Doktor hatte sich bis jetzt wenig um seine Nachbarschaft gekümmert; die Tauben, die auf seinem Dach gurrten, diese weißen, hübschen Tiere, die sich vom Braunrot der Ziegeln und vom Dunkelgrün der Kiefern, sonnenbestrahlt, wie Vögel des Lichts abhoben, und die buntgefiederte Schar der Hühner hinten im Hühnerhof waren ihm interessanter gewesen, als der Nachbar im mausgrauen Schlafrock. Herr Hippelt hatte eine dürftige Figur und ein alltägliches Gesicht, und doch war auf dieser gelblichen Stirn, in diesen spähenden Augen, die tief unter den buschigen Brauen lagen, ein so entschlossener Wille, daß der kleine Mann dadurch

größer erschien. Und wenn er auch freundlich zu sein sich mühte, das kalte Blau der Augen bekam keinen wärmeren Glanz.

Der Doktor träumte in dieser Nacht von dem Mann nebenan. Der hatte eine ganz kleine Frau, und die duckte sich, wenn er etwas sagte. Alles duckte sich: Gesundbrunnen, Wedding, Oranienburger Tor. Das waren jetzt keine Stadtgegenden mehr — nicht hohe Häuser — dem unruhig Träumenden erschienen sie als Personen. Menschen, die sich duckten, Menschen, die ihre Hände zu Fäusten ballten, Menschen, die schrien, schrien.

Von einem unangenehmen Geräusch gestört, wachte Hirsekorn auf. Nebenan bellte der Hund entsetzlich; er mochte wohl eine Katze aufgestöbert haben oder ein wildes Kaninchen. Nun aber hörte man klatschende Schläge, ein jämmerliches Winseln, und dann Herrn Hippelts zornige Stimme: „Willste gleich 's Maul halten, Lausejunge!" — — —

„Wissen Sie es schon, Herr Doktor," sagte Fräulein Zimmer, als sie am anderen Morgen beim Frühstück in der Veranda saßen, die einen Blick auf das Nebengrundstück hatte, „unser Nachbar ist ja gar nicht Rentier. Er ist ein" — sie fuhr sich nach der Kehle und machte eine sehr anschauliche Gebärde. Ihre Miene drückte den größten Abscheu aus. „Nicht weit vom Stettiner Bahnhof soll er sein Bureau haben; da stehen lauter eiserne Geldschränke drin. Der Bursche, der Albert, war gestern in unserer Küche; er ist auch froh, wenn er mal mit 'nem Menschen ein Wort reden kann. Und hier hat der Alte auch einen Geldschrank stehen, sagt er. Im Schlafzimmer, dicht neben seinem Bett."

(Fortsetzung folgt.)

Musik.

Berliner Musikleben.

Die Konzertsaison neigt sich ihrem Ende zu. Der Blick schweift über eine weite Wegstrecke zurück und begegnet manchem, woran die Erinnerung gern haftet, manchem auch, das am besten mit dem Mantel vergebenden Schweigens zugedeckt bleibt. Die Zeit bringt es mit sich, daß von bedeutsamen Neuerscheinungen sowohl auf produktivem wie reproduktivem Gebiet nicht viel die Rede sein kann. Die ungeheure Erregung, die alle Gemüter erfüllt, läßt ein wirkliches Interesse für Neues nicht aufkommen; man gibt sich gern dem Genuß des längst Anerkannten hin, aber den meisten fehlt die Ruhe, Unbekanntes gebührend zu würdigen. So wagt sich selten nur ein junges Talent hervor, und in den meisten Fällen handelt es sich für die Kritik mehr darum, alte Eindrücke nachzuprüfen, als neue zu gewinnen.

Von den Pianistenkonzerten, die der Besprechung harren, liegt das Busonis am weitesten zurück und soll deshalb den Reigen eröffnen.

Seit Jahren schon beschäftigt mich das Problem Busoni; immer wieder habe ich versucht, einem Künstler, der durch sein unbegrenztes Können, seine vielseitige Begabung, seine faszinierende Persönlichkeit als ein besonderer aus der großen Masse hervorragt, auch innerlich näher zu treten, und immer wieder habe ich das Vergebliche des Bemühens einsehen müssen. Mit den Jahren scheint der Pulsschlag warmen, natürlichen Empfindens immer mehr aus seinem Spiel zu schwinden, verstandesmäßiger Kalkül an die Stelle innern Miterlebens zu treten. Man fühlt, daß Herr Busoni mit überlegenem Lächeln auf die herabsieht, denen die höchste Vollendung des Technischen wohl unerläßliche Vorbedingung einer großen künstlerischen Leistung, aber doch nicht mehr als Mittel zum Zweck, dieser Zweck aber etwas weit über das Technische hinaus Liegendes ist. Ich hörte diesmal die Sonate op. 111 von Beethoven von ihm, diesen sublimsten Ausdruck vergeistigten Empfindens. Ich glaubte nach der Art, wie Herr Busoni ansetzte, Ungewöhnliches erwarten zu dürfen — machtvoll, wie in Erz gegossen, stand das erste Thema da. Aber dann kommt eine Passage und — man konnte das fortgesetzt beobachten — die Möglichkeit, eine Probe seines verblüffenden technischen Könnens zu geben, bringt ersichtlich jede andere Erwägung bei Herrn Busoni zum Schweigen. Das war nicht das kraftvolle Sichaufbäumen, das jenes Thema, aus dem ja die Passage organisch hervorgewachsen ist, erwarten läßt, sondern ein sinnloses Dahinrasen, das den Zusammenhang völlig zerriß. Und dann das zweite Thema, das, sonnenhaft aus dunklen Wolken hervorbrechend, den Hörer mit strahlendem Glanz übergießen sollte — wie klang das klein und unbedeutend! Ich erhoffte Besseres von Schumanns Phantasiestücken, ich glaubte, die vielgerühmten Anschlagsfeinheiten des Künstlers würden hier für manches Fehlende entschädigen. Gerade diese aber versagten vollkommen, denn auch sie erschienen nicht als Ausdrucksmedium, sondern als Selbstzweck; man hatte den Eindruck, daß sie sich nicht in den Dienst der dargestellten Musik stellten, sondern diese in ihren Dienst zwangen. Überall herrschte die krasseste Willkür, immer leuchtete das Bestreben hervor, zu verblüffen, anders als alle anderen

zu sein. So wirkten bekannte Stücke wie „Aufschwung" und „Ende vom Lied" auf mich wie Zerrbilder. Und die Wirkung auf das Publikum? Es war überaus lehrreich, dasselbe zu beobachten: die acht Schumannschen Stücke stehen in keinem Zusammenhang miteinander und werden deshalb auch nur selten im Zusammenhang gespielt, jedes bildet ein geschlossenes Ganze, manche sind geradezu pianistische Schlager. Wie lange ists wohl her, seit ich sie von Rubinstein gehört? Jahrzehnte sind darüber hingegangen, aber noch klingt mir der Applaus im Ohr, den beispielsweise das „Traumeswirren" damals entfesselte. Und diesmal? Stumm nahm das Publikum eines der acht Stücke nach dem andern hin, nicht eine Hand rührte sich; die zarten ergriffen nicht, die brillanten packten nicht — erst als Busoni das Podium verließ, besannen sich die Hörer auf ihre Pflicht und brachten ihm die übliche „begeisterte Ovation" dar. Später soll er dann in Lisztschen und eigenen Stücken noch wahre Wundertaten verrichtet haben — ich zweifle nicht daran; wo technische Vollendung das Ausschlaggebende ist, jede Art Willkür gestattet, ja fast geboten erscheint, da wird man Busoni mit stets gleichem Staunen hören. Ich selbst aber ging fort, enttäuscht, abermals nichts in mir nachklingen zu fühlen, was ich als einen Gewinn hätte heimtragen können, zugleich aber mir bewußt, der Lösung des Problems Busoni um ein beträchtliches näher gekommen zu sein. Eine ungewöhnlich entwickelte Intellektualität hat hier alles ursprüngliche Empfinden erstickt; jene Unmittelbarkeit des Ausdrucks, die eigner Anteilnahme entspringt und den Hörer mit unwiderstehlicher Kraft zum Miterleben zwingt, ist ihm gänzlich abhanden gekommen, alles ist künstlich und deshalb im letzten Sinne unkünstlerisch: er ist kein kalter Spieler, aber das Feuer, das in seinem Spiel glüht, ist nur ein bengalisches, es erwärmt nicht; er ist gewiß kein geistloser Spieler, aber wir fühlen nie einen Hauch des Geistes der Meister, die er spielt, sondern immer nur den seines eignen; er ist einer der ernstesten Künstler, die es gibt, und doch ist unter den großen Pianisten keiner, dessen Spiel gleich wenig überzeugend wirkte. Schade, ewig schade!

Aber etwas in höchstem Maße künstlerisch Wertvolles bescherte uns der Abend doch: das war die von Martin Brandenburg entworfene, überaus reizvolle Programmvignette. Vielleicht habe ich sie ganz falsch verstanden, aber was ich sah, war folgendes: Oben Busonis Klavier. Aus den Noten, die darauf stehen, springen phantastische Gestalten hervor. In wildgroteskem Reigen tanzen sie über die Tasten dahin, darüber hinaus, hinab, wo in poesiedurchtränkter Landschaft eine edle, lorbeergekrönte Männergestalt steht. Traumverloren wendet sie ihnen den Rücken — ihr Blick geht in die Weite über Seen und Berge, dort im unverfälschten Zauber der Natur die Schönheit suchend. Von dem wilden Toben der Busonischen Spukgestalten aber hört und sieht sie nichts . . .

Der Zeitfolge nach war Herr Bruno Eisner der nächste unter den Pianisten, die ich hörte. Freilich von Busoni zu ihm ist ein weiter Weg. Das, was bei Busoni so bestechend wirkt, die unfehlbare Sicherheit, läßt bei Herrn Eisner manches zu wünschen übrig. Seine Nerven spielen ihm bisweilen übel mit und brachten es zuwege, daß in einem Stück wie der F-Moll-Phantasie von Chopin vieles überhastet und infolgedessen unklar klang. Das Schlimmste aber an Herrn Eisners Spiel ist seine Poesielosigkeit — trockner lassen sich die Brahmsschen Intermezzi, von denen das erste wie in Duft getaucht sein sollte, kaum geben. In viel höherem Grade wurde er dem kraftvollen Charakter der Es-Dur-Rhapsodie gerecht, deren widerhaariger, echt Brahmsscher Klaviersatz Herrn Eisner auch überraschend geringe Schwierigkeiten zu bereiten schien.

Und da ich gerade von Brahms spreche, so will ich gleich zweier der genußreichsten Abende gedenken, die der Winter uns gebracht hat — es waren die, an

denen wir Brahms von Schnabel hörten. Ich wüßte unter den Lebenden nur einen, der als Brahmsspieler in einem Atem mit Schnabel genannt werden könnte, Eugen d'Albert; aber da er mehr und mehr aus der Reihe der Konzertpianisten ausscheidet, so darf Schnabel anstandslos der erste Platz zugestanden werden. Hätte Schnabel etwas mehr von der Glut, die in d'Alberts Spiel lodert, die ihn wohl oft zu Übertreibungen in der Temponahme und Kraftäußerung fortreißt, in der aber doch das letzte Geheimnis seiner Wirkung auf den Hörer steckt, so ließe sich Vollendeteres, als er in seinen guten Stunden bietet, schwer denken. Sein herrlicher Anschlag, der fast ganz das etwas Spitze des Tones, das sonst der Leschetitzki-Schule anhaftet, verloren hat, die Meisterschaft im Technischen, die geistige Beherrschung, die seelische Durchdringung des Stoffes, die anspruchslose, intime Art der Darstellung, die über der Feinheit im einzelnen doch nie den Blick für das Ganze verliert, machen sein Spiel zu einem auserlesenen Genuß. So angefaßt und dabei so feinfühlig begleitet, wie das das Philharmonische Orchester unter Nikischs Leitung tat, mußte selbst Brahms' B-Dur-Konzert, das ich sonst nicht seinen höchsten Inspirationen zuzähle, vom ersten bis letzten Tone interessieren.

Ich hörte später noch das Brahmssche G-Moll-Quartett von ihm, das er im Verein mit den Herren Rosé, Ruzitska und Buxbaum spielte, und wußte nicht, worüber ich mich mehr freuen sollte, das Werk, die in jeder Beziehung unvergleichliche Wiedergabe oder das Publikum, das die Philharmonie bis auf den letzten Platz füllte und seiner Begeisterung in Beifallsstürmen Luft machte, die deutlich zeigten, von wie bezwingender Kraft die Brahmssche Musik ist, wenn sie so im Geiste ihres Schöpfers gespielt wird.

Überhaupt Brahms! Die Richtung, die er als Instrumentalkomponist vertritt, die Form, in die er das Beste, was in ihm war, gegossen hat, sollte sich längst überlebt, die Instrumentalmusik einzig als Programmmusik noch Daseinsberechtigung haben! Mehr als sechzig Jahre sind vergangen, seit diese Botschaft der Welt verkündet wurde, mehr als achtzig Jahre lang hat die Programmmusik um die Gunst des Publikums gerungen — und der Erfolg? Auch nicht eines ihrer zahlreichen Produkte, so sehr sie auch durch den Glanz der Aufmachung und den verblüffenden Reichtum der Mittel die Phantasie der Hörer zu bestechen suchen, hat wirklich im Empfinden der Massen des musikverständigen Publikums Wurzel geschlagen. Was in diesem Zeitraum zu unverkennbarer Popularität durchgedrungen ist, zeigt ziemlich ausnahmslos die alten Formen. Man wird mir antworten, das liege nicht an der Richtung, sondern an denen, die sich ihr zuwandten. Aber steckt nicht darin gerade die stärkste Verurteilung der Richtung, daß die bedeutendsten musikalischen Potenzen sich ihr fernhielten? Ich habe immer den Eindruck gehabt, daß sie aus mehr als einem Grunde nur schlecht zu deutschem Wesen paßt. Denn wenn wir fragen, was beispielsweise heute das deutsche Volk befähigt, dem Ansturm einer Welt standzuhalten, so ist die Antwort: die tiefe Begeisterung, die jeden einzelnen, und die organisatorische Kraft, die das Ganze beseelt. Das sind Eigenschaften, die den Deutschen als Individuen und als Masse eingeboren sind. Ursprünglichkeit der Empfindung und ein in feste Formen gefügter Organismus sind aber gerade das, was fast durchgängig der programmatischen Musik fehlt, sie sind zugleich auch das, was ausnahmslos die Werke kennzeichnet, die sich am stärksten in der Gunst unseres Publikums festgesetzt haben. Und das ist wohl auch der Grund, weshalb unsere Zeit, die zu Experimenten wenig aufgelegt ist und gewaltsam von allem Fremden abrückt, sich mit solcher Liebe Brahms zuwendet und auch manches Werk älterer Meister, das eine in modernistischen Idealen aufgewachsene Generation mit geringschätzigem Achselzucken abzutun liebt, wieder hervorsucht. Dazu zähle ich

Schumanns C-Dur-Symphonie, ein Werk, das allein genügt, um das Wagnersche Wort von der schwülstigen Seichtheit Schumanns aufs energischste zu widerlegen. Von Max Fiedler und den Philharmonikern gespielt, als seien sie selbst von dem romantischen Feuer, das in dieser Musik glüht, mitergriffen, riß sie das Publikum zu spontanen Beifallsbezeugungen hin, die sich von Satz zu Satz steigerten, um sich nach dem letzten zu einer Ovation für den ausgezeichneten Dirigenten zu gestalten. Es war hübsch zu sehen, wie er sie von sich ab auf das Orchester hinlenkte — aber im Grunde galt sie in erster Linie doch dem Werk, dessen Schönheiten allerdings wohl selten den Hörern so überzeugend aufgegangen waren. Es ist ganz wahr: es fehlt ihm durchaus jene Tiefgründigkeit der Intention, mit der schon unsere jüngsten Konservatoristen sich dem schweren Berufe des Komponierens widmen; es hat keinen, aber auch gar keinen „Ideengehalt", und der Komponist hat bestimmt garnichts damit sagen wollen! Er hat nur ganz einfach — das Werk entstand als das erste größere nach längerer Krankheit — dem beseligenden Gefühl der Freude am Leben, das ihn erfüllte, Ausdruck gegeben, hat, was ihn bewegte, so wie er es empfand, hinausgesungen und so ein Werk geschaffen, das eben, weil es nicht einigen wenigen ganz Besonderes sagen wollte, vielen so vieles sagt.

Es waren ganz ähnliche Gedanken, die mir kamen, während ich einer Aufführung des Mendelssohnschen Oktetts für Streichinstrumente unter der meisterhaften Leitung von Willy Heß lauschte. Auch hier ein spontan begeistertes Publikum, dem man es anmerkte, mit welchem Behagen es sich einer Musik hingab, die auch gänzlich obbesagter „Tiefe" entbehrt und die doch kein Mensch flach nennen könnte. Sechzehn Jahre war Mendelssohn alt, als er vor nunmehr neunzig Jahren dieses Stück, das noch immer nichts von seiner Lebens- und Wirkungskraft eingebüßt hat, schrieb — ich glaube nicht, daß die Geschichte der Kunst ein zweites Beispiel ähnlicher Frühreife aufzuweisen hat. Die Breite der Anlage und der Schwung des ersten, die abgeklärte Ruhe des zweiten, die feenhafte Anmut des dritten Satzes und der meisterliche Aufbau der Schlußfuge machen das Werk zu einer in seiner Art phänomenalen Leistung. Das Scherzo vor allem sucht seinesgleichen an Originalität der Erfindung — es ist zugleich die beste Antwort auf die oft wiederholte Behauptung, es sei Weber gewesen, der mit seinem Oberon der Musik das luftige Reich der Elfen und Feen erschloß, das sich Mendelssohn dann als seine eigenste Domäne erwählte. Bekanntlich gelangte der Oberon erst im April 1826 in London, im Dezember desselben Jahres in Deutschland zur ersten Aufführung, während das Oktett schon 1825 beendet wurde. Mendelssohn hatte der Schwester Fanny anvertraut, daß ihm bei der Komposition des Scherzos die Goetheschen Verse:

„Wolkenzug und Nebelflor
Erhellen sich von oben;
Luft im Laub und Wind im Rohr
Und alles ist zerstoben"

vorgeschwebt hätten. Und wenn Fanny darüber sagt: „man fühlt sich so nahe der Geisterwelt, so leicht in die Lüfte gehoben, ja man möchte selbst einen Besenstiel zur Hand nehmen, der luftigen Schar besser zu folgen", so sieht man, daß die Geister, die in dem Satz ihr loses Spiel treiben, sich ihrem Blick offenbart hatten — es sind dieselben, die auch aus der Musik zum Sommernachtstraum und so vielen anderen Mendelssohnschen Kompositionen hervorlugen. Natürlich ist es töricht, in solchen Fragen von Priorität zu sprechen. Es war nicht Mendelssohn, der Weber folgte, sondern beide folgten einem Zuge, der tief in dem romantischen Empfinden der Zeit begründet war: Dichter und Maler suchten die Gestalten der deutschen

Märchenwelt zu neuem Leben zu erwecken; wie hätte die Musik, die romantischste aller Künste, sich diesem Zuge verschließen können?

Vielleicht wird die neue Zeit auch manches halbvergessene Werk Mozarts wieder zu Ehren bringen — von seinen Symphonien freilich sind es nur die drei letzten, die uns noch wirkliches Interesse abgewinnen können, und auch von diesen ist es nur eine, die in G-Moll, die in uns noch eine verwandte Saite mitschwingen läßt. Denn mit diesem Werk hat Mozart weit seiner Zeit vorausgegriffen. Er, der in den meisten seiner größeren Instrumentalwerke sonst noch ganz ein Kind des Rokoko ist, das in der Kunst nur ein anmutiges Unterhaltungsmittel sah, gibt uns hier eine Musik, in der die blaue Blume der Romantik bereits in voller Blüte steht. Jenes stereotype, graziöse Lächeln, das so oft seinen ersten Sätzen ihr Gepräge gibt, hat hier dem Ausdruck einer leidenschaftlichen Sehnsucht Platz gemacht; in jedem Ton zittert das Gefühl schmerzvoller Enttäuschung nach, das sich seiner so oft in den letzten Jahren seines Lebens bemächtigte. Davon verspürten wir allerdings in der Darstellung, die das Werk durch den sonst so trefflichen Herrn Wendel empfing, wenig; es schien, als glaubte er an Mozarts Ernst nicht recht und suche durch ein übertrieben rasches Tempo dem Satz beizukommen. So war der Eindruck ebenso gering wie der des Finales, das ganz andere Akzente verträgt. Herr Wendel stellte es als ein zierliches Rokokofigürchen vor uns hin; von der dämonischen Ausgelassenheit, die in dem ersten Thema atmet, ließ er kaum etwas ahnen. Dagegen entsinne ich mich nicht, den zweiten und dritten Satz je reizvoller gehört zu haben. Frau Cläre Dux verdient den Dank der Mozart-Gemeinde für die Neuerweckung der schönen Arie Misero! o sogno!, die mit ihrem dramatisch bewegten Rezitativ und dem tief empfundenen Andante „Aura che intorno spiri" ihr Gelegenheit gab, in gleicher Weise ihre herrlichen Mittel und ihr großes Können zu entfalten.

Auch das entspricht dem Ernst der Zeit, daß sie sich immer intensiver mit Bruckner, diesem ernstesten unter den modernen Komponisten, beschäftigt. Ich hörte diesmal seine Romantische Symphonie unter der Leitung Nikischs, der sein Genie so oft in den Dienst seines österreichischen Landsmanns gestellt hat. Je länger ich mich mit diesem Werk befasse, um so weniger vermag ich die hohe Bewertung, die Nikisch ihm offenbar gibt, zu teilen, wie ich denn überhaupt der Ansicht bin, daß Bruckner von den meisten überschätzt wird. Ich kenne kein Werk von ihm, das einen ganz ungetrübten Genuß gewährte: in den einen verwirrt er durch eine Fülle von Einfällen, die ohne künstlerische Ökonomie einander drängen, in andern enttäuscht er wieder durch die Dürftigkeit der Erfindung. Zu den letzteren rechne ich die Romantische Symphonie. Nehmen wir das aus wirklich echtem Empfinden emporgequollene Andante aus, das freilich in jedem Takt an Schubert erinnert, so erscheint mir alles übrige auf rein äußerliche Wirkung berechnet. Denn dieser bäuerlich-naive Bruckner war doch so weltfremd nicht, daß ihn nicht oft der Wunsch, Effekt zu machen — ganz gleich mit welchen Mitteln — gepackt hätte. Man könnte das mit Leichtigkeit in jedem Satz, ja fast auf jeder Seite der „Romantischen" nachweisen. Schon die Themen in ihrer gesuchten, etwas landläufigen Einfachheit erzählen davon, mehr aber noch die Architektonik der Sätze. Von Anfang bis zum Ende sind sie durchweg auf kraftvolle Steigerungen gestellt. Aber diese Steigerungen tragen nie den Stempel innerer Notwendigkeit, sie führen nicht, wie stets bei Beethoven, in großen Linien zu gewaltigen Höhepunkten, sondern sind rein dynamischer Natur. Immer handelt es sich dabei um weit ausholende Crescendi, die in einen Fortissimoeinsatz sämtlicher Blechbläser enden. Wer Nikischs Art, solche Crescendi aufzubauen, die Spannung zu wecken, zu steigern und schließlich auszulösen, kennt, dem braucht nicht gesagt zu werden, von welcher Wirkung sie

zuerst sind. Wenn sie dann aber immer und immer wiederkehren, so empfängt man schließlich nur noch den ertötenden Eindruck einer Sisyphusarbeit: eines immer erneuten Ansetzens zu demselben vergeblichen Unternehmen; denn wo ein Gipfel neben dem andern steht, tritt kein einziger mehr als solcher hervor. Nimmt man noch die große Länge des Werkes hinzu, die in keiner Weise durch den inneren Gehalt geboten erscheint, so kann man es nicht überraschend finden, daß sich nach dem zweiten Satz die Reihen der Hörer in der Hauptprobe wie im Konzert immer mehr lichteten. Das ist bei einem Werk, das als das eingänglichste der Brucknerschen gilt und dem Publikum mehr als einmal schon in so vollendeter Darstellung geboten worden ist, sicher kein gutes Zeichen. Es bestätigt aber, was ich von Anfang an befürchtet habe — Bruckner wird immer nur die Rolle eines interessanten Kuriosums spielen, zu einem lebendigen Faktor unseres Musiklebens wird er allen Bemühungen zum Trotz nicht werden.

Noch bleiben die Konzerte einiger anderer Pianisten zu erwähnen. Moriz Rosenthal ist wohl unter allen derjenige, der die Kunst, auf oder mit seinem Publikum zu spielen, am besten versteht: er streichelt und züchtigt es, er reißt es mit sich fort und fordert es zum Widerspruch heraus — immer aber fesselt und hält er es. Diesmal lag sein Programm seiner Individualität besonders gut, Webers As-Dur-Sonate und Schumanns Symphonische Etüden bildeten seine Hauptnummern — eine vielleicht unbeabsichtigt interessante Gegenüberstellung: Weber der eminente Klavierspieler, der sich hier gern klassisch geben, Schumann der eminente Komponist, der gern virtuose Musik schreiben möchte; Weber aber juckt es immerfort in den Fingern, sein Virtuosentum zu betätigen, und dann unterbricht er den poetischsten Erguß, um Platz zu machen für Ketten brillanter, aber ganz stereotyper Passagen; Schumann hingegen kann keine Passage schreiben, die nicht aus dem Geist des Ganzen geboren wäre und deswegen dessen besondere Art spiegelte. So wirkt Webers Passagenwerk, weil es durchweg den Stempel seiner Zeit trägt, bereits veraltet, während das Schumanns, weil es ganz aus dem Rahmen des Zeitlichen heraustritt, ewig neu und interessant bleibt. Solche Musik stößt in Rosenthal auf urverwandte Elemente, denn auch er erscheint bald als der Virtuose, der sich gern klassisch geben möchte, bald als der feinsinnige Musiker, dem doch rassigstes Virtuosentum aus allen Poren dringt. So konnte er der Poesie der Weberschen Sonate wie wenige gerecht werden und zugleich das Scherzo zu einem verblüffend wirksamen Virtuosenstück gestalten, so konnte er die großen technischen Schwierigkeiten der Symphonischen Etüden mit souveräner Leichtigkeit bewältigen und zugleich das Werk in seiner ganzen romantischen Zauberpracht vor uns erstehen lassen. Zum Schluß gab es die unvermeidlichen Straußschen Walzer in Rosenthalscher Aufmachung. Hier kann der Künstler seine stupende Technik uneingeschränkt ins Feuer führen. Und wenn er da, nachdem er bereits alle Möglichkeiten und Unmöglichkeiten des Klaviers erschöpft zu haben scheint, nach einer nervenerschütternden Steigerung eine Kunstpause macht und sich seinen Stuhl zurechtrückt, als wollte er sich erst vergewissern, ob er auch auszuhalten vermöge, was nun kommen soll, dann recken sich alle Hälse, dann zieht's allmählich einen nach dem andern empor von den Sitzen, dann steigen erst vereinzelte, dann immer mehrere auf Stühle und Bänke, dann will man auch sehen, wie er's macht! Und nun brausen die Tonmassen wie vom Sturm gepeitscht auf, nun fühlt sich der Hörer wie umbrandet von Doppelgriffpassagen, Oktavengängen und Läufen — man vermeint sämtliche Straußsche Walzer mit einemmal zu hören — das Klavier lacht und weint, schreit und jubelt, und der einzige im Saal, der inmitten dieses elementaren Aufruhrs ganz ruhig bleibt, ist Rosenthal. — Ich könnte übrigens nicht sagen, daß

mir das Stück selbst zugesagt hätte: eine Walzerbearbeitung, die fast gar nichts mehr von den typischen Zügen des Walzers aufweist, hat ihren Beruf verfehlt; die „Blaue Donau" in einem so langsamen Tempo gespielt, daß der hinreißende Rhythmus des Originals ganz und gar verloren geht, ist ein Unding. Und sie schneller zu spielen, erlaubten die Arabesken, die sie vom ersten Takt an umranken, nicht; mir erschienen sie wie Schlingpflanzen, die sich um die Straußschen Motive legten und ihnen Luft und Licht raubten, und ich hätte etwas darum gegeben, einen einzigen Teil unverbrämt in dem prickelnden Wienerischen Rhythmus zu hören, der keinem sonst mehr eigen ist als Rosenthal.

Eine besondere Freude war es mir, Xaver Scharwenka wieder einmal im Konzertsaal zu begegnen. Meine Gedanken schweiften, während er auf dem Podium erschien, weit, weit zurück, und ein Abend tauchte in meiner Erinnerung auf, ein Konzert der Königlichen Kapelle, in dem Scharwenka das Es-Dur-Konzert von Beethoven mit einem Glanz, einer Größe vortrug, wie ich es seitdem kaum wieder gehört. Wie viel Jahre sind seitdem vergangen, wie vieles ist auch auf musikalischem Gebiet anders geworden, — doch an dem Spiel Scharwenkas sind sie machtlos vorübergerauscht. Das ist noch dieselbe Wärme des Vortrags, dieselbe Größe und Weichheit des Tones, dieselbe Unfehlbarkeit der Technik wie ehedem. Frl. Siebold, die Scharwenkasche Kompositionen hätte spielen sollen, war erkrankt; so mußte er die entstandene Lücke selbst ausfüllen, und das Publikum hatte so Gelegenheit, einige seiner Glanzstücke von ihm zu hören. Hoffentlich ist das Glück Frl. Siebold an dem Scharwenka-Abend, den sie angezeigt hat, holder; es wäre schade, wenn dem Publikum noch länger die Bekanntschaft von Werken vorenthalten würde, von denen die meisten längst zum ständigen Repertoir unserer Pianisten gehören sollten. —

Von sonstigen Konzerten sei das von Andreas Weißgerber zusammen mit Frl. Elsa Rieß gegebene hervorgehoben. Weißgerber ist ein noch sehr jugendlicher Violinist, der bereits über eine beträchtliche Fertigkeit verfügt und das Mendelssohnsche Konzert mit so viel echter Empfindung und Schönheit des Tones spielte, daß ihm bei wachsender Reife eine ehrenvolle Zukunft sicher ist. Frl. Rieß sang mit ihrer schönen, in allen Lagen gleich klangvollen Stimme unter anderem vier Lieder von Beethoven, in denen sich ihr reifes, unverfälschtes Künstlertum, dem alles Hinarbeiten auf den Effekt fremd ist und das gerade deshalb um so intensiver wirkt, von neuem bewährte. Sie fand für die Größe von „Die Himmel rühmen" ebenso den rechten Ton wie für die stille Lieblichkeit von „Ich liebe dich" und die neckische Anmut des „Kusses". —

Auch von Eddy Braun hörte ich das Mendelssohn-Konzert, das jetzt, da die Konzerte der Russen, Franzosen und Belgier in Acht und Bann getan sind, wieder zu Ehren kommt. Doch erschien sein Vortrag so unausgeglichen, sein Ton für den großen Saal der Philharmonie so klein, daß man wenig Freude daran hatte. Ungleich besser gefiel er mir in dem Konzert des Frl. Elsa Wahl, wo er kleine Stücke nach Martini und Beethoven mit großer Feinheit, eine Paganinische Kaprize mit überraschender Virtuosität spielte. Über Frl. Elsa Wahl spare ich mir mein Urteil noch auf — vorläufig kann ihre flackernde Stimme und ihr reizloser Vortrag ernsteren Ansprüchen nicht genügen.

In dem Norweger Birger Hammer lernte ich einen vortrefflichen Pianisten kennen, der durch seine ruhige, anspruchslose Art sehr sympathisch wirkt. Er vermittelte uns die Bekanntschaft mit seinem Landsmann Alf Hurum, dessen Violinsonate durch ihn und Florizel v. Reuter eine ausgezeichnete Wiedergabe erhielt. Das Stück selbst erregt zuerst durch seine vornehme Haltung und die gewählte, wenn auch nicht sonderlich originelle Thematik bedeutende Erwartungen; der zweite

Satz ist dann aber von solcher Armut der Erfindung, daß das Interesse stark erlahmt und auch durch den sonst recht charakteristischen letzten Satz kaum noch genügend angeregt zu werden vermag. Die Lieder von Sinding, die Herr Mending vortrug, mußten alle, die in Sinding den fraglos hervorragendsten lebenden Vertreter nordischer Musik verehren, etwas enttäuschen. Auch er ist der Manier der meisten Modernen verfallen, die Stimmung des Gedichtes in einer harmonisch interessanten Klavierfigur zu verdichten, diese zum Kern der ganzen Begleitung zu machen und daraus erst die Gesangsmelodie zu entwickeln. Dadurch erhält die letztere einen gequälten Charakter, sie klingt wie die erklärende Begleitung zum Klavierpart. Hoffentlich begegnen wir Sinding bald wieder auf einem der Gebiete, auf denen er uns so viel Bedeutendes schon beschert hat.

Zu den hervorragendsten Darbietungen des Winters rechne ich den Abend, den Frau Kwast-Hodapp hauptsächlich wohl zu dem Zweck veranstaltete, das neue Variationenwerk Max Regers aus der Taufe zu heben. Ich würde die Dame ohne Bedenken an die Spitze aller lebenden Pianistinnen stellen, wenn in ihrem Spiel etwas mehr von dem prometheischen Funken zu verspüren wäre, wenn sie sich etwas weniger straff im Zaume hielte, wenn sie gelegentlich einmal vorbeigriffe. Ihr Spiel wäre schlechthin vollendet, wenn es nicht — so peinlich vollendet wäre! „Eine falsche Note, ein Königreich für eine falsche Note", möchte man bisweilen ausrufen. Das ist das eine, was ich in Frau Kwasts Spiel vermisse, die gelegentliche falsche Note, die von vulkanartig durchbrechendem, innerem Feuer erzählt! Wo sie aber Werke spielt, die solche Gluten nicht anzufachen vermögen, wo ihre Reserve am Platze ist, wie das in den Regerschen Variationen der Fall war, da bietet sie Leistungen von imponierender Meisterschaft. Die Sicherheit, Brillanz und Klarheit, die sie in dem außerordentlich schwierigen Stück, das schon an das Gedächtnis ungeheure Anforderungen stellt, entfaltete, waren geradezu phänomenal. Die Variationen (über ein Thema von Telemann) selbst gehören zu den glücklichsten Eingebungen Regers, wie er denn in dieser Form gewöhnlich sein Bestes gibt. Ohne uns tief innerlich zu berühren, interessieren sie doch vom ersten bis letzten Ton und sind von einer für Reger erstaunlichen Durchsichtigkeit und Verständlichkeit. Frau Kwast spielte danach die Chopinschen Präludien; aber so Bedeutendes sie auch im einzelnen bot — die Geister, die in dieser Musik schlummern, vermochte sie nicht wachzurufen. Es waren *Bilder*, die an uns vorüberzogen, nicht *Gestalten*, sie *erzählte* uns von Chopins Stimmungen und Gesichten, aber wir *erlebten* sie nicht. Es klang alles zu überlegt und überlegen — freilich vieles klang dabei so schön, daß man auch so noch genug zu bewundern fand.

Als ein erstaunlich gewandter Klavierspieler entpuppte sich Herr Max Fiedler in den Trioabenden, die er zusammen mit Leopold Premyslav und Frau Eugenie Stoltz-Premyslav veranstaltete. Freilich ein idealer Kammermusikspieler ist er nicht — und ich weiß nicht, ob ein bedeutender Dirigent das je wird sein können. Denn für den Dirigenten ist eine dominierende Persönlichkeit Hauptbedingung, für den Kammermusikspieler im Gegenteil gerade die Fähigkeit, sich anpassen und, wenn nötig, unterordnen zu können. Das aber vermag Herr Fiedler nicht, er dirigiert immer! So hat man mehr den Eindruck, drei ausgezeichnete Künstler zusammen musizieren zu hören, als sich einer künstlerischen Einheit gegenüber zu sehen, in der der einzelne nur durch das Ganze Geltung erhält. Merkwürdig war es, wie total Herr Fiedler den letzten Satz des Beethovenschen B-Dur-Trios vergriff! Er spielte ihn nicht im Geiste jenes zwischen Lachen und Tränen schwankenden Humors, der dem ersten Thema eine so eigenartige Färbung gibt, sondern fast wie ein All Ongarese. Und doch hat Beethoven, als hätte er dem vorbeugen wollen, innerhalb weniger

Takte zweimal ein „expressivo“ hinzugefügt! Ausgezeichnet war hingegen die Wiedergabe der Kreutzer-Sonate, die, von Beethoven mehr als ein Doppelkonzert gedacht, beiden Spielern gestattet, ihre Eigenart zu entfalten, ohne die Wirkung des Ganzen als Ganzes wesentlich zu beeinträchtigen. Zwar hätte man bisweilen Herrn Fiedler etwas mehr von der Weichheit und Schönheit des Tones des Herrn Premyslav, diesem etwas mehr von dem feurigen Temperament des Herrn Fiedler gewünscht — doch spielten beide Künstler mit solcher ersichtlichen Begeisterung, daß das Publikum zu lauten Beifallsäußerungen hingerissen wurde.

Noch muß ich zweier Künstlerinnen gedenken, deren Konzerte so kurz aufeinander folgten, daß sie unwillkürlich zum Vergleichen anregten: Eva Katharina Lißmann, die nur Konzertsängerin ist und doch durchweg auf theatralische Wirkung ausgeht, und Edyth Walker, die Bühnensängerin ist und doch auf dem Konzertpodium alles Theatralische abzustreifen versteht. Fräulein Lißmann sucht, was ihr an Stimme abgeht, durch Intensität der Deklamation und Mimik zu ersetzen, Frau Walker den Verzicht auf die Kunst der Bühne durch die Vertiefung des Gesangsausdrucks wettzumachen. Fräulein Lißmann vergißt dabei, daß eine Methode sich nicht für alles schickt, und ermüdet, indem sie ein kleines, anspruchsloses Liedchen, wie Schuberts „Widerschein“, ebenso anfaßt wie Schumanns „Kartenlegerin“. Frau Walker aber wirkt doppelt, wenn sie an geeigneten Stellen einmal den Gesang durch kleine bühnenmäßige Effekte unterstützt, was sie mit klugem Geschmack meist nur in heiteren Liedern, wie dem originellen Mahlerschen „Selbstgefühl“, tat. Verschwiegen soll aber nicht werden, daß Fräulein Lißmann in einzelnen Gesängen, die ihrer Art besonders entgegenkamen, Schumanns „Rote Hanne“ beispielsweise, sehr starke Wirkungen erzielte. Sie hatte übrigens in Hugo Kahn einen schlechthin idealen Begleiter, dessen feinfühligem, poesievollem Spiel nicht wenig von dem Erfolg des Abends zuzuschreiben war, was man von dem sehr sichern und verständigen, aber zugleich sehr trockenen Herrn Brecher, der Frau Walker begleitete, nicht eben behaupten kann.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch dem Komponisten Hugo Kahn das Wort reden. Die Frauenchöre von ihm, die Herr Musikdirektor Fritz Rückward in der Singakademie mit dem Komponisten am Klavier zur Aufführung brachte, gehören mit zum Reizvollsten, was wir auf diesem Gebiete besitzen. Vielleicht ist der letzte, „Weiher“, der am wenigsten gelungene; hier hat der Komponist die Schönheit der Verse nicht voll erreicht; aber die andern sind von außerordentlicher Frische, Anmut und Klangschönheit und besonders, wenn so vorzüglich wiedergegeben, wie es hier geschah, von bezaubernder Wirkung. — Herrn Rückward gebührt außerdem Dank dafür, daß er einige selten gehörte ältere und neuere Chorwerke aufs Programm gesetzt hatte, unter denen die Motette von Schütz „Verleih uns Frieden“ so merkwürdig modern klang, daß niemand ihr angemerkt hätte, daß sie ein Alter von bald dreihundert Jahren hinter sich hat. Interessant war es auch, einer Reihe von Liedern aus den Tagen des Rokoko zu begegnen, die Fräulein Else Fried mit großer Anmut sang. Die neckisch graziöse „Romanze“ von Abr. Peter Schulz gelang ihr besonders gut.

Zum Schluß seien noch zwei Künstler erwähnt, mit deren Kompositionen ich zum erstenmal Bekanntschaft machte.

Florizel v. Reuter hat sich als Violinspieler längst einen geachteten Namen erworben. Doch sein Ehrgeiz geht weiter, und mit jugendlichem Wagemut streckt er die Hand nach der Dornenkrone des Komponisten aus. Irre ich nicht, so werden ihm reichere Lorbeeren noch auf diesem Gebiete als dem des Virtuosen erblühen. Zwei Dinge stimmen mich dabei vor allem hoffnungsvoll: Reuters Schaffen basiert

auf einem tüchtigen Können, wie es nur aus gründlichstem Studium hervorgeht — er unterscheidet sich damit wohltätig von den meisten Jüngeren, die sich die ihnen allen ausnahmslos eigene Originalität nur durch strengstes Fernhalten von jedem ernsten Studium glauben erhalten zu können, und zweitens hat er den Mut zur Melodie, was heutzutage nicht eben wenig sagen will! Von seiner Herrschaft über das Handwerksmäßige seiner Kunst gab seine Fuge für großes Orchester, die den Abend eröffnete, Kunde. Sie erwies sich als ein äußerst geschickt aufgebautes, gutklingendes Stück, das nur etwas zu lang geraten ist und durch größere Konzentration gewinnen würde. Eine Szene aus einer noch unaufgeführten Oper „Hypatia" aber zeigt, daß Herrn v. Reuter die Gabe der Melodie gegeben ist und daß er — mirabile dictu — melodiös sein kann, ohne trivial zu werden. Wenn die Oper als Ganzes hält, was die eine Szene verspricht, so wäre wohl zu wünschen, daß sich ihr die Pforten unserer Opernhäuser erschlössen; ein Künstler, der so ernst strebt und über so viel Können verfügt, hat Anspruch darauf, gehört zu werden.

Auch Herr Georg Vollerthun führte sich mit einem Fragment aus einer Oper „Eva" ein, das in einem Konzert, welches Herr Robert Laugs mit dem Philharmonischen Orchester gab, seine Uraufführung erlebte. Zunächst ein Wort der Anerkennung für den Textdichter, Georg Kiesau; ich kann nach dieser kurzen Probe (Liebesszene des zweiten Aktes) nicht beurteilen, ob er ein Dramatiker ist, ein Dichter ist er jedenfalls, seine Verse haben Fluß, Schwung und den Vollklang wirklichen Empfindens. Was die Musik betrifft, so zeugt sie unbedingt von nicht gewöhnlicher Begabung, das Orchester ist ausgezeichnet behandelt, und Herr Vollerthun verfällt nicht in den Fehler der meisten Neueren, zu glauben, daß man nur sehr viel zu sagen brauche, um zu beweisen, daß man sehr viel zu sagen habe. Die Szene ist von nachahmungswerter Kürze, und wenn Beschränkung allein schon den Meister machte, so wäre Herr Vollerthun unbedingt einer. Aber dazu fehlt seiner Musik schließlich das Wichtigste: der breit ausgesponnene melodische Faden, der dem dramatischen Gewebe erst den rechten Einschlag gibt. All das ekstatische Schmachten, Drängen und Rasen wirkt nur, wenn es die Fassung bildet für das edle Gestein markanter Melodien; erst das Licht, das aus diesen hervorstrahlt, gibt jenen die rechte Beleuchtung. Keiner hat das sicherer erfaßt als Richard Wagner. Was wäre beispielsweise die unvergleichliche Liebesszene des Tristan ohne das von mystischen Schauern durchbebte „Sink hernieder, Nacht der Liebe", ohne die wie vom Himmel gesandte Ges-Dur-Melodie, die allein schon genügen würde, der ganzen Szene die Weihe unirdischer Schönheit zu geben, und das ergreifende „So sterben wir". Aber solche Melodien können nicht erfunden, sie müssen erlebt werden, und ob Herr Vollerthun die zauberkräftige Phantasie besitzt, die die Szene für ihn zum persönlichen Erlebnis machte, das möchte ich vorläufig noch bezweifeln.

Herrn Robert Laugs begrüße ich übrigens als einen Dirigenten von Gottes Gnaden; wer die Brahmssche vierte Symphonie so herausbringen kann, gehört zu den Erwählten. Herr Laugs dirigiert, als ließe er sich ganz von den Wogen der Musik treiben, aber wir fühlen doch, daß er keinen Augenblick die Herrschaft über sie verliert; er ist augenscheinlich voll Begeisterung für das Werk, und er versteht es, diese Begeisterung auch auf Orchester und Publikum zu übertragen. Wir hoffen, ihm bald wieder zu begegnen.

Gustav Ernest.

Literarische Rundschau.

Albert Geiger †.

So klingt die große Sense, die draußen unsere Söhne mäht, daß sie fallen „wie Kräuter im Maien", auch herinnen . . .

Der Tod mag sich stolzer Ernte rühmen, daß er unter den deutschen Dichtern der Besten einen wählte. Nun liegt ein Leben, von dem wir noch köstlicher Gaben viele erhofften, abgeschlossen vor uns und wandert als „literarische Erscheinung" in das große, stille Land der Historie.

Der Besten einer! Unter den neueren Novellisten, die der großen Generation von Heyse, Keller, F. Meyer folgten, vielleicht der Beste.

Wenn etwas in dieser Kunst, gemessen mit dem Maßstab, den man an die Größten legt, fehlte, so war es die gewisse Dosis Humor. In Geigers Kunst klingt kein Lachen, weder vor noch hinter der Szene. Schwermut ist die Grundnote, und selbst der Optimismus, zu dem diese Natur sich leidvoll durchgerungen hat, ist ein tiefer, gläubiger Ernst ohne Lächeln.

Das ist Geigers Eigenwesen, das wir als solches schätzen müssen.

Seine Leier hatte silberne Saiten. Wenn sie klangen, mußte man an Regentropfen denken, die unter bewölktem Himmel im Sommerlaub hängen und plötzlich zu funkeln beginnen, oder an ein Antlitz, dessen Mund müde zu lächeln versucht, während die Augen voller Tränen stehen.

Er sah die Schönheit der Dinge im Augenblick ihres Höhepunktes und litt im voraus die schöne Wehmut des Fliehens und Verrauschens. Ein Vanitasdichter vom Stamme der altdeutschen Maler der Totentänze und der „Eitelkeit". Wir fühlen die Nähe des Spiegels bei Geigers Frauengestalten, darin sie, sich beschauend, den Tod sehen. Es ist die welkende Frauenschönheit, die der Dichter so oft schildert. Ein Umlauern des Verfalls. Ein Hinaushorchen auf das leise Fallen der Blätter. Ein schauerndes Erlauschen des Sichelklangs.

Alle die schönen, leuchtenden, ach in so wundervollem Farbenspiel aufschimmernden Blumengewinde seiner Kunst haben etwas von Totenkränzen . . .

Es ist, als ob in die Feste dieser Seele beständig ferner Totenglocken Geläut gedrungen wäre. Wie aus schwermütigen Blätterwirbelmotiven entringt sich der eigentümliche, oft wie in einer hüpfenden Reigenschrittweise sich fortbewegende Rhythmus seiner Prosa. Etwas Unaufhaltsames lebt darin, wie in den Stößen stöhnenden Windes oder in den Schnellen eines durch die Dämmerung daherbrausenden Flusses. Etwas Mitreißendes . . . Und als tiefer Unterton rauscht Heimatklang. Oberrheinische Mundart. Oberrheinische Art von Land und Menschen. Ein festes Verwurzeltsein mit der Heimat überall, auch da, wo es das Motiv nicht bedingte. Uralte oberrheinische Kultur in Stil und Phantasie.

Mitten im modernen Leben stehend und kämpfend, auf dem Gebiete der ästhetischen Kultur als ein tapferer Kämpfer streitend in manch klirrendem Waffengang wider Spießertum und Parteikrämerei, blieb er doch eigentlich ein Einsamer. Das bewahrte ihn vor der Teilnahme an jener Richtung der modernen Literatur, die in gehäufter Wortkleckserei Talent imitiert und beständig zwischen Anläufen zu großem Stil und Banalitäten hin und her schwankt. Seine Sprache, in Lyrik wie

Prosa, überschritt nie die Grenze vollendeter innerer Vornehmheit. Jede seiner Schöpfungen ist ein in sich geschlossenes, harmonisches Gebilde, in der Technik und in der Idee.

Das Durchdringen zur seelischen Harmonie scheint ein schweres gewesen zu sein. Geiger gehörte zu jenen Naturen, die, bis zum Übermaß empfänglich und empfindsam, alles Erleben nur auf dem Wege des Leidens kennen lernen. Jeder neue Eindruck brachte ihm eine Zeit der Qual, bis er sich mit ihm abgefunden hatte. Über ein Buch, das ihn fesselte, schrieb er dessen Verfasserin: „Es geht mir in die Phantasie, und ich werde es jetzt eine Weile mit mir herumschleppen." Wir haben auch in des Dichters Arbeiten öfters die Empfindung, als ob er gewisse Motive, Eindrücke, psychologische Wendungen sehr lange hätte mit sich herumschleppen müssen, bis er sie auf dem Wege der künstlerischen Befreiung los wurde. Ein qualvolles Zerren an Empfindungen bezeichnet seine ganze Entwicklung, insbesondere auch seine religiöse.

Vor mir liegt eine Karte — jetzt teure Reliquie! —, die mir Geiger im Februar 1911 schrieb:

„Man muß sich an das Leben hingeben und durch Alles gehen, um Gott zu erkennen. So war mein Weg.

Ich bin vom Pessimismus und Skeptizismus zu Gott als vernünftig wirkender Kraft gekommen; denn ich habe eine Zeitlang das Leben für unsinnig gehalten.

Das ist nicht so.

Man muß erkennen, daß das Leben Notwendigkeiten birgt!

Und dann — hoffen!

(Vielleicht kommt man so zur mystischen Einfühlung.)"

Ein kurzes, aber inhaltreiches Bekenntnis, in dem sich ein schwermütiges, zu Leiden und Enttäuschungen prädestiniertes Temperament offenbart! Eine wie ein flüchtendes Wild zu Gott gehetzte Seele.

Schmerzliche Fluchtbereitschaft beherrscht auch die Stimmungen des Glücks:

Still, still! Wir wandeln auf goldener Höhe,
Still, still! unter uns schläft das Wehe,
Über uns schlummert der Götter Neid.
Still, still! daß wir sie nicht erwecken!
Still, still! daß wir das Glück nicht schrecken,
Das scheue Kind, ewig zur Flucht bereit. —

Ewig zur Flucht bereit! Was wissen die vielen, die den Dichter gerne lesen, von jenem Flüchtlingsleid, das das Erbe aller derer ist, deren Heimat in Atlantis liegt!

Nur in den Armen der Natur fand der Dichter zuweilen Ruhe:

Es duftet so süß vom Lindenbaum,
Und rings das blühende Feld;
Das regt sich leise und atmet kaum
Und ferne verzittert die Welt.
Das leise Atmen, das Duften sacht
In dieser Sommerruh',
Das hat eine wundersame Macht,
Es drückt uns die Wimpern zu.

Möchte die letzte Stunde so friedlich gewesen sein! Ein stilles Entschlummern, während fern die Welt verzittert . . .

Mela Escherich.

Aus der Geschichte des Hauses Hohenzollern. Von Archivrat Dr. Georg Schuster, Königl. Hausarchivar. Berlin-Lichterfelde, Erwin Runge. 1914.

Ein in der Geschichte der Hohenzollern sehr bewanderter Historiker entnimmt dem Umstand, daß am 30. April 1915 fünfhundert Jahre um waren, seit der Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg zum Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg ernannt wurde, den Anlaß, eine Anzahl von Ereignissen und Episoden aus diesen fünf Jahrhunderten darzustellen, welche anziehend, aber weniger bekannt sind. Es sind das die Besitznahme der Mark durch Friedrich VI., die Jugendzeit Friedrichs II., die Pilgerfahrt der Markgrafen Johann und Albrecht nach dem heiligen Land 1435, die Wahl Markgraf Albrechts zum Erzbischof von Magdeburg und Mainz, die Reise des Kurprinzen Joachims II. nach Nürnberg, der Große Kurfürst und seine Familie, Königin Charlotte und Lützenberg, der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I., Kronprinz Friedrich in Rheinsberg, des großen Königs Friedenstätigkeit, der kronprinzliche Hof Friedrich Wilhelms III., die Flucht der Königskinder nach Memel 1807, Preußens Erhebung 1813, der Siegesbote, Preußen und Deutschland 1848—1849, Königin Elisabeth, die letzten Wochen in Versailles 1871, der Kronprinz Friedrich Wilhelm und seine Beziehungen zu Wissenschaft und Kunst, Kaiser Wilhelm II. und der Weltkrieg. Wie man sieht, eine reich besetzte Tafel mit sehr verschiedenartigem Inhalt, auf den das „weniger bekannt" doch nicht immer zutrifft. Was z. B. über Kaiser Wilhelm II. und den Weltkrieg gesagt wird, enthält sachlich lediglich nur das, was längst überall gedruckt war, in einer patriotisch warmen Aufmachung des Verfassers. Dagegen bieten die meisten Aufsätze doch bisher unbekannte Mitteilungen, so z. B. der über die Königin Elisabeth, die Gemahlin Friedrich Wilhelms IV., der von dieser vortrefflichen Fürstin ein sympathisches Bild entwirft, und die Aufsätze aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. *ys.*

Deutschland und die Deutschen. Vom amerikanischen Gesichtspunkt aus betrachtet. Von Price Collier. Übersetzt von E. v. Kraatz. Braunschweig, George Westermann. 1914.

Der Verfasser, ein Amerikaner, der sich offenbar viel in Deutschland aufgehalten hat, befaßt sich in dem Buche hauptsächlich mit unsern gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen. Er schreibt in der Art eines gewandten Journalisten, der es versteht, einen ungeheueren Stoff anmutig vor seinen Lesern auszubreiten und dabei zur besondern Belustigung des Publikums ein Raketenfeuer ganz guter Witze und geistreicher Bemerkungen abbrennt. Über die Tiefen der Probleme schreitet er elegant hinweg, sei es, weil der Leser sich sonst langweilen würde, sei es, weil ihm größere Gründlichkeit zu viel Mühe macht, sei es, weil er einfach nicht fähig war, mehr als die Oberfläche unseres Lebens zu sehen. Darum ist er auch im Grunde nicht objektiv, bei allem guten Willen es zu sein. Man muß zugeben, daß er die Lebensäußerungen, die sozialen und staatlichen Einrichtungen, die Sitten, das Benehmen, die Manieren, die Tracht im allgemeinen richtig beobachtet hat, und daß er treffend zeigt, wie sie sich von angelsächsischer Art unterscheiden; er kennt jedoch ihren Untergrund, die Quellen, aus denen sie fließen, nur recht unvollständig, und darum ist seine Kritik, wie berechtigt sie auf den ersten Blick oft erscheint, im ganzen einseitig. Das Buch wird alle die in hohem Grade interessieren, die sich mit der Frage beschäftigen, wie das Ausland über uns urteilt. *εω.*

Von der Neutralität Belgiens. Von Dr. phil. et jur. Aloys Schulte. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag. 1915.

Eine übersichtliche Darstellung der belgischen Neutralität von ihrem Entstehen bis zu ihrem Vergehen! Nach einem kurzen Hinweis auf die drei Spannungsgebiete Europas (Konstantinopel-Dardanellen, Schweiz, Belgien) legt der Verfasser ausführlicher dar, was die europäische Staatskunst nach und nach aus dem angreifbarsten dieser drei Gebiete gemacht hat: Bis 1709 ausschließlich Kriegsschauplatz; dann „barrière" der übrigen Mächte gegen die Eroberungslust Frankreichs; als solche — und nur als solche — wird der belgische Staat von 1830 durch die nichtfranzösischen Großstaaten später anerkannt. Die Zerlegung der Komponenten, die diese Anerkennung als Resultante ergeben, bildet eins der anziehendsten Kapitel des Buches; ebenso die allmähliche Verwandlung der ursprünglich gegen Frankreich gedachten Neutralität in eine für Frankreich günstige (Festungsfront gegen Deutschland ausgebaut!). Die Bedeutung, die dabei der öffentlichen Meinung und Meinungsmache zukommt, wird etwas kurz behandelt; der Verfasser beschränkt sich auf die Handlungen und Kundgebungen der verantwortlichen Staatsmänner. Ebenso interessant wie akademisch ist die vom Verfasser betonte Ansicht des belgischen Staatsrechtslehrers Ernest Nys, der Belgiens Neutralität für inkongruent

mit „Unverletzlichkeit" hält. Für Deutsche lesenswert, wird das Buch nur wenige Leser bei den Neutralen finden; es kommt fast ein Jahr zu spät, um dort praktische Erfolge zu erzielen; und um als historische Darstellung Wert zu haben, kommt es einige Jahrzehnte zu früh; denn so lange wird es dauern, bis für die jüngsten, wichtigsten der behandelten Ereignisse die Quellen klar zu fließen beginnen. *ers.*

Kriegsaufsätze. Von Houston Stewart Chamberlain. München, F. Bruckmann. 1914.

Der bekannte hervorragende Schriftsteller, der als Kulturhistoriker und als Kenner Kants und Wagners sich einen großen Ruf erworben hat, der seit dreißig Jahren in Deutschland lebt und der unser geworden ist, erweist sich als der Wahre auch in der schweren Schicksalsstunde, welche wir jetzt durchleben. Er tritt mit sechs Kriegsaufsätzen auf den Plan, welche zu dem Bedeutendsten gehören, was der Krieg auf literarischem Gebiet hervorgebracht hat. In glänzender, kraftvoller, vom Geist innerster Wahrhaftigkeit und Redlichkeit durchglühter Sprache legt er dar, „daß in ganz Deutschland in den letzten dreiundvierzig Jahren nicht ein einziger Mensch gelebt hat, der Krieg gewollt hätte, auch nicht einer", und daß derjenige, „der einen festen, ja ungestümen Willen nach Erhaltung des Friedens hatte, der selbst in Situationen, die für Deutschlands Ehre fast unerträglich waren — und dafür sorgte England , nach Möglichkeit immer wieder den Frieden durchsetzte, der Kaiser war". So zerstört Chamberlain das Lügengewebe unserer Gegner, die uns der Kriegslust zeihen; er zerstört nicht minder das andere Lügengewebe, als ob Deutschlands Sieg das Ende der Freiheit bedeuten würde, indem er mit schneidigen Worten dartut, daß die wahre Freiheit nur in Deutschland zu finden ist. Rücksichtslos reißt er den Engländern die Maske vom Gesicht, bei denen eine Oligarchie ohne Gewissen und Ideale das ganze Volk tyrannisiert, wo nur Geld und Gelderwerb geachtet sind, wo der König noch vor wenigen Jahren nicht einmal den Namen Goethe kannte, wo in einer Stadt von 40 000 Einwohnern kein Mensch aufzutreiben war, der einem Kranken Englisch vorlesen konnte! Wir empfehlen allen, welche aus dem Mund eines Angelsachsen, der uns und unsere Kultur gründlich kennen und deshalb lieben gelernt hat, das hohe Lied von deutscher Art und von dem Segen hören möchten, den unser Sieg in dem gewaltigen Krieg der ganzen Welt bringen wird. Auf diesen Sieg hofft Chamberlain so fest als wir alle, weil er von unserer moralischen Überlegenheit überzeugt ist. *γε.*

In England kriegsgefangen! Meine Erlebnisse in dem Gefangenenlager Dorchester. Von Bruno Schmidt-Reder, Major a. D. Berlin 1915.

Das Büchlein segelt unter dem schönen, für die Kriegszeit so bedeutsamen Motto: „Aufrichtig zu sein, kann ich versprechen, unparteiisch zu sein, aber nicht." Der Verfasser hält, was er verspricht. Die kleine Schrift ist geeignet, Wahrheit, richtiges Urteil, Beruhigung zu verbreiten, und das ist das, was wir brauchen. Major Schmidt-Reder ist auf einem Passagierdampfer abgefaßt worden und hat mehrere Monate im Lager Dorchester (Südengland) zubringen müssen. Mit scharfem Blick hat der humorvolle Schilderer das Lager, seine Herrscher und Beherrschten gemustert. Er verteilt Licht und Schatten nach bestem Wissen und Gewissen. Unzweifelhaft wollte die englische Regierung die Gefangenen schikanieren, und es fehlte besonders zu Anfang an allem. Die ausführenden Beamten, insbesondere der Lagerkommandant, aber waren vornehme und anständige Menschen, die sich bemühten, den Schärfen der Verordnungen die Spitze abzubrechen und auf berechtigte Wünsche einzugehen. Für die Bemittelten hatten sich schließlich die Unterkunfts- und Verpflegungsverhältnisse erträglich gestaltet, woraus die Mahnung resultiert, die Gefangenen möglichst mit Geld von der Heimat aus zu versorgen. Geld ist in allen Gefangenenlagern der Welt die beliebteste Erscheinung. Musik, Vorträge, Belehrung und Sport gab's in Dorchester so reichlich, daß eigentlich „nur der Simpel verschimpfen konnte, und dafür kann man die Engländer nicht gut verantwortlich machen". Ein Schluß auf ähnliche Verhältnisse in den andern englischen Gefangenenlagern ist angängig. *x.*

La vie économique de la Suède. Par Dr. Helmer Key. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1913.

Von den nordgermanischen Staaten hat es Schweden am besten verstanden, sich die wohlwollende Aufmerksamkeit des Auslandes zu sichern. Die dem Volke innewohnende Fähigkeit zur Disziplin und Organisation und vielleicht noch mehr seine glückliche sprachliche Befähigung und Ausbildung haben es ihm möglich gemacht, sich und

sein Land bei fast allen großen europäischen Nationen — so feindlich sich diese auch nach Interessen und Empfindungen gegenüberstehen mögen — in gleicher Gunst zu erhalten. Zu diesem Gleichmaß großeuropäischer Gunst haben die Publikationen wesentlich beigetragen, die von schwedischer Seite aus, durch das Mittel der verbreitetsten Kultursprachen, die Welt in offenherziger, germanisch-gründlicher Weise über den Zustand von Land und Leuten aufklären. Und zwar sind es neben dem offiziellen Werk über „Schwedens Land und Volk", das 1900 in französischer, 1904 in englischer, 1913 (vervollkommnet und auf zwei Bände angewachsen) in deutscher Ausgabe erschien, noch mehrere Werke, die von Schweden verfaßt und doch geschickt in fremder Sprache fremdem Denken angepaßt sind. Das obengenannte Werk von Dr. Helmer Key, dem Schriftleiter des „Svenska Dagblad" wendet sich an die französische Adresse und ist mit großer Klarheit auf das wirtschaftliche Leben Schwedens konzentriert. In diesem gediegenen Werk, das nach den zuverlässigsten Quellen gearbeitet ist, finden wir, auf 160 Seiten zusammengedrängt, eine sehr exakte, von übersichtlichen Tabellen begleitete Fixierung des wirtschaftlichen Zustandes, in dem sich Schweden kurz vor Beginn des Welttrieges befand. Obgleich das Buch einen Querschnitt, ein „Nebeneinander" der verschiedenen wichtigsten Kapitel gibt, setzen überall scharfe Rückblicke den Leser instand, sich das Nacheinander zu vergegenwärtigen, das die Entwicklung Schwedens während der letzten vierzig Jahre bildet und das sich wohl in die Worte zusammenfassen läßt: Erringung der Selbständigkeit auf industriellem und kommerziellem Gebiet, Ausschaltung der Länder und Metropolen, die, außerhalb Schwedens gelegen, früher den Vermittler zwischen ihm und dem Lieferanten oder Abnehmer spielten. Einen großen Teil der Industrieartikel, die Schweden früher vom Ausland einführen mußte, erzeugt es jetzt selbst; den industriellen Fortschritten, die sich an seinen Holzreichtum, seine Erzlager und seine Wasserkräfte knüpfen, ist ein ansehnlicher Raum gewährt; daneben bleibt der ziffernmäßige Rückgang, den seine landwirtschaftliche Bevölkerung nahm (von 3078000 Individuen 1880 auf 2671000 im Jahre 1909), nicht unerwähnt. Mit kurzen, bezeichnenden Worten wird auch der Generalstreik von 1909 mit seinen wirtschaftlichen Folgen gewürdigt und auf die wachsende Neigung zum Staatssozialismus hingewiesen. In höherem Grade als bei dem offiziellen und umfassenderen historisch-statistischen Handbuch sind in diesem sehr übersichtlichen Werke durchgehend die Kapitalswerte als Maßstäbe benutzt, wobei manche bei uns weniger bekannte Tatsache gestreift wird, z. B. die, daß vor 1908 Deutschland, Holland und die Schweiz, nach 1908 Frankreich als Geldgeber bei den Anleihen der größeren Städte bevorzugt wurden. *ενσ.*

Reden aus der Kriegszeit. Von Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff. Berlin, Weidmann. 1914.

Wie Chamberlains Kriegsaufsätze, so gehören auch diese Reden des bekannten Berliner Hellenisten zum Besten, was die Kriegsliteratur hervorgebracht hat. Sie sind getragen von heiligem Ernst, von tiefer Zuversicht, von Festigkeit und von Maßhalten: lauter Eigenschaften, welche am Lebensweg des großen Gelehrten wuchsen. „Wir müssen in uns ein Feuer erzeugen, das nicht bloß einmal auflodert, wenn es gilt, Hurra zu rufen über einen Sieg, sondern das eine stille, stetige Glut wird, die uns wärmt, auch wenn böse Kunde kommt und schwere Leiden an uns herandringen. Ein solches Feuer in Ihren Herzen zu schüren stehe ich hier." Wilamowitz war 1870 in einem Gardebataillon dabei, und die Rede, welche Kriegserinnerungen aus jenen großen Tagen mitteilt, ist ein wahres Kabinettsstück, aus dem auch auf die Gegenwart manche Streiflichter fallen. Vortrefflich ist dann die Rede über Militarismus und Wissenschaft, die in dem Nachweis gipfelt, daß in unserem Heer der gleiche Geist schöpferischer Organisation lebt, der überhaupt das Wesen unseres Volkes ausmacht, der Geist der Pflicht und des Gehorsams, die Vereinigung des schöpferischen Gedankens mit den schöpferischen Händen. *γε.*

Ecuador. Its ancient and modern history, topography and natural resources, industries and social development. By C. Reginald Enock. With 37 illustrations and 2 maps. The South American Series. London und Leipzig, T. Fisher Unwin.

Unter den südamerikanischen Republiken spielt Ecuador mit seinen 300000 qkm und seinen anderthalb Millionen zum größten Teil indianischen Einwohnern wirtschaftlich und politisch eine recht geringe Rolle. Ackerbau und Viehzucht befinden sich in jenem Tropenlande in kümmerlicher Verfassung. Die bei weitem wichtigste Exportproduktion ist der Kakaobau, der im Jahre 1910 eine Ausfuhr von nur 42 Millionen Mark ergab. Wie viele der südamerikanischen Schwesterrepubliken, hat auch Ecuador unter dem Schmarotzertum einer Oligarchie zu leiden, so daß die Staatsfinanzen sich in

chronischer Zerrüttung befinden. — Während wir über die außerordentlich interessanten geographischen Verhältnisse des Landes eine ganz ausgiebige Literatur besitzen (Th. Wolf, A. Stübel, Hans Meyer, W. Sievers), ist über sein wirtschaftliches und politisches Leben recht wenig geschrieben worden. Daher ist das vorliegende Buch von Enock, das eine populäre, etwas kompilatorischen Charakter tragende, aber ziemlich umfassende Landeskunde liefert, schon als Lückenbüßer zu begrüßen. *ew.*

Gegen Araber und Wahehe. Erinnerungen aus meiner ostafrikanischen Leutnantszeit 1890—1895. Von Tom v. Prince. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1914.

Ein alter Afrikaner hat hier seine Erlebnisse als Leutnant in der ostafrikanischen Schutztruppe geschildert, die Kämpfe gegen die Araber unter Levana Veri und gegen die Massai und Wahehe. Der Oberbefehl lag in der Hand des damals sechsunddreißigjährigen Hauptmanns Wissmann, von dem Prince S. 8 folgende Schilderung entwirft: „Ein Mann, wie für die Verhältnisse geschaffen. Widerspruch nicht duldend, im Dienst scharf, Unmöglichkeiten verbietend, gute Leistungen reichlich lohnend, schlechte rücksichtslos tadelnd, außer Dienst mit vergnügtem Wort jeden ermunternd, bei keiner Gelegenheit um einen guten Witz verlegen, verstand er es entschieden, unsere Leistungsfähigkeit und unsern Wagemut anzuspornen." Die Vernichtung der Expedition Zelewskis durch die Wahehe 1891 führt Prince nicht auf den Leichtsinn des Führers zurück, der sogar eine starke Anlage für Vorsicht hatte. „Er ward lediglich ein Opfer der Verhältnisse, das sofort fallen mußte, sobald unsere Truppen es mit Schwarzen zu tun bekamen, die über der Gefechtsausbildung der anderen Neger standen." Das war bei den Wahehe der Fall, „welche in der Nacht marschieren, ihre Stellungen einnehmen und dann bei Tage angreifen und mit dem Schneid eines Reiterangriffs aus nächster Nähe mit Speeren heranlaufen". Von ihrer Kriegsweise hatte man damals noch keine Kunde, und so erklärt sich das Unglück. Von den Strapazen der damaligen Kämpfe, von der Beschaffenheit unserer aus Sudanesen und Zulus gemischten Schutztruppe, von Leben und Treiben der Eingeborenen und unserer eigenen Leute, von Krieg und Jagd erhält man durch Prince eine außerordentlich anschauliche, in ihrer sachlichen Schlichtheit um so wirkungsvollere Darstellung. Daß man dort andere Begriffe hat als bei uns, sieht man daraus, daß (S. 189) die Magogomänner sich mit Kuhharn einreiben und die Magogofrauen mit menschlichem Harn, weil er die Haut samtartig mache. Ländlich, sittlich! *ye.*

Der Krieg und die deutsche Kunst. Von Momme Nissen. Den kunstliebenden Deutschen beider Kaiserreiche gewidmet. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1914.

Die temperamentvolle, für das deutsche künstlerische Wollen der Gegenwart überaus bezeichnende kleine Schrift wendet sich gegen die moderne, vom Ausland, im besonderen von Paris her beeinflußte Kunst und leidet unter dem in den letzten Jahren allerdings immer mehr um sich greifenden Grundirrtum, daß die deutsche Kunst lediglich durch den zu weitgehenden ausländischen Einfluß entartet sei. Das nimmt um so mehr Wunder, als der Verfasser sonst zwar richtig erkannt hat, daß ohne eine sittliche Wiedergeburt, wie sie uns der Krieg hoffentlich bringen wird, eine Hebung der deutschen Kunst nicht möglich sein wird. Jene aber ist Sache nicht der Kunst, die ja Vorhandenes ausdrückt, sondern doch wohl in erster Linie der geistigen und sittlichen Erziehung, und solange diese ihr Werk nicht vollendet hat, werden wohl auch die vereinzelten hochstrebenden deutschen Künstler, wenn sie nicht unmittelbar zu überragen verstehen, kein Echo finden. Man stelle also nicht Kunsthändler und Museumsdirektoren an den Pranger, wenn sie, — ich rede von der älteren, nicht von der erst jüngst aufgetretenen, durch nicht verstandene Beispiele und fanatische Spekulationswut mannigfach verwirrten Generation — die künstlerischen Bedürfnisse der Besten ihrer Zeit mit der jeweils stärksten Kunst zu befriedigen suchten. Wenn einige deutsche Künstler andere künstlerische Ideale und Ziele haben, so steht es ihnen ja frei, für ihre Sache Propaganda zu treiben und einen für ihre Kunst aufnahmefähigen Boden zu bereiten. Aber muß man dazu durchaus die anders Denkenden beschimpfen, die anders Wollenden sittlich verdächtigen, ihre nationale Gesinnung in Frage stellen? Sind Feuerbach und Spitzweg, Böcklin und Leibl weniger gute Deutsche, weil sie sehr wesentliche Kenntnisse in Paris erwarben? Offenbar nicht. Wenn aber diese in Deutschland niemanden fanden, der ihnen die künstlerischen Mittel an die Hand gegeben hätte, ihr Eigenstes auszudrücken, warum sollte nicht auch der bilderkaufende Deutsche das Recht haben, französische Bilder zu kaufen, wenn sie ihm mehr sagen als deutsche? Daß Nissen als Künstler den Impressionismus, dessen technische Verdienste auch er anerkennen muß, bekämpft, ist sein gutes Recht, wenn auch hier das Bilden

wertvoller sein dürfte als das Reden; daß er es auf ganz einseitige, historisch nicht aufrecht zu haltende und nicht immer, weder logisch noch sachlich, gerechtfertigte Weise tut, ist man von Künstlern gewohnt, aber wenig aufrichtig ist es zum Beispiel, wenn er, wie es auch sonst geschieht, wieder einmal den selbst nicht gerade in bestem Ruf stehenden Muther, der seinerseits für Rops(!) schwärmte, als Kronzeugen für eine obendrein objektiv falsche Charakteristik Degas' heranzieht. Man wolle uns doch nicht einreden, daß eine ausschließlich auf geistigen Niedergangserscheinungen ruhende, also im Kern faule Kunst die Expansionskraft gehabt habe, sich binnen weniger Jahrzehnte zu einer internationalen Bewegung auszuwachsen. Im übrigen wird man bei allem Einverständnis mit den ethischen Forderungen des Verfassers doch immer wieder betonen müssen, daß die Gesinnung wohl den Menschen, aber noch nicht den Künstler macht, daß alle Erhabenheit des Vorwurfs beispielsweise Cornelius' Ludwigskirchen-Fresko nicht um einen Pinselstrich besser macht, daß auch eine noch so national gesinnte Kunst zugrunde geht, wenn ihre Vertreter nichts gelernt haben. Nur eine wirklich gekannte deutsche Kunst (die ja alles andere ist als bloße Virtuosität!) kann wieder eine Weltkunst werden, wie es die Dürers und Holbeins gewesen ist. *pea.*

Sonnentage. Nonnis Jugenderlebnisse auf Island. Von Jón Svensson. Freiburg i. B., Herdersche Buchhandlung.

Die hier vereinigten Erzählungen sind von ungleichem künstlerischen Wert: neben einigen meisterhaft gelungenen Stücken finden wir andere, die nur bescheidenere Ansprüche erfüllen. Durch eines aber heben sie sich — wie das früher erschienene „Nonni und Manni" — gegen das Gros der gewöhnlichen Jugenderlebnisse ab: nach Inhalt und Form sind sie in ihrer ungesuchten, harmonischen Schlichtheit germanische Kulturdokumente von unbestreitbarer Originalität. In ihnen begegnen wir allem, was aus der Wechselwirkung zwischen diesem einzigartigen Lande und einer fast rein germanisch gebliebenen Kultur in Jahrhunderten hervorgegangen ist: dem Gefühl der Abhängigkeit von einer ungeheuren, den Menschen überwältigenden Natur, das in Frömmigkeit und Gottvertrauen seine notwendige Auslösung findet, aber zu innerlich ist, um die Formen kleinlicher Unduldsamkeit anzunehmen; dem Gemeinsamkeitsgefühl, das die Menschen untereinander hegen, um überhaupt die Gefahren dieser unwirtlichen, stets drohenden Natur bestehen zu können; und schließlich der Anlage und Neigung zum Fabulieren, die seit einem Jahrtausend in diesem ganzen Volk ununterbrochen gepflegt und gezüchtet worden und in das Erleben jedes echten Isländers hineingewoben ist. Allen fremden Einflüssen zum Trotz hat der Verfasser, der schon in seinem zwölften Lebensjahre in ein französisches Jesuitenpensionat kam, sich diese guten altgermanischen Eigenschaften in großer Kraft und Frische bewahrt. *sv.*

Neue Gedichte.

Wer heute, da alle Gemütskräfte durch das Erlebnis des großen Krieges vollauf in Anspruch genommen werden, mit neuen Gedichten hervortritt, der muß schon ein sehr starker Künstler sein und — viel zu sagen haben, wenn er Beachtung finden will. Denn das ist ja der große Gewinn, den der Krieg der Kunst gebracht hat, daß er uns ein neues Gemeingefühl gegeben hat, mit starken, gemeinsamen Erlebnissen, vor dem alle rein persönlichen Nöte, alle nur individuellen Empfindungen unbedeutend werden. Wir verlangen heute mehr als das sympathisch oder ehrlich ringende Talent, als den Lyriker, der lediglich in seinen eigenen Gefühlen und Stimmungen aufgeht, der immer wieder nur sich selber ausspricht; die Leistungen unserer Feldherren, Organisatoren bis hinunter zum einfachen Soldaten haben uns auch auf künstlerischem Gebiet anspruchsvoll gemacht, wir fordern, daß das Bedeutende, mächtig Bewegende, mit der größten und besten Kunst vollendet ausgesprochen werde. Da ist es ganz selbstverständlich, daß viele der vor dem Krieg entstandenen Gedichtbände rasch veralten und wir z. B. weder den Gedichten von Ina Seidel (Gedichte, Egon Fleischl, Berlin 1914), die auch sonst wohl kaum über den persönlichen Bekanntenkreis der Verfasserin hinausgedrungen wären, noch den höher stehenden, aber auch nur selten zu starkem Ausdruck und klarer Bildlichkeit gelangenden von Will Vesper (Die Liebesmesse und andere Gedichte, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1913), offenbar einer sympathischen und ernst strebenden Persönlichkeit, die sich durch ein paar ausgezeichnet ausgewählte Anthologien bekannt gemacht hat, noch den liebenswürdigen, satirischen, über das Niveau der „Fliegenden Blätter" jedoch nirgends hinauskommenden Nichtigkeiten von Rudolf Presber (Vom Weg eines Weltkindes, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1914) Geschmack abgewinnen können. Leider aber steht es mit der Kriegslyrik meist nicht viel besser. Nur wenige unserer

Dichter scheinen die hohe Verantwortlichkeit, die sie heute als Sprecher des ganzen Volkes übernehmen, begriffen zu haben; die übermäßige Hochschätzung der einsam gereiften Individualität hat sich gar zu tief eingewurzelt, als daß die Dichter gleich den rechten Ton finden könnten, um den Grundgefühlen monumentalen Ausdruck zu verleihen, um der allgemeinen Hoffnung, Freude, Klage, dem allgemeinen Zorn, dem gemeinsamen Willen Worte zu verleihen, die uns unmittelbar ergriffen, sich fest einprägten und zum unverlierbaren geistigen Besitz werden könnten. Wenigstens kommen die beiden Bändchen von Richard Schaukal („Kriegslieder aus Österreich" und „Eherne Sonette", beide bei Georg Müller, München 1914), wenn man das kecke Soldatenlied im ersten (S. 32) ausnimmt, kaum irgendwo über gesinnungstüchtige Stilübungen hinaus, und an Rückerts „Eherne Sonette darf man bei Schaukals reichem Talent vollends nicht denken. Auch Rudolf Presbers saubere, bisweilen nur allzu glatt gearbeitete Rhetorik (Der Tag der Deutschen, Kriegsgedichte, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) wird dem tiefer Ergriffenen nichts bieten, es sei denn, daß er sich an bisweilen recht effektvoller Deklamation zu berauschen liebt. Wie wenig Vortreffliches überhaupt geleistet wird, wie oft man sich mit gereimter Prosa, mit der bloßen Gesinnung, mit Zeitungsphrasen und leerem Lärm zufrieden gibt, verrät der von Walther Eggert Windegg zusammengestellte Auswahlband „Der deutsche Krieg in Dichtungen" (München 1915, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung), der aber den Vorteil hat, daß man die meisten der allgemein bekannt gewordenen Stücke, wie das den Volkston überraschend gut treffende Österreichische Reiterlied von Zuckermann, den doch wohl allzu bewußt auf Effekt gestellten Haßgesang Lissauers, das Deutsche Matrosenlied von Hermann Löns, Das Wort des Prinzen zur Lippe von Burte und Lieder von Otto Crusius (Reservistenlied!) und Klabund (leider fehlt R. A. Schröders Reiterlied) hier handlich beisammen findet. Nur wäre weniger auch hier mehr gewesen und vieles Schwache und Gespreizte, das der Herausgeber einem vorläufig unmöglichen historischen Gesamteindruck zuliebe aufgenommen hat, wäre besser im großen Massengrab der Tageszeitungen versunken geblieben. *ρσχ.*

Theodor Storm, Briefe an seine Braut. Von Gertrud Storm. Braunschweig, George Westermann. 1915.

Es ist ein überaus deutsches Stilleben, die Außen- sowohl als die Innenwelt dieses dichtenden jungen Advokaten von Husum. Altmodische Häuser der Kleinstadt, beengende Aufsicht der Nachbarn, aber Vogelgesang, Fliederbüsche und Rosendüfte in den zurückliegenden Gärten. Armut gewiß, sie machte sich oft fühlbar, aber sie gestattete eine ergiebige Musikpflege, gute Bücher aller Herren Länder, behagliche Mahlzeiten der Familienmitglieder und der Hausfreunde um den kupfernen Teekessel, Kartenspiel und Rotwein am Honoratiorenstammtisch. Dabei ein verwickeltes, tiefschürfendes Seelenleben. Der siebenundzwanzigjährige Theodor Storm quält und peinigt seine junge, heitere, schlicht, aber selbständig empfindende Braut in diesen Briefen. Zwischendurch waren die beiden beseligt glücklich, aber er schreibt selbst von ihrer Korrespondenz: „Wem es Ernst ist, für den ist es ein aufreibendes Geschäft. Ich glaube nicht, daß ich die Zeit noch einmal aushalte." Sie wahrscheinlich noch weniger; diese Blätter mit all den gewissenhaft zu beantwortenden Fragen, den seelischen Ansprüchen, den Vorwürfen und Unterweisungen haben ihr gewiß manchen Seufzer, manche Träne erpreßt. Nicht nur soll dieses Landkind all seine Bildungsinteressen teilen, sie muß in allen geistigen und psychischen Problemen ganz genau mit ihm empfinden und soll auch noch sich über dieselben eingehend aussprechen. Er war körperlich schwächlich und sensitiv reizbar; ging sie auf seine ausgearbeiteten, vielverlangenden Briefe (eine Stunde lang schrieb er gelegentlich an einer Seite) ungenügend ein, wurde er vor Erregung krank. Dabei war er kein übersinnlicher Freier: zwischen den Zeilen werden hingebende Stunden der Brautleute angedeutet. Verlangte er viel, gab er auch den ganzen Reichtum seines feinen und edlen Dichtergemüts. Mehrere seiner bekannten Lieder schickte er ihr, sie hat als Erste sie gelesen; schöne Gedanken finden sich auch in den engbeschriebenen Blättern. „Wie abhängig sind wir doch in der Liebe; das ist ihre süße, schauerliche Tiefe." Er folterte sie mit ausgetüftelten Ansprüchen auf ewige Liebe, über das Grab hinaus. Nicht auszudenken ist es ihm, daß der Eine dem Vorangegangenen die Treue bräche. Soll er endlich in Frieden sterben, muß er wissen, daß er ihr „unauslöschlich organisches Leben geworden ist". Dabei erwähnt er manchmal jene Nachbarstochter, die er nach dem Tode seiner ersten Gattin geheiratet hat! Seltsam muß es ihm geworden sein, später diese von ihm zusammengebundenen Briefe durchzulesen. Er wird gehofft und geglaubt haben, daß die Glückseligkeit der schönen Stunden ihr alle Opfer und Entbehrungen aufzuwiegen vermochten. *μβ.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Baumgarten. — Bismarcks Glaube. Von Otto Baumgarten, Dr. und Professor der Theologie in Kiel. 324 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Biese. — Poesie des Krieges. Von Alfred Biese. Zum Besten der Kriegsfürsorge. 109 S. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1915.

Bismarck. — Erinnerungen an Bismarck. Aufzeichnungen von Mitarbeitern und Freunden des Fürsten, mit einem Anhange von Dokumenten und Briefen. In Verbindung mit A. v. Brauer gesammelt von Erich Marcks und Karl Alexander v. Müller. 421 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Bismarck. — Johanna von Bismarck. Ein Lebensbild in Briefen (1844—1894). Mit acht Bildnissen und einem Faksimile. 369 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Coith. — Kriegsgefangen. Erlebnisse einer Deutschen in Frankreich. Von Dora Coith, Oberlehrerin an der höheren Schule für Mädchen in Leipzig. 57 S. Leipzig, Hesse und Becker Verlag. 1915.

Dörfler. — Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich. Erzählung von Peter Dörfler. 263 S. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1915.

Doyle. — Der Tauchbootkrieg. Wie Kapitän Sirius England niederzwang. Von A. Conan Doyle. Vollständige deutsche Ausgabe von Konter-Admiral a. D. Sta Schanzer. 90 S. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Dresdner. — Die Entstehung der Kunstkritik im Zusammenhang der Geschichte des europäischen Kunstlebens. Von Adalbert Dresdner. (Die Kunstkritik. Ihre Geschichte und Theorie. Erster Teil.) 359 S. München, F. Bruckmann A.-G. 1915.

Eißfeldt. — Krieg und Bibel. Von Lic. Otto Eißfeldt, Pastor und Privatdozent in Berlin. 84 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Fendrich. — Gegen Frankreich und Albion. Von Anton Fendrich. Mit Titel und Kopfleisten nach Zeichnungen von Willy Planck und mit 3 Übersichtskarten und mehreren Kartenskizzen im Text. 159 S. Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbandlung. 1915.

Finke. — Der Gedanke des gerechten und heiligen Krieges in Gegenwart und Vergangenheit. Rede von Heinrich Finke, Professor an der Universität Freiburg i. Br. 35 S. Freiburg i. Br., C. Troemer's Universitäts-Buchhandlung. 1915.

Frank. — Die belgische Neutralität. Ihre Entstehung, ihre Bedeutung und ihr Untergang. Von Dr. Reinhard Frank, Professor der Rechte in München. 39 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Grosse. — Aufs Grabkreuz. Wir danken dir für deinen Tod. Von H. Grosse. (Deutsche Kriegs- und Soldatenlieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung.) Leipzig und Berlin, Breitkopf und Härtel. O. J.

Grosse. — Kriegskindermarsch. Nun wollen wir marschieren. Von Hedwig Grosse. Für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Leipzig und Berlin, Breitkopf und Härtel. O. J.

Gruner. — Germany and the War. As seen by a German. By C. G. W. Gruner. 56 S. Hamburg, C. Boysen. 1915.

Heldentum. — Germanisches Heldentum. Quellensammlung altgermanischer Lebenszeugnisse. (Tat-Bücher für Feldpost, Heft 7.) 98 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Helfferich. — Kriegsfinanzen. Von Karl Helfferich. Reichstagsrede am 10. März 1915. (Der Deutsche Krieg, Heft 41/42.) 56 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Henze. — Bis hierher hat uns Gott gebracht! Vaterländische Predigten und Reden in Frieden und Krieg. Von Max Henze, Pastor in Brehna. 62 S. Halle (Saale), Richard Mühlmann. 1915.

Heusermann. — Schillers Dramen. Von Emil Heusermann. (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 493.) 129 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1915.

Jäckh. — Der aufsteigende Halbmond. Auf dem Weg zum deutsch-türkischen Bündnis. Von Ernst Jäckh. Vierte (ergänzte) Auflage. 247 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Jacobj. — Die Flechten Deutschlands und Österreichs als Nähr- und Futtermaterial. Von Professor Dr. C. Jacobj, Tübingen. 16 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Koch. — Unsern „Zweiundvierzigern". (Marianne, tolle Marianne.) Kriegslied 1915 von D. Koch. Für eine Singstimme oder einstimmigen Chor mit Klavierbegleitung. Komponiert von Ernst Rabich. Leipzig und Berlin, Breitkopf und Härtel. O. J.

Körner. — Leyer und Schwert. 10 Lieder von Theodor Körner. Für eine Singstimme mit Klavierbegleitung nach den Originalausgaben. Musik von Carl Maria von Weber. Leipzig und Berlin, Breitkopf und Härtel. O. J.

Kriegsberichte. — Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. Heft 1 bis 3. Mit Karten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Kumpmann. — Friedrich List als Prophet des neuen Deutschland. Von Privatdozent Dr. Karl Kumpmann. 52 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Langenhagen. — Grimm und Spott! Was die große Zeit mir gab. Gedichte von Heinrich Langenhagen. 28 S. Stolp i. Pommern, H. Langenhagen. 1915.

Lehmann. — Von Waterloo bis Antwerpen. Von Professor Dr. C. F. Lehmann-Haupt. (Der Deutsche Krieg, Heft 38.) 44 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Macke. — Der Höhepunkt im Leben Bismarcks und die Bedrohung seines Werkes durch unsere Feinde. Ein Vortrag, gehalten im Januar 1915 von Reinhold Macke zu Wiesbaden. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung. O. J.

Macke. — Kaiser Wilhelm der Zweite. Dazu eine Ansprache an Fürst Bismarck in Friedrichsruh. Von Reinhold Macke, Professor in Wiesbaden. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung. O. J.

Marcks. — Otto von Bismarck. Ein Lebensbild von Erich Marcks. Mit einem Bildnis. 256 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1915.

Mensch. — Der deutsche Mensch. Bekenntnisse und Forderungen unserer Klassiker. (Tat-Bücher für Feldpost, Heft 8.) 100 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Meyer. — England. Seine staatliche und politische Entwicklung und der Krieg gegen Deutschland. Von Eduard Meyer, Geh. Regierungsrat und ord. Professor der Geschichte an der Universität Berlin. 213 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1915.

Michael. — Englands Politik und der Krieg. Ein Vortrag von Wolfgang Michael, Professor an der Universität Freiburg i. Br. 30 S. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1915.

Müller. — Der Krieg als Not und Aufschwung. Von Johannes Müller. 48 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 1915.

Müller-Guttenbrunn. — Völkerkrieg! Österreichische Eindrücke und Stimmungen. Von Adam Müller-Guttenbrunn. 120 S. Graz, Ulrich Moser (J. Meyerhoff). 1915.

Paquet. — In Palästina. Von Alfons Paquet. 200 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Pfeilschifter. — Religion und Religionen im Weltkrieg. Auf Grund des erreichbaren Tatsachenmaterials dargestellt von Dr. Georg Pfeilschifter. 115 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1915.

Piloty. — Ursachen und Aussichten des Krieges. Von Dr. Robert Piloty, Universitätsprofessor. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Prange. — Deutschlands Volkswirtschaft nach dem Kriege. Forderungen zur Sicherung deutscher Volkswirtschaft gegen West und Ost. Von Dr. Otto Prange. 170 S. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1915.

Religion. — Die Religion des Islam. Aus den Grundwerken übersetzt und eingeleitet von Joseph Hell. Bd. I: Von Mohammed bis Ghazali. 154 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Reventlow. — Der Vampir des Festlandes. Eine Darstellung der englischen Politik nach ihren Triebkräften, Mitteln und Wirkungen. Von Graf Ernst zu Reventlow. 185 S. Berlin, E. S. Mittler und Sohn 1915.

Rosen. — Bismarck. Der große Deutsche. Seine Größe Seine Kraft. Sein Ernst. Sein Frohsinn. Ein Buch für ernste und heitere Stunden. Von Erwin Rosen. 280 S. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Sander. — Die Gasindustrie. Fortschritte der Gaserzeugung und der Gasverwendung im 20. Jahrhundert. Von Dr. Ing. A. Sander. Mit zahlreichen Abbildungen. Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbandlung. 1914.

Schaukal. — 1914 in Ehernen Sonetten und Liedern. 40 ausgewählte Gedichte für Österreichs deutsche Jugend. Von Richard Schaukal. 55 S. München, Georg Müller. 1914.

Schaukal. — Standbilder und Denkmünzen 1914. Der Ehernen Sonette zweite und dritte Reihe. Von Richard Schaukal. 88 S. München, Georg Müller. 1915.

Schlipköter. — Mit fliegenden Fahnen! Kriegsgedichte, gesammelt von Wilhelm Schlipköter. 128 S. Barmen, Emil Müllers Verlag. 1915.

Schönherr. — Heimatwimpel. Blah stolz dich im Bogen. Von C. Schönherr. (Deutsche Flottenlieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung.) Leipzig und Berlin, Breitkopf und Härtel. O. J.

Schulte. — Von der Neutralität Belgiens. Von Dr. phil. et jur. Aloys Schulte, Professor der Geschichte an der Universität Bonn. 128 S. Bonn, A. Marcus und E. Weber. 1915.

Siebs. — Hermann Allmers. Sein Leben und Dichten, mit Benutzung seines Nachlasses dargestellt von Theodor Siebs. 373 S. Mit vier Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1915.

Sieg. — Sieg oder Tod. Neue Kriegsgedichte. (Tat-Bücher für Feldpost, Heft 6.) 100 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Soden. — Bismarcks Glaube. Von Hans von Soden. (Der Deutsche Krieg, Heft 40.) 35 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Sombart. — Händler und Helden. Patriotische Besinnungen. Von Werner Sombart. 145 S. München, Duncker und Humblot. 1915.

Steffen. — Krieg und Kultur. Sozialpsychologische Dokumente und Beobachtungen vom Weltkrieg 1914. Von Gustaf F. Steffen. 205 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Steyrer. — Der Ursprung und das Wachstum der Sprache indogermanischer Europäer. Von Johann Steyrer, k. k. Professor. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. (Ergänzungsband.) 152 S. Wien, Adolf Holzhausen. 1914.

Stiebritz. — Der eiserne Kanzler. Ein Lebensbild für das deutsche Volk von Arnold Stiebritz. Mit zahlreichen Bildnissen und Abbildungen. 220 S. Leipzig, Hesse und Becker Verlag. 1915.

Strobl. — Bismarck. Roman in drei Bänden. Von Karl Hans Strobl. Erster Band: Der wilde Bismarck. 361 S. Leipzig, L. Staackmann. 1915.

Titius. — Unser Krieg. Ethische Betrachtungen. Von Professor Dr. Arthur Titius in Göttingen. 84 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Trampe. — Der Kampf um die Dardanellen. Von L. Trampe. (Der Deutsche Krieg, Heft 39.) 31 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Treitschke. — Deutsche Politik Gedanken von Heinrich von Treitschke. (Tat-Bücher für Feldpost, Heft 9.) 95 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Vesper. — Vom großen Krieg 1914—1915. Gedichte von Will Vesper. Zweite Folge. 64 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 1915.

Vesper. — Der deutschen Seele Trost. Weltliche und geistliche Gedichte. Gesammelt von Will Vesper. 194 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 1915.

Wagemann. — Die Wirtschaftsverfassung der Republik Chile. Zur Entwicklungsgeschichte der Geldwirtschaft und der Papierwährung. Von Dr. Ernst Wagemann. 255 S. München, Duncker und Humblot. 1913.

Wagner. — Für deutsches Land das deutsche Schwert! Ein Kranz vaterländischer Kampf- und Siegesweisen. Von Richard Wagner. Für Klavier zu zwei Händen mit übergelegtem Originaltexte bearbeitet von F. H. Schneider. Leipzig und Berlin, Breitkopf und Härtel. O. J.

Weigand. — Der Messiaszüchter. Von Wilhelm Weigand. Herausgegeben vom Dürer-Bunde. 54 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Weinel. — Paulus. Der Mensch und sein Werk: Die Anfänge des Christentums, der Kirche und des Dogmas. Von Heinrich Weinel. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. 294 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Wernicke. — Die Prosadialoge des Hans Sachs. Von Siegfried Wernicke. 134 S. Berlin, S. Calvary und Co. 1913.

Wettstein. — Die Schweiz. Land, Volk, Staat und Wirtschaft. Von Dr. Oscar Wettstein, Zürich. Mit einer Karte. 114 S. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 482.) Leipzig, B. G. Teubner. 1915.

Wiedenfeld. — Der Sinn deutschen Kolonialbesitzes. Von Kurt Wiedenfeld, ord. Professor an der Universität Halle. (Deutsche Kriegsschriften, Heft 6.) 36 S. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag. O. J.

Wildenbruch. — Ernst von Wildenbruch Gesammelte Werke. Herausgegeben von Berthold Litzmann. Band 9. 578 S. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1914.

Wilhelmi. — Das Geheimnis Gottes. Von Barnim Wilhelmi. Federzeichnungen von Wilhelmi. 160 S. Berlin-Schöneberg, Falken-Verlag. O. J.

Wirth. — Ein Hähnlein woll'n wir rupfen. Neue Kriegslieder nach alten Texten und Weisen. Herausgegeben von Hermann Felix Wirth. 28 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Wirth. — Warum Italien mit uns gehen muß? Kolonie Sahara und anderes. Italiens Anteil am Dreibundkriege. Von Moritz Wirth. 30 S. Leipzig, Oswald Mutze. 1915

Wohlauf. — Wohlauf, Kameraden! Soldatenlieder zum „Heiligen Krieg". 27 S. Jena, Eugen Diederichs. 1914

Wolbe. — Kriegsgedichte 1914. Gesammelt und herausgegeben von Eugen Wolbe. 111 S. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1915.

Wundt. — Die Nationen und ihre Philosophie. Ein Kapitel zum Weltkrieg. Von Wilhelm Wundt. 146 S. Leipzig, Alfred Kröner. 1915.

Zauder. — Du glühst mir im Herzen, Vaterland. Lieder des Hasses und der Liebe von H. Zauder. 35 S. Saarbrücken, Hubert Hecker. 1915.

Zichy. — Das Buch des Einarmigen. Ratschläge zur Aneignung der Fähigkeit, mit einer Hand selbständig zu werden. Von Géza Graf Zichy. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Frhrn v. Eiselsberg. Wien. 36 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Ziemssen. — Diesseits und Jenseits. Gedanken über Gott, Welt und Fortleben. Von Otto Ziemssen. 13 S. Gotha, E. F. Thienemann. 1915.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Deutschland und Irland[1]).

Von

Sir Roger Casement.

Von einer unbekannten Hand in den Vereinigten Staaten kommend, erreichte mich ein politischer Artikel. Name und Personalia des Verfassers sind mir völlig unbekannt. Aber klar ist, daß er ein Landsmann sein muß — und da der Gedankengang, den er hier so geschickt darlegt, einer ist, den ich schon anderwärts entwickelt habe, ist es mir eine Pflicht und ein Vergnügen, zu seiner Studie einige einleitende Bemerkungen zu schreiben, um die mich ein Freund bittet.

Der Originalartikel, wie er aus Amerika in Berlin anlangte, kam als Flugschrift an unter dem Titel:

British versus German Imperialism.
A Contrast.
Neutral Publishing Company.
280 Broadway, New York.

Wenn ich dieser Studie über die beiden Arten von Imperialismus einige eigene, recht weitschweifige Bemerkungen voranschicke, kann ich keinen Anspruch darauf erheben, als Neutraler zu gelten.

Ich kann in der Tat nicht verstehen, wie auch nur ein warmblütiger Mensch in diesem Kriege neutral sein kann — am allerwenigsten ein Ire.

Man hat uns auf Grund höchster Autorität versichert, daß wenigstens eine Großmacht in diesem Kriege neutral ist; und so manches an den Pressekommentaren, die aus jenem Lande zu uns kommen, wird, glaube ich, gerade aus diesem Neutralitätsgeiste heraus erklärlich, der wie Traubenmost, da er nicht zu Kopfe steigt, auch nie zu Herzen geht und durch seine Wirkungen die Umherirrenden unter uns wie mich überzeugt, daß, wenn im Weine Wahrheit liegt, eine solche Gefahr in diesem Gemisch nicht ist.

[1]) Der vorliegende Aufsatz bildet das Vorwort zu der Flugschrift eines amerikanischen Iren „Britisches gegen deutsches Imperium", die demnächst (Verlag Gebrüder Paetel [Dr. Georg Paetel]) in deutscher Übersetzung zur Ausgabe gelangt. Die Redaktion.

Wenige Personen in Irland und noch weniger in Deutschland haben je an die Möglichkeit einer politischen Verbindung zwischen dem entlegenen atlantischen Eiland und dem großen mitteleuropäischen Kaiserreich gedacht.

Und doch bestand in der Vergangenheit eine enge Verbindung, ins Werk gesetzt nicht durch politische, sondern durch religiöse und geistige Bande. Irische Priester, irische Lehrer, irische Mönche kamen übers Meer, und indem sie durch Gallien oder rheinaufwärts reisten, brachten sie den hellen Gefilden Süddeutschlands das Evangelium der Selbstverleugnung und gründeten da viele von den früheſten Heiligtümern der Christenheit.

Es ist ebenso gewiß, daß Deutsche es unternommen haben, in jenen frühen Tagen nach Irland zu kommen. Mehr als eine der noch stehenden irischen Kirchen, die im neunten und zehnten Jahrhundert erbaut wurden, weisen deutliche Spuren auf, daß sie nach deutschen Vorbildern entworfen sind. Das ist besonders wahrnehmbar an den alten Kathedralen von Clonfert (Galway) und Cashel (dem Hauptbischofssitz von Munster).

Wozu diese frühe Verbindung sich entwickelt haben könnte, ist jetzt unmöglich zu sagen. Die Überschwemmung Irlands durch die wilden normannischen Krieger Heinrichs II., von denen jeder entschlossen war, ein kleines Königreich für sich von dem blutenden Körper der „Heiligeninsel" loszureißen, schnitt in ihren Wirkungen die Verbindung zwischen Irland und dem Festlande ab. Die Häfen fielen, mit wenigen Ausnahmen, unter der Wucht der Eindringlinge, und die gebildeteren, aber weniger kriegerischen Eingeborenen wurden zu einer endlosen Vergeltungspolitik (von den inneren Festungen und Inselbollwerken aus) getrieben. So wurde das kulturbringende Glied zwischen der westlichen Christenheit und der mitteleuropäischen Kultur durch jene Expansionspolitik getrennt, die schon in den Tagen der Plantagenets England als die Zentralfestung eines Piratenreiches auszeichnete. Nachdem der Plan, Frankreich durch die Geschicklichkeit ihrer Inselbogenschützen zu zerkleinern, vereitelt war, wandten sich die Könige von England immer mehr Irland zu, als der einen überlegenen Stellung, von wo aus möglicherweise das Gerüst eines „Imperiums" entwickelt und in seinen ersten Stadien vollendet werden konnte.

Die Schwächung Irlands wurde eine Notwendigkeit für die Erbauer des Reiches. Die Politik, anfangs nur undeutlich wahrnehmbar, wurde dem schlauen Geiste Heinrichs VIII. und seiner Tochter Elisabeth klar. In ihrer zusammen siebzig Jahre währenden Regierung legten sie die Grundmauern zur britischen Größe, zur britischen Weltmacht, zum Bau jenes mächtigen Reiches, das jetzt zugleich das Erstaunen und die Bewunderung, die Furcht und den Abscheu der Menschheit herausfordert — die Grundmauern in der Plünderung und Zerstörung des irischen Volkes und in der Unterwerfung seines schönen, fruchtbaren Eilandes unter die Bedürfnisse britischer Expansionspolitik.

Niemals wurde ein sorgfältigerer Plan erbarmungsloser ausgeführt.

Die Greuel des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland sind nur ein

blasses Gegenbild zu den Schändlichkeiten, die in Irland während des ganzen Jahrhunderts begangen wurden, da das England der Tudors zum imperialistischen Britannien emporwuchs.

Kein europäisches Volk besaß reichere und echtere Überlieferungen von seiner Vergangenheit als die Iren. Diese wurden mit festem Ziel bekämpft. Der Geist eines Volkes muß zerstört werden, wenn seine Leiber unterworfen werden sollen. Jede Überlieferung der Vergangenheit wurde zerstört, wo auch immer die Waffen englischer Zivilisation eindringen konnten. Der Krieg war lang und mitleidlos, wohl der schaudervollste in den Annalen der modernen Zivilisation. Seine Beendigung zu Beginn und Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gab England die vollständige Gewalt über alle Mittel Irlands, und mit diesen ging es nun daran, anderswo die Lehre vom Profit anzuwenden, die es aus der Plünderung und Unterwerfung Irlands gezogen hatte.

Ohne Irland würde, könnte es heute kein britisches Weltreich geben. Dies, der Hauptgrundsatz der britischen Weltherrschaft, auf dem der ganze Bau im Grunde ruht, muß dem Herzen des Deutschen nahegelegt werden, wenn das deutsche Volk jemals die große Rolle in den Geschicken der Menschheit spielen soll — außerhalb Mitteleuropas —, die es wegen seiner vielen großen Eigenschaften als seine berechtigte Aufgabe beanspruchen darf.

Das ist die Botschaft Irlands an Europa, das ist der Zusammenhang zwischen Deutschland und Irland. Beide haben einen gemeinsamen Widersacher, beide haben denselben unversöhnlichen, gewissenlosen Feind.

Könnte England es, so würde England heute Deutschland all das antun, was es an Irland begangen hat. Und dieselben Kränkungen würden dieselbe Zerstörung begleiten. Ebenso, wie die Iren verleumdet, niedergedrückt, beleidigt und der allgemeinen Verachtung ausgesetzt worden sind, ebenso würde das deutsche Volk angegriffen werden, ebenso wird es tatsächlich angegriffen in jedem Viertel der Erdkugel, wo die englische Lüge ihre Geltung hintragen und ihre erstickenden Gase verbreiten kann.

Ein gemeinsamer Feind, eine feste Feindschaft sollte ein gemeinsames Interesse und eine feste Politik ins Leben rufen.

Bisher hat Deutschland die Tatsachen der irischen Lage gänzlich verkannt und hat, ohne Zweifel aus ehrlichem guten Willen gegenüber England, viele gute Gelegenheiten versäumt, seine Stellung in der Richtung zu verbessern.

Einer der Hauptfehler der späteren europäischen Diplomatie in ihrer Auseinandersetzung mit Großbritannien ist der gewesen, daß sie es an jedem geistigen Versuch fehlen ließ, mit irischem Denken und Fühlen in Berührung zu kommen oder die Lage jenes Landes und seines Volkes zu verstehen. Hierin ist Deutschland nicht schuldiger als andere Gegenpartner Englands in der Vergangenheit, denn mit wenigen Ausnahmen hat keiner von denen, die versucht haben, mit England zu einem Abschluß zu kommen, sich die Mühe

genommen, nach der ferner gelegenen Insel zu sehen, auf deren unbestrittener Beherrschung so viel von Englands Macht und Wohlstand ruhte.

Und doch hat der leichteste Weg zur Behinderung und Umstürzung der britischen Politik und zur Auflösung der britischen Offensive auf dem Kontinent gewiß über jenes vernachlässigte Eiland geführt. Hätte Deutschland zur Zeit des Burenkrieges, das heißt, als der Gegensatz zu England eine bestimmte Gestalt annahm, selbst einen Konsul nach Irland geschickt und ein systematisches Studium der irischen Verhältnisse begonnen, dann hätte es sich nicht zu dem kürzlich begangenen Fehler verleiten lassen, zu glauben, daß die Bedrohung der englischen Sicherheit in Irland von den Ulsterfreiwilligen ausginge.

Die britische Regierung hegte keine derartigen Illusionen. Sie erlaubte Sir Edward Carson, seine Leute offen zu bewaffnen. Sie verbot die Einfuhr von Waffen nach Irland erst, als die irischen Nationalisten, mit denen ich arbeitete, die belobte Loyalität der Ulsterleute nachzuahmen begannen. In der Downingstreet wußte man wohl, wo die „irische" Loyalität lag. Es ist heute nicht Belfast, dem man die Gewehre verweigert oder das man mit Minen und feindlichen Besatzungen umgibt, sondern die leeren und geschlossenen Häfen des Südens und Westens von Irland.

Eine bestimmte deutsche Politik Irland gegenüber hätte für den Fall eines deutsch-britischen Krieges ein Teil des deutschen Kriegsplanes sein sollen.

Wäre eine solche angewandt worden, so könnte Deutschland heute, bei bescheidenster Einschätzung, über eine offene, erklärte irische Freundschaft verfügt haben, und eins der Ergebnisse einer solchen Stimmung würde schon in der öffentlichen Meinung zutage getreten sein — und möglicherweise sogar noch auf anderen Gebieten.

Selbst wie die Dinge jetzt stehen, hat Deutschland Freunde in Irland — und mehr, als man vermutet. Zwar sind es unbewaffnete Freunde und daher machtlos, sowohl die eigene Sache wie die des Volkes zu unterstützen, das nun durch denselben Erzfeind bedroht wird. Aber hätte es eine irische Politik gegeben, wären die deutschen Methoden weniger gewissenhaft, weniger aufrichtig-ehrlich gegenüber England gewesen, dann hätten die irischen Freiwilligen eine gutbewaffnete Streitmacht dargestellt, und ein gutbewaffnetes Irland wäre von abschreckenderer Wirkung auf den habsüchtigen Ehrgeiz Englands gewesen als selbst die „verletzte Neutralität" Belgiens hätte überwiegen können.

Ein bewaffnetes Irland könnte wohl „ein entwaffnetes England" bedeutet haben.

Deutschland hatte Bedenken, in die „inneren Angelegenheiten" seines Nachbarn einzugreifen, und als Ergebnis dessen findet es heute, daß der Nachbar, dessen Interessen es so getreulich achtete, ihm weder innere noch äußere Angelegenheiten zur eigenen Entscheidung beließe, sondern es in einen Zustand dauernder Ohnmacht und Gefolgschaft bringen würde — wenn er es könnte.

Englands Ziele und Absichten haben überdies nicht unterm Scheffel verborgen gelegen. Sie sind immer wieder ausgesprochen worden und vielleicht niemals deutlicher als mit Lord Roberts' Billigung in der Vorrede zu einem Buche, das 1905 in London herauskam unter dem Titel „Der Friede der Angelsachsen" von Major Stewart L. Murray. Lord Roberts schrieb, daß er Major Murrays Ansichten mit großer Freude bekräftige.

Hier sind einige der Meinungen vom Völkerrecht, die der verstorbene Oberbefehlshaber der britischen Armee so gerne unterschrieb, aufgezeichnet von einem ihm untergebenen Offizier. Major Murray sagt:

„Es kann nicht klar genug festgestellt werden, daß das Völkerrecht nur dem Starken Schutz gewährt, und daß die einzigen Gesetze, die Großmächte als bindend anerkennen, die der Macht und der Schlagfertigkeit sind." (S. 44.)

„Der schlimmste Fehler im Kriege ist ein irrtümlicher Geist des Wohlwollens ... Es geschah nicht in einem solchen Geist der Schwäche, daß wir die Seeherrschaft den Holländern entrissen, daß wir den großen Kampf gegen Napoleon ausfochten oder die dänische Flotte 1807 in Kopenhagen zur Beute machten, um ihre mögliche Verwendung gegen uns abzuwenden." (S. 48.)

„Wenn eine Nation einer anderen nachgibt, so ermutigt solche Schwäche nur den Gegner, dasselbe Spiel der Drohungen wiederzuspielen." (S. 39.)

„Rußland legt das Völkerrecht einfach so aus, wie es ihm gefällt, ohne die geringste Rücksicht auf irgend jemandes Meinung. Und so wird es jeder andere Kriegführende machen, der stark genug ist." (S. 44.)

Und endlich dieser höchste Ausdruck ständiger britischer Politik:

„Die Frage ist: ‚Wer wird die Oberherrschaft haben?' Zu teilen und sich zu vertragen ist unmöglich." (S. 81.)

Hier hat man das wahre England! Hier spricht nicht allein Lord Roberts, sondern jeder englische Führer und General der vergangenen vierhundert Jahre: „Teilen und sich vertragen ist unmöglich" — England muß alles haben.

Montesquieu erzählt uns, daß die Anmaßung der Römer die Könige des Altertums „stupide" machte gegenüber den Ansprüchen, die Roms Gesandte als die Bedingungen eines möglichen Vergleiches vorschrieben. Ihre Armeen rückten ins Feld, von einer Intelligenz angeführt, die schon über den Haufen geworfen war.

Der britische Geist tritt denen, die sich ihm widersetzen, mit einer sehr ähnlichen Zuversicht entgegen, daß Männer gemeistert und „stupide" gemacht werden können durch Ansprüche, die kein Übereinkommen zulassen, und durch einen festen Vorsatz, der die Gleichheit als Beleidigung zurückweist.

Diese Anmaßung des Geistes ist es, die Deutschland angreifen muß. Hätten Bande der Freundschaft und des Einverständnisses zwischen dem deutschen Volk und dem irischen Volk vor diesem Kriege bestanden, dann wäre diese Arroganz schon geschmälert worden, als die Erschütterung des

Krieges drohte. Heute kann man das Beginnen eines Einverständnisses zwischen Iren und Deutschen bemerken. Die Grundlagen zu einer gemeinsamen Politik, die durch eine gemeinsame Hoffnung eingegeben wird, werden schon in Amerika gelegt.

Die Zukunft wird sie noch übertragen sehen, nicht nur auf Deutschland, — sondern auch auf Irland. Denn eins ist sicher: Der Tag, an dem die deutsche Politik den diplomatischen „guten Willen" für Irland in eine aktive Hilfe für die irische Nationalität umsetzen kann, der Tag legt nicht nur den Grund zur irischen Freiheit, sondern sichert die Grundlagen zu einer weiter umfassenden Freiheit und zu dauerndem Frieden.

Der Geist der Anmaßung, der es unmöglich findet, „zu teilen und sich zu vertragen", wird angesichts eines befreiten Irlands, das aus dem Krach des europäischen Konfliktes aufsteigt, zu einem Geist werden, der zur Einkehr geneigter ist. Denn England kämpft weniger mit Männern als mit Verstand, mit Schlauheit, mit Geld — und diese Dinge erfordern eins: Sicherheit im eigenen Hause. Wäre es möglich, Irland wirksam Hilfe zu leisten, sei es heute, sei es in kommenden Jahren — dann ist diese Sicherheit gestört. Wenn der englische Geist so angegriffen wird, dann verdampft sein Mut, der nicht auf warmem Blute, sondern auf kaltem Wasser beruht. Ein freies Irland, heute nur ein Projekt, kann doch eine der Möglichkeiten des deutschen Kampfes werden, der der Sicherheit daheim gilt, und so dem europäischen Kontinent innerhalb seiner Grenzen die Freiheit sichern, die Freiheit für alle auf der großen Straße der Welt.

Die Jagd auf Ubbeloh.

Novelle
von
Georg Hirschfeld.

(Schluß.)

„Ich spiel nicht mehr mit," sagte er mit drolliger Unzufriedenheit. „Warum auch? Ich hab mir als artiger Gast nur die Karten in die Hand stecken lassen. Ich interessier mich nämlich gar nicht für Karten. Bei dieser Spielerei, die noch dazu das verflixte Geld meint, kommt man zu keinem Menschen. Ich durft mich noch gar nicht mit der Jugend unterhalten. Und das wünsch ich mir — besonders auf Ubbeloh."

Vilma sah mitleidig auf seine Unsicherheit. Sie wollte ihm schon einen Sessel holen, aber irgend etwas warnte sie davor, den lebensvollen Mann zu verletzen. Sie unterließ es. Errötend fand sie eine Antwort, deren Mut sie selbst überraschte: „Wir freuen uns so, daß Sie gekommen sind, Herr Doktor. Wir haben oft von Ihnen gehört. Woher kennen Sie eigentlich unsern Vater?" — Ortlieb sah Vilma erstaunt an, aber Albertus Poschinger erwiderte sogleich: „Das gefällt mir! Nun sind wir schon weiter! Ach, man kann sich ja so viel Zeit sparen in dem kostbaren Leben! Also, Sie freuen sich, daß ich hier bin? Sie haben schon von mir gehört? Ich kann mir denken, durch wen! Durch unsern guten Anton Brüdigam — nicht wahr? Ja, ja, der ist nun weg, weil ich zur Jagd gekommen bin! Ein biss'l hängt das doch zusammen! Ach, da fährt mir ein verrückter Gedanke durch den Kopf! Wie schön wär's doch, wenn ich an Anton Brüdigams Stelle hierher käm! Verzeihen Sie, meine Lieben, aber ich glaube, wir kämen in unserer Schule recht gut miteinander aus!"

Jetzt konnte Ortlieb sprechen. „Gewiß, Herr Doktor. Aber Ubbeloh ist nichts für Sie, und für uns ist es auch nichts mehr." — „Holla, junger Herr! Woher wissen Sie denn das? Auch für mich nicht? Sie wollen wohl nur Ihr Bündel schnüren? Das steckt dahinter!" — Er lachte bezwingend und gutherzig; die Geschwister mußten mitlachen. — „Sie haben aber recht," fuhr der Doktor fort. „Nur scheint mir die Hauptsache: lassen Sie sich nicht verblüffen! Auch Sie nicht, Fräulein Vilma! Glauben Sie nicht, daß das Erste, was Ihnen entgegentritt, auch schon das Beste sei!" Er ließ seine tiefen, braunen Augen von Ortlieb auf Vilma, von Vilma auf Ortlieb gleiten. Ein

Schweigen entstand. Die Geschwister fühlten, daß diese Worte Bedeutung hatten. War der Doktor ihr beobachtender Freund? Diese Entdeckung barg einen tiefen Trost und zugleich eine aufwühlende Erregung. Sie drängten sich zu dem Freunde und fürchteten seinen durchdringenden Blick.

Jetzt wagte Ortlieb eine kühne Frage: „Kannten Sie unsern Vetter Demetrius schon, bevor Sie ihn hier trafen, Herr Doktor?" — „Nein, junger Herr! Ich hab ihn heute erst kennen gelernt! Aber ich kenne das Fräulein de Kyppers schon lange!" — Ortlieb sah zu Boden. „Wie kommen Sie auf die?" — „Ach, Sie fragten mich nur nach dem Vetter? Pardon! Aber es interessiert Sie vielleicht auch, von dem Fräulein etwas zu hören?" — Ortlieb schüttelte den Kopf, während Vilma voll Spannung lauschte. Jetzt zwang sich der Bruder zu einer Antwort: „Das einzige, wofür ich Ihnen dankbar wäre — ist Ihnen vielleicht bekannt, warum mein Vater das Fräulein zur Jagd geladen hat? Sie hat ihm vor kurzem geschrieben, und er war wohl mit ihrer Mutter gut bekannt." — „Grad so verhält es sich," erwiderte der Doktor. „Ich kann Ihnen da Näheres sagen, ohne die Rechte meines Wirtes anzutasten. Ihr Vater hat als junger Mann in Kopenhagen gelebt — das wissen Sie wohl? Er war bei der preußischen Gesandtschaft. Er verkehrte bei Henriettes Eltern und wurde der Freund ihrer Mutter. Auch er war schon verheiratet, und so mußten die Liebenden entsagen. Ich war damals Arzt im Hause de Kyppers. Ich durfte auch in seelischen Fragen helfen. Es gab kein Ärgernis, und Ihr Vater ging zur See — er wurde Marineoffizier. Er hat Henriettes Mutter nicht wiedergesehen. Aber für ihr Töchterlein, das bald verwaist war, behielt er eine zärtliche Teilnahme. So oft er nach Kopenhagen kam, besuchte er sie im Schlosse am Sund. Dann, als er Witwer geworden, kam er nicht mehr. Da blieb er bei Ihnen und Ihrer Schwester. Aber Henriette de Kyppers ist ein selbständiges Menschenkind geworden. Sie wollte den alten Freund ihrer Mutter wiedersehen und kurz entschlossen schrieb sie ihm, bevor sie nach Deutschland reiste."

Ortlieb hatte mit schlagendem Herzen zugehört. Die Wunder des Lebens kamen auf ihn zu. Ein trostreiches Lied — ein tiefer, bedrückender Zusammenhang. Sein Blick richtete sich schwer auf den Doktor. — „Sie wundern sich wohl über mich?" fragte dieser, nach einer Stütze greifend. „Aber ich wage wirklich nicht zuviel! Ich habe Ihrem Vater schon einmal geholfen, ohne daß er's wußte. Ich muß ihm immer wieder ein biss'l freie Luft schaffen. Warum sollen seine Kinder über Henriette de Kyppers grübeln, und die Wahrheit steht dicht neben ihnen?" — „Ich danke Ihnen, Herr Doktor," erwiderte Ortlieb leise. „Aber ich begreife nicht, warum Sie diese Worte in einem Ton sagen, der das Fräulein herabsetzt?"

Vilma machte eine erschrockene Bewegung, doch Albertus Poschinger blieb ganz ruhig. „Das war nicht die Absicht, junger Herr. Ich glaube, daß Sie den Ton in meine Worte hineingelegt haben. Aber hören Sie ihn

nur, hören Sie ihn getrost insoferne, als das Fräulein nicht die Führerin ist, die ich Ihrer vita nuova wünsche. Ebensowenig ist Vetter Demetrius ein Führer." — Vilma glaubte, daß der Doktor bei diesen Worten zu ihr hinübersah, aber er sprach zu Ortlieb weiter: „Sie können beide nichts dafür. Sie sind halt Changeantmenschen. Wissen Sie, was das ist? Nun, es erklärt sich am besten aus den Nationalitäten. Der Baron ist fünf Sechstel Russe und das Fräulein Belgierin mit englischer Mutter. Dazu wohnt sie in Kopenhagen."

Wie am Morgen schritt jetzt Henriette auf die Geschwister zu. Aber ihr Blick streifte zuerst den Doktor. „Das lob ich mir! Brüderlein und Schwesterlein! Schon wieder beisammen?" — „Der störende alte Onkel ist auch vorhanden," sagte Albertus Poschinger. — Henriette nickte ironisch. „Ich seh es, aber mich stört er nicht. Ich gönne ihm den Platz." — Ortlieb sah sie mit dunkler Bitte an. Hatten ihre Worte einen verborgenen Sinn? Er löste sich unwillkürlich von Vilma, so daß die Schwester leise zusammenschreckte. Jetzt trat auch Demetrius heran. „Die Spieltische sind aufgehoben, zur Abendtafel ist gedeckt. Mein Onkel bittet die Herren, sich zu den Damen zu begeben." — „Nun, hier stehen ja die Damen," lachte Henriette. — Der Baron sah auf den Doktor. „Ich bin bei Fräulein Vilma vorgemerkt." — „Glauben Sie, daß ich sie Ihnen streitig machen werde? Fürchten Sie mich auch nicht, Ortlieb! Ich lebe und sterbe für die Harmonie der Dinge!" Hierauf nickte Albertus Poschinger und humpelte davon.

In stiller Seligkeit ging Ortlieb neben Henriette, Vilma neben Demetrius. Lächelnd sah der Graf seine Kinder kommen. „Das gefällt mir! So kühn war unsereiner mit Siebzehn nicht!" — Während Ortlieb errötend stehen blieb, antwortete Henriette: „Verwirren Sie mir meinen Kavalier nicht, verehrtester Herr Graf! Er glaubt sonst gegen den kindlichen Gehorsam gehandelt zu haben! Morgen mittag hoffe ich auf die Ehre, neben Ihnen sitzen zu dürfen!"

Man setzte sich. Die Stimmung wurde sogleich behaglich. Nur die Geschwister zeigten sich bedrückt. Ortlieb schmerzte es, daß Henriette ihn vor dem Vater gedemütigt hatte. Durch ihre Worte war er wieder ins Knabenalter zurückgeworfen, und diese Wendung empfand er als leisen Stich des Verrats. Schweigend saß er neben Henriette, die mit Albertus Poschinger plauderte. Sie schien Ortliebs Verstimmung nicht zu bemerken.

Vilma hatte sich noch nicht setzen können. Gisberts Lakaienbegabung erwies sich als völlig eingerostet, und die Abbeloher Mägde machten trotz seiner heftigen Hinweise alles falsch. Endlich kam das Essen in Gang. Als Vilma sich unauffällig neben Vetter Demetrius niederließ, errötete sie wie ein Kind, das auf einer Schulbank Platz nahm. Fast hätte sie die Hände gefaltet. Aber das lustige Geschwätz aus dem Walde, das ihr jetzt Befreiung gewesen wäre, kam nicht wieder. Der Vetter schwieg. Vilma fühlte, daß er die Nähe ihrer mädchenhaften Gestalt genoß. Es brannte sie, seine Augen über ihre Schulter und das schwere, schimmernde Haar gleiten zu spüren. Gegen ihren

Willen zuckte sie plötzlich zusammen, und ihr Fuß fuhr gegen den seinen. Da entschuldigte sie sich leise, aber er nickte lächelnd, als dankte er ihr dafür.

„Nicht so schweigsam," flüsterte Henriette hinter ihrem Mundtuch Ortlieb zu. „Das fällt auf." — „Ach, es ist so schwer . . ." — „Was, Liebster? Nicht doch seufzen. Iß und trink nur tüchtig. Man muß Kräfte sammeln für seinen Kampf." — „Ach, wenn es doch erst zu kämpfen gäbe!" — „Laß nur. Es wird schon alles gut werden." — Seine Augen richteten sich auf sie. Er bat sie um Wahrheit. Doch plötzlich wurde er durch einen schrillen Laut erschreckt. Albertus Poschinger hatte an das Glas geklopft und war aufgestanden. Die lärmende Unterhaltung verstummte. Alle wandten sich in wohliger Spannung dem Redner zu.

„Hochverehrter Herr Wirt! Liebwerte Tischgenossen! Ich fasse mich kurz, weil Kürze der Rede Jägerbrauch ist! Was ich auszusprechen habe, ist kein Latein, sondern ein deutscher Segenswunsch! — Sie wissen wohl alle, wem er gilt! Mit herzlicher Freude haben wir die Einladung des Grafen Ubbeloh zum heutigen Tage empfangen! Es handelt sich nicht nur ums Vergnügen der Jagd, es handelt sich auch nicht nur ums Vergnügen, unsern verehrten Gastgeber, dem wir immer Treue bewahrt haben, wieder nach uns verlangen zu sehen — sondern es handelt sich um seine Kinder, um seine beiden Geburtstagskinder, die noch dazu den Trumpf bedeuten, Zwillinge zu sein und Zwillinge von siebzehn Jahren! Das ist ein Spiel in der Hand, meine Herren, gegen das die Finten aller Gegenspieler nichts ausrichten! Wir gratulieren von Herzen dazu! Die Jagd ist das Vergnügen des Herbstes, nicht wahr — aber wie schön ist es doch, daß auf Ubbeloh ein Frühlingsfest damit verbunden wird! Siebzehn Jahre! Ja, das ist der Frühling! Was sind unsere herbstlichen Freuden dagegen! Sehen Sie sich die Geburtstagskinder an! Ich preise sie nicht, sondern zeige sie nur! Möge Ortlieb, der jetzt ins Leben hinaustreten wird, mit der stillen Ehre seines Hauses die laute der Welt verbinden! Und Vilma — sie gleicht einer edlen Frau, der ich ein stilles Glas weihe! Auch auf Vilma wartet die Welt! So will ich denn meine nun doch etwas länglich geratene Rede mit dem Ruf schließen: Es leben die Zwillinge von Ubbeloh!"

Ein allgemeines Gläserklingen erscholl. Ortlieb sah, daß sein Vater den Doktor umarmte. Wie seltsam das war. Mußten die Gefeierten nun nicht zu dem Redner eilen und dankend mit ihm anstoßen? Während die Geschwister sich unentschlossen anblickten, kam Doktor Poschinger schon hastig auf sie zu. Er war in aller Herzlichkeit verlegen. Rasch trennte man sich wieder. Das Mahl ging bald zu Ende. Da draußen die Nacht mit blitzenden Sternscharen wartete, schlug der Graf vor, sich noch ein wenig zu ergehen. Morgen müsse man früh heraus, und das letzte Stündchen vorm Schlafengehen verbringe man am besten unter freiem Himmel.

Behaglich wanderten die Jäger. Sie unterließen es nicht, die reine

Waldluft mit Pfeifenrauch zu schwängern. Anekdoten wurden erzählt, deren Derbheit die zarte Stille durchbrach. Weiß lag die Straße zwischen schwarzgrünen Tannenmauern. Die Sterne brannten so weich und groß im kühlen Himmelsblau, als ob Silbertropfen sich aus ihnen lösen und auf die Erde niederfallen könnten. Henriette führte Ortlieb von den geräuschvollen Männern fort. „Wir wollen gute Luft haben," sagte sie, ein feingewirktes Tuch um die Schultern schlingend. „Pfeifenqualm war im Saal genug. Komm, mein Liebster. Hier kannst du mir ruhig den Arm geben. Hier sieht uns niemand." — „Ach, möchten uns doch alle sehen!" Die Fassung verließ ihn. Er preßte ihre Hand in seinen beiden glühenden Händen — dann küßte er sie, als wollte er nicht von ihrer duftenden Schönheit lassen. Henriette hielt dem Sturm mit halb mütterlichem, halb beobachtendem Lächeln stand. Dann sagte sie: „Ruhig, ruhig, Gräflein. So geht es nicht. So dürfen wir uns wirklich nicht betragen." — „Aber was soll ich denn anfangen? Was soll denn aus mir werden? Ich vergehe ja!" — „Jetzt schon? Heißt das kämpfen? Heißt das ein Mann sein?" — „Ach, ich will ja alles auf mich nehmen! Ich glaube, du traust mir nur nichts zu! Du denkst, ich bin ein verliebter, gewissenloser Junge! Nein, Henriette! Ich schwöre dir, ich weiß, was ich dir schuldig bin! Aber eines muß ich jetzt auch wissen! Eines, was mir die Richtschnur gibt und den Mut und alles, alles nur für dich, Henriette!" — Sie hatte seine Worte gehört, als ob sie etwas Köstliches tränke. Mit leicht gesenktem Kopf stand sie vor ihm. „Nun?" fragte sie. „Was ist es denn? Was möchtest du denn wissen?" — „Liebst du mich? . . ." — „Wie töricht . . . Du, ich könnte jetzt sehr böse werden." — „Liebst du mich Henriette?! . . . Sag es mir! Einmal, ein einziges Mal nur! Dann weiß ich es, dann bewahr ich es im Herzen, dann hab ich ein Schwert, einen Schild!" — „Du bist ein törichter Schwärmer . . . Du sprichst immer das Unaussprechliche aus . . . Was soll ich denn anderes tun, als dich lieben?" — „Du könntest — — nein, das sag ich nicht . . ." — „Sag's ruhig. Ein Mann fürchtet sich doch nicht, wenn er mit einer Frau spricht?" — „Du könntest . . ." — „Was denn?" — „Laß mich, Henriette!" — „Wenn du mir etwas verheimlichst, ist es aus mit uns — das sag ich dir für jeden Fall. Wenn du nicht ehrlich gegen mich sein kannst, so geh deiner Wege." — „Ich will ja, daß du ehrlich gegen mich bist!" — „Ich bin es!" — „Ja . . . ich will es vergessen." — Sie sah ihn scharf an. „Hat mich jemand verleumdet?" Dann fügte sie rasch hinzu: „Der Doktor! Ja, der Doktor war es!" — „Nicht verleumdet! Er hat mir nur gesagt, warum du bei uns bist." — „Wie kam er darauf? Er hat es gewiß nicht in freundlichem Sinn gesagt? Laß dich vor dem Doktor warnen, Ortlieb. Das ist ein arger Teufel. Sein Geburtsfehler hat ihn verbittert. So sind solche minderwertigen Menschen. Er weiß von mir, daß ich ihm nicht traue." — Ortlieb antwortete nicht. Sie gingen weiter, und der sausende Nachtwind legte sich wie Frost auf den Frühling ihrer Sinne. —

Vilma war allein zur Straße hinabgestiegen. Der Baron war von einem alten Gutsbesitzer angesprochen worden, und der höfliche Russe kam von dem Kunden seines Gestüts nicht los. Im Schatten des Waldes entfernte sich Vilma von den Gästen. Sie suchte Einsamkeit. Als sie eine Weile unsichtbar an der hellen Straße entlang geschritten war, sah sie plötzlich Ortlieb und Henriette vor sich. Sie waren nur fünfzig Schritte von ihr entfernt. In diesem Augenblick ereignete es sich, daß der Bruder Henriettes Hand ergriff und seinen Mund darauf preßte. Starr blieb Vilma stehen. Es war im Grunde keine große Entdeckung, die sie machte — nur eine Antwort auf die Frage, die auch in ihr tobte. Ortlieb gab sich hin. Wann würde es sie erreichen, das namenlose Wunder? Es war ihr längst auf der Fährte. Sie floh in sinnlosem Zickzack davor. Zwei Welten gab es — Vilma erkannte sie jetzt, als sie die qualvolle Seligkeit ihres Bruders sah. Die eine lag vor, die andere hinter dem ersten Jagdtage. Die eine hatte ihren Sinn schon verloren — in goldener Höllenpracht stieg die andere empor. Das konnte Vilma, das siebzehnjährige Weib, in diesem Augenblick erkennen. Henriette löste sich jetzt von Ortliebs Leidenschaft. Sie gingen weiter, und was zwischen ihnen gesprochen wurde, konnte Vilma nicht hören. Sie fürchtete auch, daß die beiden sich umwenden und sie bemerken würden. So trat sie erst auf die helle Straße hinaus, als jene schon verschwunden waren. Sie wandte sich langsam wieder dem Schlosse zu. Da sah sie einen Mann auf sich zuschreiten, der sie gesucht hatte. Demetrius stand vor ihr. In seinen Augen leuchtete zurückgedrängte Glut. Der Zauber des Zusammentreffens ergriff sein ganzes Wesen.

„Endlich!" sagte er halblaut. „Endlich, liebste Vilma! Ich dachte, Sie hätten sich im Walde verirrt, und ich könnte Sie in diesem Leben nicht mehr finden!" — „In unserm Walde verirr ich mich nicht." — „Aber das Leben ist auch ein Wald, Vilma — da weiß ich so gut Bescheid, wie Sie in dem Ihrigen!" — „So bleiben Sie am besten dort, und ich bleibe hier." — „Das glauben Sie wohl selbst nicht! Das wär ja Sünde gegen den lieben Gott, wenn man Sie hier allein ließe! Nein, Sie sind für meinen Wald bestimmt! Kommen Sie — ich erzähle Ihnen davon!" — „Sie haben mir schon zu viel davon erzählt. Ich muß auch ins Schloß zurück." — „Aber alle genießen jetzt die Nacht! Müssen Sie denn immer an Pflichten denken? Das will ich nicht! Das dulde ich nicht! Ich glaube, darum bin ich hier!" — „Haben Sie etwas von mir gewußt, als Sie der Einladung meines Vaters folgten?" — „Wie klug und schlagfertig Sie fragen! Das gefällt mir! Schönheit und Klugheit sollen einander nicht entbehren!" — „Ich verstehe Sie nicht. Wollen wir nicht lieber ins Schloß zurückkehren, Vetter?" — „Jetzt, wo ich Ihnen eben das Beste von meinem Wald erzählen will?"

Vilma wandte sich unentschlossen wieder zur Straße. Sie fühlte ihr Gemüt in rätselhaftem Bann. ‚Fliehen!' bat es in ihr. ‚Bleiben!' tönte es in gleicher Stärke. Die Leidenschaft dieses Mannes erstand vor ihr wie ein

guter Geist, in dessen Arme sie sich retten konnte — doch alles, was sie umgab, vom höchsten Wipfel bis zum Staube der Straße, warnte sie vor ihm wie Boten ihrer früheren Welt. In ratloser Qual blieb Vilma stehen. Sie konnte nur noch wie ein angstvolles Kind ihre Augen zu dem Vetter erheben. Lachen huschte über seine starken Züge — dann sah sie entzückte Betroffenheit darin. „Das ist es also? Sie fürchten sich vor mir? Habe ich das um Sie verdient? Bin ich nicht Ihr Freund? Der einzige Freund vielleicht, den Sie besitzen?" — Vilma wollte antworten: „Mein Bruder!" Aber sie konnte es nicht. Ortlieb ging mit Henriette durch die Nacht. Ortlieb war fern. Jetzt begriff sie die holde Feindlichkeit des Lebens. Ja, der Führer im Walde stand vor ihr. Vielleicht auch der einzige Freund. Sie sah ihn an. Sie bat ihn um Wahrheit. Halb nur huschte es noch durch ihr umdunkeltes Bewußtsein. Dann spürte sie zitternd, wie zwei Arme sich um ihren Körper legten. Dann ließ sie ihren Mund auf seinem Munde das stumme Gelöbnis sprechen: ‚Ich will dir dienen! Ich will dir folgen, wohin du befiehlst!'

V.

Der erste Frühlichtschimmer färbte die Nacht. In den Wipfeln regten sich müde Vogelstimmen. Noch stand die Sonne in ahnungsvoller Tiefe. Da klang schon ein mahnender Hornruf durch die tauige Stille. Henning Kielmann stand mit seinen Leuten auf der Waldstraße und rief die Schläfer wach. Unruhig raschelte die zusammengekoppelte Meute im Herbstlaub. Das Signal wirkte wie ein Zauber. Rasch nacheinander flammten Lichter an den Schloßfenstern auf; die eifrigsten Jäger steckten schon den Kopf in die feuchte Frische. Henning Kielmann lachte. Noch einmal wurde geblasen, dann konnte man sicher sein, daß das ganze Schloß wach war.

Ortlieb diente Henriette. Er wartete an ihrer Tür, er trug ihr Gewehr und geleitete sie zum Frühstück. Es war sein Vorsatz, sie während der Jagd nicht aus den Augen zu lassen. Freudig sah Henriette ihren kleinen Kavalier an. Wie fein stand ihm das graue Grün des Jägeranzuges, das Federhütchen und die gute Büchse! Demetrius saß schon am Frühstückstisch und verzog den Mund, als er die beiden kommen sah. Henriette merkte seine Absicht, Ortlieb lächerlich zu machen; sie zog ihren jungen Freund rasch ins Gespräch, damit er auf den Vetter nicht erst aufmerksam würde. Bald wurde man fertig — dann ging es in feuriger Spannung zum Walde hinunter.

Vilma war schlaflos geblieben. Sie allein zog nicht mit, denn sie verabscheute das mörderische Lauern auf ihre lieben Waldtiere. Doppelt willkommen war es ihr, nun ganz allein bleiben zu dürfen. Aber sie sprang aus dem Bett und eilte zum Fenster, um, von der Gardine gedeckt, den Auszug der Jäger zu beobachten. Etwas Erschreckendes geschah — Demetrius wandte sich um, als man aufbrach, und sah zu Vilma empor. Er konnte sie un-

möglich erkennen, doch sie bemerkte, daß Henriette ihm einen forschenden Blick zuwarf. Da lachte er das Fräulein an, und dann verschwanden die Jäger.

Vilma trat barfuß vor ihren Spiegel. Sie dachte an Henriette, deren lebensvolles Gesicht sich ihr tief eingeprägt hatte. Die war ein anderes Weib als sie. An sieben Jahre älter, ganz erblüht, in bezwingender Reife. Von scharfem Geist, für jedes Thema bereit und in allen Lockungen des Körpers erfahren. Soviel wußte Vilma auch schon, daß Henriette jede Einzelheit ihrer Kleidung für den Mann berechnete. Überhaupt schien ihr ganzes Wesen nur den einen Inhalt zu haben: wie gefalle ich dem Mann? Von einem sonderbaren Doppelempfinden wurde Vilma plötzlich gepackt: halb war es Bewunderung für Henriette, halb auch eifersüchtiger Haß. Während sie ihre Zöpfe flocht, stellte sie sich lächelnd vor, wie Henriette zwischen all den Männern durch die Morgendämmerung schritt. Doch als sie im Spiegel ihre eigene, kindliche Dürftigkeit sah, zuckte das Bild in ihr auf, wie Henriette von einer verirrten Kugel getroffen am Boden lag. Ob Demetrius um sie weinen würde?

Warum führten ihre Gedanken ihn mit dem Fräulein zusammen? Das war nicht mehr möglich! Das durfte nicht mehr sein! Sie floh vor dem Spiegel. Der sollte ihr nichts mehr sagen, der brachte das Böse in die Welt. Demetrius hatte mit Henriette nichts zu schaffen. Er trug ja Vilma, Vilma in seiner Seele. Sie schritt neben ihm auf der Jagd, sie diente ihm, wie Ortlieb Henriette. Vilma wünschte nur das eine: die Jagd, die der Vater ihnen geschenkt, so heiß sie einst ersehnt worden, so bald sollte sie zu Ende gehen. Alles konnte Vilma — nur nicht im Fegefeuer der Ungewißheit bleiben. Sie zweifelte nicht an Demetrius — es war ihre endlich gefundene Religion, an ihn zu glauben. Aber sie zweifelte in einem Winkel ihres Herzens an der göttlichen Gerechtigkeit des Lebens. Diese schwere Ahnung hatte sie von ihrer Mutter geerbt. Dunkel pochte es in ihr: sie können alle schwach werden, die Starken. Die Versuchung lauerte und löste den tiefsten Schwur. Wie fand ein armes Kind, das nichts besaß als seine Treue, die Kraft, Satans Hände fortzudrängen, den geliebten Mann zu binden mit unzerreißbarem Band? Sie konnte nur zu ihm beten, zu seinem besseren Ich. Sie konnte nur glauben, daß er zu ihr stehen, daß er sie fortführen würde in seinen Wald.

Langsam stieg Vilma in die Halle hinunter. Wie still war es heute im Schloß. Fortgezogen der Schwarm, und schon rötete der Morgen die Räume. Einen namenlosen Kampf im Herzen, stand Vilma unter dem Tor. Da näherte sich ihr Fuchs, der noch von des Försters Schlägen lahmte. Er rieb seinen Kopf an Vilmas Hand. Sie liebkoste das einzige Wesen, das den Bann der furchtbaren Stille von ihr nahm.

Im Walde entlud sich inzwischen die Jagd. Graf Christian verteilte seine Jäger weit hinaus, und auf einsamem Anstand wartete man der Beute. Ortlieb blieb bei Henriette. Sie hatte am Tage zuvor gesagt, daß sie die Hirschjagd nicht liebe, da ihr das Warten auf dem Anstand langweilig sei.

Ein großes Hasentreiben finde sie lustiger. Nun war sie doch eifrig mitgekommen. Ortlieb freilich, dessen Gesellschaft sie sich gestern ausbedungen, wurde ihr jetzt zur Last. Ihr Ehrgeiz war erwacht. Sie malte es sich aus, daß ein prachtvoller Sechzehnender von ihrem Meisterschuß gestreckt würde. Demetrius hatte sie durch seinen Spott dazu herausgefordert — sie wollte ihn vor allem beschämen. Aber es hatte sich auch immer mehr ergeben, daß der Baron seinen Spott auf Ortlieb übertrug. Gehässige Eifersucht schien ihn gegen den jungen Grafen zu erfüllen. Demetrius fürchtete ihn nicht, aber er wollte auch nicht, daß Henriette ihr Gefühl an einen Knaben verschwendete. Ein bedeutungsvoller Ernst lag über den beiden, als sie im Walde vor ihm herschritten. Etwas feierlich Rührendes, das allmählich so zum Gesetz wurde, daß ein reifer Frauenkenner das Nachsehen hatte. Da glaubte Demetrius den besten Ausweg zu finden, wenn er den keimenden Ernst des Verhältnisses ins Lächerliche zog. Er wagte seinen Hohn nicht auszusprechen, da die junge Leidenschaft bewaffnet war. Auf der Jagd war schon so manches ‚Unglück' geschehen. Aber ironische Blicke sparte der Baron nicht, und allmählich verführte sein aufreizendes Wesen auch die gutmütige Heiterkeit der älteren Jäger.

Ortlieb sah nur auf Henriette. Ihrer sicher zu sein, ersetzte ihm alles. Doch seine Spannkraft reichte nur bis zu dem Augenblick, da er mit Henriette allein war. Als sie sich auf dem Anstand niedergelassen hatten, verriet ein wehes Aufschluchzen seine Pein. Erschrocken sah Henriette ihn an. „Was ist dir denn?" flüsterte sie. „Nimm dich zusammen! Wir müssen ganz still sein! Keinen Laut, hat der Förster gesagt!" — Sein Blick irrte von ihren unwilligen Augen auf das Gewehr, das auf ihrem Knie ruhte — seine eigene Waffe ließ er sinken. „Was kümmert mich der Hirsch?" — „Wie töricht! Bist du nicht des Hirsches wegen hier?" — „Deinetwegen, Henriette! Denn glaube mir, du bist in Gefahr!" — „Nicht so laut! Ich wette, jetzt ist er uns schon verloren! O, daß die Männer immer plaudern müssen! Da schilt man uns Frauen!" — „Hast du mich nicht gehört? Du bist in Gefahr, Henriette!" — „Wenn du nicht augenblicklich schweigst, gehe ich auf einen anderen Stand! Warum bin ich in Gefahr?" — „Mein Vetter beleidigt dich mit jedem Blick!" — „Unsinn! Dich beleidigt er, und das werde ich ihm nach der Jagd sagen! Aber du mußt dich ein bißchen zusammennehmen! Weinen — das tut kein Mann!" — „O, ich weiß, was ein Mann täte!" — „Nun? Was denn?" — „Du siehst ja, was ich hier in der Hand halte!" — „Höre mal, ich glaube, du bist ein recht gefährliches Bürschchen, lieber Ortlieb!" — „Ein Bürschchen bin ich dir noch immer?" — „Vor allem müßte dir der Gast deines Vaters heilig sein! Dein Vetter ist übermütig — weiter nichts! Und ich müßte dir doppelt heilig sein, denn erstens bin ich hier auch zu Gast und zweitens —" — „Du bist mir heilig!" — „Gott im Himmel, jetzt schreit er mir den ganzen Wald zusammen! Nun werden wohl auch die anderen kein Wild zu sehen bekommen! Was war das für ein unglückseliger Einfall, mit dir

auf den Anstand zu gehen!" — „Wärst du lieber mit ihm gegangen?" — „Nein, du unglaublicher Eifersuchtsnarr! Aber nun will ich dir doch sagen, daß dein Herr Vetter es auf eine andere Dame absieht! Jetzt wird es mir zu bunt!" — „Auf eine andere Dame?" — „Es handelt sich um jemand, der nicht auf die Jagd gegangen ist!" — Ortlieb stand auf: „Um wen handelt es sich?" — „Im Schloß ist der Jemand geblieben!" — „Im Schloß?" — „Ja, du blindes Brüderlein! Da mir nun doch einmal die Jagd verdorben ist!"

Bevor Henriette ihn festhalten konnte, sprang Ortlieb auf und rannte davon. Er fand Vilma nicht im Schloß. Man sagte ihm, daß sie ins Dorf hinuntergegangen sei. Er überwand seine Scheu und folgte ihr. Bald traf er sie auf der Landstraße, zwischen den sonst gemiedenen, strohgedeckten Häusern. Sie erschrak, als sie Ortlieb plötzlich vor sich sah. „Bist du nicht bei der Jagd geblieben?" — „Nein! Aber wie kommst du ins Dorf?" — „Jetzt verbietet es Vater doch nicht mehr?" — „Hier sind so viele Weiber — die werden aus den Scheunen kommen und mit uns reden und uns nicht fortlassen. Komm — ich mag keine Weiber sehen." — Angstvoll folgte sie dem Verstörten. Er hatte sie seltsam angesehen. Das war ein fremder, gefährlicher Blick. Wieder regte sich die weibliche Reife in Vilma — sie schlang den Arm um ihn und führte ihn die stille Straße zurück. „Ortlieb," flüsterte sie. „Ich glaube, wir müssen uns etwas sagen!" — Seine blauen Augen blitzten sie drohend an. „Deshalb bin ich gekommen!" — „Was meinst du? Hast du einen Vorwurf gegen mich?" — „Ich weiß es nicht, Vilma! Ich kenne dich und mich nicht mehr! Aber was außer uns beiden lebt — das kenn ich! Unser Geschenk — unser großes Geburtstagsgeschenk, Vilma!" — „Warum sprichst du so verzweifelt davon?" — „Ich müßte wohl ganz anders davon sprechen, nicht wahr? Das will ich auch! Aber warum hast du dir von Vaters Gaben gerade diese ausgewählt?" — „Hat Vater mich wählen lassen? Das kommt von selbst und nimmt uns, statt zu geben, Ortlieb!" — „Ja, so mag es sein! Aber du bist meine Schwester! Du darfst dich nicht nehmen lassen!" — „Jetzt müßte ich dich loslassen und davonlaufen, Ortlieb! Es wäre das erste Mal!" — „Hast du ihn lieb?" — „Von wem sprichst du?" — „Hast du ihn lieb?!" — „Er hat mich lieb, Ortlieb!" — „Du liebst ihn also nicht?" — „Das kann ich dir nicht sagen! Ich glaube, das kann niemand von sich sagen! Ich weiß auch, daß du Henriette liebst! Ich segne sie darum! Aber du wirst mir nicht sagen können, was du fühlst!" —

Er warf sich auf einen Baumstumpf am Wege. Mit bebender Brust schwieg er eine Weile. Vilma sah ihn angstvoll an. Dann sagte er, vor sich hinstarrend, weicher und Tränen in den Augen: „Ja, Vilma! Du segnest sie darum! Aber ich weiß nicht, ob sie es verdient! Ich weiß auch nicht, ob Demetrius meinen Segen verdienen würde! Muß ich dir das nicht sagen? Weine nicht, Vilma! Bleibe stark! Schließlich haben wir doch nur uns! Wir beide, wir wollen uns! Jeder andere will sich! Wir haben ein gemein-

sames Fühlen und Denken!" — Sie faßte sich gewaltsam. „Hast du die Jagd verlassen, um mich zu warnen?" — „Ich weiß es nicht mehr!" — „Ortlieb!" — „Sage mir nur das eine, Vilma: ist es denn nicht etwas Großes und Freudiges, was auf uns zugekommen ist? Ist es nicht das ganze, einzige Glück?" — „Es ist das Glück, Ortlieb!" — „Aber es quält uns doch nur und nimmt uns den Frieden und wechselt von Stunde zu Stunde! Wenn das so bleiben soll, Jahre lang, bis zum Grab —!" — „Bei mir ist es nicht so! Ich glaube an ihn!" — „Meinst du, daß ich an Henriette zweifle? Aber du weichst mir aus! Tu es nicht mehr, Vilma! Du schlägst dich mit demselben Feind herum, wie ich! Seitdem ich das weiß, mein Armes — seitdem weiß ich, daß ich dir helfen muß! Ich bin ja dein Bruder!"

Plötzlich warf sich Vilma an seinen Hals. Sie weinte unaufhaltsam. Aus der Waldesferne ertönte ein Hornsignal — es rief die Jäger schon zum Sammeln. Das erste Jagen war zu Ende. Noch immer weinte Vilma. Als sie endlich zu Worten kam, hörte Ortlieb ihre leidenschaftliche Klage: „Ach, wenn ich dir doch helfen könnte!" — Er küßte sie. Er gab ihr die Seligkeit des reinsten Kusses, den Henriette nicht von ihm empfangen. „Wir haben gedacht, das Glück sei anders!" flüsterte er. „Nun wissen wir nicht, ob wir gewinnen oder verlieren!" — Sie richtete sich auf. „Noch einmal, Ortlieb! Noch einmal! Denke, was unsere Mutter gelitten hat! Wir müssen uns bewähren! Wir müssen stark sein!" — „Es ist eine Schmach, daß das Weib so zum Manne spricht — ich weiß! Aber ich kann es nicht ändern! Mir entgleitet alles!" — Sie setzte sich neben ihn und nahm seine Hände. „Ich glaube, wir beide wissen noch zu wenig von den anderen — darum können wir uns nicht wehren. Wir müßten viel klüger und ruhiger sein. Manchmal denk ich, klug und ruhig sind sie im Grunde, Demetrius und Henriette . . ." — Er starrte sie an. „Vilma! Dann müßte einem ja vor ihnen grauen!" — „Nein! Wir wollen nur aufrecht bleiben — stolz und aufrecht, Ortlieb! Sie sind die Gäste unseres Vaters!" — „Du sprichst so sonderbar, so wirr . . ." — „Ich glaube, jetzt erst klar zu sein! Wenn wir unseres Namens wert bleiben wollen — dann kommen wir durch alles! Wir wollen stolz und klar werden, Ortlieb!" — „Stolz und klar? Aber wie? Was sollen wir tun?" — „Wir müssen glauben — du an sie und ich an ihn! Wir müssen sie an ihrem Schwur halten!" — „Ich glaube, sie haben uns nicht geschworen! Wir beide haben ihnen geschworen!" — „Aber sie dürfen nicht denken, daß wir an ihnen zweifeln! Sie dürfen nicht fortreisen ohne uns! Sie müssen morgen mit Vater sprechen, wenn die Jagd zu Ende ist!" — „Henriette für mich? Ich bin ein Mann! Ich spreche für Henriette!" — „Ja, du bist ein Mann! Aber ich bin ein Weib, ich muß auf Demetrius hoffen!" — „Und auf mich! Sei ruhig! Ich lasse ihn nicht aus dem Schloß!"

Sie schwiegen. Dann wurden ihre Sinne plötzlich vom Walde gebannt. Ihnen gegenüber krachte es im Holz. Im nächsten Augenblick jagte ein Rudel

Hirsche über die Straße. Die Jagd war vorüber — das aufgescheuchte Wild flüchtete noch. Mit reuigem Blick sah Ortlieb ihm nach. „Keinen Schuß hab ich getan," flüsterte er. „Du hast recht, Vilma. Man muß sich entscheiden. Es ist ein Segen, daß ich dich wiedergefunden habe. Nun bin ich gefeit. Nun mache ich keine Dummheit mehr. Wenn ich es richtig überlege — ich habe gar kein Recht, Henriette etwas vorzuwerfen." — „Kannst du mir sagen, warum ich an Demetrius zweifeln muß?" — „Verzeih mir, Vilma. Es kam nur so über mich. Es war die fürchterliche Unruhe. Ich habe mich mit Gespenstern herumgeschlagen. Sicherlich hat Demetrius soviel Recht, über mich zu klagen, wie ich über ihn." — „Henriette hat ein gutes Herz, Ortlieb. Ich glaube, das ist ihr Bestes, das ist viel mehr noch als ihre Schönheit." — „Findest du sie schön?" — „Ich habe nie eine schönere Frau gesehen." — „Das freut mich. Das wollte ich gern von dir hören. Wenn sie dir gefällt — das ist viel mehr als ein Lob der Natur. Du könntest sie nicht für schön halten, wenn sie nicht auch gut wäre." — „Nun komm, nun sind wir ruhiger, nicht wahr?" — „Verliebte mit kalten Köpfen sind wir! Es ist seltsam, Vilma! Aber ich glaube, es war der einzige Weg, um ihnen gewachsen zu sein!" — „Bis wir selbst so werden wie sie!" — „Vilma, du bist klug! Ich schäme mich so vor dir!" — „Daß wir uns nicht voreinander zu schämen brauchen — das wissen wir jetzt!"

Sie wanderten Hand in Hand zum Schloß zurück. Als sie sich ihm näherten, sahen sie von der anderen Seite die Jäger heimkehren. Heiterer Lärm schwirrte unter den Mauern von Ubbeloh. Mit Reisern geschmückt wurde die Beute herbeigetragen. Man legte sie zu prächtiger Parade nieder. Warmer Blutgeruch stieg von den gefällten Riesen des Waldes auf. Heute waren die stärksten Geweihträger der Jagdlust geopfert. Mit hängenden Zungen lüsterte die Meute. Graf Christian betrachtete mit seinen Gästen, was zur Strecke gebracht worden. Dann bemerkte er seine Kinder. Er hatte Ortlieb wegen seiner Flucht gezürnt, lachte aber nun doch in heiterer Siegerlaune. „Sieht man dich endlich wieder, du Ausreißer? Hast du's nicht ein einziges Mal ohne deine Schwester ertragen können? Was soll das später einmal werden? Nun, laß nur! Ich habe deine Schandtat schon gehört! Zum Glück ist Fräulein Henriette auch ohne dich fertig geworden! Dieser Sechzehnender hat seinen Kopfschuß von ihr! Was, Kielmann? Dazu gehört etwas? — „Und 'ne Dame!" grinste der Förster. — „Aber wo steckt denn unsere Diana? Man müßte ihr doch eine Huldigung darbringen! Ach, da kommt sie! Mit Vetter Demetrius, der leider weniger Glück gehabt hat!"

Ortlieb und Vilma erblickten auch endlich die Gesuchten. Es stach sie nicht, sie so vertraut zu sehen. Ihr reuiger Glaube wandte sich ihnen ungestüm zu. Ortlieb zwang sich zum erstenmal, seinen Vetter anzulächeln. Demetrius schien bedrückt zu sein, während Henriette in stolzer Heiterkeit herankam. Sie dankte winkend der Hörnerfanfare. Während sie die Strecke

betrachtete, sprach sie bald mit diesem, bald mit jenem Jäger. Ortlieb übersah sie. Umsonst folgte ihr sein flehender Blick. Als man sich auf die Einladung des Grafen dem Schloßtor zuwandte, mußte Henriette an Ortlieb vorüber. Er hatte sich ihr in den Weg gestellt. Sie musterte ihn mit ruhigem Lächeln: „Nun, Kamerad? Es ist doch noch ganz gut geworden. Ein Sechzehnender." — „Darf ich Sie dazu beglückwünschen?" — Sie lachte überrascht. „O, wie förmlich! Das sind ja Fortschritte!" — „Ich möchte Sie auch um Verzeihung bitten für meine Unhöflichkeit." — „Unhöflichkeit?" — „Ich weiß, es ist nicht das richtige Wort. Aber ersparen Sie es mir, es anders auszudrücken. Ich möchte es nur wieder gut machen." — „Haben Sie die arme Vilma in Ruhe gelassen?" — „Ich verdanke Vilma, daß ich jetzt ruhiger über alles denke." — „Ja, sehen Sie — wir Frauen!" — Mit diesem leichten Abschluß wollte Henriette das Schloß betreten. Ortlieb aber heftete sich an ihre Seite: „Und nun ist es wirklich gut, nicht wahr? Du verzeihst mir? Und wir sagen wieder du zueinander?!" — „Das muß ich mir erst noch überlegen." — „Henriette!" — „Kind, es ist ja gut. Aber nimm dich endlich zusammen."

Henriette ging schnell in ihr Zimmer. Ortlieb lief in den Wald hinaus. Er merkte nicht, daß er an Doktor Poschinger vorüberkam. Der Doktor hatte eben mit Henning Kielmann geplaudert und sah dem Vorbeistürmenden in sorgenvoller Überraschung nach. —

Vilma fand Ortlieb nicht, als sie sich nach ihm umblickte. Auch sie hatte inzwischen ein heimliches Gespräch zu bestehen und war wie der Bruder in die alte Qual zurückgefallen. Demetrius hatte sie auf der Treppe getroffen. „Nun, mein Fräulein? Nicht die geringste Sehnsucht verspürt?" — „Ach, Lieber!" — „Immer melancholisch! Immer ein bißchen vorwurfsvoll! Hätt ich nicht zur Jagd gehen sollen?" — „Meinetwegen? Zur Jagd sind Sie hier!" — Er trat an sie heran. „Ich muß Ihnen offen gestehen, liebes Herz — Sie machen mich unsicher. Ich fühle mich beständig beobachtet, ich glaub es Ihnen in keinem Augenblick recht zu machen. Verzeihen Sie meine Offenherzigkeit und sehen Sie mich vor allen Dingen nicht mehr so entsetzt an. Auch das bemerkt man. Da unten steht zum Beispiel der alte Lakai, ich weiß nicht, wie er heißt — der schnüffelt überhaupt immer. Was soll der Kerl von solchem Blick denken?" — „Gisbert? O, Gisbert meint es gut mit mir!" — „Die Meinungen des Herrn Gisbert interessieren mich nicht. Domestike ist Domestike. Um Jesu Christi willen — nun weinen Sie gar?" — „Sie sind so hart!" — „Ich bin durchaus nicht hart. Ich möchte im Gegenteil alles möglichst weich und gut für Sie machen. Aber man muß sich doch ein bißchen fassen können. Man muß doch gewisse Rücksichten nehmen. Daß ich Sie lieb habe, ich meine, daß ich Ihr bester Freund bin — das darf doch nicht zum Vorwurf für mich werden?" — „Bin ich ein Vorwurf für Sie?" — „Herrgott, jetzt machen Sie ein Gesicht, als ob Sie sich ins Meer stürzen wollten! Sie sind doch mein Herzenstrost! Sie sind doch mein liebster, bester Ge-

danke!" — „Demetrius!" — Sie wagte mit einem seligen Laut die Hand auf seinen Arm zu legen. — „Nehmen Sie die Hand herunter! Wie unvorsichtig! Wir stehen ja dicht vor einer Zimmertür! Ich glaube, hier wohnt sogar der schreckliche Doktor! Was ich möchte, ist nur, daß Sie endlich ruhiger werden! Sonst nehmen Sie auch mir die Ruhe! Ich habe heute wie ein Sonntagsjäger geschossen! Henning Kielmann wird von mir keinen Hirsch bekommen!" — „Ich hatte Ihnen das höchste Glück gewünscht!" — „Das merkte ich, offen gestanden! Spotten Sie vielleicht noch'n bißchen?" — „Wie können Sie glauben!" — „Na, es ist genug! Tempi passati! Mir liegt nichts mehr an der Jagd! Ich gönne Fräulein de Kyppers ihre Triumphe! Ich habe Wichtigeres vor!" — „Wann werden Sie mit meinem Vater sprechen?" — „Ach, das meinen Sie? Ein energisches Fräulein! Muß man sagen! Ja, heute geht es nicht mehr. Morgen ist die Treibjagd. Vielleicht finde ich morgen Gelegenheit. Übermorgen reise ich ab." — „Ja, übermorgen reisen wir ab." — Er sah verblüfft in ihr bleiches, festes Gesicht. „Wie meinen Sie das? Ach, Sie denken wohl an den rosengeschmückten Galawagen, von dem ich gestern gesprochen habe? Ja, das wäre freilich schön, aber man muß erst wissen, was die Wirklichkeit dazu sagt." — „Ich glaube, daß Ortlieb auch abreisen wird . . . mit dem Fräulein." — „Wie? Was ist das?" —

Sie wurden unterbrochen. Albertus Poschinger kam die Treppe herauf. Um Vilmas Verwirrung zu bannen, deutete er lächelnd auf die Pflanzen, die er mitgebracht. Während Demetrius mit kühler Höflichkeit grüßte, entschuldigte sich Vilma und huschte die Treppe hinunter. Sie lief mit weit geöffneten Augen in den Wald. Aber sie fand Ortlieb nirgends. — —

Beim Mittagsmahl fehlten die Geschwister. Graf Christian ließ sich nur einen leichten Ärger anmerken. Die Besorgnis, die seine Gäste äußerten, teilte er nicht. Er kannte den trotzigen Einsamkeitsdrang seiner Kinder — sie hatten ihn von ihrer Mutter geerbt. Ihr Eintritt ins Leben brachte gewiß auch die ersten Zusammenstöße. Einen bestimmten Verdacht hatte Graf Christian nicht. Aber er sah die Vertrautheit seines Neffen mit dem Fräulein de Kyppers und richtete an diese die kühle Bemerkung, daß man heute ohne die Kinder speisen müsse. Ortlieb und Vilma seien im unbequemen Alter. Sie machten ihm häufig Sorge ohne Grund.

Der ‚Grund' brannte tief in Demetrius und Henriette. Sie waren aber so geschickte Komödianten, daß sie dem Vater ihre Empfindung verbergen konnten. Kaum war das peinliche Mittagsmahl zu Ende, als Demetrius und Henriette aufeinander zukamen. — „Wir wollten ja reiten," sagte er, auf den Rauch seiner Zigarre blickend. — „Gern. Sind gute Pferde im Stall?" — „Ganz gute." — „Und wohin soll es gehen?" — „Ich denke, an den Strand. Dann kommt man endlich mal aus diesem öden Wald heraus." — „Sind Sie seiner schon überdrüssig? Wir wollen uns sprechen, wenn Sie morgen zehn Hasen erobert haben." — Sie traten lachend auseinander und gingen in ihre Zimmer, um sich umzukleiden.

Bald trafen sie sich im Stall. Während die anderen Jagdgäste der Mittagsruhe pflegten, ritten Demetrius und Henriette die Landstraße hinunter. Schweigend kamen sie durch das Dörfchen, von den weltfernen Kindern als Wunder angestaunt. Der Wald wurde zur Düne hin jünger und lichter. Tannen und Buchen hörten allmählich auf, halbwüchsige Eichen umstanden einzelne Kiefern. Ein braunvioletter Teppich von Heidekraut breitete sich vor den Reitern. Schon wirbelten die Hufe trockenen Seesand auf. Die Straße hatte hinter dem Dorf eine scharfe Biegung nach links gemacht und führte dort zu einem kleinen Badeort, der am Strande lag. Er war schon fremdenleer, doch Demetrius und Henriette mieden ohnehin die Menschensiedlung. Sie verließen die Straße und ritten quer durch die Heide zu den Dünen. Als sie auf das weite, rauhe Wiesenland kamen, das den Wald von der Strandhöhe trennte, begannen sie endlich zu sprechen.

„Das Diner war nicht sehr angenehm," sagte der Baron, während die Pferde nach einem Galopp ruhig durch gelblichen Hafer trabten. — Henriette sah ihren Begleiter von der Seite an. „Der Graf tat mir leid. Ich glaube, er versteht sich gar nicht mit den Kindern. Dabei will er das Beste für sie." — „Ich bin überzeugt, daß die Kinder vollständig ihrer verstorbenen Mutter gleichen." — Henriette wandte sich lebhaft zu ihm: „Ja, die Mutter! Sagen Sie, ist es wirklich wahr, daß die Gräfin sich in einem Teich ertränkt hat?" — „So erzählt man, aber es verhält sich anders. Die Gräfin war freilich schwermütig und saß mit ihrer Pflegerin den ganzen Tag am Buddensee. Erinnern Sie sich an das kleine, schwarze Wasser neben der Waldstraße? Eines Abends soll sie der Pflegerin plötzlich davongelaufen sein und geradeswegs in den See hinein. Aber sie wurde gerettet, um nach Monaten erst einer Krankheit zu erliegen." — „Die Arme. Ob Ortlieb und Vilma an ihren gewaltsamen Tod glauben?" — „Ich habe keinen Beweis dafür. Jedenfalls tragen sie das Schicksal der Mutter im Gemüt." — Henriette nickte vor sich hin. „Ich habe das auch schon gefunden. Sie leben beide wie im Schatten — nicht wahr?" — Demetrius seufzte. „Ach, ja! Sie haben viel zu wenig Sonne! Sie sind wie schöne, aber saure Trauben!" — „Trotzdem haben sie doch soviel Süße? Erreichbare Süße? Das Mädchen zum Beispiel?" — Demetrius erwiderte Henriettes lauernden Blick. „Und der Junge? Sollte der nicht auch recht viel ‚erreichbare Süße' haben?" — „Er tut mir leid." — „Ihnen?" — „Ja, mir, Herr Baron." — „Dann sollten Sie aber zu einem tatkräftigen Mitleid kommen." — „Was beliebt?" — „Ich meine nur so, mein gnädigstes Fräulein."

Ihr Gesicht war bleich geworden und zuckte in verhaltenem Zorn. „Ich lasse mich auf keine unehrliche Debatte mit Ihnen ein. Ich spreche alles offen aus. Sie haben gewiß kein Recht, mir heimliche Hiebe zu versetzen." — „Oho!" — „Ja, glauben Sie denn, ich weiß nicht, was Sie meinen? Sagen Sie es doch! Sie denken, ich treibe mit Ortlieb ein leichtfertiges Spiel!" — „Ja, offen gestanden! Das denke ich!" — „Nun, dann sage ich Ihnen hier-

mit, daß Sie ebenso mit Vilma spielen!" — „Woher wissen Sie das? Können meine Absichten nicht ernster sein?" — „Wenn es so ist, dann möchte ich Sie doppelt warnen!" — „Wovor?" — „Vilma ist ein siebzehnjähriges, weltfernes Ding! Sie sind ein reifer Mann aus dem großen Leben! Wollen Sie den Grafen vielleicht um die Hand seiner Tochter bitten? Er würde Ihnen eine Wartezeit diktieren, die Sie nicht durchführen, und wenn die Heirat einmal zustande käme, würde sie nur beweisen, daß sie ein Unglück war."

Demetrius biß sich auf die Lippe und schwieg. Nach einer Weile fand er eine Entgegnung: „Ich werde das arme Kind nicht unglücklich machen." — Henriette warf den Kopf hoch: „Sagten Sie nicht gestern, daß Sie nicht sentimental seien? Der Beweis scheint mir jetzt wichtig! Es ist sicher ehrenhafter, das arme Kind vor einem Unglück zu bewahren, als es hineinzutreiben! Jetzt werden Sie mir natürlich böse sein!" — „Nein, Henriette," stieß er heraus. „Ich glaube, ich darf Ihnen offen sagen, daß ich Ihnen dankbar bin. Sie sagten mir die ungeschminkte Wahrheit. Sie sprechen aus, was mich erfüllt, aber was ich nicht wahr haben möchte." — „Warum?" — „Was berechtigt Sie, meinen Richter zu spielen? Sind Sie nicht in derselben Lage wie ich? Sie fühlen nur nicht die Verantwortung, die ein Mann meines Alters fühlt! Sie haben auch mit einem Menschen gespielt, aber Sie überlassen es dem armen Jungen, wie er damit fertig wird!" — Henriettes Augen blitzten ihn an. „Was fällt Ihnen ein? Glauben Sie vielleicht, daß ich es nicht ehrlich mit Ortlieb meine?" — „Sie meinen es so ehrlich, wie Ihre Natur ist! Sie locken ihn, und er fühlt es, nicht wahr! Aber Ortlieb paßt eben so wenig zu Ihnen, wie Vilma zu mir!" — „Mitleid hab ich mit ihm! Sonst nichts!" — „Aber, Henriette! Beweisen Sie es endlich! Darum handelt es sich!"

Sie bemerkten plötzlich, daß ihre Pferde seit einer Weile auf demselben Fleck standen. Die Tiere hoben den Kopf und schnoben. Unruhig blickten sie zur Dünenhöhe empor. Jetzt vernahmen auch die Reiter das dumpfe, immer stärker werdende Brausen, das hinter der Höhe erscholl. Salzige Frische stäubte durch die Luft. Die Pferde scheuten den Riesen, der sich unsichtbar in der Nähe wälzte. — „Hören Sie?" flüsterte Henriette. „Die See!" — „Gewiß, das ist die See. Wir wollen endlich hinüber." — „Unsere Gäule wollen nicht." — „Ach, geben Sie ihm nur tüchtig die Sporen. Man muß sich mal austoben."

Mit schmerzenden Muskeln jagten die Pferde empor. Auf der Höhe hielten sie wieder. Das Bild, das sich den Reitern bot, beantwortete alle Fragen. Was da unermeßlich lag und seine sturmgrauen Wogen zum Strande sandte, es war das allmächtige Leben, das Ja zu sich selbst sagte, der Triumph über jeden müden Gewissenskampf. Demetrius und Henriette standen vor dem Element ihrer eigenen Natur. Stumm und staunend betrachteten sie das Wunder. Unter einem farbig zerrissenen Himmel tanzten unzählige Silber-

feuer. In wortlosem Einverständnis glitten die Reiter von ihren Rossen. Sie stiegen zum Strande nieder. Sie standen bald dicht vor dem lockenden Naß. — „Das ist doch mehr als der Wald!" rief Demetrius. — „Ich wohne am Meer!" erwiderte Henriette. — „Glauben Sie, daß ich nicht auch am Meer zuhause bin?" — „Das glaub ich, wenn Sie sich dazu bekennen!" — „Wir haben uns beide verirrt, Henriette!" — „Wollen wir es wieder gut machen?!"

Er riß sie plötzlich an sich. Zu ihrem Selbst erlöst, umklammerten sich die beiden. — „Komm!" flüsterte Henriette. „Komm mit! Zu mir!" — „Du ladest ja nur zum Fischfang ein!" war seine leise lachende Antwort. „Das ist auch besser! Das ist lustiger! Das ist ein ehrliches Spiel!"

VI.

Graf Christian hatte nach der Tafel nicht geruht. Unrast erfüllte ihn, und er war in sein Arbeitszimmer hinaufgegangen. In dem weißen, schlichten Raum, der von Büchern und Globen verdunkelt wurde, wartete er auf etwas, was eigentlich nicht kommen konnte. Nie wagten sich seine Kinder in das Arbeitszimmer hinauf — der Speisesaal war das neutrale Gebiet, wo sie mit dem Vater zusammentrafen. Heute aber wünschte er ihr Kommen. Heute spürte er zum erstenmal Sehnsucht nach Ortlieb und Vilma. Der Graf stand in dem Alter männlicher Beängstigung. Sein Geist hatte die reife Kälte des Lebensüberwinders, aber er war seines Körpers noch nicht Herr. Ein Jugendrest kämpfte in ihm, und mit einem Fuße schon stand er im Greisenland. Auch den Fünfziger hatte die plötzliche Berührung mit der Welt stark ergriffen. Er hatte nicht nur seinen Kindern die Jagd auf Ubbeloh geschenkt. Plötzlich wußte er wieder, wie Menschen sprachen, wie sie liebten, lachten und hofften. Der Einsamste mußte, wenn er die Tür seiner Einsamkeit geöffnet hatte, mit. Es gab kein Zurück. Die Fäden der Seele waren wieder angeknüpft, und ihm selbst lag nun daran, zu wissen, ob er anderen etwas wert geblieben.

Keinen festen Vorsatz hatte Graf Christian. Was ihn in seinem stillen Zimmer erfüllte, war nur ein buntes Wirrsal von Farben, Stimmen und Gestalten. Er lebte wie in einem Opiumrausch. Seit den Tagen von Singapore hatte er dies nicht mehr empfunden. Es war etwas Großes, Beglückendes, und doch etwas Aussichtsloses. Er setzte sich an den Schreibtisch, hielt sich Augen und Ohren zu und dachte an seine Kinder. Sie litten sicher große Schmerzen, doch im Grunde beneidete er sie. Seltsamerweise kam ihm noch immer nicht der Wille, nachzuforschen und die Ursache ihrer Verwirrung zu erkunden. Er sah sie nur in dem Wunder ihrer Empfänglichkeit, in dem unermeßlichen Reichtum, den die Jugend an das Leben zu spenden hatte. Freude und Qual reichten sich die Hände — sie wurden zum Geheimnis des Glücks. Ein alter Mann war fern davon. Ein alter Mann zog in Zweifel,

bevor er glauben konnte. Hatte er nicht des Weinrausches bedurft, um in seinen Gästen die Menschen zu lieben? Sah er nicht ihre Bilder nur in Tabaksqualm und Pulverdunst, das mörderische Gewehr in der Hand? Was war er selbst? Als was galt er ihnen? Ein wunderlicher Abtrünniger, der in das gemeine Leben zurücksank. Er konnte nicht mehr Schritt mit ihnen halten — es war ein Irrtum, sie zu rufen. Wenn er noch sein Herz hätte an ihr Leben verlieren können. Verlieren — gleichviel — nur etwas haben, das ein Verlust wurde!

Grollend dachte Graf Christian an Henriette de Kyppers. Sie enttäuschte ihn völlig. Ihr Brief hatte den Wunsch nach Menschen, nach Leben in ihm geweckt. Er wollte die tote Liebe seiner Jugend in ihr erstehen sehen. Nun war da ein modisches Fräulein gekommen, eine kluge und zierliche Kokette, und sie machte seinen alten, mißtrauischen Kopf dem heiligsten Wahn abtrünnig. Keine Regung stieg in ihr empor, mit dem Gastgeber in die Schatzkammer seiner Erinnerungen hinabzusteigen. Sie huschte an ihm vorbei und erwies sich in ihrer Leichtigkeit so plump, in ihrer wesensverwandten Anmut so wesensfern der Verstorbenen. Nur zu Demetrius Kruwatkin drängte es sie hin, das hübsche Tier zum hübschen Tiere. Das spürte Graf Christian. Dann erst folgte sein innerer Blick den Kindern. In den grünen Hallen ihres Waldes irrten sie umher — einsam, gemeinsam, Verdammte und Selige. Sie konnten nicht mehr an seiner Tafel sitzen. Diese Freude ließen sie ihm. Und er war völlig satt.

Ruhelos stand Graf Christian vom Schreibtisch auf. Er konnte nicht mehr allein sein, er ging hinunter, um nachzusehen, ob die Gäste sich schon wieder in der Halle versammelten. Als er durch ein Treppenfenster blickte, sah er Ortlieb und Vilma über die Landstraße kommen. Sie hatten sich am Buddensee getroffen und kehrten nun langsam in das Schloß zurück. Da vergaß der Graf seine Gäste und schritt durch die Halle, ohne sich umzublicken, vor das Tor. Ortlieb und Vilma sahen, daß der Vater auf sie wartete. Mit niedergeschlagenen Augen blieben sie unter den Stufen der Freitreppe stehen.

„Was ist mit euch?" fragte der Graf scheinbar ruhig. „Habt ihr euch in der Stunde geirrt, oder ist euch sonst etwas zugestoßen?" — „Wir bitten um Verzeihung, Vater," flüsterte Ortlieb. „Wir haben uns verspätet." — „Ja. Aber was ist der Grund?" — „Ich bin schuld. Es war mir unmöglich, zur Mittagstafel zu kommen. Es trieb mich immer weiter in den Wald hinaus — ich weiß nicht, warum. Vilma hat mich gesucht, darum kam auch sie nicht." — Der Graf sah von einem zum andern. „Ihr seid undankbare Geschöpfe. Ich glaube, ihr freut euch gar nicht über die Jagd. Ihr seid von allem enttäuscht — nicht wahr?" — Da geschah etwas Sonderbares, den Vater im Innersten Erschreckendes. Er hatte gegen seinen Willen nicht streng, sondern mit unsicherer Stimme gesprochen. Die Kinder aber erfaßten plötzlich seine Hände und starrten ihn in furchtbar ringendem Schweigen an. Dann schüttelten sich die jungen Gestalten, taumelten zur Seite und liefen davon.

Der Graf trat, von neuer Ahnung ergriffen, in die Halle zurück. Was ihn jetzt erfüllte, war nicht mehr der Druck seiner Einsamkeit, sondern sehnsüchtige Vatersorge. Er sah sich um, als suchte er ein höheres Wesen, einen Nothelfer, einen Freund. Nur ein einziger Gast war in der Halle. Auf ihn fiel des Grafen Blick. Albertus Poschinger saß vor einem Schachbrett — er hatte keinen Gegenspieler, sondern spielte mit sich selbst. Graf Christian näherte sich dem Vertieften. „Wer wird matt?" fragte er leise, nachdem er ihm eine Weile zugesehen. „Mir scheint, die weißen?" — Der Doktor sah zu ihm auf — er lächelte in das blasse Gesicht seines Wirtes. „Will's hoffen," antwortete er. „Die Weißen sind die Dummen und Vielzuvielen, die sich gegen die schwarzen Truppen aufgestellt haben." — „Ich sehe aber nur Sie als Feldherrn, Doktor. Sollte Ihre Hand auch den Feind lenken?" — „Wer sonst? Sie ist nicht nur für meine Kraft, sondern auch für meine Schwäche verantwortlich. Beide kommen aus derselben Hand. Im Gehirn sitzt die Instanz, die über beide urteilen kann. Für die gibt es nur zwei Gegenspieler aus einer Mutter. So halte ich Abrechnung."

Der Graf sah eine Weile dem seltsamen Spiel zu — dann trat er zurück. „Ich will nicht stören." — Sofort warf Albertus Poschinger die Figuren zusammen und erhob sich. „Ein Zeitvertreib — ich bitte Sie," sagte er ohne Verstimmung. „Ich bin natürlich bei Ihnen, wenn Sie mich brauchen." — Graf Christian sah in die gütig durchdringenden Augen des Doktors. „In der Tat," antwortete er langsam. „Mir ist so, als brauchte ich Sie wieder." — „Das freut mich." — „Sie sind nicht durch die öden Mittel der Genußsucht zu finden. Sie zeigen Ihr Gesicht auch ohne Wein und Pulverdunst. Sie sind ein Arzt." — „Wie gut, daß Sie mich Arzt nennen! Sind Sie nicht immer ein Feind der Ärzte gewesen?" — „Feind?" — „Nun ja, in dem einen, wohlberechtigten Sinne, daß eitle Eindringlinge aus der Bücherwelt in die gesunde Realität keine Ärzte sind. Ich glaube für Sie etwas Besseres zu sein. Ich kenne Sie, und seit gestern kenne ich auch Ihre Kinder."

Betroffen stand Graf Christian und senkte den Blick. „Warum sprechen Sie von denen?" — „Sind sie nicht das Thema? Oder irre ich mich?" — „Nein." — „Nun, so will ich Ihnen auch gestehen, daß in meinem Schachspiel da die Kraft mit der Schwäche gestritten hat, Ihrer Kinder wegen. Die Kraft sagte: Geh zum Vater und hilf den armen Geschöpfen. Die Schwäche aber knurrte dagegen: Nein, das gehört sich nicht. Du bist hier Gast, du darfst dich nicht in das Privatleben deines Wirtes drängen. Ja, so absurd wagt oft die Schwäche zu sprechen. ‚Privatleben!' Ein ehrlicher Kerl denkt an Mut und Vertrauen!"

Erstaunt sah der Graf den Doktor an. „Sie sind noch der alte Hexenmeister. Kaum berührt man Ihren magischen Kreis, so wird man schon hineingezogen. Aber Sie sind auch aufrichtig, und das fordert Aufrichtigkeit. Ich mache Ihnen das Gegengeständnis, daß ich einen Nothelfer suche. Als

mein Blick auf Sie fiel, dachte ich: der ist es vielleicht unter meinen Gästen. Ich begreife nicht, warum ich nicht sogleich auf Sie verfallen bin. In Kopenhagen oder in Ubbeloh — Sie sind nun einmal mein höllisch himmlischer Arzt."

„Ich hoffe, daß die Hölle sich nur auf meine arme Unsicherheit bezieht," antwortete der Doktor, das zusammengeworfene Schachspiel betrachtend. „Den Himmel wollen wir auf sich beruhen lassen. Wir sind Menschen, die sich ein bissel näher stehen, als andere Menschen. Das Beste, was ich getan habe, geschah in Kopenhagen. Das ist lange her, und was gefolgt ist, läßt es mich kaum noch erkennen. Es geht mir wie dem Künstler, dessen Erstling seinen Ruhm begründet hat, und der nach späteren Fehlschlägen das Erfolgswerk nicht mehr als sein eigen empfindet." — „Erscheint Ihnen mein ganzes späteres Leben als Fehlschlag, Doktor?" — „Ich spreche doch nicht von Ihnen. Aber wenn Sie wollen — ich denke an die Kausalität, die nicht in unseren, sondern in Gottes Händen ruht. Jedenfalls braucht der Helfer Hilfsmaterial. Ich hatte es damals in Kopenhagen. Sie waren jung, und Karoline de Kyppers war nach Beppina die beste Frau, die ich kannte. Ihre Tochter —" — „Nun? Was halten Sie von Henriette?" — „Das will ich Ihnen ohne Rückhalt sagen. Sie erscheint mir wie die meisten Sprößlinge großer Naturen. Es reicht gerade, um sie als Erscheinung zu respektieren. Henriette geht als ausgeblasene Schale ihrer Mutter durch die Welt."

Graf Christian schritt nachdenklich in der Halle umher. „So hart urteilen Sie über das Mädchen?" — „Ich weiß, daß ihr Bild mich wieder weich stimmen könnte. Aber was liegt am Bilde? Es handelt sich nicht um ihren malerischen Effekt, sondern um ihre Menschenseele." — „Ist Ihnen aufgefallen, Doktor, daß zwischen Henriette und meinem Neffen sich eine Beziehung angesponnen hat? Seit gestern? Seit gestern kennen sie sich erst." — „Das ist der Beweis für ein Gespinst. Aber mir ist noch etwas anderes aufgefallen, Herr Graf. Darf ich offen sprechen?" — „Gewiß, Doktor." — „Auch wenn es Ihnen nahegeht? — „Es soll mir nahegehen." — „Das ist gut! Das nenne ich väterlich geantwortet! So sag ich Ihnen denn: wir stehen in der letzten Stunde, Ortlieb und Vilma zu retten!"

Der Graf fuhr zusammen. „Was sagen Sie da?" — „Ich sage: wir stehen in der letzten Stunde, Ortlieb und Vilma zu retten!" — „Wovor?" — „Vor der, über die ich hart geurteilt habe, und vor dem, der endlich mit Männern zu tun haben muß!" — „Henriette und Demetrius?" — „Ortlieb und Vilma verlieren ihren Frühling an sie. Lassen Sie sich vor dieser Herbstjagd warnen." — „Das also ist es? Darum ihre Verstörtheit? Ihre Flucht? Was ist denn geschehen?" — „Noch nichts, und doch zuviel. Sie werden gelockt, und nirgends zeigt sich Verantwortung." — „Wissen meine Kinder, daß die beiden, an die sie sich verloren haben, zueinander gekommen sind?" — „Sie werden es erfahren, und es wird die große Not ihrer Jugend sein." — „Seien Sie wieder mein Arzt! Retten Sie meine Kinder! Ich aber will

die treulosen Vogelsteller zur Rechenschaft ziehen!" — „Das bitte ich Sie zu unterlassen! Das wär, als ob ein fieberkrankes Kind von den Händen des Arztes und des Vaters hin und hergeschleudert würde! Zwei Lieben, die gegeneinander wirken, sind Haß! Nein, halten Sie sich fern von den Krankheitserregern! Wenn es mir gelingt, ihre Wirkung aufzuheben, so sind sie wesenlos! Es kommt auf eine Kur der Entwertung an! Sie ist nicht leicht, aber sie gelingt in manchen Fällen!"

Graf Christian drückte Albertus Poschingers Hand. „Wie klar ist mir das Dunkel Ihrer Worte. Ich verstehe Sie. Ich übergebe Ihnen alles und pfusche Ihnen nicht ins Handwerk. Vielleicht erfahre auch ich jetzt die Wundermacht Ihrer Kur." — Der Doktor sah erstaunt auf den Grafen. Er hatte sich seltsam verändert — seine Züge bebten in hoffnungsvoller Erregung. „Sie?" fragte Poschinger. — „Ja! Denn ich bin doch der eigentlich Schuldige! Der Künstler, der nichts mehr von seinem Erstling weiß! Ich habe zwei Kinder gezeugt, und sie wären mir fast ins Nichts entglitten! Das meinen Sie, das werfen Sie mir vor und sprechen von einer ‚Kausalität', die in Gottes Händen ruht! Schonen Sie mich nicht mehr, Doktor! Ich will meine Hände reinigen! Helfen Sie mir zum letztenmal! Dann sei diese Jagd mein letztes Verbrechen!"

VII.

Ortlieb und Vilma gingen nach ihrer Flucht vor dem Vater die Dorfstraße hinunter. Sie hatten kein Ziel, sie wußten überhaupt nicht, wo sie waren. Stechend verfolgte die Sonne ihre Scheitel, obwohl es schon später Nachmittag war. Der Himmel trübte sich — man konnte Regen erwarten. — „Wann gehen sie fort?" fragte Ortlieb plötzlich, ohne die Schwester anzusehen. — „Übermorgen," war Vilmas Antwort. — „Morgen werden Hasen getrieben. Das ist eine kindische Jagd." — „Mir ist, als ob jede Jagd kindisch wäre. Ich schäme mich für die alten, blutgierigen Männer." — „Henriette und Demetrius . . ." Ortlieb stockte. — „Henriette und Demetrius?" fragte Vilma, kaum die Lippen bewegend. — „Sie haben Freude daran. . ." — „Wir verstehen es wohl nicht so, Ortlieb. . ." — „Sie kommen zu uns und schießen auf uns. . ." — „Auf uns?. . ." — „Verzeih . . . ich bin so wirr . . . ich bin so lange umhergelaufen. . ." — „Ich verstehe dich, Ortlieb. . . Wir müssen nur Geduld haben — wir müssen warten. . ." — „Worauf?" — „Sie gehen ja nicht fort ohne uns. . . Sie werden alles tun, was nötig ist. . . Sie achten doch unsern Vater. . ." — „Warum sind wir unserm Vater eben davongelaufen? Wann wird die Gelegenheit wiederkommen? . . . Er wollte uns, Vilma." — „Es war schrecklich, daß wir ihn nicht wollen konnten."

Sie blieben plötzlich stehen. Zwei dunkle Reiter kamen ihnen entgegen. Zwei dunkle, mächtig hohe, trabende Reiter. Das war ein wunderliches Bild auf der Straße von Abbeloh.

Ortlieb und Vilma wichen zur Seite. Wie scheue Bettler standen sie im Staub. Fast wären Demetrius und Henriette an ihnen vorbeigetrabt. Aber Henriette bemerkte die Gestalten am Wege und drehte sich um. „Die Zwillinge!" rief sie in ihrer schnell gefaßten Art. — Jetzt hielt auch der Baron. „Wahrhaftig! Guten Abend! Wir haben einen Strandritt gemacht! Es war wundervoll!" — „Wir waren im Walde", sagte Vilma tonlos. — „Natürlich!" lachte Henriette. „Aber wir können zusammen ins Schloß zurückkehren! Wir reiten Schritt, Herr Baron — nicht wahr?" — „Aber das wäre ja grausam! Wir nehmen die kleinen, müden Wanderer aufs Pferd! Das ist doch das Einfachste!" — „Eine gute Idee! Natürlich! Den starken Bauerngäulen schadet es nichts! Kommen Sie, Ortlieb!" — „Nein, nein," stammelte der Jüngling. Vilmas Augen waren fiebrig glänzend zu Demetrius emporgerichtet. Sie wollte mit ihm reiten. Sie brauchte die Berührung mit ihm. — „Hoffentlich zieren Sie sich nicht, Cousinchen!" rief der Vetter. „Stellen Sie nur Ihr Füßchen auf meinen Fuß — nun hopp! Da sind wir schon!" Er hielt Vilma lachend fest, und sie konnte die Hände auf den starken Hals des Pferdes stützen. Mit halbgeschlossenen Augen spürte sie Demetrius' Nähe. — Henriette beugte sich jetzt zu Ortlieb nieder: „Aber Sie werden mir doch keinen Korb geben? Sie werden doch nicht ganz allein auf der Landstraße bleiben? Hopp, Ortlieb, sonst denke ich, Sie fürchten sich vor mir!" — Als der Baron ein aufreizendes Gelächter anstimmte, sprang Ortlieb katzengleich zu Henriette hinauf. Sie hielt ihn wie ein Knäblein, mit dem sie Hopphoppreiter spielte. Er konnte sich zwischen Pferdehals und Frauenkörper nicht dagegen wehren. — „So!" rief Demetrius lachend. „Jetzt kann die Karawane sich in Bewegung setzen!"

Überlegen blickten sich die beiden Reiter an. Sie sagten sich mit diesem Blick, daß sie verwirrte Seelen beruhigt nach Hause trügen. Während Vilma träumend alles über sich ergehen ließ, verstand Ortlieb den Vorgang in scharfer Klarheit. Er erduldete den Ritt, wie in alter Zeit ein verhöhnter Sünder, der auf einem Esel durch die Gassen gezerrt wurde. Er wußte nur, daß diese Beschimpfung nicht geschehen durfte. Als das Schloß endlich erreicht war, und die Geschwister zu Boden gleiten konnten, riß Ortlieb seine Schwester zur Seite. „Jetzt ist es vorbei!" flüsterte er. — „Was ist vorbei?" — „Sie wollen uns wieder zu dummen Kindern machen!" — „Nein, Ortlieb!" — „Sie sollen Ernst sehen!"

Nach der Abendmahlzeit saß man in der Halle beisammen. Der Graf ließ seinen Gästen einen schweren, süßen Wein kredenzen. Er stammte aus den italienischen Alpen, war 'heiliger Wein' benannt und durch Albertus Poschingers Vermittlung nach Ubbeloh gekommen. Als der Doktor sah, daß die Köstlichkeit gewürdigt wurde, stiftete er als ebenbürtiges Konfekt seine Lieder dazu. Es stellte sich heraus, daß er einen unentbehrlichen Gegenstand in der Reisetasche mitgebracht hatte: die Mandoline holte er herbei und

setzte sich zierlich zurecht, indem er nach Straßensängerart das linke Bein über das rechte legte. Dann sang er.

Seine besten Hörer waren Ortlieb und Vilma. Die Geschwister saßen dicht beisammen, abseits von den anderen. Sie hatten auch den 'heiligen Wein' in der Hand. Sie tranken heute tief und dürstend die Schönheit der Welt, das Leben und den Tod. Sie sanken in einen großen, nie gekannten Traum. Der Vater lauschte in ernster Spannung. Seine Augen richteten sich bald auf den Sänger, bald auf die Kinder. Er wußte, daß der Doktor für sie sang. Für sie beschwor er Venedig und Neapel. Dieser Deutsche konnte seine Seele entfalten. Andächtig lauschten die Jäger, als ob für ihre Grauköpfe solche Wunderquelle rann. Manche kannten es, wovon der Doktor sang. Andere wollten gar nicht mehr hinkommen. Ortlieb und Vilma aber verzehrten sich in dem Wunsche, es zu sehen. Der Vater nickte ihnen zu, als ob er diesen Wunsch gewährte, doch sie verstanden ihn nicht. Sie glaubten ihn in selige Erinnerung verloren. —

Nach dem Gesange gingen Demetrius und Henriette unbemerkt in die Nacht hinaus. Heute war es dunkel auf der Waldstraße; zwischen schweren Wolkenballen zuckte hie und da ein Stern. Die Liebenden ließen das Schloß mit seinen erleuchteten Fenstern hinter sich und gingen Arm in Arm die Straße hinauf.

„Wie schön der Lahme sang," sagte Demetrius mit weicher Russenstimme. — „Ja, er ist geschickt, aber mich fängt er nicht mehr. Ich mag nur Lieder aus gesunden Kehlen." — Demetrius sah sie betroffen an. „Warum so schroff, Henriette? Ich glaube, aus Unglücklichen kommt oft der schönste Gesang." — „Albertus Poschinger ist nicht unglücklich! Davor schützt ihn seine Eitelkeit! Aber es ließ sich erwarten, daß er dich harten Mann noch sentimental macht!"

Sie hüllte sich in ihr schimmerndes Tuch. Es zuckte in seinem Arm, als wollte er sich von dem ihrigen lösen. Erschrocken hörte er, welcher Haß aus ihrer Stimme klingen konnte. Er glaubte sie plötzlich gealtert, entstellt. Mißtrauisch blickte er ihr hübsches Gesicht an. Dann aber beruhigte er sich gewaltsam. „Nicht doch, Liebste. Laß den häßlichen Doktor. Vergiß seine Lieder. Ich wollte nur aussprechen, daß er mir heute abend lieber geworden ist, aber ich begreife, daß er deine Gunst nicht finden kann." — „Freilich nicht!" rief Henriette, heftig atmend. — Befremdet sah Demetrius sie an. Was bedeutete das? Sie konnte Albertus Poschingers wegen unmöglich einen Kampf bestanden haben.

Ohne ihre Regung zu begreifen, sagte er ablenkend: „Ja, wer durch ein hübsches Lied und ein Gläschen Wein vom Druck seiner Seele befreit werden könnte! Ich beneide diese alten Philister, die sich so leicht in die angenehmste Stimmung versetzen lassen!" — „Mußt du sie beneiden? Jetzt noch? Das wäre ja schlimm für mich!" — „Sei doch nicht immer gekränkt, Henriette. Verstehe mich lieber. Im Innersten bin ich natürlich froh. Aber

du begreifst wohl . . . Ich mache mir nicht etwa Vorwürfe . . . Durchaus nicht . . . Das eine war Spielerei, und das, was wir haben, ist der wahre, einzige Ernst. Nur möchte ich erst auf gutem Wege fort sein. Ich bin nicht mehr gern hier. Es drückt mich, hier Gast zu sein. Ich würde am liebsten schon morgen früh fahren. Geht es dir denn nicht ebenso?" — Henriette nickte. „Gewiß. . . Man steht vor Dingen, die man nicht ändern kann . . . Es ist stärker gewesen, als wir . . . Aber schuldig fühle ich mich auch nicht . . . Nein, Demetrius . . . Nur fortgehen dürfen wir morgen noch nicht. Das ist unmöglich." — „Warum? Des Grafen wegen?" — „Besonders des Grafen wegen. Er würde Verdacht schöpfen. Er würde seine Kinder zum Geständnis bringen. Hast du nicht gesehen, wie er sie heute schon beobachtet hat?"

Demetrius blieb plötzlich stehen und sah sich um. — „Was hast du?" — „Mir war, als ob jemand hinter uns wäre." — „Niemand ist zu sehen. Erschreck mich doch nicht so." — „Waren Ortlieb und Vilma noch in der Halle, als wir gingen?" — „Ich habe mich nicht um sie gekümmert. Ich kann diese Angstaugen nicht mehr ertragen." — „Ja, diese Angstaugen. . ." — „Es ist schrecklich, wenn du melancholisch wirst, Dimitri. Das steht dir wirklich gar nicht. Du mußt lustig sein, du bist ein Mensch, der an sich selbst glauben muß. Ich bin auch so. Komm nur nach Kopenhagen." — „Du weißt, ich muß auf mein Gestüt zurück." — „Ja, wenn dir deine Pferde wichtiger sind, als ich!" — „Man ist nicht zum Vergnügen einer schönen Dame auf der Welt." — „O, nein, Herr Baron! Ich werde Ihnen mein Vergnügen nie zur Last legen!"

Sie waren in Hitze geraten. Angst und Groll klangen aus ihren Worten. Mit steinernen Mienen gingen sie weiter. Das Sausen des Nachtwindes machte sie taub. So hörten sie nicht, daß sie wirklich Verfolger hatten. Zwei schmale, dunkle Gestalten waren dem Waldsaum entstiegen und gingen ihnen somnambulisch nach. Ortlieb und Vilma bedachten nicht, daß Demetrius und Henriette sich umwenden könnten. Was sie sahen, bannte ihre Sinne vollständig. Nach einem langen, gramvollen Schweigen riß der Baron Henriette plötzlich an sich. Leidenschaftlich küßte er die Geliebte. In einem Staunen, das noch nicht Schmerz sein konnte, sahen Ortlieb und Vilma diese Enthüllung. Ihre kalten Geschwisterhände blieben ineinander gekrampft. Ihre Augen starrten in toter Sehnsucht auf das wunderbare, fremde Geschehen.

Jetzt spürten sie, daß die Verfolgten sich umwenden wollten. Da glitten sie stumm in den Schatten der Tannen zurück. Ziellos irrten sie durch den Wald. Zwischen Wolkenufern, in einem silberblauen Himmelssee, erschien der Mond. Sie starrten in den bleichen Tröster empor — sie blieben auf einer kleinen, magisch leuchtenden Wiese stehen. Es war dieselbe Wiese, wo Ortlieb einst in Henriettes Armen gelegen. Vilma wußte nicht, welche Erinnerung den Bruder hier befiel. Aber es war auch ihrer Seele seltsamer Drang, von den Verlorenen zu sprechen. Die Geschwister genossen, aneinander

geschmiegt, ihre blutende Seligkeit. Auch sie spielten mit dem, was furchtbarer Ernst geworden.

„Ach, schön waren sie, als sie auf der Straße standen!" flüsterte Ortlieb. „Fühltest du das nicht auch, Vilma? Da begriff man erst, was Liebe ist! Die wirkliche Liebe der Klugen und Großen!" — Vilma nickte. „Ja, Ortlieb. Ich glaube, es kommt daher, weil sie Menschen sind, die alles vorher wissen. Sie können nicht in Gefahr kommen. Was uns zerstört, hebt sie empor. Das eben ist das Leben. Glaubst du nicht auch, Ortlieb?" — „Sicherlich, Vilma. Brüdigam — weißt du noch Anton Brüdigam — der war oft ganz betrunken, wenn er mich unterrichten wollte. Aber dann sagte er Dinge — sehr wahre Dinge, Vilma. Man muß ein ausgepichter Schurke sein, um mit dem Leben fertig zu werden, sagte er. Wenn ich anständig bleiben wollte, würde ich ein schnelles Ende finden. Das sagte Anton Brüdigam. Heute erst versteh ich ihn."

Vilma warf sich in die Knie und strich mit bebenden Händen über das nasse Heidekraut hin. So brauchte sie aus ihrem Entsetzen nicht zu ihm aufzusehen. Er hatte sie tief erschreckt. Ein Ton war aus seiner Seele gekommen, von dem sie nichts gewußt hatte. War das der Mann, der so sprach? Und was lähmte sie, den Mann in den Bruder zurückzuzwingen, als Schwester die Hoheit aufzurichten, für ihn und für sie? War das, was Ortlieb bedrängte, auf dem Wege des Notwendigen? Wo landete der Mensch? ‚Laß dich nicht anrühren, Bruder,' wollte es aus ihr sprechen, aber die Worte erstarben vor dem Klang. Auch sie war angerührt. Auch sie riß es hin in ein Namenloses, und Jahre durchmaß das werdende Weib in dieser Stunde.

Da spürte sie plötzlich Ortliebs Hand auf ihrem Scheitel. Wie fremd war diese Berührung — näher doch, als je, ein Urbeginn, ein herrlich Furchtbares. „Seltsam, daß wir so kämpfen und fragen, Vilma," hörte sie ihres Bruders Stimme. „Wir können uns doch alles selbst beantworten? Wir haben es doch nicht schlechter, als die anderen? Wir haben es doch besser?" — „Was meinst du, Ortlieb?" — „Ich sehe dich an und weiß, du bist ein Weib. Sieh mich an, und du wirst wissen, daß ich ein Mann bin. Wir können ehrlicher sein, als die anderen. Wir brauchen keine verborgene Schlange in uns zu fürchten. Du reichst mir nicht den Apfel, und ich esse ihn nicht gegen Gottes Gebot. Wir haben noch nie ein Gebot empfangen. Wer kann uns aus dem Paradies jagen?"

Vilma saß zusammengeduckt und barg das glühende Gesicht im nassen Heidekraut. Der herbe Duft, den sie einsog, betäubte ihre Sinne. „Was meinst du, Ortlieb?" fragte sie leise noch, in schmerzender Hilflosigkeit. — „Erlöse mich, so werde ich dich erlösen! Zeige mir endlich das Weib, so will ich dir den Mann zeigen! Wir waren in einer Mutter Leibe! Das ist uns mitgegeben! Das macht uns gleich und unterscheidet uns!" — Er küßte sie; sie ließ es zuerst geschehen. Er entdeckte ihres Körpers Makel-

losigkeit, und sie trank mit tiefen Seufzern Mannestum aus ihm. Dann aber geschah es, was beide weckte. Dann begriffen sie, daß sie ihr Glück mit der edelsten Waffe zerstörten. Da schlug das Grauen über ihnen zusammen. Sie sahen den Moloch der Sünde zwischen ihren sehnenden Armen. Er trieb das Weib zuerst empor. Wie ein gejagtes Wild flüchtete es vor dem Manne.

Der Schmerz seiner Reue folgte ihr. Doch diese Jagd durch die Wirrnis der Stämme endete erst weit drüben, in einem völlig anderen Nachtbilde. Am Buddensee standen die Geschwister. Zauberisch spielte ein silbergrüner Streifen auf der schwarzen Fläche. Der Mond ließ eine Wange aus dem Wolkenrande schimmern. Plötzlich war Vilmas Flucht gehemmt. Sie fürchtete Ortlieb nicht mehr. „Hier sind wir bei Mutter," rief sie, in leichter Schwere auf eine Bank fallend. — Er setzte sich zu ihr. „Hier verzeihst du mir," kam es tonlos von seinen Lippen. — „Ich habe nichts zu verzeihen, Ortlieb. Aber wir wollen nachdenken, was wir tun müssen."

Sie starrten vor sich hin. Ihre Augen glitten über den See fort, in ein gespenstisch brauendes Dunkel. „Wir sind gegen die Mauer gelaufen, die wir nicht sehen konnten," sagte Ortlieb. „Wir sind arme Menschen." — „Wo ist der Tod?" — „Mutter soll ihn da unten gefunden haben. Vater ist trotzdem in der Nähe des Sees geblieben. Lieder ließ er heute singen und Wein ließ er bringen, süßen Wein. Das wird noch oft geschehen, Vilma, wenn wir uns längst bei der Hand genommen haben und dort sind, wo Mutter war." — „So komm, Ortlieb! Schnell! Die Uhr der Welt soll weitergehen, ohne daß zwei Stäubchen ihre Räder stören!" — Er nahm ihre Hand. Bebend standen sie und beugten sich vor und schoben den Fuß zur Tiefe. Da rauschte es plötzlich im Schilf. Ein Schwarm von dunklen Vögeln stieg, brünstigen Lebens voll, empor und sauste in die Nacht. Tief abgelenkt starrten Ortlieb und Vilma ihm nach. — „Wildenten?" — „Nein, die waren größer. Das sind Schwäne. Die wollen zur See." — „Keine Landvögel?" — „Nein — sie haben hier genistet, aber dann treibt es sie fort, weit fort, über das Wasser in andere Länder!" — „Das ist Glück!" — „Ich glaub es jetzt auch, Vilma! Nur das — solcher Wille! Die Tiere haben es besser, als wir!" — „Komm, Ortlieb! . . ." — „Wohin denn, Vilma?" — „Wir wollten . . . du starrst noch immer den Schwänen nach?" — „Da sind sie noch einmal! Da hinten! Siehst du nicht — im letzten Licht? . . . Nein, in das dunkle Sumpfwasser können wir nicht." — „Wo Mutter gewesen ist?" — „Mutter wußte nichts von wilden Schwänen!" — „Aber wohin sollen wir denn?" — — —

Doktor Albertus Poschinger hatte noch lange in der Schloßhalle gesessen, nach Straßensängerart, in seine Mandoline verträumt. Niemand ‚sammelte' für ihn — die Gäste waren alle ohne Dank in die Nacht hinausgegangen. Plötzlich wurde der Doktor von der Wirklichkeit angerührt. Die

hohe Gestalt des Grafen stand vor ihm. Er fuhr auf. „War's recht so, Herr Graf?" — „Ja, Doktor. Aber ich fürchte, es war zuviel. Sie haben einen Funken ins Pulverfaß geworfen. Ihre Lieder . . ." — „Wo sind Ortlieb und Vilma?" Albertus Poschinger erhob sich. — „An die denk ich eben. Sie verschwanden taumelnd, wie Bacchanten. Ihr Gesang berauschte sie mehr, als Ihr Wein." — „Und die anderen? Wo ist der Baron? Wo ist Henriette?" — „Es war mir, als suchten die Kinder nach ihnen . . ." — „In diesem Rausch? Leichtsinniger Vater, warum wecken Sie mich jetzt erst? Ich muß ihnen nach! Die Stunde ist da! Sie haben den Rausch von mir gebraucht — nun kommt das Erwachen!"

Staunend sah der Graf dem Davoneilenden nach. Verächtlich hatte der Doktor seine Mandoline fortgeworfen. Jetzt plante er Besseres. Sein Spürsinn führte ihn gut. Wohl hatten die Geschwister einen weiten Vorsprung, doch der Lahme erreichte sie. Als sie wie kleine Bildsäulen des Schmerzes hinter der Umarmung der „Großen" standen, sah sie der Doktor. Dann flohen sie verzweifelt ins Waldesdunkel. Wie ihr Schatten folgte ihnen der Arzt. Ihre wundersam schreckliche Rast auf der Wiese wurde ihm nur zur Ahnung. Jäh ging es weiter. Sie entschlüpften ihm nicht. Auch als sie am Buddensee standen, von der toten Mutter gerufen und abgelenkt durch einen Schwarm wilder Schwäne. . . Dieses Stocken, dieses Zögern begriff Albertus Poschinger. Hier setzte er ein, hier nahm er die ratlosen Menschenseelen in seine geübten Bildnerhände.

Behutsam näherte er sich. Dann rief er leise ihre Namen, dreimal leise ihre Namen: „Ortlieb! Vilma! Ortlieb! Vilma! Ortlieb! Vilma!" Sie faßten sich entsetzt bei der Hand — nach einer Weile wagten sie sich umzusehen. Kein Spuk äffte sie. Ein Mensch stand hinter ihnen. Sie erkannten ihn langsam. Es war der wunderbare Sänger. Albertus Poschinger stand zwischen ihnen und dem Tode. Sie wußten es, obwohl der Weg in die Tiefe frei war. Beschämt wandten sie sich ihm zu. „Kinder," sagte er mit weicher Stimme, „wollt ihr den Schwänen nach? Ach, nehmt mich mit! Der Weg ist gut! Der führt ins Leben! Ihr werdet euch doch nicht für ein falsches Märchen opfern?" — „Es war kein Märchen," kam flüsternder Widerspruch aus Ortlieb. „Wir haben nur Mutter gesucht. Sie hat uns gerufen, denn sie hat das Leben gehaßt, wie wir." — Der Doktor drückte Ortliebs Arm. „Mein lieber, junger Freund! Ich kannte deine Mutter! Ich weiß die Wahrheit über sie! Aber sagt mir erst, ihr zwei, sagt es mir ohne Scheu: haltet ihr mich für einen Lügner oder einen ehrlichen Mann?" — Die Geschwister schlugen die Augen nieder. — „Keinen Lügner also? Dann will ich euch dienen. Ich bitt euch, glaubt mir mehr, als allen Ammen und Tanten. Ich muß euch diesen See entzaubern — aber so wird's euch noch mit vielen Geheimnissen gehen. Glaubt mir, es bleibt genug des echten Zaubers übrig. Eure Mutter ist nicht hier gestorben. Sie wollte

wohl ihre Schwermut da unten ins Grab werfen, aber sie wurde gerettet und fand erst nach Jahren im Krankenbett den Tod."

Ortlieb und Vilma blickten noch einmal mit bangem Staunen auf den See — dann sahen sie ihn nicht mehr an. Ihre Augen ruhten auf dem Doktor. Er führte ihre keimende Dankbarkeit auf die mondhelle Landstraße zurück. „Mir scheint," fuhr er nach einer Weile lächelnd fort, „und ihr werdet mir ein offenes Wort nicht übelnehmen — ihr habt euch das Bild eures Vaters ein bissel zu schwarz gemalt? Weil ihr die Farben immer aus dem großen Topf der Vorwürfe geholt habt? Ist's nicht so? Ihr seid zu keiner hellen Erkenntnis gelangt, weil es euch geläufig war, eurem Vater die Schuld am Elend der Mutter zu geben? Doch ich versichere euch — Schuld hatten beide — ihr müßt halt umlernen!" — „Wir haben Vater immer gerecht zu werden versucht," warf Ortlieb leise ein. — „Ja, Ortlieb. Aber zuletzt wurden wir bitter gegen ihn und sahen ihn als Mutters Verderben," widersprach Vilma. — „Mußten wir nicht? Er ließ uns immer allein. Nie konnten wir ihm ins Herz sehen." — Der Doktor nickte. „Brav, Ortlieb. Brav, Vilma. Sage nur jeder sein Sprüchel. So kommen wir weiter. Seht den Feuersalamander!"

Die drei blieben stehen und blickten dem Tierchen nach. „Es gibt wenig Geschöpfe auf der Welt, vor denen mir graut — das da bringt mich in Versuchung," sagte der Doktor. „Wirft man den schwarz und gelb gesprenkelten Satan ins Feuer, so bleibt er unversehrt. Das ist mit Wesen unserer Art nicht gemeint. Wir verbrennen im Feuer. Niemand bilde sich was auf seine Satanskälte ein. Ich bin auch keiner von denen da unten, und mein kurzes Bein verdanke ich einer irdischen Strafe. Ich stellte mich in der Schweiz einmal zwei durchgehenden Pferden entgegen. Die Hotelgäste, die sie zogen, wurden gerettet, aber die arme Notwendigkeit meines menschlichen Wandels blieb lahm. Großes Heil barg trotzdem, was mich arm machte. In dem Wagen hatte Beppina gesessen. Sie wurde meine Frau, weil sie wußte, wie es geschehen. Die Anderen ... Aber wohin gerat ich? Wir wollen wieder vom Salamander sprechen und von euren Eltern. Ja, wir verbrennen in unserm Feuer. Das Schicksal wirft uns mitten hinein, und nun kommts darauf an, daß einer, der nur noch glüht, die armen Flämmchen herausholt."

Ortlieb und Vilma gingen an Albertus Poschinger geschmiegt. Sie sahen auf ihre regelmäßigen Schatten und den unregelmäßigen des Retters. Wie hell war diese Nacht! — „Muß es nicht so sein?" fragte Ortlieb plötzlich umflort. „Muß man nicht verbrennen?" — „Halte treu zu deiner Qual, wie zu deiner Freude," erwiderte der Doktor. „Das ist unsere Herzensehre. Aber prüfe auch, prüfe immer wieder, ob der Gegenstand deiner Herzensehre wert ist. Das ist die große, die einzige Waffe, die wir gegen das Leben haben. Kommt der rechte Gegenstand — dann evviva! Hineingestoßen noch soll der Zögernde werden!" — Plötzlich fühlte der Doktor Vilmas Augen groß

auf sich gerichtet. „Wie ist das möglich? Wie kann man wissen, was doch nicht zu wissen ist?“ — Albertus' Augen küßten die ihrigen. „Du nicht, liebes Kind. Das erwartet man von keinem Brennenden. Der andere, der nur noch glüht, muß helfen. Der muß umwerfen, damit endlich einmal aufgebaut wird!“

Ortlieb und Vilma schwiegen. Betäubt warteten sie, was der Retter weiter sagen würde. Kamen die beiden Namen? Griff er wirklich mit seinen heilen Menschenhänden in ihr höllisches Feuer hinein? Schon lag der Buddensee wie ein verschollener Traum hinter ihnen. Sie dachten nicht mehr an die tote Mutter. Unter den Fenstern des Schlosses schritten sie vorüber. Sie waren dunkel. Die Uhr im Dorf schlug zwölf. Wie rüttelte das an der Pforte der neuen Zeit! Die Jagdgäste ruhten in ihren Betten, um mit der Sonne aufzustehen. Ortlieb und Vilma aber, die nach anderer Beute trachteten, wanderten, von einem verkappten Gott geführt. In schaudernder Ahnung schritten sie der Sonne entgegen. Nein, er nannte die Namen nicht. Vielleicht führte sie ein großer Schelm? Er mußte ja wissen, in welchem Feuer sie brannten — die beiden Namen schwebten wie Funkenkränze über ihren Köpfen. Demetrius! Henriette! Aber er nannte sie nicht. Zart vertraut blieb sein Gespräch bei den Eltern, deren Herzen er ihrer Gerechtigkeit zeigte. Er wußte, daß er sie nicht ablenkte. Auch nicht, als er von vielen fremden, wunderlich und schuldlos Leidenden sprach, die er auf seinem Lebenswege getroffen. Aber er war ein großer Hexenmeister, denn seine Gleichnisse hatten glühende Daseinskraft. Er malte mit wenigen Strichen Menschenbilder und wußte, wie gierig man ihm zuhörte. Das Lebensmärchen, das er ihnen erzählte, fesselte sie. Flutend zog der Strom der Geschöpfe vor ihren geöffneten Augen hin. Jetzt hatten sie einen Führer, jetzt machten sie ihre Herzensehre für das Leben bereit. Sie schwebten über den Boden ihrer Heimat zu kommenden Ländern hin. Chöre voll Inbrunst sangen an jenen Frühlingsufern feierliche Klage, feierliche Lust. Stunden zogen wesenlos in das ewige Reich der Erwartung. Wurden die beiden Namen wirklich nicht genannt?

War denn mit all dem Brausen und Drängen überhaupt noch die alte Not gemeint? — Entsetzt und doch in wogender Lust erkannten Ortlieb und Vilma ihr Vergessen. Schon schmolz in Wesenlosigkeit und verglühte, was sie für ihr Schicksalsfeuer gehalten hatten. Sie standen schon jenseits, in banger Läuterung, und sahen zu. Die beiden Namen brauchten nicht mehr genannt zu werden. Ihre Kindheit verschlang sie, wie unreife Gärung köstlichen Weins. Wohin führte der Retter die Geretteten? Was für ein Schimmer, wie das Jubilieren der Morgenfrühe, umgab sie? — —

Morgenfrühe war es. Stundenlanger Wanderung durch Wald und Moos, durch Hafer und Sand folgte die Rast. Nach hundert Jahren, tönte es in den Seelen der Geschwister. Sie standen auf einer hohen Düne. Sie sahen die Allmacht des Meeres. Die lockte anders, als der nächtige Buddensee. Auch ihr war eine Mutterstimme gegeben, ein Ruf in geheiligte

Ferne. „Frisch!“ rief der Doktor. „Schauts euch an! Lügt das?“ — Ortlieb und Vilma standen, die Hände unter dem Kinn gefaltet, und sahen. — „Nun dreht euch einmal um! Hinter euch geht die Sonne auf!“

Doch die Geschwister wagten es nicht. Gebeugt, um die erste, keusche Wärme, die ihre Scheitel traf, zu empfangen, blieben sie stehen und sandten ihre Sehnsucht zu der grauen Silberlinie des Meeres. Wie sie wuchsen, wie fest und reif ihre Züge wurden! Der Doktor sah lächelnd von einem zum andern. „Seht ihr — nun frag ich euch nicht mehr: glaubt ihr daran? Das ist's, woran wir alle glauben müssen! Und nun zu Schiff! Segel aufgesetzt, Volldampf und hinaus, wo die Schwäne sind! Kommt ihr mit?“ Er hielt die Verstummten. „Ja, Kinder! Wir wollen zusammen unsere Reise machen! Euer Vater gibt seinen Segen dazu! Habt ihr das geahnt? Nun bekommt ihr euren Vater wieder! Die Mutter ruht ja schon in euren Herzen! Wohin aber soll die Reise gehen? Ich denke in alle Weltteile, wo ein Mann zum Mann und ein Weib zum Weibe wird! Nehmt mich mit! Auch wenn ich, was bald vorauszusehen, ein unnützes Anhängsel werde! Ich verdien mir bei euch ein kleines Altenteil, und ihr werdet mir in irgend einem Luftschloß schon heute ein Stübchen gönnen! Weiter will ich nichts, um an Beppina denken zu können, an meine Beppina, die in mir lebt, je tiefer sie vom Leben erlöst ist! Doch still — das ist noch nichts für euch! Das ist weniger etwas, als eure ersten Irrtümer! Laßt es meinem Greisentraum und nehmt vorlieb mit dem Wegweiser! Ihr dürft nicht stutzig werden, wenn er euch zuweilen vor den Leuten lächerlich macht! Er erreicht ja nur mit einem Fuß die Erde — das sehen die Leute gleich, und ich sag euch, es gibt nicht wenige, die darüber lachen! Ihr süßen Kinder, nun bekommt ihr Tränen in die Augen? Wischt sie ab! Die Esel wissen ja nicht, daß ich durch meine Lächerlichkeit schwebe und stets eine halbe Schuhsohle besitze, so sauber, wie sie vom Schuster kommt! Stützt mich — ich stütze euch! So kommen wir um die Welt! Aber nun wollen wir uns eilen, damit wir noch in Ubbeloh sind, bevor euer Vater zur Hasenjagd aufbricht! Ein Herr und ein Fräulein ungewissen Herkommens werden heut gewiß gute Beute machen! Wir gönnen sie ihnen! Nicht wahr? Euer Vater aber ist uns mehr, als ein Hasenjäger! Wir brauchen seinen Reisesegen, und dann geht's, das Ränzel auf, dahin! Addio Meer! Addio Sonne! Auf Wiedersehen!“

Von der Dünenhöhe liefen drei Menschen, Arm in Arm, in den Wald zurück. Der Seewind wirbelte auf, und ein Lachen erscholl, und die schärfsten Augen der Kleinlichkeit hätten in diesem Übermut keine Hemmung entdecken können.

Aus Marwitz' Memoiren.

Der Zusammenbruch des preußischen Staates 1806.

Veröffentlicht von

Friedrich Meusel.

(Schluß.)

Viertes Kapitel.

Die Schlacht bei Auerstedt.

Jenseit Weimar angekommen, sammelten wir mehrere Kavallerieregimenter, die nach und nach zusammenkamen, und Massenbach perorierte wieder, wohin wir uns wenden müßten, um mit dem König zusammenzustoßen, als zuerst Gneisenau zurückkam, der seinen Gefangenen abgeliefert hatte, mit der Nachricht, daß dort — bei Auerstedt — auch Schlacht sei, und gleich nachher der am Morgen von Rüchel hingesendete Leutnant von Pfuel[1]), mit der Gewißheit, daß sie ebenfalls verloren sei und daß der König sich auf uns retiriere! — So waren wir also in der Richtung von Dresden aus nach

[1]) Dieser Pfuel [Ernst v. Pfuel, 1779—1866, der Freund Heinrich v. Kleists, 1848 Kriegsminister und Ministerpräsident], der uns die erschütternde Nachricht brachte, ist derselbe, der jetzt Generalleutnant ist, Chef der Division in Köln und Gouverneur von Neufchâtel. Er war ein talentvoller, aber bis in sein jetziges Alter hinein exzentrischer Mensch. — Stand zuerst bei des Königs Regiment, ging, nicht lange nach dem Antritt der jetzigen Regierung, auf Reisen, schrieb aus der Fremde um den Abschied, den der König aus guter Absicht verweigerte, weil ihm teils Pfuels Wankelmut, teils auch bekannt war, daß er nichts zu leben hatte. Der kehrte sich aber nicht daran und blieb ohne weiteres fort. Er desertierte also eigentlich. Trotz des Prozesses, den er verdient, gab ihm der König aber doch aus Gnaden den Abschied. Bald aber ward dem Pfuel die Untätigkeit zuwider, er suchte wieder Dienste und ward bei den Füsilieren, ich glaube in Preußen, angestellt. — Jetzt war er, wie erwähnt, Adjutant von Rüchel, geriet in den Rückzug, sah, daß alles verloren war, und ritt nach Hause. Er kam zu seinem ehemaligen Vormund, dem alten Herren von Briest nach Nennhausen bei Rathenow, und traf zu seinem Glück an diesem einen Mann von altem Schrot und Korn. Der glaubte anfänglich, er reise mit irgend einem Auftrag; wie er aber vernahm, daß er die Armee verlassen habe, die Magdeburg noch nicht einmal erreicht hatte, fragte er ihn: „Und was willst Du denn schon hier?" — und so trieb er ihn wieder zurück. Pfuel hatte das Glück, nun das Korps von Blücher zu treffen und mit diesem den Feldzug in Lübeck ehrenvoll zu beschließen. Im Jahr 1809 diente er in Österreich, wo er aber, wie ich glaube, erst nach dem Frieden seine Anstellung bekam. 1812 war er in russischem Dienst, machte 1813 und

Erfurt hin und der König in der Richtung von Berlin her eben dahin geworfen! — Jeder von beiden hatte den andern intakt geglaubt, wollte sich auf ihn stützen, und so liefen beide in gleicher Verwirrung ineinander!

Die Schlacht von Auerstedt hatte sich, der Hauptsache nach, folgendermaßen begeben.

Die Armee des Herzogs von Braunschweig war nach der absurden Entsendung der Avantgarde unter dem Herzog von Weimar noch 42000 Mann stark und sowohl mit Anführern als in Ansehung der Truppen selbst weit besser komponiert als die Hohenlohesche.

Außer dem Herzog selbst waren zugegen der Feldmarschall Möllendorff, die Generale Graf Kalckreuth, Blücher, Graf Schmettau, Zastrow und der Prinz von Oranien[1]), lauter kriegserfahrene Leute.

Die Truppen bestanden aus den alten versuchten Regimentern, mit denen Friedrich II. alle seine Siege erfochten hatte, und zwar befanden sich darunter — nach ihren alten Namen aus jener Zeit:

Die Infanterieregimenter Garde, Prinz von Preußen, Ramin, Münchow, Prinz Ferdinand, Hülsen, Schwerin, Stutterheim, Ferdinand von Braunschweig, Prinz Heinrich, Fouqué, Gablentz, Syburg und Schenckendorf, nebst ihren und noch andern Grenadierbataillonen, und ein paar Füsilierbrigaden.

Die Kürassierregimenter Gardedukorps, Gensdarmes, Karabiniers, Leibkürassier, Prinz von Preußen, Schönaich, Driesen, Seydlitz und Kyau.

Die Dragoner von Bayreuth und von Czettritz (die bei Kesselsdorf Bonin hießen).

Die Husaren von Puttkamer und Belling (jetzt Blücher).

Mit dem Herzog von Weimar waren spazieren geschickt Winterfeld, Kannacher und Wunsch-Infanterie, Normann-Dragoner und Ziethen-Husaren, kurz, was einen Namen im preußischen Heere hatte, befand sich bei dieser Armee.

Das Corps de bataille bestand aus drei Divisionen, geführt von dem Prinzen von Oranien und den Grafen Schmettau und Wartensleben, die Reserve unter dem General Grafen Kalckreuth aus den beiden Divisionen Graf Kuhnheim und Arnim.

Die Kavallerie war in 5 Brigaden von resp. 10 und 15 Schwadronen zerstreut, jeder Division war eine solche Brigade beigegeben. Jedoch fand sie Anführer, die ihr eigentlich nicht zugedacht waren, in der Person des Generals Blücher und des Prinzen Wilhelm, Bruders des Königs.

Um eine neue Avantgarde zu bilden, hatte der König den General Blücher von der Rüchelschen Armee kommen lassen; der war erst in der Nacht zum 14.

14 die Feldzüge mit den Kosaken, unter Tettenborn, trat dann mit der russisch-teutschen Legion in unsern Dienst zurück, war 1815 beim Feldmarschall Blücher, dann Kommandant von Paris usw. [v. M.]. Vgl. Allg. Dtsche. Biographie, Bd. 25, S. 705 ff.

[1]) Schwager Friedrich Wilhelms III. (1772—1843), 1815 Wilhelm I., König der Niederlande.

eingetroffen und hatte also weder die Truppen gesehen, die er führen sollte, noch wußte er, wo der Feind stand[1]).

Da man versäumt hatte, am 13. das Défilée der Saale bei Kösen, auf dem Wege nach Naumburg, zu besetzen, so war der Marschall Davout uns zuvorgekommen. Er führte uns 29600 Mann Infanterie in 3 Divisionen und 2600 Mann Kavallerie in 3 leichten Regimentern, also 32200 Mann, entgegen, also waren wir um den vierten Teil stärker als er. Napoleon, der unsere Hauptarmee noch stärker glaubte, hatte ihm selbst gesagt: „Je vous sacrifie, mais je ne peux qu'y faire!"

Davout ging uns über das Défilée entgegen und setzte sich bei dem Dorfe Hassenhausen. Man war nach Auerstedt ohne Avantgarde gekommen und hatte daselbst ohne eine solche gelagert, und da man am anderen Tage früh aufbrechen mußte, wenn man im Laufe desselben die Unstrut bei Freiburg und Laucha passieren wollte, und dennoch vom Feinde soviel wie nichts wußte, so sollte Blücher nun mit 25 Eskadrons voranziehen.

Bei dem undurchdringlichen Nebel an diesem Morgen, dessen ich schon bei der Schlacht von Jena gedacht habe, konnte nichts Unpassenderes erdacht werden. — Wollte Blücher kleine Abteilungen voranschicken, wie es sich gehört, um den Feind herauszufühlen, so verging eine Stunde Zeit. Die hatte man aber nicht, denn die Armee brach eben auf, und er mußte sogleich im Trab in den Nebel hineinreiten. Man sieht aber nicht scharf, so lange man Trab reitet, dazu muß man stillhalten, — und es ist immer noch besser, unvermutet mit Infanteriemassen in einen Feind hineinzugeraten, von dem man erwartet wird, als mit einer Masse Kavallerie, welche mit einem solchen Riegel vor der Nase weder aufmarschieren noch fechten kann; zu beidem muß sie sich bewegen können.

Demzufolge lief es hier schlecht ab. Die Spitze — Bayreuth-Dragoner (jetzt Königin-) — stieß auf den Feind auf der Chaussee, warf ihn, verfolgte ihn bis Hassenhausen und empfing nun aus dem Nebel dicht vor der Nase eine Kartätschenlage. Bayreuth stürzte zurück, eine reitende Batterie ging verloren.

Man denke sich eine Kolonne Kavallerie mit Kanonen auf einer Chaussee im Trab oder gar Galopp, die nichts sieht — mit einem Male, ganz nahe, eine ganze Batterie „Feuer", und die vordersten liegen alle da. Natürlich sprengen die folgenden rechts und links auseinander. Dagegen der erwartende Feind. Er ist durch die zurückkommende Spitze benachrichtigt, die Batterie ist gerichtet, — er hört den Klumpen an den Pferdetritten und dem Geraffel der Kanonen heranbrausen, dann im gelegensten Augenblick „Feuer", — die Infanterie liegt im Anschlage.

Blücher ließ die Kavallerie eine Strecke rückwärts aufmarschieren, und der Herzog, der, wenn die Gefahr wirklich da war, stets wußte, was er zu

[1]) Vgl. Unger, Blücher, Bd. I (1907), S. 271 ff.

tun hatte, ließ die Armee halten und ritt allein vor, um zu rekognoszieren, indem er sagte: „Wer wird eine ganze Armee so blindlings in die Finsternis hineinführen?“ Er kam an das Dorf Hassenhausen, ritt längs demselben herunter und bekam von einem feindlichen Tirailleur von der Seite eine Gewehrkugel durch beide Augen, wodurch er natürlich in demselben Augenblick erblindete, — gleichsam eine Strafe dafür, daß er in den eben verflossenen Tagen mit den sonst hellen Augen seines Geistes nicht hatte sehen wollen. Er hatte in dem Augenblick nur einen einzigen Reitknecht bei sich, der ihn zurückbrachte.

Unterdessen hatte der König aber die Armee schon wieder antreten lassen, — wahrscheinlich war ihm vorgestellt worden, der Herzog werde wieder die kostbare Zeit verstreichen lassen, ehe er zu einem Entschluß komme, und so griff die Division Schmettau den Feind, der aus dem Dorfe entgegengekommen war, an und warf ihn in selbiges zurück.

Eine andere Meinung ist die, daß der Herzog nicht so früh, wie oben erwähnt, zuschanden geschossen worden sei, sondern daß er zurückgekommen und erst bei dem Angriff der Division Schmettau die Blessur bekommen habe[1]). Darauf kommt aber wenig an; die Hauptsache ist, daß die Armee am Beginne der Schlacht ihres erfahrenen Führers beraubt wurde, der ganz gewiß nicht mit 42000 Mann sich von 32000 würde haben schlagen lassen. Der erste übereilte Angriff verursachte für sich allein schon, daß die Armee (die in einer Kolonne marschierte) auseinanderriß und daß die Hintersten nicht früher zum Aufmarsch und Angriff gelangten, als bis die Vorderen schon geschlagen waren.

Der Herzog wurde nach Braunschweig gebracht, hatte aber dort nur einen oder zwei Tage Ruhe. Napoleon, der sich ihm auf das höchste verpflichtet hätte bekennen sollen, daß er ihm durch sein Zaudern vom 4. bis 12. Oktober zu so leichtem Siege verholfen, war von der pöbelhaftesten Wut gegen ihn entbrannt, — vermutlich war es in seinen Augen ein Verbrechen, daß ein deutscher Fürst gegen ihn zu kommandieren wagte. Er schmähete ihn auf die gemeinste Weise in seinen Bulletins, nannte ihn nur „den General Braunschweig“, warf ihm sein Manifest von 1792 vor, welches doch sanfte Schmeichelworte waren gegen Napoleons eigene Manifeste gegen Neapel, Spanien, England usw., — dergleichen man also wohl gegen andere, aber nicht gegen die liebenswürdigste und vollkommenste aller Nationen sich erlauben dürfe, — und erklärte ihn (den Herzog von Braunschweig) seiner Staaten verlustig. Der flüchtete nach Hamburg (oder nach Altona?), denn Braunschweig wurde alsbald besetzt, und starb daselbst nach etwa vierzehn Tagen am Hungertode, indem er hartnäckig alle Speisen verweigerte. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß er binnen kurzem vollkommen geheilt gewesen wäre (aber blind), — aber er sprach mit niemand, antwortete keinem und aß durchaus nicht. Und wenn er nun so lag, allen befohlen hatte, sich zu entfernen, und sich allein

[1]) Diese Darstellung ist die richtige. Vgl. Höpfner a. a. O. I, S. 450, Lettow-Vorbeck, I², S. 394 (der Herzog suchte die Division Wartensleben vorwärts zu bringen).

glaubte, so sahen die an der geöffneten Tür Zurückgebliebenen, wie er die gefalteten Hände emporhob und ausrief: „Mon Dieu! quelle honte! quelle honte!“ — In diesem Gefühle gab er sich selbst den Tod. Dies weiß ich aus dem Munde seines Oberstallmeisters, des Herren von Thielau, der ihn begleitet hatte.

So starb von den Helden des großen Königs der vorletzte. Er ruhete die sieben Jahre der Usurpation in fremder Erde, bis ihn sein Sohn in der Familiengruft dieses Heldengeschlechts konnte beisetzen lassen, von denen zwanzig auf Schlachtfeldern ihr Leben beschlossen haben.

Davout hatte die beiden Divisionen Morand und Gudin bei Hassenhausen, war also der Division Schmettau weit überlegen. Diese ward bald mürbe gemacht, der General selbst tödlich blessiert; er starb nach einigen Tagen in Weimar.[1]) Die Division Wartensleben wurde geholt oder vielmehr ihr Marsch fort und fort beschleunigt, so daß einzelne Regimenter ankamen, während die andern noch im Défilée von Auerstedt steckten. Ihr ging es nicht besser als der vorigen, denn nun war des Davout dritte Division, Friant, angekommen, welche er in unsere linke Flanke sendete, so daß die Brigade des Prinzen Heinrich ganz umfaßt wurde und der ganze linke Flügel zurückgeworfen werden mußte.

Der Prinz von Oranien (jetzt König der Niederlande)[2]), der seine Division zusammenhielt, hatte mit Unwillen die Ursach des langsamen Defilierens der vorigen Division gesehen. Indem die Tête nämlich beständig angetrieben wurde, hatte niemand sich um den Schweif der Kolonne bekümmert, und da durch Auerstedt ein flaches Wasser ohne Brücke fließt, so lief alles einzeln über einen danebenliegenden Steg und kam dadurch natürlich auseinander. Wenn jeder Zug dadurch nur eine Minute verlor (welches zu wenig ist), so verlor jedes Bataillon 8 Minuten, und die Division, welche aus 11 Bataillons bestand, 88 Minuten oder $1^1/_2$ Stunden Zeit.

Oranien ließ nun die seinige dicht aufrücken, stieg, wie die Reihe an ihn kam, vom Pferde, mitten im Wasser, und ließ so die Division durchs Wasser en parade vorbeidefilieren. — Dadurch kam er zwar sehr schnell durch Dorf und Défilée, dies half aber nichts mehr, denn vorn stand es schon so schlecht, daß diese letzte Division auseinandergerissen und zur Hälfte in die Schmettausche, zur Hälfte in die Wartenslebensche eingeschoben werden mußte. Nun waren noch die beiden Divisionen der Reserve übrig und der Stand der Dinge folgender [wie die Skizze auf der nächsten Seite zeigt].

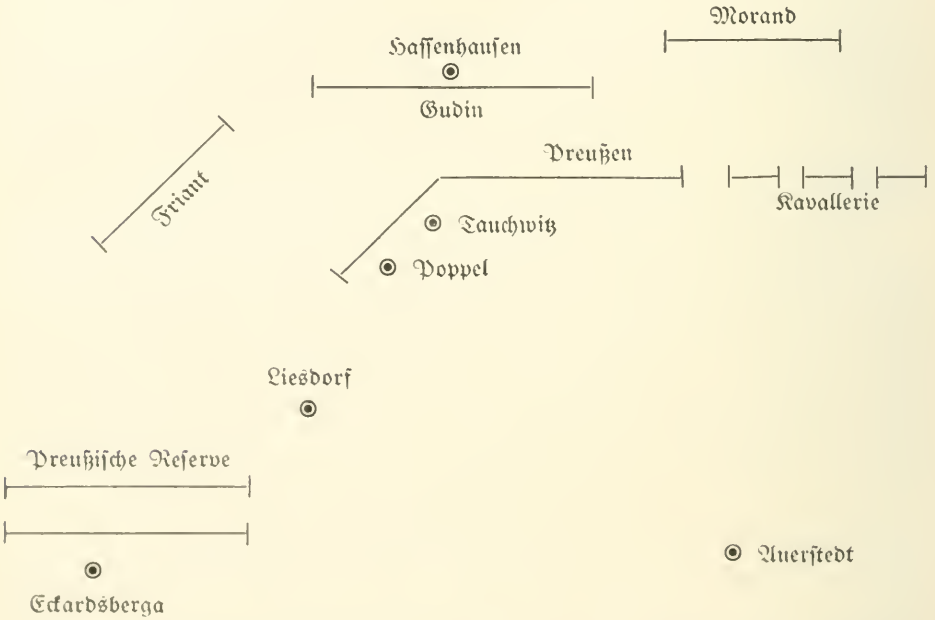
Davout hielt mit den beiden Divisionen Gudin und Morand das Gefecht mit Vorteil gegen die einzeln herangelaufenen Preußen und ging ihnen mit der Division Friant in die linke Flanke. Dies konnte man von dem hoch-

[1]) So fielen Vater und Sohn in Zeit von vier Tagen in diesem unglücklichen Kriege [v. M.].

[2]) Vgl. oben S. 358 Anm. 1.

liegenden Eckardsberga, wo die beiden Divisionen der Reserve standen, deutlich sehen. Es war klar, daß, wenn der General Kalckreuth mit diesen vorrückte, er zuerst den Friant aufrollte und nach und nach die ganze Geschichte, die dann in die hinter ihr fließende Saale kulbutiert worden wäre, und man bat den General Kalckreuth dringend, es zu tun. — Der war nicht der Mann, der solches Rats bedurft hätte, wenn er nur Lust gehabt hätte, etwas zu tun. Aber in dem hämischen Charakter dieses alten Schwerenöters lag die Schadenfreude, wenn es anderen, die seinen Rat nicht begehrt hatten, schlecht ging.[1])

Er erwiderte also: Er hätte hier eine zu untergeordnete Stellung, als daß er etwas tun dürfe, was ihm nicht befohlen worden. Da wäre der König und außer dem Herzog auch noch der Feldmarschall Möllendorff, — die möchten anordnen! und so ließ er vor seinen Augen geschehen, was da wollte.



Die Kavallerie hatte nicht ihren guten Tag. Blücher war zu Anfang der Schlacht mit ziemlich bedeutender Kavallerie von unserm linken Flügel bis zwischen Bunscherau und Hassenhausen hinter dem rechten Flügel des Feindes gewesen, hatte die feindlichen Karrees wiederholentlich attackiert, ohne eindringen zu können, endlich wurde ihm das Pferd erschossen, und diese Regimenter entliefen bis nach Eckardsberga.

Zwei Stunden später war von unserm rechten Flügel der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, der jederzeit, sobald er den Feind erblickt, mit der

[1]) Vgl. Kalckreuths Charakteristik bei Marwitz, Bd. I, S. 89, 401.

Kavallerie in ihn eindringt, bis zwischen Neusulza und Hassenhausen hinter dem[1]) linken Flügel des Feindes gekommen und war in ein Karree eingedrungen, in welchem er ein Pferd unter dem Leibe verlor; aber auch hier hatte unsere Kavallerie das Werk nicht vollendet, sondern war wieder zurückgegangen, so daß der Prinz nur mit genauer Not sich retten konnte. Nur das Regiment Irwing-Dragoner (sonst Bonin und Czettritz) war seiner alten Gewohnheit treu geblieben und hatte ein feindliches Karree rein von der Erde vertilgt.

Dies auch zum Beweise, daß auf beiden Flügeln freies Feld war, das der Feind nicht ganz besetzen konnte, und daß es durch einen gleichzeitig kombinierten Angriff mit unserer Übermacht eigentlich nicht fehlen konnte, ihn in Front und Flanke zugleich zu fassen und zu schlagen.

Denn die Schlacht war sehr hitzig und dauerte den ganzen Tag. Unsere Infanterie schlug sich sehr brav, wenngleich mit denselben Nachteilen der Formation und Fechtart, die ich schon bei Gelegenheit des Gefechts von Saalfeld auseinandergesetzt habe[2]), und wir verloren an Toten und Blessierten 5 Generale und 320 Offiziere. Der Feind gesteht selbst, 270 Offiziere und 7000 Mann verloren zu haben. Er aber gebrauchte seine 32000 von Anfang an vereinigt und geschlossen, wir aber brachten nur 25000 Mann nach und nach ins Gefecht, 17000 waren müßige Zuschauer und deckten nachher den Rückzug. Auf dem Fleck also, wo geschlagen wurde, war demnach der Feind vom Anfang bis zu Ende stärker als wir.

Das ist also der Unterschied zwischen den beiden Schlachten dieses Tages. Die von Jena konnte niemals und unter keiner Bedingung gewonnen werden, selbst wenn die Truppen, die sich dort schlugen, auch nicht Tages zuvor in vier voneinander getrennte, isolierte Haufen zerlegt worden wären. Die von Auerstedt konnte wegen unserer Übermacht und der Stellung des Feindes (auf offenem Felde, das Défilée im Rücken) durchaus nicht verloren werden, wenn man nicht gedankenlos nur mit drei Fünfteln unserer Macht, und zwar auch diese sukzessive opfernd, geschlagen, zwei Fünftel aber gänzlich ungebraucht gelassen hätte.

Dem Marschall Davout macht die Führung des Gefechts und der französischen Armee ihre Tapferkeit große Ehre. Ihm wurde die eine Seite des Hutes durch eine Kanonenkugel rein weggeschossen, und er hat mit diesem Hut auf dem Kopf noch seinen Einzug in Berlin gehalten. — Ich hatte nachher einmal Einquartierung von diesem Korps in Friedersdorf[3]). Die erzählten stolz, wie bei unseren wiederholten Kavallerieattacken Davout selbst sich habe in das Karree begeben müssen und die Soldaten ermahnt habe, fest zu sein und das Feuer nicht zu früh wegzugeben, worauf denn das ganze

[1]) sic.
[2]) Vgl. „Deutsche Rundschau" XLI, 7, S. 125.
[3]) Vgl. Marwitz ed. Meusel I (1908) S. 457 ff.

Karree gerufen habe: „Ne craignez rien, Monsieur le Maréchal!“ — worauf ſie denn alle Angriffe abgeſchlagen. —

Man erzählt bei uns gewöhnlich, nach dem Tode des Herzogs habe niemand kommandiert und jeder einzelne habe für ſich allein gehandelt. Dies wäre ein großer Vorwurf für den König, denn er brauchte nur dem Feldmarſchall Möllendorff das Kommando zu übergeben, der vorzüglich mit dieſen Regimentern, die ihn alle kannten und liebten, die Sache hergeſtellt hätte. Aber der ganze Vorwurf iſt ungegründet. Für den eigenen Kopf iſt in dieſer Schlacht nicht mehr gehandelt worden, als es in einer jeden die Umſtände mit ſich bringen. Der König hat das Kommando geführt, wie wir denn auch ſchon geſehen haben, daß er ſich ſelbſt bei Lebzeiten des Herzogs der eigenen Einwirkung keineswegs begeben hatte. Er war auch vollkommen ſo dazu befähigt, wie irgend einer ſeiner Generale, und hätte er den Geiſt des Zweifels und den Wunſch, ſich ex nexu zu ſetzen und neben der Begebenheit zu ſtehen, in ſeiner Seele unterdrücken können, er hätte ſie gewonnen. So aber remedierte er zwar jedem kleinen Fehler und jeder Unordnung, die er ſah, führte ſelbſt die Truppen ins Feuer (ein Pferd wurde unter ihm verwundet) und verwendete die ankommenden Truppen da, wo ſie eben fehlten, — aber was große und entſcheidende Bewegungen betraf, da hielt er ſeinem Charakter getreu ein Concilium, in welchem gewiß keiner die Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten ſcharfſichtiger erkannt und vorgetragen hat, als er ſelbſt. Dieſe Concilia waren aber eben das ſicherſte Mittel, damit nichts geſchah und daß die Schlacht verloren gehen mußte. Er hat den Rat des Feldmarſchalls Möllendorff, der Generale Phull und Zaſtrow vernommen, wahrſcheinlich auch den des Generalquartiermeiſters Oberſten Scharnhorſt. Die Lobpreiſer dieſes letzteren, der ein guter Armee-Materialienmacher und ein guter Artilleriſt war, den ſie aber durchaus auch in einen großen Strategen verwandeln wollen, ſind immer genötigt, mitten in ihren Lobpreiſungen innezuhalten, wenn ſie an die beiden Schlachten, auf die er vermöge ſeiner Stellung Einfluß gehabt haben muß, kommen, auf die von Auerſtedt und von Lützen, — ſie ſind genötigt, ſage ich, innezuhalten und zu ſchweigen, denn es läßt ſich in der Tat nichts in ſelbigen auffinden, was ſeinen Namen als Stratege verewigen könnte[1]).

Der General Blücher hatte, nachdem ihn die Kavallerie des linken Flügels ſo ſchändlich im Stich gelaſſen hatte, den König lange geſucht; endlich fand er ihn im dichteſten Schlachtgewühl und ſchlug ihm vor, die Reſerve in der vorher angedeuteten Art anrücken zu laſſen. Der Vorſchlag war ſo zeit-

[1]) Ebenſowenig wie ſein Wegnehmen der zehn Geſchütze neben dem Tor von Lübeck am 6. November 1806 und deren Aufſtellung im Tor, wo ſie nicht Platz hatten und der Infanterie den Raum ſperrten, ſo daß auch hierdurch der Verluſt des Tores befördert wurde. [v. M.] Vgl. die Mitteilung aus Marwitz' Memoiren: „Die Erſtürmung des Burgtors in Lübeck am 6. Nov. 1806“ in einem ſpäteren Heft.

gemäß und durch alle Umstände so notwendig geworden, daß der König ihn sogleich genehmigte; aber ehe es zur Ausführung kam, stieg der Geist des Zweifels und der Kritik wieder empor. Er konnte den Fürsten Hohenlohe und den General Rüchel noch hören, — die wußten vielleicht noch etwas Besseres! Er befahl also den Rückzug, um sich mit diesen beiden Generalen zu vereinigen. Kalckreuth mit der Reserve mußte ihn decken. Er geschah in Ordnung und war keine Flucht wie bei Jena.

Wie es so weit gekommen war, hielt der General Phull da, hob sich im Sattel in die Höhe, schlug sich auf den Hintern und sagte: „Adieu Königreich Preußen! So verliert man Kronen!" Diese für einen preußischen Generalquartiermeister höchst unanständige Wahrheit wurde durch diejenigen bekannt, die zugegen gewesen, blieb aber ungeahndet. Vielmehr sendete der König ihn sehr bald nachher zum Kaiser von Rußland, und Phull, ebenso unpraktisch im Handeln als absprechend im Urteil und voller Egoismus, säumte nicht, den Abschied zu nehmen und in russische Dienste zu gehen, wo 1812 die russische Armee bei Drissa gefangen worden wäre, wenn der Kaiser nicht aufgehört hätte, Phulls Rat zu befolgen.

Wie der Abmarsch geordnet und im Gang war, ritt der König allein mit seiner Suite rasch voran, die Chaussee nach Weimar hinauf. Wie er gegen Mattstedt kam, wo diese Chaussee über die Ilm führt, sah man vor sich bei Apolda Kavallerie mit Flankeurs vor sich. Alles glaubte, es seien Truppen von Hohenlohe, — der König allein mit seinem unglaublich scharfen [1]) Auge und richtigen Blick sagte: „Das sind Franzosen!" Es ritt jemand vor, und es fand sich so.

Nun mußte er zurück zu den Truppen, die er mit Hülfe des Major Knesebeck rechts weg über Zottelstedt nach Buttelstedt, dann nach Sömmerda führte. Es wurde schon Nacht, wie sie rechts abbogen, sie kamen dicht bei dem Bivouak jener feindlichen Kavallerie vorbei, ohne bemerkt zu werden.

Fünftes Kapitel.

Der Rückzug und die Kapitulation von Prenzlau [2]).

Wäre von allen den Fehlern, die wir begangen, nur der eine nicht gemacht worden, die Reserve der beiden bei Jena und Auerstedt getrennt fechtenden Armeen, das Korps von Rüchel nämlich, weit entfernt von beiden in einem spitzen Winkel bei Weimar aufzustellen, — hätte man es vielmehr zwischen selbige, etwa bei Apolda aufgestellt, so konnte die gänzliche Zer-

[1]) sic.

[2]) Eine gute Übersichtsskizze zum Rückzug der preußischen Truppen vom 14. Oktober bis 5. November 1806 ist dem zweiten Bande v. Lettow-Vorbecks beigegeben.

streuung aller drei Armeen, die nun in der noch obenein durch bewölkten Himmel ganz ungewöhnlich tiefen Finsternis der Nacht erfolgte, wenigstens nicht eintreten.

Stand Rüchel bei Apolda, so hörte er

1. den Donner beider Schlachten und konnte beide fechtende Heere benachrichtigen, statt daß jetzt keines von dem anderen auch nur das mindeste wußte.
2. Hohenlohe konnte nicht in den Fall kommen, nach Weimar hin dem ankommenden Sukkurs entgegen zu retirieren, er wurde vielmehr nach Apolda hin ihm entgegen geleitet, wohin ohnedies schon die Generale Holtzendorff und Tauentzien den richtigen Instinkt hatten.
3. Auch Rüchels Soutiens standen alsdann nicht bei Frankendorf und Umpferstedt, sondern an den Ilmbrücken hinter Apolda. Alles bekam diese Richtung.
4. Der König konnte nicht auf den Gedanken kommen, die Armeen von Hohenlohe und Rüchel noch für intakt zu halten, (ebensowenig wie diese alsdann in dem Wahn stehen konnten, er gelange unangefochten nach Freiburg und über die Unstrut); er retirierte alsdann wahrscheinlicherweise gar nicht, sondern gebrauchte seine Reserve und erfocht einen Sieg über Davout, durch welchen dann der Ausweg für alle und die Verbindung mit den 20000 Mann bei Halle offen gewesen wäre. Oder auch geschlagen, wäre er unmöglich auf die anderen Geschlagenen zu, sondern hinter seiner Reserve bei Eckardsberga weg auf Buttstedt retiriert, wohin ebenfalls die gerade Rückzugslinie der von Jena Kommenden lief.

Also wäre selbst in diesem schlimmsten Fall die Armee bei Buttstedt versammelt gewesen, und die in Ordnung dahin gelangte Armee des Königs wäre der Kern gewesen, an den die andern sich anschließen konnten.

Jetzt aber wußte niemand, wohin, und die tiefe Dunkelheit der Nacht trieb alles auseinander, teils nach dem Gutdünken der einzelnen, teils wohin der blinde Zufall sie in die Irre führte.

Dabei konnte es nicht fehlen, daß die Truppen sich untereinander kreuzten und verwirrten, wozu das Gepäck der königlichen Armee, welches in der Gegend zwischen Buttstedt und Sömmerda fliehend alle Dörfer während der Nacht einnahm, nicht wenig beitrug.

Die Flüchtlinge der Hohenloheschen und Rüchelschen Armee liefen mechanischerweise der Chaussee nach und gelangten dadurch nach Erfurt. Eben dahin wendeten sich, unbegreiflicherweise, indem sie nichts weiter als nur den Sammelpunkt für die Truppen und die Verpflegung im Kopfe hatten, die Generale Grawert von Hohenlohes und der Feldmarschall Möllendorff und Prinz von Oranien von des Königs Armee, mit den Abteilungen, die sie

gerade unter der Hand hatten; ebenso alles, was von beiden Armeen in der Finsternis der Nacht den Vordermann verlor und sich am Morgen allein fand.

Die Armee des Königs gelangte nach Buttstedt, Buttelstedt, Sömmerda, Cölleda, Frankenhausen usw. Ebenso was von den Tauentzienschen und Holtzendorffschen Abteilungen geschlossen blieb.

Der Fürst Hohenlohe hatte bei Weimar die Regimenter Bila- und Gettkandt-(Kleist-)Husaren, die Kürassiere von Henckel (Krockow) und, wie ich glaube, zwei Regimenter sächsischer Chevauxlegers gesammelt und gelangte mit ihnen um 10 Uhr in der Nacht nach Schloß Vippach (3/4 Meilen von Sömmerda). Wie er hier, durch falsche Nachrichten getäuscht, nach wenigen Stunden wieder aufbrach und am Morgen des 15. Oktobers von 25 bis 30 Schwadronen nicht mehr wie 50 bis 60 Mann bei sich hatte, leset Ihr umständlich in meinem Bericht[1]), auch daß ich hier meinen Bekannten von Neustadt an der Orla, den Unteroffizier Schmidt von Bila-Husaren[2]), wiederfand, der mir gute Dienste leistete; denn ich war es allein, mit dem damaligen Leutnant v. Rühle[3]), der den Marsch leitete und den Fürsten wieder zur Armee brachte, Rühle mit Rat, ich mit der Tat. Ich sorgte für die Sicherheit, setzte die Feldwachen vor Tennstedt aus usw. Alle andern waren so müde, daß sie beinahe umfielen, andere konnten den Hunger nicht vertragen, sondern trachteten, immer etwas zu essen zu finden, woher sie denn auch in der Nacht versäumten, die Kolonne hinter uns zusammenzuhalten, woran ich, der ich mit dem Boten an der Tête bleiben mußte, oft genug erinnert habe. Ich konnte damals und noch 20 Jahr später den Hunger trefflich aushalten. Jetzt hatte ich seit dem 13. abends gar nichts und seit dem 9. mittags nicht ordentlich gegessen. Bevor wir über Tennstedt nach Sondershausen kamen, wo wir nachmittags 4 Uhr anlangten, hatten wir auch erfahren, daß der größte Teil der Überreste unserer Armee auch hierher dirigiert sei.

Wie wir dort im Wirtshause abstiegen, stand mein Nachtgefährte Montesquiou[4]) auf der Treppe, den der König erst in Sömmerda abgefertigt hatte und der nun wieder zum Napoleon gebracht wurde. Er fragte:

„Eh bien? Comment vous en êtes-vous tiré?"

„Assez bien, pour ma personne. Pour le reste vous en aurez assez remarqué."

„Et votre belle jument?"

[1]) „Pflichtmäßiger Bericht über die Ereignisse vom 15. bis 28. Oktober 1806, in so weit der Verfasser als Augenzeuge ihnen beigewohnt hat" (vom September 1808) in dem Generalstabswerk „1806, Das Preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse" (1906) S. 202 ff.

[2]) Vgl. „Deutsche Rundschau" XLI, 7, S. 117.

[3]) Rühle v. Lilienstern, dem späteren Chef des Großen Generalstabes (1780—1847). Vgl. „Deutsche Rundschau" XLI, 6, S. 441 Anm. 4.

[4]) Vgl. „Deutsche Rundschau" XLI, 8 S. 260 f., 262 f.

„Elle a eu les deux jambes de derrière emportés."

„Ah! Vous aurez fait une diable de culbute?"

„Ma foi, oui!"

Der König hatte den ganzen Tag des 15. in Sömmerda verweilt und mit dem General Kalckreuth die Truppen gesammelt. Hier ist denn nun ohne Zweifel die Lage der Armee und des ganzen Staats vielfach bedacht und zur Sprache gebracht worden. — Ich kann es eigentlich nicht tadeln, daß der König vermocht worden ist, die Armee zu verlassen, um hinter der Oder (daraus wurde aber die Weichsel) die nötigen Anstalten zu machen, denn es war kein Verlaß mehr auf die Truppen, und der König wäre ganz gewiß in den Fall gekommen, entweder mit ihnen in Gefangenschaft zu geraten oder im kritischen Moment davonzujagen, welches noch schmählicher gewesen wäre, als seine jetzige Abreise. Aber einen höchst üblen Eindruck machte sie, keinen andern als den, daß er seine Person salviere und uns im Stiche ließe.

Er kam, wie er ging und stand und wie er am 14. in die Schlacht geritten war, am 16. früh nach Sondershausen, wo er dem Fürsten das Kommando aller Truppen, die ausgenommen, die Kalckreuth bereits gesammelt herbeiführte, übertrug. Er war auch ganz von Gelde entblößt, und der Fürst Hohenlohe gab ihm das seinige, wodurch er nun ohne einen einzigen Groschen sich befand. — Wie der König wieder abfuhr, fiel ihm vor dem Einsteigen noch etwas ein, und er trat mit dem Fürsten noch in ein kleines Zimmer an der Haustür, in welchem wir bis dahin gewartet hatten. Mein zerschossener Hut lag auf dem Tisch.

„Wem gehört der Hut? Auch verzweifelt nahe beim Kopf vorbei gegangen. Doch keinen Schaden genommen?" sagte er, worauf ihm denn der Fürst erwidert hat, daß es der meinige sei und er mich soeben vollkommen gesund gesehen.

Da der Fürst nicht ohne Geld bleiben konnte (nach der damaligen Art, wie ein kommandierender General sich zeigen mußte, noch weniger wie jetzt), so fertigte er mich ab, um ihm 100 Friedrichsdor (beinahe so viel hatte er dem Könige gegeben) von dem Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen (in dessen Residenz wir uns befanden) zu verschaffen.

Dieser vortreffliche Mann [1]) hat uns an dem Tage große Dienste geleistet. Er hatte in jener holzreichen Gegend (und da er selbst ein gewaltiger Nimrod war) eine große Anzahl sehr tüchtiger und zuverlässiger Jäger, die er nach allen Richtungen hin aussendete und uns so genaue Nachrichten vom Feinde verschaffte.

Das Schloß liegt auf einem Berge neben der Stadt. Ich ging hinauf und trug mein Begehren vor. Er sagte, der Fürst sei als ein schlechter Zahler bekannt, und ob ich ihm die Wiederbezahlung garantieren könne?

„Das freilich nicht. Aber der Fürst ist auch gewissermaßen ein zu guter

[1]) Fürst Günther, geb. 1760, regierte 1794—1835.

Zahler, denn sowie er Geld hat und es kömmt ihm einer in den Wurf, der es bedarf oder dem er schuldig ist, so gibt er es weg. Wenn Ew. Durchlaucht also solchen Moment treffen, so haben Sie Ihr Geld augenblicklich zurück."

„Das wäre gut, wenn ich bei ihm wäre und den Moment abpassen könnte."

„Ew. Durchlaucht leihen es eigentlich dem Könige zu seiner Reise. Wäre der nicht gekommen, so hätte der Fürst keines Vorschusses bedurft."

„Wer weiß, wann ich den König wieder werde zu sehen bekommen. Zudem habe ich ohne Zweifel morgen die Franzosen hier, und wenn ich da kein Geld zeigen kann, werde ich rein ausgeplündert."

„Es wird ja nicht das letzte sein, — und dann ist es ja wahrhaftig ein patriotisches Werk, wenn Ew. Durchlaucht dem Feinde diese Summe entziehen und sie lieber, selbst aufs Ungewisse, uns anvertrauen. Was Sie nicht mehr haben, kann Ihnen nicht mehr genommen werden."

Und damit ging er hin, holte 100 Friedrichsdor, und ich brachte sie dem Fürsten Hohenlohe. Ob der Fürst von Schwarzburg sie je zurückbekommen, weiß ich nicht. —

Den folgenden Tag, den 17., machte Kalckreuth in Nordhausen nach seiner gewöhnlichen Art uns einen glupischen[1]) Streich. Wir waren den 16. abends hingekommen. Er kam den 17. gegen Mittag, auch der verwundete, auf den Tod schwache Rüchel. Hohenlohe räumte den Kalckreuthschen Truppen (worunter die Garden) die Stadt zur Mittagsmahlzeit. Es dauerte aber nicht lange, so kam Blücher mit Kavallerie und der Feind hinter ihm. Kalckreuth übernahm, die Stadt zu verteidigen, Hohenlohe stellte sich links daneben auf den Höhen und Blücher vor der Stadt. Diese sollte bis gegen Abend verteidigt, dann der Rückzug angetreten werden, und demnach Kalckreuth den Hohenlohe avertieren, sobald er die Stadt verlasse. Wir sahen das ganze Korps von Soult von den jenseitigen Höhen in das Tal hinabziehen, von Blücher verschiedene Attacken in der Ebene vor der Stadt. Wir kamen ins Kanonenfeuer, dann sahen wir Blücher sich in die Stadt ziehen und die Franzosen eindringen, — die Rückseite der Stadt aber konnten wir nicht sehen und immer noch keine Benachrichtigung von Kalckreuth. Da schickte mich der Fürst hin, um Nachricht zu holen. Wie ich gegen die Rückseite der Stadt und das nach Ellrich führende Tor kam, fand ich dort schon Franzosen. Kalckreuth konnte doch mit alle den Truppen, ohne Schuß, nicht gefangen sein, — ich ritt also weiter zurück und sah nun in der Entfernung einer Viertelmeile seinen Nachzug ruhig die Berge hinaufziehen; auch erfuhr ich, daß er ohne allen Verlust herausgekommen war. — Warum die Franzosen uns in der Zwischenzeit, vor ihren Augen dastehend, unangefochten gelassen haben, ist mir unerklärlich. Ich meldete dem Fürsten, der sagte: „Das sieht ihm ähnlich," und so zogen wir ebenfalls ungestört ab, die Nacht hindurch, über Stolberg, nach Quedlinburg.

[1]) Niedersächsische Mundart: tückisch.

Der Herzog von Weimar, von dem wir wissen, daß er über den Thüringer Wald nach Franken hinein geschickt war und dort, wie vorauszusehen, in das leere Land hineingeschaut hatte, war zurückgekehrt und den 13. in Ilmenau angekommen, wo er Befehle zu finden erwartete, aber keine weder fand noch erhielt. Er hatte indessen in seinem eigenen Lande zu viele Mittel, um Nachrichten zu erhalten, als daß sie ihm hätten fehlen können. Er marschierte also den 14. nachmittags in die Richtung zwischen Weimar und Erfurt und, wie er den Verlust beider Schlachten erfuhr, direkt nach letzterem Ort, den er den 15. morgens 9 Uhr erreichte. Er wollte nun die dorthin gewichenen Truppen herausziehen und mitnehmen, um so mehr, da, indem er auf der Seite von Gotha neben der Stadt stand, die Franzosen auf der von Weimar herangerückt waren und die Festung zur Kapitulation aufforderten, worauf man sich einließ. Vergeblich wartete der Herzog vom Morgen bis zur sinkenden Nacht, vergeblich sendete er mehreremal zum Feldmarschall Möllendorff, der darin als der Älteste kommandierte, vergeblich ließ er sogar die einzelnen Truppenteile auffordern, zu ihm herauszukommen und mitzuziehen, aber teils wagten sie es nicht, für den Fall, wenn die Festung dennoch verteidigt werden sollte, teils wurden sie zurückgeholt. Genug, die Kapitulation kam zustande, wenigstens 20000 Mann fielen dem Feinde in die Hände, und der Herzog mußte allein weiterziehen, nachdem er einen ganzen Tag verloren hatte.

Die Schande blieb auf den Feldmarschall Möllendorff und den Prinzen von Oranien (König der Niederlande) sitzen. Einer schob es auf den andern. Möllendorff sagte, er sei blessiert gewesen, habe das Kommando weder führen können noch wollen und es dem Prinzen von Oranien übergeben. Er hatte wirklich eine unbedeutende Kontusion am Schenkel bei Auerstedt bekommen.

Oranien mußte sich selbst wohl Vorwürfe machen, denn er ließ mich einmal im Jahr 1809 oder 10, wie er sich in Berlin aufhielt und mich zufällig auch dort wußte, aufsuchen und zu Tisch einladen. Hier sagte er mir: „er wisse, daß über ihn sehr üble Reden in der preußischen Armee über diese Kapitulation geführt würden, ihm sei daran gelegen, sich zu rechtfertigen, er wolle mir den ganzen Verlauf erzählen." Ohne Zweifel bin ich nicht der einzige in der Armee gewesen, mit dem er so verfuhr, wenngleich er mit wenigen nur ebenso genau bekannt gewesen sein mag, wie mit mir. Es tut mir leid, daß ich nach 25 Jahren der Details mich nicht mehr genau erinnern kann, aber die Erzählung lief darauf hinaus, daß er sich bei seiner Ankunft mit den Truppen, die er geführt, bei dem Feldmarschall gemeldet und seine Befehle erfordert habe. Dieser habe sie auch gegeben, wenngleich er im Bett gelegen, auch die ersten Eröffnungen der Franzosen angenommen, nachher aber sie an ihn (den Prinzen) gewiesen. Er habe nicht kapitulieren wollen und dem Feldmarschall von allem rapportiert, ihm erklärt, er betrachte sich bloß als dessen Adjutanten, — er wolle alles ausführen, was er ihm befehlen würde, und alle Mühe auf sich nehmen, er solle bloß die Direktion angeben,

in welcher gehandelt werden solle; auch die mehrmaligen Aufforderungen des Herzogs von Weimar habe er ihm gemeldet und vorgeschlagen, abzumarschieren; dabei aber habe Möllendorff Schwierigkeiten gefunden, kurz, die Zeit sei verstrichen, er — der Prinz von Oranien — sei immer zwischen den Franzosen und Möllendorff hin- und hergegangen, und wie denn endlich die Kapitulation, nach des Prinzen Meinung in Möllendorffs Namen, in der Nacht zustande gekommen (wie der Herzog schon fort gewesen), — habe Möllendorff sich geweigert zu unterschreiben, — er sei ein alter, kranker Mann, er kommandiere nicht, — kurz, Oranien habe unterschreiben müssen.

Ich gestehe, daß er in meinen Augen durch diese Erzählung sich nicht rechtfertigte; ich konnte nicht einsehen, weshalb er sich in diese ganze Teufelei einließ und nicht lieber mit dem Herzog oder meinetwegen hinter ihm her abmarschierte. Und da dieser Prinz die beiden Feldzüge von 1793 und 94 an der Spitze der Holländer mit Ruhm gemacht hatte und es ihm weder an Einsicht noch an Tapferkeit mangelt, so würde sein Betragen ganz unerklärlich sein, wenn nicht alle Prinzen ganz versessen auf die Subordination bis zum Übermaß wären; da sie außer Dienst immer die ersten sind, so gefallen sie sich darin, im Dienst die Untertänigen zu spielen, offenbar damit man im übrigen und wenn sie kommandieren bis zur Willenlosigkeit untertänig sein soll. So muß dieser denn auch alles Ernstes geglaubt haben, daß, wenn ein zweiundachtzigjähriger, kranker Feldmarschall gegenwärtig sei, er nicht handeln dürfe, selbst wenn jener erklärt, er wolle nicht handeln.

Was den alten Möllendorff betrifft, so wurde er nach Berlin gebracht, dem Napoleon vorgestellt, von ihm sehr gut behandelt und nachher von ihm öfters eingeladen zur Cour, zu Konzerten, die er von der königlichen Kapelle aufführen ließ usw. Der alte Mann hatte die Schwachheit, hinzugehen und bei den Konzerten, wo niemand saß als nur Napoleon allein, den ganzen Abend hinter dessen Stuhl zu stehen — er, der sich so leicht mit seinem Alter entschuldigen konnte! — Dafür hatte er denn das Vergnügen, in allen Zeitungen zu lesen, daß er und Johannes Müller dort gegenwärtig gewesen, damit geprahlt würde, daß ehemalige Widersacher und die ältesten Diener des Königs dem Napoleon hofierten, — augenblicklich, sowie er nur erschien, und während des Krieges mit ihrem Landesherren.

Ganz anders betrug sich mein alter Oheim Béville[1]), der denn doch 15 Jahr jünger war als Möllendorff, und nicht mehr im Dienst, dem dergleichen also allenfalls noch eher zu verzeihen gewesen wäre. Er lebte, seitdem Neufchâtel an Frankreich abgetreten worden[2]), als pensionierter General der Infanterie in Berlin. Seine Gewohnheit war, alle Mittag um 12 Uhr Unter den Linden spazieren zu gehen. Anders als in Uniform ging er nie.

[1]) Großonkel von Marwitz, Gouverneur von Neuchatel, zuletzt General der Infanterie, Ritter des Schwarzen Adlerordens († 1810).

[2]) März 1806.

So begab es sich, daß er dem Napoleon begegnete, der auch die Linden herunterritt. Er grüßte ihn. Der alte, schöne, ehrwürdige Mann in der glänzenden Uniform mit dem Schwarzen Adler fiel natürlich auf, und Napoleon schickte sogleich hin, um zu fragen: wer er sei? und als er es gesagt, ob er noch im Dienst? Nein.

Kaum war er wieder zu Hause, so erschien ein Adjutant mit dem Verbot, ferner in Uniform auszugehen. Béville erwiderte: er trüge diese Uniform nun schon, und wie er glaubte mit Ehren, über 50 Jahr, er habe keine anderen Kleider, werde sich auch keine machen lassen. Wenn ihm daher verboten würde, sich in selbigen sehen zu lassen, so müsse er zu Hause bleiben, da aber die Bewegung zu seiner Gesundheit notwendig sei, so hoffe er, der Kaiser werde ihm erlauben, in seiner gewohnten Kleidung nach wie vor spazieren zu gehen.

In einer halben Stunde war der Adjutant wieder da: der Kaiser wolle ihn nicht genieren, er könne gehen, wie er wolle. Zugleich wurde er zur Tafel eingeladen. Béville erwiderte: es wäre ihm unmöglich, zu kommen; in denselben Zimmern des Schlosses sei er von drei Königen, denen er gedient, empfangen worden und habe viele Beweise ihrer Huld erhalten; der Kaiser werde ihm die Demütigung ersparen, dort vor ihm zu erscheinen, so lange sein König fern und im Unglück lebe.

Auch dies ging durch, — er wurde nie wieder molestiert, und Napoleon hinterließ den Gouverneuren, die er in Berlin setzte, den Befehl, dem alten, würdigen General nicht nur nichts in den Weg zu legen, sondern ihm allen Schutz angedeihen zu lassen, welches auch geschehen ist[1]).

Möllendorff zog sich nachher nach Havelberg zurück, wo er Dompropst war und wo er noch zwölf Jahr gelebt und 94 Jahr alt geworden ist[2]). Seine erste Schlacht war die von Mollwitz, seine letzte die von Jena, sie liegen 65 Jahr auseinander. Desgleichen überlebte er sein fünfzigjähriges Generals-Jubiläum noch um sechs Jahre, — beides Umstände, die vielleicht noch nie bei einem Kriegsmann zusammengetroffen sind, der nicht aus einem fürstlichen Hause war, wie z. B. Eugen von Savoyen. Er war während dieser seiner letzten Lebensjahre noch so rüstig, daß, als in einer Nacht Diebe bei ihm einbrachen in ein Nebenzimmer, welches eine Tür nach dem Garten hatte, er aufstand, mit dem Degen unter sie trat und, da sie die Flucht ergriffen, sie verfolgte. Der Garten der Dompropstei in Havelberg geht in Terrassen nach dem Flusse hinunter, — dahin flohen die Kerls, und Möllendorff immer in Bogensätzen die vier- bis fünffüßigen Terrassen hinabgesprungen und hinterher.

[1]) NB. Wie kann jetzt [1835] noch ein alter General in Uniform gehen, seit diese einen Schnitt haben, der sich nur für junge Springinsfelde paßt? Entweder müßte er seinen alten Leib in eine junge Fasson pressen und ungesund werden oder aussehen wie ein Narr. [v. M.]

[2]) Geb. 1724, gest. 1816; er wurde also 92 Jahre alt.

Und diese Nachtexpedition im Hemde hatte ihm nicht im mindesten geschadet. Er war also noch rüstig genug, um auch in Erfurt einen Entschluß zu fassen, und daß er es nicht getan, kann ich nur auf den tiefen Respekt schieben, den Napoleon damals beinahe jedermann einflößte.

Daß Möllendorff seinen Fehler fühlte, davon kann ich selbst Zeugnis abgeben. Wie ich im Waffenstillstand 1813[1]) an der Elbe zwischen Tangermünde und Havelberg stand, hatte ich in letzterer Stadt Geschäfte und ritt auch auf den Dom und fragte nach dem Feldmarschall. Er war krank, doch, setzte sein alter, mir wohlbekannter Diener hinzu, freue er sich allemal so sehr, wenn ihn jemand besuche, daß er gleich ganz munter werde. Ich hieß ihn also mich melden, und er verlangte, daß ich gleich folgen solle. Der Alte saß in einem großen Stuhl, mit dem Rücken fast nach der Tür, und stöhnte und klagte: „Ach, mein Gott, wer stört mich schon wieder?" Wie der Bediente mich aber gemeldet und er mich fast in demselben Augenblick gewahr wurde, rief er ganz fröhlich:

„Na, mein Freund, in denen Stücken" (dies war nämlich sein beständiges Zwischenwort), „das ist doch hübsch von Euch, daß Ihr noch an mich alten Mann denkt, kommt her, in denen Stücken, und setzt Euch her zu mir!"

Ferner:

„Wie sieht es denn bei Euch aus in Fredersdorf? Habt Ihr noch die schönen Pfirsichen da an der Glastür in Eurem Garten? Da bin ich manchmal gewesen bei Eurem Onkel seliger[2]) und auch bei Eurem Vater[3]), in denen Stücken."

Und wie ich ihm gesagt, daß 1806 die Pfirsichbäume mitsamt dem Gebäude abgebrannt seien, an dem sie gestanden[4]):

„Und Ihr habt wohl noch nicht wieder aufbauen können, in denen Stücken, bei diesen schweren Zeiten? Nun, will's Gott, so wird es jetzt besser werden."

„Es ist mir eine wahre Freude gewesen, von unserer Armee zu hören in den Schlachten von Lützen und von Bautzen. Ihr werdet nun, in denen Stücken, unsere Schande von Auerstedt wieder auslöschen. Ich rate Euch, mein Freund, in denen Stücken, da Ihr doch auch schon eine Brigade kommandiert, — haltet Euch an unsere alte Manier, zaudert nicht in denen Stücken, hört nicht auf die vielen Ratgeber, haltet Euren Haufen in denen Stücken so recht fest zusammen, und wenn Ihr dann Eure Sache gut überlegt habt, so geht frisch darauf. In dem Unglückskriege, mein Freund, da wurde die Zeit verbracht mit Deliberieren in denen Stücken, und wie wir dann an den Feind waren, da wußten wir nicht, was wir tun sollten. In der Schlacht wollte man nicht auf mich hören, und nachher in Erfurt — ja, mein Freund —

[1]) Juni bis August.
[2]) Johann Friedrich Adolph v. d. Marwitz (1723—81); vgl. Marwitz I, 10 ff.
[3]) Behrend Friedrich August v. d. Marwitz (1740—1793); vgl. Marwitz I, 13 ff.
[4]) Vgl. Marwitz I, 266 ff.

ich trage auch schwer, ich war zu alt, krank und schwach von der Blessur und Strapazen, — ich hatte unrecht."

„Na, Ihr, mein Freund, Ihr seid noch jung, in denen Stücken! Gott schenke Euch Ruhm und Ehre, und denkt bisweilen an mich alten neunzigjährigen Mann, der sich überlebt hat!"

Wer könnte solchem ehrwürdigen Greise noch grollen? —

Der Herzog von Weimar vollführte seinen Rückzug vom 15. abends von Erfurt über Mühlhausen, Heiligenstadt, Wolfenbüttel[1]) und, da der Feind bereits vor Magdeburg stand, über Gardelegen nach der Elbe, Sandau (bei Havelberg) gegenüber. Er schlug hier noch am 26. einen heftigen Angriff des Marschalls Soult ab und führte sein Korps glücklich über die Elbe.

Napoleon hatte, wie schon beiläufig erwähnt, wie er am Abend des Schlachttages nach Weimar gekommen, gegen die Herzogin[2]) heftig geschimpft, „da der Herzog Krieg gegen ihn führe, so sei er jetzt besiegt und sein Land erobert, das werde er nun nicht wieder zurückbekommen". Sie hatte bemerkt, daß er als preußischer General nur seine Schuldigkeit getan habe, und wie Napoleon fortgefahren, da er Landesherr sei, hätte er den Abschied nehmen müssen, wenn er sein Land nicht ebenfalls den Wechselfällen des Krieges aussetzen wollen, hat sie erwidert: Was er selbst denn von einem seiner Generale oder Marschälle denken würde, der im Augenblick des ausbrechenden Krieges seinen Kriegsherren und sein Heer verlassen würde? Der Herzog habe, wie immer, auch in diesem Fall als Mann von Ehre gehandelt. Darauf hat Napoleon gesagt: „Faites le revenir!", und hat die Herzogin fortan mit der größten Auszeichnung behandelt. Vermutlich hat er in jenem Augenblick nicht gewußt, daß der Herzog sein weimarisches Jägerbataillon bei unserer Armee hatte, also wirklich auch als Landesherr unser Alliierter war. Wer weiß, was er sonst vielleicht getan hätte? Die Herzogin schrieb nun gleich an ihren Gemahl und forderte ihn dringend zur Rückkehr auf. Er tat es aber nicht und hätte lieber seinen ganzen Besitz daran gegeben, als das ihm anvertraute Korps in seiner kritischen Lage im Stich zu lassen. Die Herzogin hatte aber auch an den König geschrieben, welcher denn dem Herzog von Küstrin aus schrieb, ihn „dringend ersuchte, dem Verlangen Napoleons nachzugeben, sich seinem Lande zu erhalten, — er entbände ihn von allen Verhältnissen zu sich, soweit dieselben ihm bei einem Arrangement mit dem Napoleon hinderlich sein könnten, und drückte seinen Schmerz aus, sich von einem so treuen Bundesgenossen zu trennen." Auch diesem Schreiben folgte der Herzog nicht früher, als bis er sein Korps jenseit der Elbe in Sicherheit gebracht hatte, dann gab er nach, reisete ab und beorderte auch seine Jäger zurück.

Glücklicher als Hohenlohe, war der Herzog von Weimar der zweite deutsche

[1]) Richtig wäre: Braunschweig.
[2]) Luise; vgl. „Deutsche Rundschau" XLI, 8, S. 281.

Fürst, der in dieser Zeit allgemeiner Erbärmlichkeit seinem Namen Ehre machte. Bis an sein Ende ist er daher auch von uns, wie ihm gebührte, verehrt worden.

Von den Sachsen, welche auf dem Schlachtfelde die Waffen weggeworfen und sich ergeben hatten, ließ Napoleon am Morgen nach der Schlacht die Offiziere vor sich kommen und sagte ihnen: „er sei gekommen, ihr Vaterland vor der Tyrannei Preußens zu beschützen, er gebe sie frei, gegen das Versprechen, nicht gegen ihn zu dienen, er werde Sachsen wie ein befreundetes Land behandeln, wenn der Kurfürst Dresden nicht verließe."

Sie gingen alle nach Hause, und der Major Funk, der am 13. die Rebellion geleitet, machte sich flugs auf mit dieser Nachricht gen Dresden[1]). Der Kurfürst war im Begriff abzureisen. Die Neutralität würde keiner zurückgewiesen haben; er blieb also zu Hause. Funk brauchte mehrere Tage Zeit, bevor er ihn bewegen konnte, dem Napoleon zu schreiben; mit dem Vorschlag, daß der Kurfürst selbst hinreisen möge, drang er nicht durch. Mit dem Brief in Napoleons Hauptquartier (ich glaube Halle oder Dessau) angekommen, fand er denn allerdings, daß der Brief für nichts geachtet wurde. Der Kurfürst sollte selbst kommen.

Der General Zezschwitz hatte unterdessen mit der Brigade Cerrini und der Kavallerie über Sangerhausen sich auf dem Marsch nach Magdeburg begeben. Bald aber verbreitete sich das Gerücht von der Entlassung der sächsischen Gefangenen und alles bekam Lust zu einem gleichen Schicksal. Zezschwitz schickte daher einen kecken und gut französisch redenden Rittmeister Thielmann zum Napoleon unter dem Vorwande, ebenfalls einen gefangenen französischen Offizier zurückzugeben[2]). Thielmann aber gab sich für einen Adjutanten des kommandierenden Generals aus, beauftragt, Unterhandlungen anzuknüpfen, und erhielt die Weisung, diese übriggebliebenen Truppen sollten uns verlassen und der Kurfürst solle kommen. So traf er mit Funk zusammen. Der General Zezschwitz marschierte von Magdeburg zurück, der Kurfürst reisete zum Napoleon, und aus der Neutralität wurde eine Allianz. Nach zwei Monaten fochten die Sachsen schon *gegen* uns vor Danzig, und zwar tapferer als *mit* uns, — und im Frieden erhielt der Kurfürst seinen Sündenlohn, nicht nur durch alle unsere polnischen Provinzen, sondern auch durch unser altes Fürstentum Cottbus; Funk und Thielmann durch schnelles Aufsteigen zu den höchsten militärischen Stufen.

Thielmann war im Jahr 1805 als Ordonnanzoffizier beim Prinzen Louis[3]), und als solcher mit ihm im Hauptquartier zu Gera gewesen. Dort hatte ich ihn kennen gelernt, und da er nur Ordonnanzoffizier und Stabsrittmeister, ich aber wirklicher Rittmeister und Adjutant des kommandierenden Generals war, so existierte eine Art von Deferenz von seiner Seite. Ich sah ihn seitdem in

[1]) Siehe seine eigene Memoiren. [v. M.]
[2]) Vgl. Petersdorff, Thielmann (1894), S. 52 ff.
[3]) Louis-Ferdinand.

zehn Jahren nicht, bis ich im Jahr 1815 kurz vor Ausbruch des Krieges als Oberst mich bei ihm, dem preußischen Generalleutnant und Kommandierendem des dritten Armeekorps, meldete, daß ich unter ihm als Brigadekommandeur angestellt sei. So wechseln die Verhältnisse!

Der Fürst Hohenlohe, und ich mit ihm, setzte von Nordhausen über Stolberg und Quedlinburg seinen Rückzug nach Magdeburg fort. Ich habe zu dem, was mein Bericht an die Immediatkommission weitläuftig enthält[1], nichts hinzuzusetzen und verweise um so mehr darauf, als Ihr[2] darin die Ursachen aufgedeckt findet, die das Unglück des Fürsten Hohenlohe vollendeten. In gleicher Art findet Ihr darin die noch merkwürdigere Fortsetzung dieses Zuges von Magdeburg über Burg, Genthin, Rathenow, Neustadt, Ruppin, Gransee, Fürstenberg bis Prenzlau.

Ihr findet auch, wie Massenbach, jetzt ohne Zweifel schon halb aus böser Absicht, uns dreimal von der geraden Richtung abweichen, seitwärts ausbiegen und unseren Weg verlängern ließ, gleichsam damit der Feind Zeit gewönne, uns auf der geraden Linie zuvorzukommen, — denn Napoleon verfolgte sehr schlecht[3].

Das erstemal bogen wir aus von Magdeburg nach Rathenow, statt geradeaus über Plaue zu marschieren. Das zweite Mal von Rathenow nach Neustadt[4], statt geradeaus über Friesack, das dritte Mal endlich von Gransee den weiten Umweg über Fürstenberg. Wir verloren dadurch über zwei Märsche. Auch in der letzten entscheidenden Nacht, von Boitzenburg aus, machten wir noch einen vierten unnützen Umweg von einer Meile.

Ich empfehle Euch auch zu lesen, was ich dort von den Glücksfällen sage, die uns (soll aber eigentlich heißen: den König) in dieser Zeit betrafen und wie es eigentlich alles weit schlimmer bei den schlechten Anstalten hätte ausfallen müssen. Diese Glücksfälle wiederholten sich für den König fortwährend nach unserer Katastrophe, — ich werde wohl darauf zurückkommen —, so daß, während alle Welt von dem großen Unglück spricht, welches den König in diesem Jahre betroffen, ich vielmehr der Meinung bin, daß nie ein Mensch mit so vielen Glücksfällen ist überschüttet worden, als Friedrich Wilhelm der Unbegreifliche in den beiden Jahren vom Sommer 1805 bis zum Frieden von Tilsit. Mochte er immer sich so viel Übel bereiten, als ihm nur möglich war, er kam immer noch besser davon, als man hätte erwarten sollen[3].

So wie ich schon gezeigt habe, daß die beiden besten und dem Vaterlande ergebensten Heerführer, die wir hatten, von dem schlechtesten und verderbtesten aller unserer Offiziere, dem Landesverräter[5] Massenbach, ganz

[1] Gedruckt im Generalstabswerk „1806", S. 206 ff.

[2] Seine Nachkommen.

[3] Vgl. über Marwitz' Neigung zum Widerspruch gegen viele feststehende Urteile meine Einleitung zu seinen Memoiren Bd. I (1908) S. XLVII.

[4] An der Dosse.

[5] Vgl. oben „Deutsche Rundschau" XLI, 6, S. 438 Anm. 2.

mit Unrecht beschuldigt worden sind, der eine sein Korps bei Saalfeld nutzlos hingeopfert zu haben, — der andere durch zu spätes Erscheinen den Verlust der Schlacht von Jena zu verschulden, — so will ich auch jetzt nur herausheben, daß die Beschuldigung des dritten dieser Heerführer, der sich sieben Jahre später als den ersten von allen kund gab, Blüchers, — als habe er durch zu langsames Marschieren das Unglück von Prenzlau veranlaßt, eine ebenso von aller Wahrheit entblößte Verleumdung ist, wie die beiden vorerwähnten.

Blücher übernahm am 24. Oktober das Kommando der Arrieregarde, und folgendes sind die Märsche der drei Korps, die wir damals hatten vom 21.—28. Oktober:

	Hohenlohe			Blücher			Herzog von Weimar		
		Von Magdeburg	Meilen		Von Magdeburg	Meilen		Von Lutter am Barenberg	Meilen
21. Oktober	nach	Burg	3½	gegen	Burg	3	nach	Wolfenbüttel	4
22. „	„	Genthin . . .	3½	„	Parchen . .	3	„	Königslutter	3½
23. „	„	Rathenow .	4	„	N. Klitsche .	2½	„	Öbisfelde . . .	4
24. „	„	Neustadt an der Dosse	4	„	Rhinow . .	4½	„	Gardelegen .	4½
25. „	„	Ruppin . . .	3½	nach	Ganzer . . .	2½	„	Stendal . . .	5
26. „	„	Fürstenberg m. d. Umweg	6	„	Ruppin . .	3	„	Sandau . . .	3½
27. „	„	Boitzenburg	5	„	Fürstenberg	5	„	Kyritz	4
28. „	„	Prenzlau . Kapitulation	2	„	Boitzenburg	5	„	Wittstock . . .	3½
		Summa	31½ Meilen			28½ Meilen			32 M.

Die Arrieregarde, früher vom General Natzmer geführt, mußte ihrer Bestimmung gemäß von Magdeburg aus um einen Marsch hinter dem Hauptkorps zurückbleiben. Sie war am 24. zwei Meilen hinter demselben bei Rhinow. Blücher, der von Nordhausen aus die schwere Artillerie über den Harz geführt, hatte sie zu dem Korps des Herzogs von Weimar gebracht und kam am 24. aus der Gegend von Öbisfelde, d. h. ungefähr 16 Meilen weit, nach Neustadt hingereiset und bekam hier das Kommando dieser Arrieregarde. Er fand sie den 25. auf dem Marsch in der Gegend von Ganzer bei Wusterhausen. Hohenlohe marschierte vom 26. früh bis 27. um Mitternacht mit dem Umweg gegen Gransee hin 13 Meilen, also gewiß das Äußerste, was Truppen aushalten können, und schickt Blücher den Befehl, *den er gegen Mittag erhielt*, ihn auf diesem Marsch einzuholen!, d. h. noch zwei Meilen mehr zu machen! Da dies durchaus nicht möglich war, so ist es unnütz, ihn noch weiter zu verteidigen, und man kann nur über die Unverschämtheit Massenbachs erstaunen und die Dummheit seiner Nachbeter bemitleiden.[1])

[1]) Vgl. über die öffentliche Polemik zwischen Blücher und Massenbach 1807/08, die durchaus zugunsten des ersteren auslief, meine Mitteilung in den Forsch. z. Brand. u. Preuß. Gesch., Bd. 20 (1907), S. 205 ff. Sehr bezeichnend für *Massenbach*, der bis zum

Blücher marschierte ebenfalls 13 Meilen vom 26. mittags bis 28. abends, blieb also ebenso weit hinter Hohenlohe als er gewesen, erfuhr die Kapitulation,

Schluß seines Lebens an seiner irrigen Auffassung festhielt, sind zwei Briefe, die er 1813 an den König und an Blücher gerichtet hat; sie fanden sich in Hardenbergs Nachlaß im Berliner Geheimen Staatsarchiv:

1. Massenbach an den König, 1813.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Durch ein verhängnißvolles Zusammentreffen von Fehlern ist der Fürst Hohenlohe in ein namenloses Unglükk gestürzt worden. Wenn die erste Anlage zum Feldzuge 1806 ausgenommen wird, so sind es vier Männer, welche dieses Unglükk veranlaßt haben. Der erste dieser Männer ist der General Rüchel, der bei Vierzehnheiligen zu spät kommen wollte; der zweite der General Blücher, der den Fürsten nicht ereilen wollte; der dritte der Oberst Hüser, der keine Munition zu haben meldete; der vierte bin ich selbst. Von der Ansicht war ich geleitet, der Feind umgehe die linke Flanke des schwachen Haufens, der keines Widerstandes mehr fähig war. Zu lebhaft habe ich diese Ansicht dem Fürsten hingestellt. Nicht auf dem Fürsten, auf jenen drei Männern und besonders auch auf mir ruht die Schuld des unglüklichen Ausganges eines Feldzuges, der schon in seiner ersten Anlage verdorben war.

Der Fürst Hohenlohe hat seine militärische Existenz verloren. Eurer Königlichen Majestät hat er seine Existentz als Fürst aufgeopfert. Denn hingegeben hat er sein Fürstenthum, auf Eurer Königlichen Majestät Ruf, das Kommando der Schlesischen Armee zu übernehmen.

Noch ist der Kampf für Deutschlands Freiheit nicht vollendet. Der Fürst Hohenlohe kennt die Gegenden, in welche eine Armee vom Mittelrhein vordringen muß, um der Operation nach der Franche-Comté die rechte Flanke zu dekken. Der Fürst Hohenlohe wird diese Armee mit großer Einsicht und bewunderungswürdigem Muthe anführen. Geruhen Eure Königliche Majestät zu glauben, daß ich nicht suche, bei dieser oder einer andern Armee angestellt zu werden. Ich hege keine Wünsche des Ehrgeitzes.

Es ist die Zeit gekommen, wo Eure Königliche Majestät die Fesseln zerbrechen können, in welchen das fürstliche Hauß Hohenlohe seit dem Presburger Frieden schmachtet. Geruhen Eure Königliche Majestät diesem Hause die Souverainität wieder zu geben, die ihm entrissen worden ist.

Indem ich die dringendste Angelegenheit des Fürsten Hohenlohe Ew. Königl. Majestät zu Füßen lege, geruhen Allerhöchstdieselben sich zu überzeugen, daß ich nur für den unglüklichen Fürsten eine Bitte wage, nicht für mich. Weder Dienste, noch Gnadensbezeugungen suche ich. Das Unrecht will ich gut machen, das durch meine Schuld dem Fürsten zugefügt worden ist. Das Schikal will ich versöhnen. Mögen alle diejenigen, welche dazu beigetragen, den Fürsten Hohenlohe ins Unglükk zu stoßen, desgleichen thun. Ew. Königl. Majestät überreiche ich das Schreiben, welches ich an den Feldmarschall von Blücher habe abgehen lassen, und ersterbe in tiefster Devotion

Ew. Königlichen Majestät
allerunterthänigster
v. Massenbach.

Bialokosez p. Perlin,
Meseritz, Pinne, am
24. Dez. 1813.

Das höchst eigenartige Schreiben an Blücher lautet:

2. Massenbach an Blücher, 1813.

Ich habe mir vorgenommen, Ew. Excellenz meinen Glükwunsch abzustatten zu dem Lorbeer-Kranz, womit der Sieg Ihre Stirne gekrönt hat. Ihre Tapferkeit hat den ohne-

kehrte um, vereinigte sich mit dem Weimarschen Korps, welches seit dem 26. der General Winning führte, und zog so durch Mecklenburg bis Lübeck.

Ich erinnere mich, daß ich, — dem die Märsche nichts angingen —, als bei dem ersten Schönermark bei Gransee auf Blücher gewartet, dann in Boitzenburg und in dem zweiten Schönermark bei Prenzlau noch auf ihn gehofft wurde, über die Albernheit empört, vor dem Fürsten gegen Massenbach die Unmöglichkeit demonstriert habe, daß er uns bei unserm fortwährend schnellen Marsch jemals einholen könne.

Ganz merkwürdig ist bei diesem Rückzug oder vielmehr Seitenmarsch von Magdeburg nach Prenzlau, wie schlecht die Kavallerie gebraucht wurde. Wir hatten 155 Schwadronen bei uns, von denen keine einzige bedeutend gelitten hatte. Dies beträgt 15500 Pferde!

Warfen wir diese auf des Feindes Seite, d. h. rechts heraus und so weit

hin schon außerordentlichen Muth der Armee vermehrt, die sich unaufhaltsam auf des Feindes Massen wirft. Durch die Tapferkeit der Armeen ist alles Große und Herrliche geschehen; wenig Antheil hat die Kunst. Ew. Excellenz werden von den Zeitgenossen unter den Ersten derjenigen Männer genannt, welche Deutschland befreiet haben. Ihr Ruhm hat eine hohe Stufe erreicht; er kann die höchste erreichen, weil Sie eben so edelmüthig als tapfer sind. Die Gelegenheit, Ihren Edelmuth zu beurkunden, bietet sich Ihnen heute dar.

Durch ein grausames und hartes Schikal ist der Fürst Hohenlohe zu Boden geworfen und die Untersuchung gegen ihn deswegen nicht in gehörigem Umfang geführt worden, weil man Ew. Excellenz nicht hat wehethun wollen. Der Staat sollte nicht auch einen Mann von Ihren Talenten verlieren. Den Fürsten Hohenlohe hat man aufgeopfert. Ew. Excellenz geruhen, den Auszug aus meiner letzten Vertheidigungsschrift zu lesen, den ich hier beilege. Durch ein offenes, freimüthiges Bekenntniß, welches Sie in den Schooß Sr. Majestät des Königes niederlegen, können Ew. Excellenz den Leiden des Fürsten ein Ende machen. Eine erhabene Tugend muß dieses Bekenntniß ablegen. Eine solche Handlung ist groß und bewunderungswürdig. Sie erhebt den Sieger bei Goldberg, bei Liegnitz, bei Leipzig über Ihn selbst. Ihr Ruhm wird nicht verdunkelt; noch stralender wird er leuchten. Ihre Knie wird man umfassen und Ihnen mehr als menschliche Ehre erzeigen, wenn Sie eine falsche Ansicht, die Ihnen vor sieben Jahren mißleitet hat, als eine solche anerkennen. Überzeugen Ew. Excellenz sich, daß jede Ihrer kriegerischen und sittlichen Handlungen von der Nachwelt geprüft wird. Sie haben einen strengen Richter zu erwarten. Sie stehen vor der Pforte der Ewigkeit. Bald kann rauschend die Pforte sich öffnen. Dann verschwindet alle Täuschung. Sie werden vorgefordert vor den Thron des Ewigen, und müssen Rechenschaft ablegen von der Ungerechtigkeit, die dem Fürsten Hohenlohe zugefügt worden ist. Ich spreche zu Ihrem Herzen und zu Ihrem Verstande. Jenes fühlt den Edelmuth, den Sie ausüben können. Dieser sagt Ihnen, daß der siegende Feldherr keine Gefahr zu befürchten hat. Über alle Menschenfurcht ist der wahre Held erhaben. Er fürchtet nur Gott und sein Gewissen. Und das Gewissen schweigt nie, weder bei dem schmetternden Schall der Siegesposaune, noch in der stillen schlaflosen Mitternachtstunde. — Versöhnen Sie die ewige Gerechtigkeit; oder sie wird Rache üben, wie sie an manchem geübt hat, der aufstand und nun in den Abgrund sinkt. Indem ich Ew. Excellenz diese Ansicht hinstelle, bewähre ich mich als Ihren wahren Verehrer und verharre als solcher, Ew. Excellenz . . .

hin fächerartig, bis sie auf den Feind stießen, so konnte uns keine seiner Bewegungen unbekannt bleiben. Wir erfuhren dann, daß Bernadotte (der nächste) erst am 22. die Elbe bei Barby und Roßlau passierte, wodurch er erst am 24. nach Ziesar und am 25. nach Brandenburg kam. Alsdann war sogleich klar, daß der Umweg über Rathenow schon unnütz war, daß wir in schnurgerader Linie über Plaue, Fehrbellin, Zehdenick auf Prenzlau marschieren konnten. Wir hatten alsdann nur 28 Meilen zu machen und konnten sie in sieben Tagen zurücklegen. Wir waren alsdann schon am 22. bei Ziesar, am 23. bei Brandenburg vorbei, (welches wir natürlich besetzt halten mußten), und hatten demnach zwei Märsche vor Bernadotte voraus.

Wir erfuhren dann auch, daß Augereau am 24. nach Potsdam und Davout erst am 25. nach Berlin kam, an welchen beiden Tagen wir in Fehrbellin und Zehdenick waren, d. h. einen Marsch weiter, als wirklich geschah usw.

Wir erfuhren dann auch, daß Murat mit der Kavallerie, von Magdeburg zurückgerufen, ebenfalls erst am 22. bei Roßlau die Elbe passiert hatte, wie wir ihn denn erst in der Tat am 26. bei Zehdenick gesehen haben, — dann wären wir aber schon in Templin oder besser noch in Angermünde gewesen, um an demselben Tage bei Schwedt schon die Oder zu passieren, an welchem wir Prenzlau erreichen konnten, und einen Tag früher, als wir es wirklich erreichten.

Wir wären auch dann nicht in die sonderbare Verwirrung verfallen, eine Arrieregarde hinter uns zu haben, wo kein Feind war und keiner sein konnte, weil er (das Korps von Soult) durch die Elbe von uns abgeschnitten und durch den Herzog von Weimar nach der Altmark abgelenkt war. Wir fingen alsdann auch den Landrat [des] Havelländischen Kreises[1]) auf, den ersten preußischen Beamten, der seine Pflicht vergaß und von dem wir den Skandal erlebten, daß, als wir nach Rathenow kamen, wohin er unserer Verpflegung und Direktion wegen beschieden war (und auch ungerufen hätte sein müssen), er sich entschuldigen ließ, weil er den Marschall Bernadotte in Brandenburg erwarten müsse!! Dort hat er ihn wirklich die drei Tage hindurch erwartet, während welcher wir durch seinen Kreis marschierten, nemlich den 23., 24. und 25., bis er denn endlich das Vergnügen hatte, am Abend des letztgenannten Tages den Feind seines Königes und seines Vaterlandes freundschaftlich zu bewillkommnen und dafür wie ein Hund behandelt zu werden. Wenn nun gleich dieser Schächer uns nicht viel geholfen haben würde, so mußten wir wenigstens von ihm den Ungrund aller Massenbachschen Hypotheſen, die uns vom richtigen Weg ablenkten, erfahren, wie zum Beispiel sein kotiges Défilé von Friesack, wo damals das trockenste und festeste Erdreich war; sein unpassierbares Luch, welches die Fran-

[1]) Herrn v. Bredow auf Pessin.

zosen allenthalben mit Kavallerie und Artillerie passierten; seine gesperrte Passage über den Rhin bei Fehrbellin wegen der zu früh abgebrannten Brücke, neben welcher man beinahe das ganze Jahr hindurch ganz bequem durch das flache, nur 8—10 Schritt breite Wasser fährt und reitet usw., und wir konnten dann den vorerwähnten Marsch auch noch von Rathenow aus machen.

Dieser Landrat war ein Herr von Bredow auf Pessin, später auf Sentzke. Er hatte früher gedient und trat auch 1813 wieder in die Landwehr, bei welcher er Kommandeur des fünften Kurmärkischen Regiments wurde. Er führte dasselbe in dem Gefechte bei Dessau so schlecht, daß ein großer Teil desselben und er selbst gefangen wurden. Nach Leipzig gebracht, entging er der Einsperrung dadurch, daß er sein Ehrenwort gab, nicht zu entfliehen. Bald darauf war die Schlacht bei Leipzig. Er sahe sie von einem Turme mit an, und wie am Morgen des 19. der Augenblick seiner Befreiung durch Eroberung der Stadt herannahete, er selbige also ruhig abwarten konnte, stieg er von seinem Turme herab und zog mit den Franzosen fort, wo er denn seine Gefangenschaft im südlichen Frankreich bis zum Frieden von Paris fortsetzte. Er wird beschuldigt, die Gefangenschaft der Verbindlichkeit, wieder zu fechten, vorgezogen zu haben, und in der Tat kann man schwer glauben, daß irgendein Soldat so dumm sein sollte, nicht zu wissen, daß Gefangene frei sind, die mit den Waffen in der Hand, also durch die Gewalt eines eben solchen Sieges, als der war, der sie in Gefangenschaft gebracht, wieder aus selbiger befreit werden, — oder daß zwischen Entfliehen oder an seine[r] eigene[n] Befreiung selbst Arbeiten und zwischen durchaus nicht Zulassen, daß man ohne eigenes Zutun von den Seinigen zurückerobert werde, ein himmelweiter Unterschied ist.

Neben diesem abtrünnigen Landrat will ich noch eines anderen Zaghaften oder vielmehr gänzlich Unentschlossenen erwähnen, den wir am 24. in Neustadt an der Dosse trafen. Dies war der Landstallmeister von Brauchitsch. Der Fürst Hohenlohe war mit uns allen auf dem dortigen Friedrich Wilhelms-Gestüt einquartiert und sehr erstaunt, dasselbe noch dort und in voller Ruhe zu finden. Er fragte den Herren von Brauchitsch, ob er denn einen solchen Schatz von 5—600 arabischen Hengsten, englischen Stuten und kostbaren Fohlen dem Feinde überliefern wolle? Dies war nun zwar allerdings nicht des Herrn von Brauchitsch Meinung, aber er erging sich in Zweifeln: ob die Franzosen auch wirklich hinkommen?, ob sie dann nicht das Gestüt verschonen würden?, und über die Schwierigkeit, eine solche Masse von Pferden fortzubringen und dergleichen Albernheiten. Der Fürst versicherte ihn, daß der Feind jeden Augenblick erscheinen könne, alsdann ganz gewiß das ganze Gestüt rauben und nach Frankreich treiben würde, — und daß kein Schatz in der Welt leichter fortzubringen sei, als ein solcher lebendiger, der über 2000 Beine unter dem Leibe habe! Er solle augenblicklich die Hengste und Stuten satteln lassen,

die Fohlen vor sich hertreiben und von einem königlichen Amt zum andern ziehen, die Fohlen auf den Hof einsperren, mit Garben futtern, über die er quittiere usw. Er schien sich zu überzeugen, versprach am andern Morgen abzuziehen, tat es aber nicht, sondern blieb selbst noch hinter der Arrieregarde Blüchers zurück, die den 25. dort stand. Endlich wie die Franzosen ihm ganz nahe auf dem Halse kamen, entfloh er mit seinen Pferden hinter Blüchern her, konnte also auch die Oder nicht erreichen, sondern begegnete ihm schon auf seinem Rückzug nach Mecklenburg, — wo denn das ganze Gestüt verloren ging.

Er verlor zwar darüber, wie billig, seinen Posten, erhielt aber bald nachher durch Hardenberg einen bessern, indem er ihn zum Präsidenten der Generalkommission in Pommern ernannte. So wurde denn der, der des Königs Eigentum so schlecht bewahrt, der Dispensator alles Grundeigentums in ganz Pommern. Er verteilte nunmehr den Grund und Boden dieser ganzen Provinz nach dem neuen agrarischen Gesetze[1]), welches aber seinem Urheber[2]) nicht das Leben kostete, wie das römische den Gracchen.

Und was ferner den geschilderten schlechten Gebrauch unserer zahlreichen Kavallerie betrifft, wie hätte wohl der Herzog von Braunschweig vor der Schlacht in allen seinen Ungewißheiten beharren können, wenn er seine Kavallerie linker Hand in Sachsen an den Feind gehabt hätte? Er hatte bei den vier Armeekorps (Hauptarmee, Hohenlohe, Rüchel und Reserve unter Eugen von Württemberg) über 220 Schwadronen zu disponieren. Bei ihrer Stärke, beim Anfang des Feldzuges, von wenigstens 120 Pferden per Schwadron, beträgt dies 26400 Mann Kavallerie! Wie hätte da irgendeine Kolonne Napoleons unbemerkt marschieren können? Und was sollte Tauentzien mit 5500 Mann Infanterie bei Hof auf einem Posten, den er doch nicht behaupten konnte? und von dem er in jedem Fall einen Rückzug von drei Märschen zu machen hatte? auf welchem er vom Feinde nichts sehen konnte, als was ihn unmittelbar drängte? Wo es nur aufs Beobachten und Inkommodieren des Feindes ankömmt, ist Infanterie allemal überflüssig.

Von unserm weiteren Marsch von Ruppin aus will ich nur bemerklich machen, daß es ganz falsch ist, wenn man glaubt, daß die Truppen bis dahin ermüdet waren. Sie hatten seit Magdeburg täglich nur $3\frac{1}{2}$—4 Meilen gemacht und hatten die Nächte unter Dach und Fach bei guter Verpflegung zugebracht. Damals aber glaubte man, man hungere, wenn außer der Verpflegung beim Wirt nicht noch Brot und Fleisch geliefert wurde, oder man sei müde, wenn nicht der dritte Tag ein Ruhetag gewesen war. Aber vom 26. von Ruppin aus gingen Hunger und Ermüdung los, und zwar unmäßige.

Auf dem Rendezvous bei dem Dorfe Schönermark, eine halbe Meile von Gransee, wo Massenbach vorgab, die Ankunft Blüchers zu erwarten (es war in derselben Stunde, wo dieser sechs Meilen hinter uns den Befehl

[1]) Vom 14. September 1811.
[2]) Hardenberg.

erhielt, aufzubrechen, da er eigentlich Ruhetag hatte, um das Korps des Herzogs von Weimar näherkommen zu lassen!), wo er aber nur auf Mittel sann, sich vom Feinde etwas weiter zu entfernen, erhielten wir um 11 Uhr morgens die Nachricht, genau mit allen einzelnen Umständen, von der Zersprengung des Husarenregiments Schimmelpfennig (Werner-Husaren) und Königin-Dragoner, wie sie sechs Stunden später am Nachmittag erst stattgefunden hat. Nun sage einmal einer, was das ist: ein Gerücht! Die Sache konnte sich einer erdacht oder die Furcht ihm eingegeben haben, — aber die einzelnen Umstände, in der Stadt, an der Brücke und nachher im Walde?

Diese dem Massenbach sehr willkommene Nachricht verursachte, daß wir links ausbogen und drei Meilen nordwärts nach dem mecklenburgischen Städtchen Fürstenberg marschierten, wo wir nichts weniger als willkommen waren und sogar Widersetzlichkeit vorfiel, um die Soldaten nicht aufzunehmen[1]).

Gleich nach unserer Ankunft dort war die Rede von dem Marsch des folgenden Tages, der wieder fünf Meilen, über Lychen nach Boitzenburg, betragen sollte. Brot, welches in Templin gebacken war — denn dahin hatten wir von Zehdenick kommen sollen – , sollte nach Boitzenburg geschafft, auch Furage und Branntwein besorgt werden usw. Da ich überzeugt war, daß von dem allen nichts ankommen und nichts geschehen würde, wenn es durch Generalstabsschreiberei besorgt werden sollte, und der Graf v. Arnim, Besitzer von Boitzenburg, mein genauer Bekannter war, so erbot ich mich, voranzugehen und alles zu besorgen. Der Fürst genehmigte es, und da ich fürchten konnte, in den Wäldern, allein, zu Pferde, mich in der Nacht zu verirren, so nahm ich Extrapost und fuhr los, etwa um 1/2 6 Uhr abends. In Lychen fand ich den Magistrat auf dem Markt versammelt, in Angst vor den Franzosen, die in der Tat ganz nahe waren; die Nachricht von den Regimentern Schimmelpfennig und Königin bestätigte sich.

Was aus dem General dieses Namens[2]) geworden ist, weiß ich nicht, aber der Fürst erhielt am folgenden Tag, den 27., einen Rapport von dem Kommandeur, Fürsten von Anhalt-Pleß (zehn Jahre später Herzog von Anhalt-Cöthen), nicht durch einen Offizier, auch nicht durch eine Ordonnanz, sondern durch einen Fußboten, daß das Regiment bis gegen Prenzlau gesprengt, nicht mehr imstande sei zu fechten(???) und daß er daher mit selbigem abmarschiere, durch Stettin hinter die Oder![3])

Hierdurch war unser Marsch auf der feindlichen Seite hin ganz entblößt;

[1]) Ich wußte dies zur Zeit, wie ich meinen [anderslautenden] Bericht [vgl. das Generalstabswerk „1806" S. 226] schrieb, nicht, da ich für meine Person höchstens eine Stunde nur in Fürstenberg gewesen bin. [v. M.]

[2]) Vgl. „Deutsche Rundschau" XLI, 8, S. 271.

[3]) Er marschierte auch wirklich nicht nur dahin, sondern bis hinter die Weichsel, wo er sehr wohl aufgenommen und zum Generalgouverneur des im Aufstand begriffenen Teils von Schlesien ernannt wurde. Hier machte er aber auch lauter dumme Streiche und mußte entlassen werden. [v. M.]

er konnte uns jeden Augenblick in die Kolonnen und in die Quartiere fallen, — und da Massenbach wohlweislich die ganze Kavallerie links weg, d. h. auf die vom Feinde abgewendete Seite marschieren ließ, so mußte das nächste Regiment schleunig an die Stelle jener Husaren herbeigeholt werden, um zur Seitenpatrouille zu dienen. Dies traf die Gendarmen [1]).

In Lychen erhielt ich ein paar miserable Bauerpferde und einen jungen Burschen, der nicht fahren konnte, und so ging es weiter; die Nacht war nicht finster. Wieder in einen Wald geraten, auf einem ganz schmalen Holzwege, fiel ich in eine Menge Bagage, Handpferde usw., die langsam vorwärts zogen. Hinter sie [2]) zu bleiben, hätte mir der Weg bis Boitzenburg sechs Stunden kosten können; wie konnte ich dann noch drei Meilen weit nach Templin schicken? Ich ließ also, so gut es gehen wollte, zwischen den Bäumen durch vorbeifahren. Es dauerte aber nicht lange, so fuhr der Kerl gegen, zerbrach den Deichsel, hatte nicht einmal einen Strick bei sich, und nun hatte die Freude ein Ende, denn ohne Deichsel schleuderte der Wagen natürlich hin und her und rannte gegen jeden Baum, der ihm nahe kam. Es blieb also nichts übrig, als ihn stehen zu lassen, mich auf eins der Pferde zu setzen, der Kerl aufs andere, und nun fort. Dies gab ungefähr eine Reiterei, wie die in der Schlacht von Jena [3]), nur ohne Sattel und auf dem Zuggeschirr sitzend. Ich kam mit der verwünschten Bestie nicht aus der Stelle. Bald aber holte ich sehr schöne Handpferde ein, die einer Kutsche folgten. Sie gehörten einem Dragonergeneral (ich glaube Strantz) [4]), der in der Kutsche saß. (Ich hoffe, er war krank.) Ich ritt heran, erzählte meinen Auftrag und mein Mißgeschick, bat um ein Pferd bis Boitzenburg und entweder um einen Reitknecht, der es dort gleich wieder zu sich nähme, oder um Befehl, wo ich es den andern Tag wieder abliefern solle? Nein! Alle meine Vorstellungen waren vergebens, es sei meine Sache, ich könne sehen, wie ich fortkäme! Ja, bei dem „Sehen wie fortzukommen" war ich ja eben! Ich bekam einen Augenblick Lust, noch etwas genauer nachzusehen und mir ein Pferd mit Gewalt zu nehmen, unterließ es aber und quälte mich mit meinem Hotte-Pferdechen bis Boitzenburg, wo ich um ½12 in der Nacht ankam, — statt um 9 Uhr, wo ich da sein konnte, wenn der Wald und die Bagage nicht, dagegen in Lychen gute Pferde gewesen wären.

Der Graf Arnim war mir sehr behülflich und mit seinen Lokalkenntnissen und seinem Ansehen in der Gegend sehr nützlich. Furage wurde aus der Umgegend, Branntwein aus Prenzlau verschrieben, das Brot aus Templin bestellt. Erstere beide Gegenstände kamen bei guter Zeit an, aus Templin

[1]) Über ihre Gefangennahme vgl. u. S. 387 ff.

[2]) sic.

[3]) Vgl. „Deutsche Rundschau" XLI, 8, S. 273.

[4]) Einen Dragonergeneral v. Strantz gab es damals nicht. Vielleicht meint Marwitz den Obersten v. Strampf († 1808) vom Feldartilleriekorps.

ein Kriegskommissarius mit der Nachricht, daß das Brot bereits unterwegens sei; nicht lange nachher erfuhr man aber, daß es dem Feinde in die Hände gefallen. Ich machte nun mit dem Grafen Arnim Anstalt zu einer großen Kartoffelkocherei in der Braupfanne, die vier Wispel faßte. Es ward alles vor den Ort herausgebracht, und die Verpflegung war vollständig beschafft. Ich stellte den Kriegskommissarius dabei, um sogleich zu verteilen, und ritt mit dem Grafen Arnim dem Fürsten entgegen. Nicht weit vor dem Orte begegneten wir meinen Pferden; der Graf befahl ihnen, in seinen Stall zu ziehen; ich hatte sie zum letzten Male gesehen.

Der Major Knesebeck, von Magdeburg vorausgeschickt, hatte die ganze Verpflegung bis Stettin (auf der Straße, die wir nicht gingen) besorgt und war auch in Boitzenburg gewesen. Arnim redete von ihm und wie er von dem Schicksal der Armee und des Vaterlandes ergriffen gewesen. Aber, fügte er hinzu, da hatte er einen Dickkopf von Leutnant oder Kapitän von den Füsilieren bei sich, dem schien das alles einerlei zu sein, — er nahm gar keinen Teil daran, sondern war nur beflissen, sich recht satt zu fressen! Ich erwiderte, daß dies ein Kapitän Gneisenau sei, mit dem ich auf dem Rückmarsch gute Bekanntschaft gemacht und der mir ein sehr braver und sogar ein ausgezeichneter Mann zu sein geschienen, vermutlich sei er den Tag eben sehr hungrig gewesen. Gneisenau war nemlich im Hauptquartier geblieben und wir hatten unter andern uns verabredet, daß, wenn einer von uns bliebe, der andere dessen Familie benachrichtigen und sie mit Rat und Tat unterstützen sollte. Jetzt war er dem Major Knesebeck zur Hülfsleistung beigegeben, erreichte dadurch Stettin und entging so der Gefangenschaft. An dem Tage ahndete ich nicht, und, wie man sieht, Arnim noch weit weniger, daß Gneisenau nach dreiviertel Jahren schon ein berühmter Mann sein würde.

Wir mußten den Fürsten lange erwarten; wie er endlich mit den Truppen marschiert kam, war Massenbach allein voran und wollte mich ausfragen; der Kerl war mir aber schon so verächtlich, daß ich ihm nicht Rede stand, sondern weiter zum Fürsten ritt und meinen Rapport abstattete. Jener entblödete sich nicht, von diesem Umstand eine lügenhafte Geschichte zu ersinnen und sie in seinen Memoiren drucken zu lassen[1]). Ich habe ihm aber in den Zeitungen[2]) ordentlich gedient und Zeugnisse gegen seine Lügen abdrucken lassen, welches er geduldig in die Tasche steckte.

Der Fürst schickte mich wieder nach Boitzenburg voraus. Ich kam nahe genug, um schon meine Branntwein- und Fouragewagen und den dicken Kriegskommissarius (Avenarius hieß er) dabei stehen zu sehen, — es kam nur noch

[1]) Vgl. Massenbach, Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preußischen Staates, Teil II, 2 (1809), S. 84.

[2]) Den „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" und in den Hallischen „Zeiten" 1808 09. Vgl. meine Mitteilung in den Forsch. z. Brand. u. Preuß. Gesch., Bd. XX, S. 205.

darauf an, die Kartoffeln auf den bereitstehenden Wagen herauszuschaffen, als vor meinen sichtlichen Augen ein paar französische Dragoner aus dem Städtchen herausgesprengt kamen, in die Fuhrknechte einhieben, so daß diese davonjagten, Avenarius lief davon, die Franzosen stürzten die Wagen um usw.

Der Fürst Hohenlohe kam mit seiner Heeresmacht herbei, aber mit ihm auch sein böser Geist, — das Übrige mögt Ihr in meinem Bericht lesen, der besonders über unsere Katastrophe sehr genau und umständlich ist[1]).

Hier nur so viel, mich selbst betreffend. Arnim war vorsichtiger mit seinen Pferden gewesen als der Landstallmeister Brauchitsch mit den königlichen. Er hatte sie sämtlich auf einem abgelegenen Waldvorwerk in einer Scheune versteckt und nur in Boitzenburg behalten einen Hengst, den er in dem Augenblick ritt, und einen schlechten Klepper, auf dem ich saß. Den Sommer vorher hatte ein Stallmeister von Murat alle preußische und mecklenburgische Gestüte bereist unter dem Vorwand, Pferde zu kaufen, und hatte ohne Zweifel Listen von allen guten Pferden nicht nur in den Gestüten, sondern auch von den Gebrauchspferden aufgenommen. Denn allenthalben, wo der Stallmeister gewesen, dahin kamen auch jetzt Patrouillen der Muratschen Kavallerie oder Detachements und führten die Pferde oft nach mitgebrachten Listen fort. Dieses Boitzenburgsche Detachement also, welches uns so in Schrecken setzte, daß wir 3—4 Stunden vor den paar Kerlen halten blieben und dann vom Wege ablenkten, war nichts mehr und nichts weniger als eine von Murats auf Pferdediebstahl ausgesendeten Rotten. Statt des Grafen Arnim vielen Pferden standen aber in dem Augenblick nur meine fünf in dem großen Stall. Sie eigneten sich sogleich drei davon zu, die sehr gut waren, und ließen mir [nur] einen dreizehnjährigen, mageren, englischen Läufer[2]) und einen zwölfjährigen Schimmelpollacken[3]). Auf diesen beiden entflohen meine beiden Leute, begaben sich von Stettin zu Hause nach Friedersdorf, und ich war nun ohne Leute, ohne Pferde und ohne Kleidungsstücke. Die geraubten drei Pferde, deren keines ich über sechs Wochen besaß, eines sogar nur zwei Tage, hatten mir 170 Friedrichsdor gekostet. Rechnet man dazu 100 für die bei Jena erschossene Stute, so kostet mich dieser vierzehntägige Feldzug 270 Friedrichsdor oder über 1400 Taler an Pferden.

Unsere fernere Schmach bei Boitzenburg und Schönermark (nemlich ein zweites bei Prenzlau, das früher erwähnte liegt bei Gransee) leset in meinem Berichte. Hier will ich nur erwähnen, daß an diesem selbigen Abend des 27. mein altes berühmtes Regiment Gensd'armes, eine halbe Meile von Boitzenburg (auf der Seite nach Berlin hin), bei Wichmannsdorf gefangen wurde[4]).

[1]) Vgl. das Generalstabswerk „1806" S. 228 ff.
[2]) Nr. 21 des Registers meiner Pferde [v. M.].
[3]) Nr. 27 des Registers [v. M.].
[4]) Vgl. Höpfner a. a. O. Bd. II, S. 169 ff. und Lettow-Vorbeck II, 256 ff.

Wie sehr dies Regiment, seit es den General Prittwitz verloren und besonders seit der jetzigen Regierung heruntergekommen war, habe ich früher schon[1]) (als die Ursach' des Abganges seiner besten Offiziere) geschildert. Dabei hatte es seit meinem Abgange sehr starkes Avancement gehabt — wer irgend unabhängig war, blieb nicht dabei — es war daher an Offizieren sehr jung komponiert. Es hatte nach Verabschiedung des Generals von Elsner[2]) noch keinen Chef wieder erhalten. (Wie dieser die Katastrophe des Regiments erfuhr, sagte er: „Na! mich haben sie verabschiedet, aber dümmer hätte ich es auch nicht gemacht!") Kommandeur war der Major v. Löschebrand, ein sonst ehrenwerter Mann, aber schon in seiner Jugend einmal von Friedrich II: „Er alter Drömer!" (Träumer) genannt, weshalb er denn auch seitdem nicht anders als „der alte Drömer" geheißen wurde. Unter den Schwadronchefs waren auch viele ehrenwerte Leute (das Regiment hatte deren zehn, oder eigentlich Kompagniechefs), aber auch nicht ein einziger, den man „einen guten Kavallerieoffizier" hätte nennen können.

Indessen wurde dies Regiment nicht durch seine schlechte Komposition, sondern einzig und allein durch die Dummheit des alten Drömers ins Verderben gestürzt. Der Fürst Hohenlohe hatte ihm Wichmannsdorf als Ziel seines Marsches angegeben, weil das Korps die Nacht bei Boitzenburg stehen sollte, zugleich aber gesagt: Er solle mit Vorsicht marschieren, er werde auf den Feind stoßen.

Für den alten Drömer bestand die Vorsicht nun darin, daß er Seitenpatrouillen auf 50 Schritt neben sich und eine Avantgarde dicht vor der ersten Schwadron marschieren ließ; zwischen diesen pfropfte er den Kassenwagen, damit er den immer vor Augen habe.

Wie es dunkel wurde, gewahrt die Seitenpatrouille einen Reuter, fängt ihn und erkennt einen französischen Offizier. Der äußert seine große Verwunderung, hier gefangen zu sein, da er sich mitten in den Kantonierungen der Dragonerbrigaden Milhaud und Lasalle befinde und als Adjutant des Murat mit einer Ordre von einem Dorf zum andern geritten sei. Er tröstet sich damit, daß das Blatt sich bald wenden und sie alle bald seine Gefangenen sein würden!

Hierauf Bestürmen der Chefs, Löschebrand möge halten lassen, aufmarschieren und auf allen Wegen Patrouillen ausschicken, um zu wissen, wen man vor sich habe, und nicht blind in die Dunkelheit hineinreiten. (Es war diese Nacht bei bewölktem Himmel weit finsterer als in der vorigen.) Das hilft aber nichts, Löschebrand sagt: „Ich habe Ordre nach Wichmannsdorf und gehe also nach Wichmannsdorf!" So geht es vorwärts, es wird ganz

[1]) Vgl. Marwitz' Schilderung der altpreußischen Kavallerie in den Preußischen Jahrbüchern, Bd. 131 (1908), S. 482.

[2]) Karl Friedrich v. Elsner, 1802 Generalleutnant und Generalinspektor der Kurmärkischen Kavallerie, 1806 verabschiedet, 1808 gestorben.

dunkel, man sieht vor, hinter und neben sich einzelne und auch Trupps erscheinen, verschwinden, jagen, rufen usw. Man bleibt im Marsch. Endlich Anruf von einem französischen Posten und Feuer. Die Avantgarde stürzt darauf und wirft den Posten. Der hatte aber am Eingang von Wichmannsdorf gestanden, — sie wirft ihn also in das Dorf hinein oder vielmehr in eine Verzäunung, die, als Verlängerung des Dorfes, einen See einschließt, neben den [sic] nur ein schmaler Weg fortführt.

Die Avantgarde wird geworfen, der Kassenwagen steckt eben in dem Hecken (Tor), welches die Verzäunung schließt, mit Mühe kommt die erste Eskadron zum Aufmarsch und fällt in den sie schon erwartenden Feind; die zweite und dritte reißen den Zaun ein und kommen auch noch hinein; die vierte und fünfte, noch außerhalb, werden im Rücken angegriffen, es entsteht ein stehendes Gefecht im Finstern in Front und Rücken, wo natürlich die schwächere Zahl unterliegt. Murat zeigt sich, an Sieg oder Entkommen ist nicht zu denken, sie sind gefangen. Nur der Chef der vierten Eskadron, Major v. Jürgaß, gewahrt eine Lücke im Feinde und rettet sich mit noch fünf Offizieren, einer Standarte und etwa vierzig Pferden. Ein Offizier, Plettenberg, war tot; einer, Königsegg, war zum Transport der Neustädter Pferde kommandiert; einer, der jüngste von allen, Graf Brühl[1]), 14 Jahr alt und mein Schwager, hatte das Glück, an dem Tage auf Ordonnanz beim Fürsten Hohenlohe zu sein und so auch das Schicksal des Regiments nicht zu teilen; endlich waren zwei Offiziere bei der Depotschwadron, die schon nach Preußen dirigiert war[2]). Mithin wurden von 35 Offizieren, die das Regiment damals zählte, 25 mit ungefähr 300 Mann gefangen.

Napoleon, der sich einbildete, die Offiziere der Gensd'armes hätten großen Einfluß auf die Kriegserklärung gehabt, — auch nicht den allerkleinsten! —, überhäufte sie mit Schmähungen, ließ sie nach Berlin bringen, einen halben Tag lang im Lustgarten und unter den Linden auf ihrem sonst täglichen Paradeplatz stehen, dem Anschauen des Pöbels preisgegeben, und sperrte sie dann nach Spandau ins Zuchthaus. Dies war in denselben Tagen, wo er die Komödie mit dem Fürsten Hatzfeld[3]) spielte, den er als Spion und Verräter wollte erschießen lassen (ungeachtet er nichts und noch etwas weniger getan hatte, als er seinem Könige schuldig war),[4]) — bloß um eine Großmutsszene mit der Fürstin, die sich ihm zu Füßen warf, zu spielen und sie

[1]) Graf Friedrich v. Brühl, zuletzt Generalleutnant, der spätere Schwiegersohn Gneisenaus (1791—1859).

[2]) Ein Kavallerieregiment (750 Pferde) bestand damals aus fünf Eskadrons, von denen eine (zwei Kompagnien) als Ersatzschwadron im Depot zurückblieb. Die Husarenregimenter und das polnische Lanzenregiment (die Towárczys) waren doppelt so stark.

[3]) Franz Ludwig Graf v. Hatzfeld (1756—1827), 1803 Fürst, 1806 Gouverneur von Berlin, später Gesandter, gestorben als Generalleutnant.

[4]) Hatzfeld hatte am 24. Oktober 1806, noch vor Ankunft der Franzosen, an Friedrich Wilhelm III. einen Bericht über die französische Armee gesandt, der aufgefangen wurde.

ausposaunen zu lassen. So setzte denn die Einquartierung im Zuchthause zwei Rittmeisterfrauen auch so in Schrecken, daß sie sich ihm ebenfalls auf der Schloßtreppe zu Füßen warfen — es waren die Frauen v. Alvensleben und v. Katte — worauf er denn die Offiziere der Gensdarmen auf ihr Ehrenwort frei ließ, wie ihnen bei ihrer Gefangennehmung versprochen worden war.

Die einfältige Sippschaft der revolutionären Zeitungsschreiber und Tagesschriftsteller unterließ nicht, des Napoleons Schimpfreden nachzuschreiben und weiter zu verbreiten, und so ist denn noch bis auf den heutigen Tag ziemlich allgemein angenommen, daß das Regiment Gensd'armes sich sehr schlecht betragen und auf eine besonders schmähliche Weise kapituliert habe. Ich sehe aber mehr Unglück und Ungeschick von seiten des Kommandeurs (Friedrich II. sagte in solchem Falle: es ist meine Schuld, warum habe ich ihn zum Kommandeur gemacht!) als Schmach, — und finde, daß sie ehrenvoller geendigt haben als wir bei Prenzlau oder gar wie die Feigherzigen in Anklam [1]).

Nur der Major Jürgaß wurde gepriesen, daß er die Standarte gerettet, — das war aber reiner Zufall, weil er ein Loch offen sah und im Dunkeln sehr bald den Blicken entschwunden war. Im Gegenteil finde ich, daß grade er sich tadelhaft benommen. Wenn er sein Häuflein und die Standarte retten wollte, mußte er eilen, über die Oder zu kommen. Er aber begab sich nordwärts nur 1½ Meilen weit nach Wolfshagen, zu ehemaligen Regimentskameraden, die [2]) Grafen Schwerin. Er kreuzte also den Hohenloheschen Marsch nach Prenzlau. Hier blieb er den ganzen Tag des 28. und die Nacht zum 29. Viel umgesehen muß man sich dort nicht haben, sonst mußte man erfahren, daß alle Franzosen nach Prenzlau gezogen waren, und daß Blücher an dem Tage ruhig in Boitzenburg (eine Meile von Wolfshagen) kantonierte; es war nichts leichter, als sich diesem anzuschließen. Statt dessen aber zog Jürgaß am 29. ganz gemächlich weiter der Oder zu (nunmehr aber hinter den Franzosen), begegnete am 30., also dem vierten Tag nach seiner Katastrophe, bei Ueckermünde den General Bila mit der Kavallerie und kapitulierte mit bei Anklam!

So schreibt man Geschichte! Irgendein Lügner, Böswilliger oder schlecht Unterrichteter schreibt etwas hin, hundert Müßiggänger schreiben es nach, und so entstehen für die Geschichte Tatsachen, ganz verschieden und sogar entgegengesetzt denen, die sich wirklich zugetragen haben.

In der Tat wurde auch nach dem Frieden von dem ganzen Regiment kein einziger Offizier wieder angestellt, als nur allein Jürgaß. Er war nichts weniger als ein guter Kavallerist im engeren Sinn des Worts, zeigte sich

[1]) Bei Anklam kapitulierten am 1. November die beiden Generale v. Bila mit 1100 Mann Infanterie und 1073 Pferden. Vgl. v. Höpfner, Krieg 1806/07, Bd. II, S. 220 ff., und v. Lettow-Vorbeck a. a. O. II, 340 f., 352.

[2]) sic.

aber in den Jahren von 1813 bis 15 als ein äußerst tapferer und entschlossener Anführer, erntete als solcher vorzüglich in dem Gefechte bei La Chaussée[1]) (wo er die vierfach überlegene französische Kavallerie warf) und in der Schlacht von Ligny verdienten Ruhm ein und starb als Generalleutnant (1833) und als eine Zierde der preußischen Armee, — aber wahrhaftig nicht wegen der Standarte und wegen seines Entkommens von Wichmannsdorf! —

Da man auch bei uns in den letzten Tagen durch Massenbach und seine wenigen Anhänger schon das Wort kapitulieren ohne irgendeinen Abscheu aussprechen hörte, so schloß ich ein Paktum mit meinen ehemaligen Regimentskameraden Alvensleben[2]) und Rostitz (vide über selbige meinen Bericht)[3]), zusammen fortzureiten, wenn es so weit kommen würde[4]).

Meinen jungen Schwager Brühl, der, wie erwähnt, zufällig bei uns war, wies ich an, in diesem Fall mir nicht von der Seite zu weichen, und auch mein Freund Fagel schloß sich an uns an.

Fagel war ein Holländer von einer der dortigen großen Patrizierfamilien. Die Würde des Greffier der Generalstaaten (ungefähr Minister der auswärtigen Angelegenheiten) war beinahe erblich in der Familie Fagel. Er war seit 1793 Adjutant des Erbprinzen von Oranien, sein Begleiter in allen Feldzügen und sein spezieller Freund und ist mit ihm sukzessiv in englischen, preußischen und österreichischen Diensten gewesen. Da die Prinzessin[5]) sich von 1796 bis 1813 in Berlin aufhielt und der Prinz sehr oft und viel da war, so kannte ich ihn genau. Es war ein angenehmer und ehrenwerter Mann. Damals war er mit seinem Herren in unserm Dienst, war in der Nacht nach der Schlacht von ihm abgekommen und so wie dieser nach Erfurt ins Hohenlohesche Hauptquartier geraten. Seit 1814 ist er niederländischer Generalleutnant und Gesandter in Paris.

Wie wir nun diesseits Prenzlau im Gefecht standen — in solchem nahen Kugel- und Kartätschenfeuer bin ich in meinem Leben nicht gewesen, jedermann, der sich dorthin verfügt, kann an dem Mühlenwasser, das die Franzosen im Rücken hatten, sehen, daß von der französischen Batterie bis zu unserm Regiment Prittwitz-Dragoner, an dessen Front der Fürst immer auf und ab ritt, nicht 300 Schritt sind[6]), — schickte Alvensleben, der mit seinen 30 Husaren

[1]) Am 3. Februar 1814. Vgl. v. Janson, Geschichte des Feldzuges 1814 in Frankreich, Bd. I (1903) S. 238 f.

[2]) Vgl. „Deutsche Rundschau" XLI, 8, S. 260, Anm. 2.

[3]) Generalstabswerk „1806" S. 236 u. ö.

[4]) NB. Rostitz ist jetzt russischer Generalleutnant und Adjutant des Kaisers und hat sich im Türkenkrieg und vor Warschau ausgezeichnet. [v. M.]

[5]) Wilhelmine, jüngere Schwester Friedrich Wilhelms III., seit 1815 Königin der Niederlande.

[6]) Vgl. die Kartenskizze in meinen „Nachträgen zu Marwitz' Berichten an die Immediatkommission", Forsch. z. Brand. u. Preuß. Gesch. Bd. XX, S. 200.

schon jenseits Prenzlau war, den Nostitz zu mir und ließ mir sagen: da seine Pferde so abgeritten wären, daß sie kaum noch kriechen könnten, so reite er jetzt ab nach Stettin, ob ich mit wolle? Das war unmöglich. Wir standen im heftigsten Feuer, vom Kapitulieren war nicht die Rede, also konnte ich meinen General nicht verlassen. Mit Alvensleben war es etwas anders, er hatte sich diese 30 Husaren selbst gesammelt, war den 21. mit ihnen von Burg abgeritten, in Brandenburg und die Nacht vom 24. noch mit ihnen im Tiergarten bei Berlin gewesen, — alle Nachrichten hatten wir durch ihn allein erhalten; am 26. war er bei Gransee zu uns gestoßen, hatte am 27. Boitzenburg vom Feinde gesäubert, war in der Nacht von Schönermark aus in Prenzlau gewesen, zurückgekehrt und jetzt wieder da; es war natürlich, daß Menschen und Pferde vollkommen zugrunde waren.

Wie nachher jenseit Prenzlau die Unglücksgeschichte wirklich losging, winkte ich Fagel und den kleinen Brühl an meine Seiten und sagte ihnen: „Sowie der Entschluß hier gefaßt wird, so reiten wir los!" Da geschah die infame Geschichte mit der Dampfkugel, die ein Signal des Marschalls Lannes[1]) sein sollte, und es war klar, daß wir diesem grade in die Hände reiten würden. Es war wieder ein Zufall, der uns dem Feinde in die Hände gab! Da schien mir denn besser, in der Kapitulation mit begriffen zu werden, den Paß anzunehmen, welchen jeder dahin erhalten sollte, wohin er verlangen würde, und uns so zum König zu begeben. Wir blieben also, und die Kapitulation wurde geschlossen.

Was den Fürsten Hohenlohe anbetrifft, so war er der Geopferte und Hintergangene, und niemand kann ihn tadeln[2]), der alle Umstände kennt und der da weiß, daß er dem Obersten Massenbach, einem bis dahin in der ganzen Armee wegen seiner militärischen Kenntnisse gepriesenen Mann, unbedingt vertraute, aus Gründen, die ich hier und in meinem Tagebuche umständlich entwickelt habe[3]). Denn:

1. Der König hatte ihm geschrieben, daß er den Marquis Lucchesini und General Zastrow zum Napoleon geschickt habe, um den Frieden zu unterhandeln, und ihn angewiesen, nach den Nachrichten, die er von diesen erhalten würde, sein Benehmen einzurichten.

2. Gleich der erste Parlamentär hatte gesprächsweise fallen lassen, der Marquis Lucchesini sei soeben im Hauptquartier des Bernadotte (angeblich dicht vor uns) eingetroffen. Hohenlohe ließ sich auf die Unterhandlungen nur ein, um Lucchesini womöglich zu sprechen. [?] Da er ihn nicht sprach, weil er nicht da war, so würde dies gar keine Folgen gehabt haben, wenn nicht die Stadt Prenzlau so schnell verloren ging und mit ihr die Verpflegung. Die

[1]) So Marwitz — offenbar versehentlich — in den Memoiren. In seinem Bericht (Generalstabswerk, S. 236) heißt es: Soult.

[2]) Zur Kritik Lettow-Vorbeck II, 276.

[3]) Vgl. Marwitz ed. Meusel, Bd. I S. 239.

Truppen hatten den 26. und den 27. nichts gegessen und konnten nun auch heute nicht essen. Sie hatten in dieser Zeit ununterbrochen marschierend 13 Meilen zurückgelegt und hatten nun noch 7 Meilen fechtend zurückzulegen.

3. Sie hatten bei dem Aufbruch von Schönermark schon laut gemurrt, der Fürst hatte kein Vertrauen mehr zu ihnen, und auch ihr Betragen am heutigen Tage, wo sie nur da fest standen, wo der Fürst selbst ihnen sichtbar vor der Front hielt, hatte sein Vertrauen nicht vermehrt, sondern vermindert.

4. Lucchesini hatte wirklich Frieden geschlossen, der König hatte ihn genehmigt, und dessen Brief mit der Akzeptation der Bedingungen war dem Napoleon am 27., also den Tag zuvor, eingehändigt worden[1]). Es wäre also wirklich schon Frieden gewesen, wenn Napoleon, da Küstrin inzwischen gefallen, nicht zurückgetreten wäre und strengere Bedingungen aufgestellt hätte.

5. Der König setzte einen großen Wert auf seine Garden damals und bis auf den heutigen Tag[2]). Sie sind ihm die Hauptsache, die ganze übrige Armee nur Nebensache. Dies wußte Hohenlohe, und die Garden genierten ihn gewaltig. Er war darin bestärkt worden, weil der König unglücklicherweise auf seiner jetzigen Rückreise das Regiment Gardedukorps begegnet und ihm befohlen hatte, ohne Aufenthalt bis hinter die Oder zu marschieren und sich an keinen andern Befehl zu kehren. Sie ritten also fort, waren dem Hohenlohe mit einem Male unter den Händen entschwunden, und wenngleich er selbst den Zusammenhang bald erfuhr, so glaubte doch die ganze Armee, sie hätten sich auf eigne Rechnung salviert.

Daher war Hohenlohe der Gedanke höchst unangenehm, daß alle Fußgarden, die er hier bei sich hatte, vielleicht zusammengehauen werden könnten, in einem Augenblick, wo schon Frieden sei, welches der König auch ohne Zweifel sehr übel vermerkt hätte. Er bedung sich daher, daß die Garden mit Offizieren und Unteroffizieren völlig formiert nach Potsdam marschieren und dort zusammenbleiben sollten, um nach dem Frieden dem Könige intakt überliefert zu werden, und, wie Murat dies zugestand, war dies eigentlich ein Stein dem Fürsten vom Herzen genommen und der Punkt, der ihn zum Kapitulieren bewog. [?]

6. Er versammelte einen Kriegsrat, forderte das Gutachten aller Generale und Kommandeurs, provozierte widersprechende Meinungen auf alle mögliche Art — wie sehr er dergleichen ersehnte, werden wir ad 9 erfahren —, aber nicht eine Stimme der Mißbilligung erscholl. Alle waren für die

[1]) Das ist ein Irrtum. Richtig ist, daß Lucchesini und Zastrow am 30. Oktober — also zwei Tage nach der Kapitulation von Prenzlau! — in Charlottenburg den Vertrag über einen Präliminarfrieden unterzeichneten, der jedoch von Napoleon verworfen wurde. Vgl. Bailleu, Lucchesini, Allg. Dtsche. Biogr. XIX, 350 (und Generalstabswerk „1806", S. 237 Anm.).

[2]) Etwa Neujahr 1836.

Kapitulation. Und dabei waren nicht eben schlechte Männer, sondern brave Offiziere, von denen ich nur die Generale Tauentzien, Hirschfeld und Oppen[1] nennen will, die sich im Kriege von 1813 auszeichneten.

Dies waren die Wahrheiten, nun kommen die Täuschungen.

7. Er glaubte und wir alle glaubten auf Massenbachs Versicherung, der es gesehen haben wollte, und mußten es nach der angeblichen Signalkugel glauben, daß das Korps von Lannes[2] hinter uns stehe, daß also nicht von einem Rückmarsch, sondern von einem Durchschlagen nach Stettin die Rede sei, wozu die Truppen in keinem Fall imstande waren, um so weniger, als

8. der Kommandeur der Artillerie[3] ihm im entscheidenden Augenblick meldete, es fehle an Munition.

9. Er hatte so viele Unannehmlichkeiten mit dem Herzog wegen seiner angeblichen Ruhmbegierde gehabt und Massenbach hatte ihm so geschickt vorgehalten, daß er nicht um derentwillen das Leben von 10000 Menschen jetzt unnütz opfern sollte, daß er sich wirklich zum Opfer hingab und seinen Ruhm auf den Altar des Vaterlandes dahin lieferte. Er devouierte sich förmlich. Dies geht aus seiner Antwort hervor, die er dem Schwätzer Murat gab, welcher ihm sagte:

„que la gloire qu'il avait si justement acquise dans les campagnes précédentes ne pouvait en souffrir, s'il cédait aujourd'hui à la nécessité".

„Elle finit avec ce jour," erwiderte Hohenlohe, und nun erst berief er den Kriegsrat. Welch ein grauenvoller Irrtum! — So mußte der Mann, der Land und Leute verlassen und aufgegeben, um als Privatmann dem König zu dienen, auch sein Ehrgefühl und seinen guten Namen ihm opfern und noch 19 Jahr lang[4] alle Schmähungen ertragen und forthin im Mangel leben und im Mangel sterben!

Denn alles war Hinterlist und Täuschung, Massenbach hatte gelogen, Hüser hatte gelogen, — es stand kein Mann hinter uns, viel weniger ein Armeekorps, Munition hatten wir im Überfluß. Keine 1000 Mann Kavallerie standen vor uns, mit dem Rücken an die Scheunen gelehnt. Wir konnten mit 30 Geschützen eine Lage mit Kartätschen geben und ihnen mit 8000 Mann Infanterie auf den Leib gehen, die Stadt wieder nehmen, uns satt fressen und dann nach Stettin abmarschieren! Französische Infanterie zog erst am Abend spät und während der Nacht durch Prenzlau.

Die Anschuldigungen der Feigheit, der schlechten Führung und der Verräterei gegen Massenbach waren so häufig und mit so vielen Beweisen unterstützt,

[1] Vgl. „Deutsche Rundschau" XLI, 8, S. 281.

[2] Vgl. o. S. 391 Anm. 1.

[3] Oberst Hüser. Vgl. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Infanterie v. Hüser, Berlin 1877.

[4] Das ist nicht zutreffend; Hohenlohe starb schon 1818. Vgl. u. S. 395 Anm. 4.

daß er wegen seines Betragens zur Verantwortung gezogen wurde. Er war klug genug, zu erwidern, er habe nur des Fürsten Befehle ausgeführt, und wenn er ja Ratschläge gegeben, so habe der Fürst sie nur nach reiflicher Prüfung angenommen und sie alsdann sich zu eigen gemacht. Der Fürst aber, sowie er von dieser Untersuchung hörte, viel zu edel, um einen andern leiden zu lassen, und viel zu stolz, um zuzugestehen, daß er geleitet und gemißbraucht worden sei, erklärte sogleich:

> Er allein habe die Armee geführt, nicht der Generalquartiermeister, er allein sei verantwortlich, — gegen ihn selbst müsse man inquirieren, nicht gegen Massenbach.

Dies war auch schon im voraus bestätigt durch den früher abgestatteten Bericht des Fürsten an den König vom 4. Januar 1808 aus Oehringen, den man nicht mit dem Bericht über die Kapitulation aus Prenzlau vom 29. Oktober verwechseln darf, den der König nie erhielt, weil er von den Franzosen aufgefangen und auch von ihnen publiziert worden ist[1]).

In diesem, den ganzen Feldzug umfassenden Bericht kömmt der Name Massenbachs nur zweimal vor, zuerst, wie er am 13. den Befehl des Herzogs gebracht, nicht anzugreifen, sondern Dornburg zu besetzen[2]), und sodann, daß er am 28. den Marschall Lannes auf dem rechten Ufer der Ucker selbst gesehen habe. Alle übrigen Fehler, wohin ihn Massenbach geführt, werden als des Fürsten eigene Gedanken und Handlungen treu erzählt und mit den Massenbachschen Gründen (ohne seiner zu erwähnen) gerechtfertigt. Übrigens enthält dieser Bericht so viele wahre Tatsachen, und die Irrtümer, in denen der Fürst geschwebt, sind so bona fide als Tatsachen angenommen, daß bei niemand ein Zweifel aufsteigen konnte, daß er sie nicht wirklich für Wahrheiten gehalten, und keiner Untersuchungskommission konnte der Gedanke einkommen, den Fürsten zur Untersuchung zu ziehen, welches der König auch, in Betracht der Opfer, die der Fürst ihm gebracht, nimmermehr zugegeben haben würde. Überhaupt möge jedermann, der den Stein auf ihn werfen will, zuvor diesen Bericht lesen.

Er hatte die Absicht, da ihm nach dem Inhalt der Kapitulation freistand, sich hinzubegeben, wohin er wollte, sich nach seinen Gütern in Oberschlesien zu begeben, und lud mich ein, ihn zu begleiten. Er hoffte unzweifelhaft auf den Frieden, — wie dieser denn auch, wie schon erwähnt, eigentlich schon abgeschlossen war[3]), aber durch die neuen Forderungen Napoleons wieder aufgehoben wurde. — Ich mußte dies ablehnen, da ich die Absicht hatte, mich auf dem möglich kürzesten Wege zum König zu begeben, übrigens aber, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, genug zu Hause zu tun hatte.

[1]) Auch der Bericht von 1808 wurde, nach einer andern Aufzeichnung von Marwitz, von den Franzosen aufgefangen und sofort publiziert!

[2]) Vgl. oben „Deutsche Rundschau" XLI, S. 358 f.

[3]) Vgl. o. S. 392 Anm. 1.

Der Fürst erhielt auch wirklich Pässe nach Oberschlesien. Kaum war er aber bis Freienwalde gekommen, so wurde er von einem französischen Detachement eingeholt und nach Spandau geschleppt, wo man ihm eröffnete, er müsse diesseits der Oder bleiben. Er wählte nun Liegnitz zu seinem Aufenthalt, aber auch dort kaum angekommen, wurde er abermals aufgehoben und nach seinem bisherigen Besitztum Oehringen gebracht, wo er unter strenger Obhut seines bisherigen Nachbars und jetzt usurpatorischen Landesherren, des Königs von Württemberg, bleiben mußte[1]).

Wann ihm endlich gestattet worden, sich nach Schlesien zu begeben, weiß ich nicht[2]), aber im Jahr 1813 war er schon daselbst. Hier hat er bis an sein Ende auf seinem Schlosse Slawentzitz[3]) gelebt, bis ihn der Tod im Jahre 1825 und im 79. seines Alters[4]) von seinen Leiden erlösete. Seelenleiden meine ich nemlich, denn schwerlich wird er die Unbefangenheit, daß er nicht anders handeln gekonnt, lange behalten haben. Da er alles las, mit jedermann sprach, so ist ihm ohne Zweifel die wahre Lage so vieler Dinge bekannt geworden, und er muß alsdann eingesehen haben, welcher Schaden angerichtet worden ist durch die bösen Ratschläge, denen er sich so unbedingt hingegeben hatte.

Ungeachtet es vielleicht nie einen frugaleren Mann gegeben hat, wie Hohenlohe, und ungeachtet er für seine Person nicht mehr ausgab, als ein Leutnant, so war er doch an einen fürstlichen Train und an einen solchen [Aufwand] gewöhnt, wie ihn damals ein jeder vornehmer General machte, der das Kommando in einer Provinz führte und Gouverneur der Hauptstadt (Breslau)[5]) war, — nemlich an Bedienung, Haushalt, offener Tafel, Pferden usw. Dabei war er höchst freigebig, unterstützte arme Offiziere, konnte niemand abweisen, der sich bittend an ihn wandte — kurz, er kam nie mit dem Gelde aus, kannte überhaupt dessen Wert nicht und bezahlte, sowie er welches bekam, daher es ihm denn auch niemals an Kredit fehlte.

Jetzt, seiner Einkünfte beraubt, auf seine Güter beschränkt, deren Wert sein Vermögen weit überstieg und deren Ertrag größtenteils in Eisenbergwerken bestand (die jetzt im höchsten Flor und von großem Werte sind), — die er aber weder so kontrollieren konnte noch gewollt haben würde, wie ein Entrepreneur und Geldspekulant, hörte er anfangs nicht auf, arme Offiziere bei sich aufzunehmen, — aber die Kreditoren fielen nun über ihn her, so daß er auf weniger als auf das Notwendigste beschränkt wurde und eine Pension vom Könige annehmen mußte (ich glaube 3000 Th.). Aber auch das half ihm nichts. Es wäre ihm unmöglich gewesen, sich hinter den gesetzlichen Abzügen

[1]) Das Fürstentum Hohenlohe war 1806 durch die Rheinbundakte mediatisiert worden.
[2]) 1813. Bis 1808 war Hohenlohe kriegsgefangen in Frankreich.
[3]) Bei Kosel.
[4]) Das ist ein Irrtum. Hohenlohe starb schon am 15. Februar 1818, 72 Jahre alt.
[5]) Hohenlohe war 1804/05 Kommandant von Breslau.

zu verschanzen; war Geld angekommen und ein Gläubiger meldete sich, so wurde er bezahlt, wenn auch nichts übrig blieb.

Mit dem Jahr 1813 ungefähr waren seine bisherigen Begleiter alle angestellt, und er blieb allein mit seinem getreuen Stallmeister Palis. Aber auch der ging ihm voran, — und er brachte die letzten Jahre seines Lebens ganz einsam zu. Sein ältester Adjutant Pirch[1]), damals Generalleutnant, hat ihn noch kurz vor seinem Tode besucht, wo er in einem alten Überrock umherging und den Mittag ihm nichts weiter vorsetzen konnte, als eine Wassersuppe. Dabei war er vollkommen gesund und geisteskräftig. Nie ist ihm ein Wort der Klage oder der Beschuldigung gegen andere entschlüpft. Nur Tränen traten ihm in die Augen, wenn man auf die Feldzüge am Rhein, auf sein Gefecht bei Kaiserslautern[2]) und auf das Unglück von 1806 zu reden kam, und er verfiel in düsteres Schweigen.

So endete Friedrich Ludwig, des Heiligen Römischen Reiches Fürst zu Hohenlohe-Ingelfingen-Oehringen, Königlich Preußischer General der Infanterie, des Schwarzen Adlers und des russischen St. Andreas-Ordens Ritter, einst der Stolz und das Vertrauen des preußischen Heeres!

Ob es wahr ist, was einige sagen[3]), daß im Jahr 1813 daran gedacht worden ist, ihm den Oberbefehl zu geben, wie der Krieg ausbrach, weiß ich nicht. Es ist aber gut, daß es nicht geschah. Er war noch um sieben Jahre älter geworden, und sein Ruf war dahin.

Wäre aber im Jahre 1806 ein Krieg gewesen wie 1813, derselbe Segen von oben, derselbe Eifer in allen Teilnehmern, dieselben Anstalten, dieselben Ratgeber, — er hätte als ein Stern erster Größe geleuchtet! Denn was waren ein Bülow, den der Ärger über Bernadotte erst zum Feldherren umschuf, oder ein Kleist[4]), der immer Unglück sah, oder der schwarzgallichte Yorck oder ein Tauentzien, der nur tapfer war, ohne alle Einsicht, — was waren sie alle gegen Hohenlohe? Sie aber wurden von den Zeitläuften begünstigt, er hingegen fiel als eines ihrer edelsten Opfer[5]).

[1]) Vgl. „Deutsche Rundschau" XLI, 8, S. 281.

[2]) Sieg Hohenlohes über die Franzosen am 20. September 1794.

[3]) Es ist zweifellos nicht wahr.

[4]) Von Nollendorf.

[5]) Hier setzt die Darstellung in Marwitz' Memoiren (ed. Meusel), Bd. I, S. 303, letzter Absatz, wieder ein.

Ende.

Ostasiens Stellung zum Weltkrieg.

Von

Graf Vay von Vaya und zu Luskod. E. A. S. M. — A. P.

Japans innere Lage.

I.

Die Stellung, die Ostasien zum gegenwärtigen Weltkriege einnimmt, flößt mit vollem Rechte Bedenken ein. Japan, China, sogar die Vereinigten Staaten scheinen nur des geeigneten Momentes zu harren, um ihre Ansprüche zur Geltung zu bringen. Von Tag zu Tag scheint sich die Lage verwickelter zu gestalten, und die Völker des Ostens und des Westens warten nur auf den gegebenen Augenblick, um ihre Ansprüche zu verfechten.

Tatsächlich haben die Paragraphen des Vertrags von Portsmouth weder Rußlands Hoffnungen noch Japans Ehrgeiz befriedigt; vielmehr sehen beide Gegner in der, im Jahre 1904 getroffenen Vereinbarung eher einen Waffenstillstand als einen endgültigen Frieden. Sowohl die Politiker Petersburgs, als auch die eingeborenen Völkerstämme des asiatischen Kontinents betrachten die Japaner als Eindringlinge. Chinesen, Mandschus und Koreaner harren ungeduldig des Tages, der ihnen Befreiung von dem japanischen Joche bringen wird. Am Platze selbst, und von Stadt zu Stadt, wo wir mit den verschiedensten Bevölkerungsklassen in Berührung kommen, fällt uns die feindliche Stimmung, ja Abneigung der erbeuteten Länder gegen ihre Eroberer auf.

Sicher ist, daß es den Japanern, so tapfere Soldaten und geschickte Verwalter sie auch sind, in keiner Weise gelungen ist, Sympathien zu erwecken. Wo immer sie ihr Sonnenbanner aufgepflanzt haben, tritt ihnen die tiefe Antipathie, der Haß der Eingeborenen entgegen. Übermäßig streng, wie behauptet wird, sogar grausam und, was noch schlimmer ist, parteiisch und ungerecht, flößen sie dem Volke keine Zuneigung ein. Sie können ihre Autorität nur durch Furcht aufrecht erhalten.

Die harten Maßregeln bei der Einverleibung Koreas und die durch die Besatzungstruppen verübten Grausamkeiten sind ein allzu trauriges und zudem allzu bekanntes Thema, um darauf zurückzukommen. Leider bleibt aber die Erinnerung daran unauslöschlich dem Gedächtnis des Volkes ein-

geprägt, und auf Itos Namen wird der düstere Schatten zahlreicher blutdürstiger Handlungen fallen. Indessen muß man anerkennen, daß sich die Lage seither gebessert hat. Die leidenschaftlichen Gemüter beginnen ruhiger zu werden, und der äußere Zustand hat normale Formen angenommen. Inzwischen sucht ein jeder, aus den herrschenden Zuständen nach Möglichkeit Nutzen zu ziehen, und man tröstet sich in dem Gedanken, daß die gegenwärtige Lage nur eine vorübergehende sei.

Aus Chinas Erwachen wird neue Zuversicht geschöpft: wenn auch noch nicht aus der gegenwärtigen Republik, so doch aus ihrer zukünftigen Entwicklung. Das sehr zahlreiche Volk ist stark geblieben und besitzt eine Menge von Hilfsquellen, der Boden ist unerschöpflich an Reichtümern. Sicherlich wird das chinesische Volk auf der östlichen Halbkugel eine bestimmte Rolle spielen. Wie schon einmal in der Vergangenheit, wird sich die gewaltige Masse auch in Zukunft aufraffen, organisieren und dann die wirkliche Macht des äußersten Orientes bilden.

Nach kurzer Abwesenheit in jene bezaubernden Gegenden zurückgekehrt, fand ich dort stark veränderte Verhältnisse vor. Unter all dem vielen Neuen, das seither entstanden ist, rufen besonders die inneren Umwälzungen unser Erstaunen wach; am bedeutungsvollsten jedoch ist die innere, die geistige Wandlung.

Niemals, während meiner zahlreichen Reisen im äußersten Orient, hat sich die neuzeitliche Richtung so gewaltig, fast möchte man sagen so heftig offenbart, wie hier. Es scheint, daß sich ganz Asien in seiner vollen Ausdehnung in Gärung befindet; selbst die früher so ruhigen und mit fester Hand regierten Indier sind in stetem Aufruhr begriffen. In die entlegensten Regionen, bei den verschiedensten Kasten hat sich der anarchistische Geist eingeschlichen.

Nach einer Abwesenheit von nur einem Jahrzehnt kam es mir vor, als ob ich in ein anderes Land, hauptsächlich unter eine andere Bevölkerung versetzt sei. Welcher Unterschied allein schon im allgemeinen Verhalten der Volksmassen großer Handelsplätze und politischer Mittelpunkte. Diese ungeheuere, früher völlig fügsame Menge läßt sich heute jeden Augenblick zu den bedauerlichsten Ausschreitungen aufreizen. Das Durchlesen der lokalen Zeitungen allein genügt, um uns zu zeigen, daß das ganze große Reich in einer sehr ernsten Krise steht. Der Volksgeist ist im Begriffe, sich von den glühendsten Leidenschaften hinreißen zu lassen, und die erregte Nation droht bei der geringsten Aufforderung in Aufruhr auszubrechen.

Asien den Asiaten, das ist die Losung, die durch den ganzen Weltteil widerhallt. Die unerwarteten Erfolge Japans erwecken den Patriotismus und den Ehrgeiz auch bei den rückständigsten Völkerschaften Asiens. Auf jener ganzen Seite unseres Erdteils gilt das Reich der aufgehenden Sonne als Erzieher und dereinstiger Befreier der gelben Rasse. Die angel-

sächsische Macht wird sich dessen immer mehr bewußt. Der ins Schrankenlose getriebene Enthusiasmus Englands und der Vereinigten Staaten für das Reich des Mikado hat sich gelegt, und die seltsame Freundschaft wird von Tag zu Tag kühler. Die angelsächsische Allianz selbst scheint sichtlich lockerer zu werden und die öffentlichen Sympathien vollständig zu verlieren.

Der in der „Britannic Review von F. B. Brooman" unlängst erschienene Artikel ist außerordentlich bezeichnend für die gegenwärtige öffentliche Meinung, worin er unter anderem sagt: Die Erregung der englischen Kaufleute ist freilich begreiflich, wenn man erwägt, daß ihnen die Japaner sämtliche Märkte verschlossen haben. Der siegreiche Krieg gegen Rußland ist nur durch die moralische Unterstützung Englands, vor allen Dingen durch sein Geld ermöglicht worden. Nichtsdestoweniger erleidet England seither alljährlich bedeutende Verluste, teils durch den ausländischen Handel, teils dadurch, daß die eroberten Länder gegen alle seine Unternehmungen gesperrt sind. —

Der Artikel zeigt uns klar, auf welch geschickte Weise die schlaue und beharrliche japanische Diplomatie die Staatsmänner von Downstreet zu prellen verstanden hat. Bei meiner Rückkehr nach Japan im vergangenen Frühjahr fand ich die politische Lage völlig verändert. Der nach den siegreichen Feldzügen so charakteristische Volksenthusiasmus ist längst verschwunden, und die täglich fühlbarer werdende ernste Finanzkrise schwebt wie eine schwere Wolke über der ganzen Bevölkerung.

Tatsächlich läßt Japans ökonomische Lage augenblicklich viel zu wünschen übrig. Das ziemlich eng begrenzte Land mit seinen naturgemäß bescheidenen Hilfsquellen beginnt immer stärker unter den Militärlasten zu leiden. Der Erwerb des fleißigen Volkes wird zum größten Teil durch die Armee und besonders durch die immer wachsende Flotte verschlungen.

30% der Einkünfte eines jeden Japaners werden in Steuern und Gebühren verausgabt. Es gibt kein Land der Welt, das so schwer von öffentlichen Lasten bedrückt ist, und zwar sind gerade die arbeitenden Klassen und die Landleute am direktesten getroffen und bedroht, unter der schweren Last zu erliegen. Somit ist es auch nicht zu verwundern, wenn eine schlechte Ernte genügt, über einen großen Teil der Bevölkerung schweres Unglück zu bringen. Besonders die nördlichen Distrikte sind häufig der Hungersnot ausgesetzt, wie das auch in diesem Jahre der Fall war. Dabei bildet diese so schwer heimgesuchte Klasse die wirkliche Stärke der Nation. Gerade der japanische Bauer hat am reinsten nicht allein die alten Traditionen, sondern auch die Tugenden seiner Altvordern bewahrt. Die nach überall hin verstreuten und mit andern Elementen vermischten Samurais haben schon längst ihre Tapferkeit verloren und sind heute ohne jede Bedeutung.

Das Bürgertum hat immer mehr von seinen großen Eigenschaften eingebüßt, und die berühmten Vorschriften des Bouchido, diese bewunderns-

werten patriotischen Sittenlehren leben nur noch in unklarer Erinnerung weiter. Der Mittelstand ist die schwächste und unentwickeltste Klasse Japans. Allen durch die rasch aufeinander folgenden Ereignisse der letzten Jahrzehnten hervorgerufenen Neuerungen fehlt im allgemeinen die ernste Grundlage.

So verwegen, oft reich begabt der japanische Mittelstand ist, mit so großer Kühnheit er sich auch in seine Unternehmungen stürzt, es fehlt ihm neben dem Ernst in seinen Entschlüssen vor allem die moralische Kraft, die wir bei den Bauern bewundern. Die Ursache für die häufigen Klagen über die Unverläßlichkeit und Unredlichkeit des japanischen Handels liegt leider in dem Mangel einer guten Mittelklasse, aus welcher tatkräftige Beamte hervorgehen könnten.

Die heutigen Beamten sind aus den verschiedensten Klassen und den verschiedensten Gegenden zusammengewürfelt und verdanken bei oberflächlichem Studium und geringer praktischer Erfahrung ihre Stellung gewöhnlich irgend einer Begünstigung.

II.

Die betrübenden Enthüllungen des laufenden Jahres, darunter als bedeutendste die Bestechungen bei der Marine, haben ein trauriges Licht auf die gegenwärtigen Zustände geworfen, von denen man im Lande selbst übrigens schon ziemlich allgemein unterrichtet war. Die plötzliche Bereicherung der hohen Beamten erschien völlig unverständlich, doch wurde weniger den Quellen dieses Reichtums nachgeforscht, als vielmehr der Möglichkeit, selbst auch daraus mitzuschöpfen.

Um die Lage und Ausdehnung des Marineskandals zu verstehen, ist eine genaue Kenntnis des gesamten japanischen Parteiensystems notwendig. An klarem Einblick in Japans Politik wird der Ausländer oft gehindert durch ungenügende Sprachbeherrschung und Unkenntnis der Geschichte der Neuzeit, aus der die heutige Politik hervorgegangen ist. Er ist außerstande, die Wichtigkeit der Beweggründe abzuschätzen, solange er nicht die Quellen kennt, aus denen alle die jetzigen Wirren entstanden. Sonst würde wohl zurzeit erkannt worden sein, daß dies alles von Anfang an den Zusammenbruch des korrumpierten Parteiwesens bedeutete.

Verschiedene äußerst interessante Artikel des bekannten Deputierten Y. Ozaki geben ein lebendiges Bild davon, wie die Konstitution durch mächtige politische Elemente systematisch hintergangen wurde. Den höchsten Grad bürokratischer Macht hatte das Katsura-Kabinet erreicht.

Kaiser Meiji war tot, und Katsuras kühne Versuche, die Befehle seiner Vorgesetzten zu mißachten und Vorrechte zu beanspruchen, wie sie Staatsmänner bei Lebzeiten des Herrschers niemals zu verlangen gewagt hätten, fachten das seit langem glimmende antibürokratische Empfinden an und boten dem Volk die Gelegenheit, seinen Willen durchzusetzen.

Dieser Zeitpunkt erschien Okumas Freunden äußerst günstig, in den Vordergrund zu treten und klar zu beweisen, daß die Marineverwaltung das Spielzeug der beiden großen politischen Parteien geworden sei, und daß allem Anscheine nach sogar die Armee in mancher Hinsicht ebenso falsch geleitet wurde.

Y. Ozaki erklärt in seinem Aufsatz: „Während die Zahl der Mannschaft in der japanischen Marine sich mit je 1000 Tonnen nur wenig über das Doppelte derjenigen in der britischen Marine stellt, ist die Anzahl der Offiziere dreimal so groß." Was die Mannschaften anbelangt, glaubt der Autor, das Mißverhältnis darin finden zu müssen, daß die Japaner von schwächerer Körperkraft sind und somit zu der mechanischen Arbeit auf dem Schiff mehr Hände brauchen. Die Erklärung für die große Anzahl von Offizieren hingegen ist in politischen Gründen zu suchen. Sobald der Kadett die Schule verläßt, gilt er als eine Nummer in der Satsuma-Partei, und wenn er älter geworden ist und im Range steigt, wird er eine starke politische Stütze.

Je mehr solcher Stützen, um so besser ist es für das Gedeihen der Partei. Daher die große Anzahl von Offizieren in der japanischen Marine. So wie die Marine das Interesse der Satsuma-Partei bildet, so ist die Armee mehr oder weniger identisch mit der Shoshu-Partei, und die große Masse von Offizieren muß als ebenso viele Förderer für deren Interessen betrachtet werden.

Der Einblick in die Geschichte dieser beiden allmächtigen Faktionen allein ist imstande, uns ein klares Bild über die Bedeutung der jetzigen Strömung und des erbitterten Kampfes gegen die degenerierte Bureaukratie und ihre Folgen zu geben.

Nachdem dann endlich das Kabinett des Grafen Okuma gewagt hatte, diese heikle Frage zu berühren, sah es sich gezwungen, nicht allein die Übeltaten vieler hoher Beamter zu offenbaren, sondern damit zugleich dem Nationalstolz einen harten Schlag zu versetzen.

Selbst die chauvinistischen Zeitungen konnten nicht umhin, täglich Nachrichten über irgendwelche neuen Enthüllungen zu bringen. Außer dem Skandal bei der Marine haben auch die zweideutigen Spekulationen der Stadtverwaltung Nagoyas nicht weniger Aufsehen erregt, wobei verschiedene Banken und Beamte großer Handelshäuser böse Stunden verlebt haben mögen. Kurz, es verging kein Tag, ohne daß die Zeitungsverkäufer der Einwohnerschaft laut schreiend irgendeine aufsehenerregende, traurige Neuigkeit verkündet hätten.

Wer hätte je daran gedacht, daß diese siegreiche Armee und Marine eine solch unsaubere Kehrseite haben könnte. Und doch hat man sich in Japan viel weniger über die Bestechungsangelegenheit selbst, als über die daraus

entstandene Beklemmung gewundert. Glaubten doch sehr viele, daß Staatsvermögen und Regierungsgelder dafür da seien, damit jeder seine Zuflucht dazu nehme und sich derselben bei Gelegenheit bedienen könne.

Die Geistesrichtung des Orients ist von der unsern in vielen Beziehungen ganz verschieden; auch den moralischen Gesetzen liegen zumeist andere Anschauungen zugrunde. Die beständig sich wiederholenden Klagen der dort lebenden Ausländer über die landesübliche Gerichtsbarkeit haben ihren Grund wohl hauptsächlich in der Verschiedenheit der Denkweise, die uns noch für lange Zeit unverständlich bleiben wird. Wie oft bekommt man bei Rechtshändeln die mit naiver Aufrichtigkeit geäußerten Worte zu hören: „Man kann doch einem Ausländer nicht Recht geben."

Leider artet der mit Grund bewunderte Patriotismus der Japaner allzuleicht in blinden, haßerfüllten Chauvinismus aus, wie er besonders in letzter Zeit immer stärker überhandzunehmen beginnt. Diese seit lange zurückgehaltene feindliche Stimmung hat sich stark verschärft seit den letzten innerpolitischen Schlappen und mehr noch durch den übermäßigen Ehrgeiz nach Länderausdehnung. Der Haß des alten Japans dem Ausländer gegenüber war nie ganz verschwunden. Trotz aller äußeren Liebenswürdigkeit und vollkommenster Höflichkeit des Japaners wird der Ausländer doch niemals zu einem vertrauten Verkehr mit demselben kommen, und das Volksleben wird ihm stets verschlossen bleiben.

Es ist sehr interessant, aus den Ansichten europäischer und amerikanischer Ansässiger, von denen viele den größten Teil ihres Lebens in Japan verbracht haben, zu ersehen, wie entmutigend ihre Erfahrungen in dieser Hinsicht sind. Selbst wer anfangs voller Begeisterung für die Schönheit des Landes und entzückt über den angenehmen Verkehr mit der Bevölkerung war, mußte bei längerem Aufenthalt die betrübende Erfahrung machen, daß außerhalb dieser oberflächlichen Beziehungen jedes Näherkommen ausgeschlossen ist. In dem Umstand allein, daß kein Ausländer berechtigt ist, den kleinsten japanischen Grundbesitz zu erwerben, erkennt man deutlich genug das allgemeine Verhalten Japans.

Trotz aller Bündnisse und aller Annäherung ist dieses Gesetz niemals aufgehoben worden. Zur Zeit der wärmsten Freundschaft mit den Vereinigten Staaten und mit Großbritannien haben weder Amerikaner noch Engländer sich in Japan ankaufen können. Daher kommt es, daß unter den vielen Kaufleuten, Lehrern und anderen Angestellten, die den größten Teil ihres Lebens in Japan zugebracht und dort gearbeitet haben, doch nur ganz wenige endgültig in ihrer neuen Heimat bleiben. Die meisten verlassen Japan, sobald ihre Arbeitszeit abgelaufen ist.

Ist es nicht begreiflich, daß unter diesen Verhältnissen notwendigerweise die Sympathien geringer werden und die allgemeine Begeisterung für dieses Inselvolk überall merklich geschwunden ist? Immer häufiger hört man be-

haupten, daß Japan die aufrichtige Freundschaft von keinem einzigen Lande besitzt. Jedenfalls tun die Japaner gut daran, trotz der offiziellen Erneuerung des englischen Bündnisses nur auf ihre eigene Stärke zu rechnen, da sie im Falle der Gefahr wahrscheinlich auf sich selbst angewiesen sein werden.

III.

Die Lage an den Ufern des Stillen Ozeans wird in der Tat täglich ernster; die Vereinigten Staaten, früher im besten Einvernehmen mit Japan, suchen heute ihre Häfen vor dem asiatischen Eindringen zu verschließen, und durch das neue kalifornische Gesetz ist die japanische Einwanderung so gut wie unmöglich geworden.

Die gleiche Feindseligkeit herrscht auch auf den Hawaiischen Inseln und auf den Philippinen. Sämtliche amerikanische Besitzungen sehen in Nippons Imperialismus die große Gefahr für kommende Zeiten. Die Möglichkeit eines zukünftigen Krieges zwischen Japan und den Vereinigten Staaten wird allgemein angenommen und besprochen. Immer wieder hebt die Presse die Wahrscheinlichkeit des mit der Zeit unvermeidlich werdenden Konfliktes hervor. Man zieht genaue Vergleiche zwischen den beiden Seemächten, die eines Tages auf den stürmischen Wellen des Stillen Ozeans zusammentreffen werden.

Die Militärpartei scheint sogar zu bedauern, daß die Feindseligkeiten nicht schon begonnen haben, da Japans Siegesaussichten immer geringer und infolge des Durchstiches des Panamakanals und der Verstärkung der amerikanischen Flotte zuletzt unmöglich gemacht werden. Unterdessen nimmt die Spannung in den gegenseitigen Beziehungen beider Länder stetig zu. Jeden Augenblick ereignet sich irgendein unangenehmer Zwischenfall; fortgesetzt müssen plötzlich entstandene Schwierigkeiten beschwichtigt werden.

Gleichzeitig wächst überall das antijapanische Empfinden. Man wirft den Japanern immer häufiger ihren übermäßigen Ehrgeiz, ihr tückisches Wesen vor. Man findet in den Vereinigten Staaten sowohl wie in Kanada, daß die Japaner dort für sich alle Rechte beanspruchen, während sie in Japan die Ausländer von jedem Rechte ausschließen. Wie bereits erwähnt, gestattet Japan dem Ausländer weder den Besitz eigenen Bodens noch das Recht, Bergwerke für sich zu bearbeiten. Nach Mr. Broomans Schilderungen ist ihm auch der Fischfang in Japans Wassern verboten. Die Japaner hingegen beanspruchen für sich dieses Recht in amerikanischen und kanadischen Gewässern. Als Resultat hiervon befinden sich sämtliche Fischereien von British Columbia, d. h. 30 Prozent aller Fischereien Kanadas, der größten und ertragreichsten der Welt, heute in japanischen Händen, und von 10500 japanischen Arbeitern verdient jeder einzelne jährlich 100—600 £.

Dieses Geld wandert zum größten Teil nach Japan und geht somit für das Reich verloren. „Bekanntlich duldet", fährt er fort, „Japan unsere Arbeiter nicht auf seinem Boden, ausgenommen die geschickten Handwerker, die wir vertrauensselig genug waren hinüber zu senden, um die Japaner zu lehren, ihre Waren billiger herzustellen, als dies für uns möglich ist". . . .

Japan enteignet jedes fremde Unternehmen, in Japan selbst sowohl wie in Korea, der Mandschurei und soweit wie möglich auch in China, hingegen verlangt es für seine eigenen Arbeiter, Kaufleute und Landwirte in dem aussichtsreichen und freien Gebiete Amerikas eine Gleichberechtigung, die es nicht innerhalb seiner Grenzen gewährt. Wenn Kanada oder die Vereinigten Staaten in Korea und der Mandschurei Vergünstigungen verlangen, so heißt es ausnahmslos, daß die Verfassung des Landes dies nicht gestattet. Doch sobald seinerseits das Pazifik mit denselben Forderungen auftritt und abschlägig beschieden wird, so versäumt es nicht, unter dem Vorwand der Gleichberechtigung der Völker seiner Empörung lauten Ausdruck zu geben.

In der aufsehenerregenden Rede, die der Generalinspektor der Kolonialarmee von Großbritannien Sir Jan Hamilton vergangenes Frühjahr in Neuseeland hielt, äußerte er mit erstaunlicher Offenheit, daß die größte Gefahr für die Kolonien des Pazifiks von Japan her droht. Diese Worte von seiten eines militärischen Leiters des Vereinigten Königreiches mußten überall den tiefsten Eindruck hervorrufen, und trotz aller Widerlegung und aller gegenteiligen Beteuerungen von seiten der japanischen Regierung bleibt deren Sinn unverändert bestehen, und ihre Tragweite ist von entscheidendem Einfluß.

Australien, Neuseeland, Tasmanien mit ihren ungeheueren, unbewohnten Gebieten stehen unter der beständigen Angst, daß eines Tages die Japaner Besitz von ihnen ergreifen werden. Auch in Kanada und noch mehr in Britisch-Kolumbia herrscht diese Befürchtung vor, und die Bevölkerung hat mit Schrecken festgestellt, daß trotz aller Maßregeln die gelbe Rasse sich überall verdoppelt. Ungeachtet aller durch strenge Gesetze verschlossenen Türen kann ihr Überhandnehmen nicht verhindert werden. Sobald sich die Eindringlinge einmal festgesetzt haben, lassen sie ihre Familien kommen und führen ihre Sitten ein. Auf diese Weise bilden sie bald eigene Gemeinschaften, die alle Arbeit an sich reißen und alle gebotenen Vorteile ausnützen.

Damit erklärt sich die immer wachsende Abneigung gegen die Asiaten. Besonders seit den letzten Unruhen in Kanada und Kalifornien nimmt auch die Regierung in Australien mehr und mehr eine feindselige Haltung ein. Wenn eine Gefahr für diese Kolonien besteht, droht sie vor allem von Japan. Die Feinde für Japans Imperialismus sind übrigens nicht außerhalb, sondern innerhalb der Grenzen des Landes selbst zu suchen. Der Sozialismus, den ich schon Ende des neunzehnten Jahrhunderts Gelegenheit hatte anzukündigen, hat seitdem gewaltige Fortschritte gemacht. Vordem unbestimmte Richtungen, übertriebene Ansichten begeisterter Patrioten, haben sich heute fest vereinigt

und organisiert. Je nach ihren Bestrebungen mehr oder weniger vorgeschritten, bilden sie zahlreiche, jedoch beständig streitende Gruppen.

Die großen Industriestädte gelten als Mittelpunkt für gefährliche Umtriebe. Überall gibt es Vereinigungen, deren viele geheim sind. Ihre Anführer haben meist im Ausland studiert und stehen gewöhnlich noch in regem Verkehr mit den überseeischen Kollegen. Im fremden Lande, weit entfernt von der Wachsamkeit der Polizei, werden auch die heftigsten ihrer Manifeste und Schmähschriften gedruckt.

In Amerika zum Beispiel entwickelt die anarchistische Propaganda schon seit langem die lebhafteste Tätigkeit. Mehrere ihrer Zeitungen werden in San Franzisko und Neuyork herausgegeben, und aus den Vereinigten Staaten kommen auch die Gelder für die Parteigenossen.

In meiner Studie, die ich vor vielen Jahren, als alles noch so ruhig in Japan schien, veröffentlichte, konnte ich mich schon damals nicht enthalten, diese unerquickliche Frage zu berühren. Obgleich die Bewegung noch verschleiert und offiziell von den Behörden geleugnet wurde, war sie doch deutlich zu bemerken.

Seitdem sind Jahre vorübergegangen und unerwartete Ereignisse einander gefolgt. Die Begeisterung über die letzten Siege hat sich gelegt, und das ernüchterte Volk findet sich viel schwierigeren Verhältnissen gegenüber als in der Vergangenheit. Die täglichen Sorgen der Bewohner dieser teilweise unfruchtbaren Inseln nehmen stetig zu. — Man darf nicht vergessen, daß, wenn auch gewisse Kreise von Unternehmern und Kaufleuten während der letzten Umwandlungen sich große Vermögen zu erwerben wußten, doch der ganze Rest dieser fünfzig Millionen menschlicher Wesen sich keineswegs in bevorzugter Lage befindet. Ihr Leben ist armselig und die Ernährung ebenso spärlich wie in der Vergangenheit, mit dem Unterschied, daß sie durch die Nichtbefriedigung einst unbekannter Wünsche und Bedürfnisse jetzt entschieden mehr leiden.

Das sichtlichste, durch die Modernisten in Japan begangene Unrecht besteht zweifellos in der Einführung neuer Lebensgenüsse, ohne die Mittel zu deren Erlangung zugleich zu beschaffen. Schon die Schulen, nach amerikanischem Muster eingerichtet, erwecken in den Kindern Begriffe vom Leben und von sozialen Bedingungen, die sie nie erlangen werden. Ist die Jugend einmal aus diesen Anstalten in ihre einfache Häuslichkeit zurückgekehrt, so muß sie den Unterschied peinlich empfinden.

Daher kommt es auch, daß die Zöglinge nur den einen Wunsch haben, ihr Heim so bald als möglich zu verlassen und außerhalb ihr Glück zu versuchen, oder Anstellung bei der Regierung zu finden. Hiermit erklärt sich die hohe Zahl der Beamten. Denn nicht nur im Heer und in der Marine zählt man doppelt soviel Offiziere als irgendwo sonst, auch bei der Verwaltung ist die Zahl der Angestellten außerordentlich hoch.

Wir sind erstaunt über die Menge der Uniformierten in den Bureaus, der Post, des Telegraphenamtes und fragen uns unwillkürlich, wie alle diese Leute, die wie in einem Ameisenhaufen durcheinanderlaufen, beschäftigt werden können. Auf den Bahnhöfen sind diejenigen, die die offizielle Mütze tragen, zahllos, und auch die langsamsten Züge sind von mehr Maschinisten, Heizern, Zugführern, Schaffnern und Bremsern begleitet, als bei uns der schnellste Expreß.

Eine Anstellung beim Staate zu finden ist der höchste Ehrgeiz eines jeden jungen Mannes, auch wenn der geringe Posten bescheiden bezahlt wird; schon allein Beamter zu sein, verleiht Ansehen. Denn es darf nicht vergessen werden, daß die durch die Shogune so vorzüglich befestigte Macht des Bureaukratismus viel von ihrer Willkür und ihrer unbestreitbaren Gewalt behalten hat. Die wohlbekannte betreßte Mütze flößt der Bevölkerung noch heute Achtung und eine wahre Furcht ein.

Unglücklicherweise gibt es unter den obwaltenden Verhältnissen bei dem Heer von Beamten, wie uns die gegenwärtigen Enthüllungen lehren, eine große Anzahl von gewissenlosen; ein weiterer bedeutender Teil derselben steht absolut unfähig seiner Aufgabe gegenüber. Ungenügende Vorbereitung und höchst beschränkte Kenntnisse machen die Mißbräuche und Mängel leicht erklärlich. Wie ich häufig Gelegenheit hatte zu bemerken, ist es namentlich mit der Mathematik schwach bestellt. An den Post- oder Bahnschaltern bekam ich nie die richtige Summe zurück, meistens weniger infolge von Unehrlichkeit, als aus Unkenntnis.

Mit dem Tage, da die Mehrzahl des Volkes die Schwäche dieses Beamtentums durchschauen wird, muß die heute noch so strenge Ordnung gefährlich erschüttert werden. Bis jetzt erträgt man im allgemeinen geduldig. Die gehorsame Bevölkerung beugt sich blind unter jeden Befehl. Das Gefühl persönlicher Freiheit ist noch unbekannt. Das Individuum hat die ihm durch die Gebote des Tokugawa so tief eingeprägte Überzeugung, daß es nur ein niederer Diener des Herrschers sei, bewahrt.

In den großen Städten allerdings und namentlich den Industriezentren beginnt man ganz anders zu denken. Jeden Augenblick und von allen Seiten hört man von Erhebungen gegen die Obergewalt, von Streiken und selbst wilden Zerstörungen. Der japanische Fabrikarbeiter verursacht zurzeit der Regierung die größte Sorge.

Der nationale Ehrgeiz, das alte konservative und ackerbautreibende Nippon in einen fortschrittlichen Industriestaat umzuwandeln, hat schneller üble Folgen gezeigt, als zu vermuten war. Nachdem das Land einmal geöffnet war, blieb die Umänderung unvermeidlich, nur beging man den Fehler, die Verwandlung zu beschleunigen, anstatt den Ereignissen ihren natürlichen Verlauf zu lassen. Hierdurch errichtete man einen Zustand, dem jede feste Grundlage fehlte und der nicht genügend Beständigkeit für die Zukunft bot.

Diese erzwungenen Verhältnisse mußten die gegenwärtige große wirtschaft-

liche Krise zur Folge haben. Wie war es möglich, den ungeheueren nationalen Ausgaben zu genügen, woraus sollten die kolossalen, von der Armee und der Marine geforderten Summen geschöpft werden? Solange der Kredit im Auslande nahezu unbegrenzt war und die größten Summen gerne von den Bankhäusern der Verbündeten gegeben wurden, ging alles nach Wunsch. Jedoch diese Bereitwilligkeit scheint mehr und mehr nachzulassen, und eine Erhöhung der Steuern und Abgaben würde den unabwendbaren Zusammenbruch des schon stark ausgesogenen Volkes bedeuten.

Angesichts dieser schwierigen und verwickelten Lage drängt sich naturgemäß die Frage auf, ob alle die Lasten und Opfer, die von einer Weltmacht verlangt werden, für Japan nicht erdrückend sein werden, ob es wirklich die Befähigung zu einem Großstaat in sich trägt. Das große Problem beschäftigt heute jeden ernsten Staatsmann und jeden aufrichtigen Patrioten.

Aus dieser Sackgasse zu entkommen, wird eine schwierige Aufgabe sein. Nach welcher Seite hin eine Anlehnung finden? Die Verbindung mit Großbritannien ist schon stark ausgenützt, und im Hinblick auf seine kolonialen Interessen wird England sich hüten, Japan an den Gestaden des Pazifiks zu mächtig werden zu lassen. Versuche zu einer Annäherung an Deutschland konnten seit längerer Zeit schon beobachtet werden. Man kann in den hiesigen Zeitungen alle Augenblick Artikel über dieses Thema finden. Ihre Absichtlichkeit und der sogar häufig offizielle Charakter lassen deutlich die Beeinflussung von oben erkennen. Der bedeutungsvolle Wechsel in Japans Beziehungen zu England ist besonders hervorgetreten bei dem kalten Empfang anläßlich der bekannten Rede des Grafen Okuma, der den Engländern vorschlug, „das Geld zu liefern, und die Japaner würden die Intelligenz geben" — um China auszubeuten.

Diese merkwürdig offene Sprache rief nach allen Seiten Tadel hervor, und die öffentliche Meinung von Großbritannien verweigerte entrüstet, auf den zweifelhaften Vorschlag einzugehen.

Die Angelsachsen begehen wie andere Völker häufig Irrtümer in der Politik; für wirtschaftliche Fragen jedoch sowie jene auf dem Handelsgebiet sind sie mit rücksichtslosem Egoismus begabt. Ihre schlimmen Erfahrungen in der Mandschurei und in Korea waren zu nachteilig gewesen, um ein weiteres Zusammengehen mit Japan und China zu versuchen. Man läßt sich gewöhnlich nur einmal im Leben hintergehen, danach bleibt man auf seiner Hut.

So gewandte Diplomaten die Japaner auch sind, sie haben offenbar nicht genügend mit den Folgen ihrer unklugen Handlungen gerechnet. Indem sie den Fremden ihre Türen verschlossen, beraubten sie sich zugleich einer Hilfe. Zweideutige und häufig nicht eingehaltene Versprechen ließen schließlich auch ihre Verbündeten vorsichtig werden. Zugleich ging ihr Handel infolge ihrer mangelnden Zuverlässigkeit stark zurück. Die Industrie Nippons hat sich zwar

unerwartet verbreitet, doch wenn sie heute immer noch einen Markt findet, so verdankt sie dies ihrer Billigkeit und den auf allen fremden Waren lastenden hohen Schutzzöllen.

Unverläßlichkeit ist ein Fehler, der sich notwendigerweise stets bitter rächt. Der üble Ruf, in den Japans Handel und Wandel nach und nach geriet, ließ viele Quellen des Landes versiegen. Die Chinesen mit ihrem Rechtlichkeitsgefühl werden die ersten sein, die daraus Nutzen ziehen. Dieses unermüdliche Volk wird jedenfalls eines Tages wieder seine Überlegenheit beweisen.

Trotz aller Zerfahrenheit und der gegenwärtigen ernsten Krise ist es für alle, die in jenen Ländern gelebt haben, zweifellos, daß die eigentliche Stärke und der große Reichtum des äußersten Ostens im Reiche der Mitte liegen. Ein ungeheures und noch so gut wie unausgebeutetes Gebiet, fruchtbar, mit einem Überfluß an Mineralien und von hunderten Millionen kräftiger, intelligenter Menschen bewohnt, kann nicht verfehlen, sich zu erheben und seine Rechte zurückzufordern. Japans Erwachen, so bemerkenswert es auch sei, hat seine Ursache zum großen Teil in äußeren Einflüssen. Die rasche Ausübung des neuen Regimes findet ihre Erklärung in dem militärischen System. Die feste, so klug entwickelte Zucht und Ordnung erlaubte, die kühnsten Befehle auszuführen. Den Weisungen des Mikados gehorchte das Volk blindlings. Kurz, die Stärke Japans besteht bis heute in seinen aus der Vergangenheit überlieferten Einrichtungen. Die Furcht scheint daher berechtigt, daß mit dem Tage, da der Heldenmut und die Grundsätze des Volkes zu wanken beginnen und die Massen von den neuen radikalen, bisher unbekannten Lehren ergriffen sein werden, die Leidenschaften zügellos zum Ausbruch kommen. Die Revolution von 1869 bedeutete nur eine Änderung der Regierungsform, die soziale Umwälzung des Landes jedoch muß erst noch kommen.

Das ist die allgemeine Lage zur Zeit des Weltkrieges. Von einem Tag zum andern haben die verschiedensten Nationen zu den Waffen gegriffen, um mit Leidenschaft sich an dem Kampf zu beteiligen. Jede ist davon überzeugt, auf die eine oder andere Weise bei dem allgemeinen Umsturz zu gewinnen. Wenn nicht auf dem Schlachtfeld selbst, so doch wenigstens bei Gelegenheit der endlichen Friedensauseinandersetzungen.

Japan erhascht nun den Augenblick, um seine Habgier in China zu befriedigen. Das Reich der Mitte mit seinen unausgebeuteten und unerschöpflichen Reichtümern bildete schon lange das geheime Ziel von Japans Eroberungsgelüsten. Seit der militärischen Neuorganisation hat es keine Gelegenheit versäumt, um Streit mit dem Nachbarn zu suchen. Die sogenannte Befreiung Koreas war ein Vorwand für den Krieg von 1894. Heute ist Korea japanische Provinz geworden. Auch die Hälfte der Mandschurei steht unter japanischer Verwaltung.

Kaum war der große Weltbrand in Europa ausgebrochen, so drangen die Truppen Nippons in Schantung ein, zu dem geeignetsten Zeitpunkt,

der sich bieten konnte. Einerseits ist dies die günstigste Gelegenheit zur Besetzung des zersplitterten Chinas, andererseits die beste Ablenkung für die revolutionären Geister im Lande selbst. Jedenfalls werden die Japaner großen Vorteil aus dem Weltkriege zu ziehen wissen. Die gegenwärtigen Verhältnisse sind ihnen außerordentlich günstig. Jedoch auch dieser Umstand vermag nicht eine natürliche Umwandlung und die fernere Evolution der allgemeinen Lage zu hindern und vor allem nicht, vorauszusehen, daß, je rücksichtsloser Japan die Schwächen der Nachbarn ausnützt, um so unvermeidlicher dadurch die Zahl seiner Feinde vergrößert und um so sicherer die endgültige Vergeltung von seiten Chinas und Amerikas hervorgerufen wird.

Nie hätte ein Krieg in geeigneterem Augenblick ausbrechen können. Gleich einem Blitzableiter erscheint an Nippons bewölktem Horizont der furchtbare Weltbrand, um von seinem vulkanischen Boden den drohenden Ausbruch abzulenken.

Das offensive Auftreten Großbritanniens hat unerwartet die Stellung von Japans Staatsmännern geändert. Eine günstige Gelegenheit bot sich ihnen, von der sie Nutzen zu ziehen suchen. Für den Augenblick legen sie jeden Groll gegen die Angelsachsen beiseite. Es ist derzeit klüger, die edle Rolle des loyalen Verbündeten zu spielen. Außerdem dient es als bestes Mittel, sich der deutschen Besitzungen in Asien allmählich zu bemächtigen und sich auf den Inseln des Stillen Ozeans festzusetzen.

Entscheidungen und Beschlüsse dem Augenblick anzupassen, hat der Auffassung japanischer Politiker nie Schwierigkeiten verursacht. Ihr Endzweck ist stets wohl überlegt. Von einem Tag zum anderen vermögen sie Verbindungen und Freundschaften je nach ihren Interessen zu wechseln. Grundsätze und Übereinkommen hindern kaum diese äußerst praktischen, selbstsüchtigen Menschen. So sehen wir, daß die ehemaligen Feinde Rußlands heute im besten Einvernehmen mit ihnen stehen. Ebenso werden sie, sobald die Allianz mit England nicht mehr nützlich erscheinen wird, sich den Zentralmächten zu nähern suchen.

Unterdessen bemächtigt sich ihre durch die Deutschen ausgebildete Armee der ihnen benachbarten deutschen Kolonien. Die in den Fluten der Südsee zerstreuten Eilande wurden nacheinander besetzt. Tsingtaus dramatischer Fall lebt in jedermanns Erinnerung. Die reiche Provinz mit ihrer blühenden Hauptstadt mußte sich nach langer und heldenmütiger Verteidigung ergeben. Allerdings gewährte dieser Besitz von Anfang an wenig Sicherheit. Deutschland hatte zu spät dessen Erwerbung beschlossen, zu einer Zeit, da die nationalen Bestrebungen der Asiaten durch die Japaner wachgerufen wurden, und fremde Mächte in diesen Zonen kaum auf eine günstige Zukunft mehr rechnen konnten.

Allen, die jene Küsten aufsuchten und daselbst verweilten, war es klar, daß bei all den lobenswerten Anstrengungen und vorbildlichen Einrichtungen die aufgewandten Opfer nur sehr wenig Gewähr boten. In einem vor Jahren

in der gleichen Zeitschrift erschienenen Aufsatz konnte ich mich nicht enthalten, zu bemerken, daß trotz der sichtlichen Erfolge die Zukunft dieses Besitzes auf reinem Optimismus begründet sei. Der stets sehr ungewisse Horizont im äußersten Osten birgt noch manche Überraschungen. Das heutige China ist in allgemeiner Umwälzung begriffen, und dank weniger seinen Freunden als seinen Feinden können die erregten Geister nach Belieben ihr Wesen treiben.

Inzwischen nehmen die Umwälzungen und Entwicklungen unaufhaltsam ihren unerwarteten Fortgang. Das Sternenbanner erscheint auch auf der Bildfläche. Die Regierung der Vereinigten Staaten bestrebt sich, ihre Interessen zur Geltung zu bringen. Amerika kann nicht dulden, daß Asiaten die Übermacht auf den Fluten des Stillen Ozeans erringen, und trachtet, seit langem daraufhin arbeitend, mit verschiedenen Mitteln, die Chinesen gegen die Japaner auszuspielen; es erklärt energisch, die Integrität des Reiches der Mitte nicht antasten zu lassen. Wäre es daher zu verwundern, wenn die Kämpfe, die sich gegenwärtig an den Küsten und auf den Wassern des Atlantischen Ozeans abspielen, ihre Fortsetzung an den Gestaden und auf den Fluten des Stillen Meeres fänden?

Jedenfalls harren unserer noch manche Überraschungen. Der Lauf der Ereignisse scheint oft in unerwarteter Richtung sich zu bewegen, jedoch hindert das nicht ihr Weiterschreiten, hier wie auf dem ganzen Erdkreise.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Briefe vom Wiener Kongreß.

(Prinz Anton Radziwill an seine Gemahlin Prinzessin Luise von Preußen.)

Mitgeteilt von

August Fournier.

Vor drei Jahren gab Frau Fürstin Radziwill-Castellane Denkwürdigkeiten der Prinzessin Luise von Preußen heraus, die im Jahre 1796 den bildhübschen, um fünf Jahre jüngeren Prinzen Anton Radziwill von der Nieborowschen Linie geheiratet hatte. In diesen Tagebüchern ist mancherlei aufgezeichnet, das nicht nur das Leben am preußischen Hof am Ende des achtzehnten und im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts heller beleuchtet, als wir es bisher zu sehen gewohnt waren, sondern auch unsere historische Kenntnis der ganzen Zeit nicht unwesentlich bereichert[1]). Die Radziwill, deren Hauptstamm in Litauen seine reichen Güter hatte, blieben in dem Zweig, dem Prinz Anton entsproß, gute Polen und haben die Ideale nationaler Einigung und Selbständigkeit nicht abgeschworen. Nur daß die Verbindung mit dem preußischen Hof sie in eine eigentümliche Lage brachte: sie konnten sich diese Selbständigkeit nicht mehr ohne Zusammenhang mit der preußischen Krone denken. Da traf es sich, daß zur selben Zeit ein anderer polnischer Dynast einen ähnlichen Weg, nur in ganz anderer Richtung einschlug: Fürst Adam Czartoryski, der Jugendfreund Kaiser Alexanders I. von Rußland, der Geliebte der Zarin Elisabeth. Der hatte, als er Minister des Äußern in Petersburg wurde, dem Selbstherrscher der Reußen den Gedanken nahegelegt — der übrigens nicht sein eigener war, sondern von einem Potocki und aus dem Jahre 1792 stammte — Polen, wieder geeinigt, mit Rußland durch dessen Herrscher als König zu verbinden. Dem Zaren gefiel die Idee, und sein beweglicher Geist bemächtigte sich ihrer. Nur fehlte es seinem Charakter an Kraft, sie gegen die beiden andern Teilungsmächte, die polnisches Land an sich gebracht hatten, durchzuführen, obgleich seine Rüstungen im Jahre 1805 mehr dem preußischen Nachbar als Napoleon galten, der damals bereits seinen Eroberungszug durch Europa angetreten hatte. Aus Furcht, es mit der gesamten preußischen Streitkraft, die jener Zeit noch hoch in Ansehen stand, zu tun zu bekommen, und nicht, wie man lange gemeint hat, aus Freundschaft für Friedrich Wilhelm III., lehnte er schließlich den Plan Czartoryskis ab und verband sich

[1]) Louise de Prusse, Quarante-cinq années de ma vie (1770—1819). Paris 1911.

mit Österreich und Preußen wider den Franzosenkaiser. Dieser blieb Sieger, und nach seinen großen Erfolgen bei Austerlitz, Jena und Friedland war er es, der sich der polnischen Frage bemächtigte. Er löste sie zum Teil dadurch, daß er 1807 Rußland zwar, da es sich mit ihm verbündete, im Besitz seines polnischen Gebietes ließ, dagegen aus preußischen Anteilen an Polen ein autonomes „Herzogtum Warschau" bildete, das vorerst von Schlesien bis zur Weichsel reichte, nach 1809 aber, als auch Österreich sein Nordgalizien dazu hergeben mußte, von Krakau weg noch über die Departements von Kielce, Radom, Siedlec und Lublin bis zum Bug ausgedehnt wurde. Dieses nationale Fürstentum stellte er unter die Oberhoheit des Königs von Sachsen, und es stand somit, da Sachsen zum Rheinbund gehörte, mittelbar Napoleon zu Befehl, der damit seinen nächsten Zweck erreicht hatte: die tapferen Polen fochten seine Kriege. Erst das Zerwürfnis zwischen ihm und Alexander und der für Frankreich so unglückliche Feldzug des Jahres 1812 brachten eine neue Wendung mit sich. Der Zar nahm seinen früheren Plan wieder auf, zog Czartoryski aufs neue ins Vertrauen und faßte nun, nachdem ihm der Erfolg über den großen Imperator den Willen gestärkt hatte, den festen Entschluß, der König eines wiedererstandenen polnischen Reiches zu werden. Seine Truppen besetzten das Herzogtum Warschau, und seine Diplomatie — unterstützt von der preußischen Kriegsbegeisterung wider den fränkischen Bedränger — brachte ein Bündnis mit Friedrich Wilhelm zustande, das diesem zwar die Wiederkehr seiner früheren Machtstellung und die Eroberung norddeutscher Gebiete (Sachsens), von seinem früheren polnischen Besitz aber nur einen Streifen Landes, eben hinreichend um Ostpreußen mit Schlesien zu verbinden, in Aussicht stellte. (Vertrag von Kalisch-Breslau, 27. Februar 1813.)

Damit war Radziwills ursprüngliches Programm, ein Polen unter Preußens Vorherrschaft, hinfällig geworden. Er hatte es bereits früher einmal, in Denkschriften von 1806 und 1807, eingeschränkt, worin er zwar für den Monarchen Preußens noch immer den Titel „König von Polen" oder „von Großpolen", wie das polnische „Südpreußen" heißen sollte, in Anspruch nahm, die Anteile der anderen Teilungsmächte jedoch und ihre aus diesen Anteilen hervorgegangenen Titulaturen (König von Litauen, von Galizien und Lodomerien) unberührt ließ, so daß die Nation, möglichst autonom, sich als ein Ganzes, wenn auch unter drei Herren, zu erhalten hätte — eine politische Dreifaltigkeit, die in der Praxis schwierig zu gestalten war. Diese Gedanken lebten wieder auf, als Napoleons neue Rüstungen im Frühling 1813 für Preußen die Erwerbung Sachsens unsicher machten, das überdies mit Österreich einen Garantievertrag geschlossen hatte. Da war auch der preußische Kanzler Hardenberg darauf bedacht, die nationalen Empfindungen der Polen in Preußens Interesse zu ziehen und nebenbei den preußischen Teil polnischen Landes möglichst umfangreich anzusprechen. Radziwill wurde ins Herzogtum Warschau entsendet, um für Preußen und gegen Frankreich Stimmung zu

machen, was ihm in Krakau sogar eine kurze Haft zuzog. Inzwischen hatte aber Napoleon Siege bei Lützen und Bautzen errungen, die verbündeten Russen und Preußen bis nach Schlesien zurückgedrängt und den Sachsen in sein früheres Bündnis mit ihm zurückgezwungen. Alexander mußte sich bequemen, in eine künftige Aufteilung des Herzogtums Warschau unter die drei Mächte und Preußens Entschädigung daraus zu willigen (Vertrag von Reichenbach, 27. Juni 1813). Erst nach Österreichs Beitritt zur Koalition gegen Frankreich und den Siegen der Alliierten bei Kulm, Wahlstatt, Großbeeren und Dennewitz wechselte das Bild aufs neue, und sofort kam auch der Zar auf seine früheren Absichten zurück: er verstand sich nun nur noch zu einer künftigen freundschaftlichen Vereinbarung über das Schicksal Warschaus; von dessen „Aufteilung" wollte er nichts mehr wissen, er erneuerte vielmehr sein Kalischer Abkommen mit Preußen (Verträge von Teplitz, 9. September 1813). Vollends nach der Schlacht bei Leipzig blieb er fest bei seinem ursprünglichen Entschluß, schob jede Erörterung der polnischen Frage bis zu endgültigen Erfolgen, d. i. bis zum Frieden, hinaus und suchte zugleich den Einfluß, den Anton Radziwill am preußischen Hofe haben mochte, möglichst einzuschränken, wenn nicht gar für sich zu gewinnen. Und das erste wenigstens gelang in einem gewissen Maße.

Im Gefecht bei Hanau, Ende Oktober 1813, war Fürst Dominik, der letzte Sproß der Hauptlinie und Erbe der großen litauischen Güter, im französischen Heer gefallen. Daß er sich für Napoleon erklärt und in dessen Armee mitgefochten hatte, hatte zur Konfiskation seines liegenden Reichtums geführt, mit dem jetzt Alexander I., soweit es sich um die Lehenfürstentümer Nieswiecz und Olyka handelte, Anton Radziwill ausstattete, der sich mit seiner Familie — sein Vater und ein älterer Bruder lebten noch — auseinandersetzen sollte. Zum Zweck dieser Verständigung wurde eine Kommission eingesetzt, deren Beschlüsse dem Zaren zur Sanktion vorbehalten blieben (Ukas von Chaumont, 8. März 1814; vgl. Luise v. Preußen, Quarante-cinq années p. 372, und Askenazys „Poniatowski", S. 343 f.). War nun schon die Zuweisung des in Rußland liegenden Gutsbesitzes eine Maßregel, die dem Prinzen die Hände band, so ward diese Wirkung noch dadurch erhöht, daß der Zar mit seiner letzten Zustimmung fortwährend zögerte, der Prinz mochte sie nach dem Sturz Napoleons in Paris, dann in London oder später auf dem Kongreß in Wien, wo überall er sich einfand, nachsuchen. „Ich wußte es wohl," schrieb ihm die Gattin am 5. Juli 1814 aus Berlin nach England, „daß du in London, wo der Kaiser noch mehr als in Paris beschäftigt und in Anspruch genommen ist, nichts ausrichten würdest." Dafür hatte allerdings der Gemahl dort reichlich neue Eindrücke empfangen, über die er aus der britischen Hauptstadt nach Hause berichtete und die nicht ohne geschichtliches Interesse sind. Er schildert in seinen Briefen an Luise die frenetische Begeisterung der Londoner Volkskreise für die fremden Souveräne

(Alexander und Friedrich Wilhelm), „in deren Nähe man seines Lebens nicht sicher ist", schildert die ins Maßlose gediehene Geselligkeit der Engländer, die Abend für Abend die Diners bis vor Mitternacht und die darauffolgenden Bälle bis in den Tag hinein ausdehnten, beschreibt die „grellen und überladenen Toiletten der schönen Frauen, die einzeln auf dem Kontinent unangenehm auffallen würden, hier aber in der Masse einen großartigen Effekt machen", Beiträge zur Erhärtung der historisch bereits feststehenden Tatsache, daß die Briten in dem Dezennium, wo sie außer Verkehr mit dem europäischen Festland standen, an Kultur merklich eingebüßt hatten. Wir erfahren aber aus diesen Briefen noch anderes: zum Beispiel daß Alexanders Schwester, die grundgescheite Großfürstin Katharina, nicht nur deshalb in London gegen die Verbindung der englischen Erbprinzessin Charlotte mit dem Prinzen von Oranien intrigiert hatte, um diesen für ihre Schwester Anna zu gewinnen, sondern namentlich weil sie der Prinzessin ihren jüngeren Bruder Nikolaus, den späteren Kaiser, einreden wollte. Auch Prinz August von Preußen, der Luisens Bruder, soll nicht ohne alle Aussicht auf die Hand der jungen Dame gewesen sein, „eine Sache, die man vielleicht hätte ins Werk richten können, wenn es nicht so viele Schwierigkeiten und nicht auch etwas Ungeschick (gaucherie) gegeben hätte". Charlotte selbst habe mit ihm, schreibt Radziwill, „mit der größten Offenheit über ihre Angelegenheiten und die Gründe des Bruches ihrer Heirat gesprochen" (An Luise, London 23. Juni 1814). Bekanntlich heiratete Charlotte weder den Einen noch den Andern, sondern Leopold von Koburg, den künftigen König der Belgier.

In England waren damals, im Sommer 1814, Regierung und öffentliche Meinung durchaus für die Wiederherstellung Polens gestimmt, so wie es vor der ersten Teilung bestanden hatte, und Radziwill, der dort mit Czartoryski zusammentraf, dürfte auch in dieser Richtung nicht untätig gewesen sein. Kam doch polnisches Land jetzt, wo das eroberte Sachsen zur Verfügung stand, für Preußen in größerem Maße nicht mehr in Betracht. Außerdem hatte sogar der österreichische Minister Metternich in seiner steten Sorge vor der russischen Übermacht den Gedanken eines polnischen Pufferstaates nicht ganz von der Hand gewiesen, der schon früher auch bei einzelnen namhaften österreichischen Militärs (Radecky) Anklang gefunden hatte. Konnten da die Vertreter der Nation zurückbleiben? Und doch finden wir beide, Radziwill und Czartoryski, schon im nächsten September auf des Zweiten Gut in Pulawy wieder, als Alexander auf der Fahrt zum Kongreß nach Wien dort anhielt und einer huldigenden Deputation des polnischen Adels u. a. versicherte, „das Glück der Polen werde eine der schönsten Entschädigungen für alle seine Mühen sein." Und daß er sich dieses „Glück der Polen" nur unter seiner Herrschaft dachte, wußte bereits ein jeder. In der eigenen Sache erreichte Radziwill hier bloß, daß Graf Nowosilzoff mit dem Referat darüber betraut wurde. (An Luise, Pulawy, 21. September 1814).

Über seine politische Wirksamkeit auf dem Wiener Kongreß sind wir nur ungenügend unterrichtet. Er selbst schreibt sich in seinen Briefen an die Gattin eine gewisse Tätigkeit zu, spricht gelegentlich von einer Denkschrift, die er in der sächsisch-polnischen Frage verfaßt habe, nachdem Rußland nunmehr offen ganz Warschau, Preußen ganz Sachsen beanspruchte und Österreich Einwendungen gegen die unverhältnismäßige Stärkung seiner beiden Nachbarn erhob. Späterhin ist er bei den Verhandlungen eines Komitees tätig gewesen, das nach der Regelung der polnischen Territorialverhältnisse eingesetzt worden war, um die Verträge zwischen den drei Nachbarmächten in anderen Fragen vorzubereiten. Und auch die Prinzessin schreibt in Berlin am 16. März 1815 in ihr Tagebuch, ihr Mann kämpfe in Wien noch immer für Polen. Aber Genaueres wissen wir nicht. Namentlich nicht, ob er in den ersten Novembertagen, als Friedrich Wilhelm in der polnischen Frage gegen seinen Kanzler zugunsten Rußlands Front machte, irgendwelchen Einfluß genommen hat. Wilhelm von Humboldt in seinen Briefen an seine Gattin Karoline schätzt die Tätigkeit des Prinzen Anton nicht sehr hoch ein. „Er hat hier gar nicht gut gewirkt", heißt es da. „Einmal hatte er sogar die göttliche Idee, daß die Polen in allen drei Herrschaften ihren alten weißen Adler behalten sollen. Überhaupt ging die Tendenz dieser Herren dahin, aus den Polen eine Nation (was bei ihnen immer auch eine politische Bedeutung hat) unter drei Herren zu machen. Radziwill hat seit dem letzten Kriege durch das ewige Intrigieren für sich und die Polen und durch den langen, alle Schwachen entnervenden Aufenthalt in Wien verloren." (Humboldt an Karoline, Wien, 12. Mai 1815. Bd. IV, S. 550.) Das Urteil war zu streng. Es waren eben seine ehedem vorgetragenen, allerdings nicht leicht realisierbaren Ideen, die Radziwill hier wieder vorbrachte, als der Kongreß entschied, daß Preußen nur die Hälfte Sachsens erhalten und dazu mit etwas mehr an polnischem Gebiet entschädigt werden sollte. Namentlich der Vorwurf, er habe unter dem Druck der vielen Zerstreuungen an Persönlichkeit eingebüßt, war nicht gerechtfertigt. Sie haben ihm nichts angehabt, der sich von dem ewigen nichtigen Getändel, hinter dem man den Zwist der Mächte verbarg und in das er sich anfangs ganz gern gefunden hatte, schließlich doch angewidert fühlte. Endlich überwog die Sehnsucht heimzukehren sogar seinen Wunsch, seine persönliche Sache vorerst zur Entscheidung gediehen zu sehen. Daß er nichts Wertvolleres leistete, hatte seinen Grund wohl mehr in den russischen Gütern und in der hinhaltenden Säumnis des Zaren, was ihn zu einem Kompromiß mit sich selbst und auf Auswege drängte, auf denen ihm Humboldt freilich nicht folgen konnte.

Um etwas mehr über ihn und seine politische Betätigung in Wien zu erfahren, erbat ich mir von Frau Fürstin Radziwill-Castellane Einblick in seine politischen Papiere aus jenen Tagen, erhielt aber ablehnenden Bescheid. Mit um so größerer Dankbarkeit mußte ich es begrüßen, daß mir Frau Fürstin

Radziwill-Branicka in Rom den in ihrem Besitz befindlichen Briefwechsel des Prinzen Anton mit seiner Gattin zur wissenschaftlichen Benutzung anvertraute. Ihm sind die vorhin zitierten Stellen und die unten folgenden Stücke entnommen. Freilich ist leider, was die Briefe aus Wien an politischen Nachrichten enthalten, sehr wenig, und nur hie und da taucht aus einer Flut von Schilderungen der Feste bei Hof und in der („ersten") Gesellschaft einzelnes auf, das auch dem Geschichtsschreiber der staatlichen Vorgänge nicht unwichtig erscheint. So z. B. die interessante Nachricht über den preußischen Verfassungsplan schon aus dem März 1815, der dann im Mai etwas geändert veröffentlicht wurde. Was nun aber die Berichte über die unterschiedlichen Vergnügungen angeht, die der kaiserliche Hof seinen Gästen zu Ehren veranstaltete und die Andere darboten, so sind sie zwar nicht vollständig, haben aber doch den Vorzug, daß der Schreiber davon in der Regel als Augenzeuge spricht. Daß er gerade darüber so viel mitteilte, scheint seinen Grund in der Absicht der Monarchen — jedenfalls des Zaren — gehabt zu haben, nach dem Aufenthalt in Wien am Berliner Hof Besuch zu machen. Und da war es nur natürlich, daß Prinzessin Luise zu wissen wünschte, womit man in Wien die hohen Gäste unterhielt. Es wäre darum unrichtig, aus den Erzählungen des Gemahls ein ausschließliches Interesse für diese Dinge bei dem Einen oder dem Andern herauszulesen. Der Prinz war eben überall, bei Hof wie bei dem vornehmen Adel, ein stets gern gesehener Gast. Seine künstlerischen Anlagen und Fertigkeiten, wie seine geselligen Talente waren längst in weiten Kreisen bekannt, und Humboldt konnte in einem seiner Briefe an Karoline der Wahrheit gemäß berichten, Radziwill sei während des Aufenthaltes der Monarchen in Freiburg, Dezember 1813, „die Seele aller Amüsements" gewesen. In Wien heimste er für seine schöne Singstimme und seinen musikalischen Vortrag, für seine Bühnenkunst auf dem Liebhabertheater der Kaiserin, für seine Kompositionen und für seine Leistungen als Zeichner und Maler reiches Lob ein. Wissen wir doch, daß auch Goethe seine Begabung gewürdigt, namentlich seine Musik zum „Faust" „genialisch" und „fortreißend" genannt und es bedauert hat, sie nicht in Weimar aufführen zu können. Dort hatte ihn Radziwill im November 1813 besucht und manchen Gedanken über Kunst mit ihm ausgetauscht, wobei der Dichter dem Prinzen Zeichnungen zweier deutscher Künstler vorwies, die er (Goethe) in Rom förderte und von denen der Eine Illustrationen zum „Faust" entworfen hatte, die man höchlich loben mußte (An Luise, Gotha, 26. November 1813). Radziwill selbst findet in Wien Muße, ein Porträt der schönen Gräfin Julie Zichy zu malen, das allgemein als ihr bestes bezeichnet wurde.

In den unausgesetzten Trubel der unterschiedlichsten Ergötzlichkeiten, wobei die Geschäfte einen recht schleppenden Gang angenommen hatten, brachte das Wiedererscheinen Napoleons in Frankreich eine Wendung zum Ernst und zu erhöhter, oft überhasteter Tätigkeit. Auch hierüber sind Radziwills Berichte

nicht ohne Interesse. Aus dem beabsichtigten Besuch Alexanders in Berlin, auf den er seine Gemahlin bereits vorbereitet hatte, wurde nun freilich nichts mehr. Die Souveräne verließen im Mai Wien, um wider den alten Feind nach Westen zu ziehen. Die glänzenden Wiener Salons schlossen sich, und mit dem 8. Juni nahm auch der Kongreß ein Ende — zehn Tage vor Waterloo. Radziwill war bereits im April nach Berlin zurückgekehrt. Das Los Preußens an polnischem Land war nun doch größer ausgefallen, als ursprünglich in Alexanders Plan gelegen hatte: es bekam den größten Teil des Departements Posen und Teile von Bromberg und Kalisch ohne diese Stadt. Das Ganze erhielt in Radziwill seinen ersten Statthalter. Er ist in Posen im Jahre 1833, achtundfünfzigjährig, gestorben.

Briefe aus Wien*).

1.

Wien, 30. September 1814, 8 Uhr Morgens.

Endlich vorgestern Abend kam ich hier an, meine gute Freundin, und fand bei der Linienmaut der Stadt einen Brief Humboldts[1]) vor, der mir meine Wohnung wies. Sie befindet sich zufällig in einem großen schönen Haus neben dem Gasthof „Zum römischen Kaiser", in dem ich vor sieben Jahren abgestiegen war, und so war ich dort vollständig orientiert[2]). Der Preis wäre unter den gegenwärtigen Umständen kein zu hoher, wenn man nicht schon vom 7. dieses Monats an hätte mieten müssen. Ich zahle monatlich 430 Gulden in Papier, das macht, da der Dukaten jetzt zehn und einen halben Gulden wert ist, ungefähr vierzig Dukaten[3]). Dabei habe ich, außer den Kammern für meine Leute und der Küche, drei große Zimmer, alle neu und mit Geschmack möbliert, Mahagoni „mit goldene Leisten" gleich den Schränken in der Bibliothek zu Nieborow. Das Haus gehört einem Kloster, und meine Aussicht geht nach der Freyung, einem Platz, der zu allem nahe gelegen ist. Denn das ist das Angenehme an Wien, daß es so kurze Entfernungen gibt, weil die ganze Gesellschaft im Zentrum, der „Inneren Stadt", wohnt, die sehr klein ist, und die Souveräne, ihre Gemahlinnen und die Prinzen in der Hofburg ihre Quartiere haben, wo Eins zum Andern zu

*) Die Briefe sind eigenhändig in französischer Sprache geschrieben, nur einzelne Sätze hier und da deutsch, was im Druck durch Gänsefüßchen markiert ist. Unwesentliches wurde weggelassen. Bloße Inhaltsangaben erscheinen in Klammern.

[1]) Wilhelm v. Humboldt war preußischer Gesandter in Wien und neben dem Kanzler, Fürsten Hardenberg, Vertreter Preußens auf dem Kongreß.

[2]) Der Gasthof „Zum Römischen Kaiser" auf der Freyung ist heute die Behausung der Unionbank, und das Haus, in dem Radziwill wohnte, war das dem Schottenkloster gehörige nebenan.

[3]) Das entsprach, da der Dukaten 4½ Gulden Konventionsmünze wert war, einem Papierkurs von ungefähr 230. Am 28. September wurde er 235 notiert.

Fuß gehen kann und wo es denn auch zu fortwährenden Begegnungen in den Gängen kommt[1]).

Um es besser zu machen als in London, wo sich die Einladungen zu den vielen Festen oft häuften und kreuzten und ich dir erst nach einigen Tagen im Einzelnen davon berichten konnte, will ich hier an jedem Morgen, gleich nach dem Aufstehen, das Gerippe vom vergangenen Tag aufschreiben, damit du mich, wenn wir wieder zusammen sein werden, danach befragen kannst.

Gestern den 29. Nach den Annehmlichkeiten eines guten Bettes, die ich mir durch fünf Nächte im Wagen erkauft hatte, gieng ich zu Humboldt und Hardenberg, um nach Nachrichten von dir zu fragen, was ich Tags zuvor ohne Erfolg getan hatte. Dann war ich bei der Fürstin Clary, um ihr deinen Brief samt dem Dreifuß zu überbringen, was ihr großes Vergnügen machte. Sie kam Mittags mit ihrer Schwiegertochter von Hof. Ihre Männer waren unsichtbar, da sie beim Kaiser und bei der Kaiserin von Rußland von 8 Uhr früh an Dienst tun[2]) ... Ich besuchte darauf den Prinzen Wilhelm[3]) (in Frack und Gamaschen) und fiel da mitten in allerlei Hofstaat in großer Uniform. Der Prinz hatte mich kaum mit der gewohnten Freundschaft und Liebenswürdigkeit empfangen, als plötzlich die Erzherzoge zu ihm kamen Ich blieb dabei noch immer ruhig. Erst als der Name des Königs von Württemberg ausgerufen wurde, bekam ich es, meiner Kleidung wegen, mit der Angst, lief auf den Korridor hinaus und ließ Seine Majestät mit seiner Suite an mir vorüberziehen. Sein Bauch hieng ihm genau bis zu den Knien herab. Er fixierte mich, den er wahrscheinlich für einen Kammerdiener hielt, mit sehr freundlichen Blicken[4]). Du kannst also der Prinzessin Wilhelm sagen, ich hätte dem Hause ihres Gemahls Ehre gemacht ... Nun trieb ich mich noch einige Zeit als Gaffer in den Gängen herum, was viel amüsanter ist, als selbst dort zu figurieren, und gieng um 3 Uhr zu Pépère[5]), der sich nicht im Geringsten verändert hat, zu Tisch. Er fuhr mit mir nach dem Essen in den Prater, um bei schönstem Wetter und inmitten einer zahllosen

[1]) In der „Burg" wohnten während des Kongresses, außer dem österreichischen Hof, der Kaiser von Rußland mit seiner Gemahlin Elisabeth, seinen Schwestern Marie und Katharina, König Friedrich Wilhelm III. mit seinem Bruder Wilhelm, König Friedrich von Dänemark, König Max von Bayern mit der Königin und zwei Söhnen und König Friedrich von Württemberg. Für andere fürstliche Gäste waren Wohnungen in Privathäusern gemietet. Die Schwester des Kaisers, Prinzessin Therese von Sachsen, mit dem Prinzen und die Exkaiserin Marie Luise wohnten in Schönbrunn.

[2]) Christine Fürstin Clary, Tochter des alten Feldmarschalls Fürsten von Ligne, stand mit den Radziwills, die sich wiederholt auf dem Claryschen Gut in Teplitz eingefunden hatten, seit Jahren in freundschaftlichem Verkehr. Ihr Sohn, Graf Karl Clary, in der Familie „Lolo" genannt, hatte eine Gräfin Chotek geheiratet.

[3]) Prinz Wilhelm war der jüngste Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III.

[4]) Radziwill unterstreicht die Stelle. König Friedrichs Neigung für hübsche Männer war ein öffentliches Geheimnis.

[5]) So hieß der alte Fürst Ligne im Kreise seiner Familie.

Menge Volkes die Souveräne in Hofgalawagen spatzieren fahren zu sehen: die zwei Kaiser mit den Kaiserinnen in einem, den König von Preußen mit dem von Dänemark und den beiden Großfürstinnen in einem zweiten, und so fort „bis in's Unendliche". Nach der Spatzierfahrt gab es ein prächtiges Feuerwerk in vier Fronten mit Tempeln und Aufschriften, die vom Volk sehr beifällig aufgenommen wurden, während die Zuschauer aus der guten Gesellschaft (de la bonne société) dem Feuerwerk den Rücken kehrten, um die Souveräne in dessen Widerschein besser sehen zu können. Sie befanden sich in drei reich dekorierten Logen: in der mittleren der Kaiser von Oesterreich zwischen dem von Rußland und dem König von Preußen samt den zwei Kaiserinnen. Die Aufschriften mit ihren Anspielungen giengen auf diese drei, die beim Applaus des Publikums die Hüte lüfteten. Fürst Ligne nahm mich dann noch zu den Starhembergs mit, wo ich eine Schwester der Gräfin Zichy[1]) antraf, die sehr liebenswürdig ist und jener sehr ähnlich sieht. Ich soupierte schließlich bei der Fürstin Bagration[2]) in kleiner Gesellschaft: die Clary, Stadion[3]), Metternich. Dieser ist jeden Abend in demselben Hause, entweder bei der Herzogin von Sagan oder der Fürstin, die unter einem Dach wider einander eifern . . .

2.

Wien, 1. Oktober 1814.

. . . Die Kaiserin (von Oesterreich) ist noch immer, was ihr Gesicht und ihre Güte betrifft, über alle Beschreibung . . . In den Gängen der Burg begegnete ich auf meinen Wanderungen auch dem Grafen Wintzingerode, dem Vater[4]). Er ist mit seinem König[5]) wieder ausgesöhnt, der ihn aufs Neue zu seinem ersten Minister machte. Besuch bei Stein[6]). Ich traf ihn, wie immer, in dem gleichen Zustand der Spannung, halb sardonisches Lächeln, halb Ungeduld. Aber er ist doch stets der Freund seiner Freunde.

[Große Gala bei Hof. Immense Suiten der Souveräne.] Die große Hitze im Saal scheint die Kaiserin belästigt zu haben, denn nach weniger als einer halben Stunde wurde die Cour aufgehoben, und die Damen in ihren großen Toiletten waren kaum bemerkt worden. Die große Mehrheit ist nicht

[1]) Der Gräfin Stephan Zichy, Gemahlin des Gesandten in Berlin, geb. Starhemberg.

[2]) Die bekannte lebensfrohe Witwe des russischen Generals Fürsten Peter Bagration, Rivalin der Herzogin von Sagan, geb. Kurland, um die Gunst Metternichs, der sie im Stich ließ, um dann seinerseits von Wilhelminen im Stich gelassen zu werden. Siehe in meinem Buch „Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß", das Kapitel „Alexander I." und das Register.

[3]) Graf Philipp Stadion, Minister des Äußern von 1805—1809, Antagonist Metternichs.

[4]) Graf Georg Ernst Wintzingerode, württembergischer Staatsminister. Sein Sohn Ferdinand stand als General in russischen Diensten.

[5]) Friedrich von Württemberg.

[6]) Freiherr Karl vom Stein, der ehemalige preußische Minister, jetzt oberster Verwalter der eroberten Länder, tat auf dem Kongreß für Rußland Dienste.

hübſch. Die Sterne unter den hübſcheſten ſind: Gräfin Julie Zichy, die Madonna[1]), dann eine Széchényi, geborene Gilfordt[2]), und die Schweſter der Gräfin Zichy, Gräfin Starhemberg ... Ich beſchloß den Tag im Hauſe Ligne, wo ich Titine[3]) wiederſah, die noch drolliger und liebenswürdiger war als ſonſt. Auch ſah ich da wiedererſtandene Tote: Caſtelalfer, Saint-Marſan[4]), u. A. Auch einen Geſandten des einen Sizilien, einen des andern Sizilien und einen „beider Sizilien", der keinen der beiden andern gelten ließ und von ihnen ſagte, ſie ſeien Spitzbuben[5]).

Der Vizekönig[6]) iſt hier im Gefolge ſeines Schwiegervaters, der ihn vergöttert. Man kann ihm allerdings die allgemeine Achtung nicht abſprechen. Das Ganze war, wie du begreifſt, ein merkwürdiges Gemiſch von Leuten ... Von unvergleichlicher Häßlichkeit iſt der König von Dänemark. Hat er wirklich den Vortritt vor unſerm König?[7]) ...

3.

Wien, 5. Oktober 1814.

[Geſpräch mit Hardenberg.] Das Ergebnis von allem wird ſein, daß wir uns ſicher noch vor Ende dieſes Monats wiederſehen[8]).

4.

Wien, 7. Oktober 1814.

[Am 5. war Jagd und Ball bei Hof. Für die Jagd verteilte man nur achtzehn Plätze.] Der Ball war ein Kammerball für den Hof und die, die dort Dienſte tun. Man muß ſouveräner Fürſt oder Königliche Hoheit ſein,

[1]) Die Gemahlin des Grafen Karl Zichy, öſterreichiſchen Finanzminiſters, war eine geborene Gräfin Feſtetics.

[2]) Karoline Gräfin Széchényi war eine Tochter Gilfords (Earls of Clanwilliam) und der Gräfin Thun-Hohenſtein.

[3]) Titine (Chriſtine) hieß die von der Fürſtin Clary adoptierte Tochter ihres verſtorbenen Bruders. Sie war an den Grafen Moriz Odonnel verheiratet.

[4]) Sardiniſche Diplomaten; St. Marſan war einige Zeit Napoleons Geſandter in Berlin geweſen.

[5]) Auf dem Kongreß gab es in der Tat Geſandte Murats, des Königs von Neapel, der auch auf Sizilien Anſpruch erhob, des Königs Ferdinand von Sizilien, der ſein angeſtammtes Königreich Neapel zurückforderte. Er bekam es ſchließlich in der Tat als „Königreich beider Sizilien" zugewieſen.

[6]) Eugen v. Beauharnais, Napoleons Stiefſohn, war mit einer Tochter des Königs von Bayern vermählt.

[7]) Die Wiener Etikette ſprach in der Tat nach der Anciennität der Königswürde dem Dänen den Vortritt zu, was Friedrich Wilhelm III. „tief ins Herz griff". S. „Geheimpolizei", S. 54.

[8]) Das war anfänglich, wie Hardenbergs, ſo auch der Anderen Meinung, ſo lange Preußen an der Seite von Öſterreich und England gegen Alexanders polniſche Abſichten auftrat. Über die politiſchen Wandlungen vgl. „Geheimpolizei", S. 29—33, wo in Kürze darüber gehandelt iſt. (Auch „Deutſche Rundſchau", Dezember 1912.)

um geladen zu werden. Keiner von uns Andern war aufgefordert worden[1]). [Besuch beim oesterreichischen Kronprinzen Ferdinand.] Er besticht, wie du weißt, nicht durch sein Äußeres und führt eine eingelernte Konversation. Man merkt's am Tonfall, in dem er spricht[2]). [Illumination im Augarten.] Besonders das Brandenburger Tor stach hervor; die Illusion war vollständig; man glaubte davor zu stehen.

5.

Wien, 10. Oktober 1814.

... Der Kongreß hat noch nicht begonnen. Man zankt sich erst noch über seine Form und ist nicht einmal über die Grundlagen einig ... Sobald die Frage, die mich besonders interessiert, entschieden sein wird, fahre ich schnurstracks nach Berlin und werde sicher mehr als zwei Wochen vor den Souveränen dort sein[3]). [Ball in der kaiserlichen Winterreitschule mit einer Damenquadrille, die vier Elemente darstellend. Die Toiletten sollen im nächsten Brief beschrieben werden[4]).]

6.

Wien, 12. Oktober 1814.

Ich bin jeden Morgen sehr beschäftigt, teure Freundin, viel mehr als ich angenommen hatte. Glücklicherweise befinde ich mich außerhalb des Trubels der Burg, so daß ich den Festen in ihrem Innern nicht zugezogen werde. Auch bin ich wenig begierig, den Truppenrevüen und Manövern beizuwohnen, die den ganzen Vormittag in Anspruch nehmen, und gewinne dadurch Muße, mir mancherlei Kenntnis zu verschaffen, die mir nötig ist. Die polnische Frage ist recht verwickelt. Man äußert zwar von allen Seiten die beste Absicht, aber nach ganz verschiedenen Grundsätzen. Will man vermeiden, daß daraus das größte Unheil für die Einen in der Gegenwart, für die Andern in der Zukunft entstehe, so muß man die Sache unter allen Gesichtspunkten darlegen und ein Surrogat daraus bereiten (en composer un surrogat), das die Einen beruhigt und die Andern ermutigt, was nicht ganz leicht ist. Ich schreibe diese Zeilen, nachdem ich heute schon vier Stunden an eine derartige Arbeit gewendet habe, und ich bitte dich deshalb um Erlaubnis, die Beschreibung der Toiletten vom letzten Ball bis zu einem mündlichen Be-

[1]) Radziwill wurde später reichlich dazu eingeladen. S. unten.

[2]) Ferdinand, später (1835—1848) Kaiser von Österreich, litt schon als Kind schwer unter epileptischen Anfällen, die seine geistige und körperliche Entwicklung stark beeinträchtigten.

[3]) R. meinte die Frage nach der Zukunft des Herzogtums Warschau, in dem die Nieborowschen Gründe lagen.

[4]) Gemeint ist die große Hofredoute am 9. Oktober, wozu 4000 Einladungen ergangen waren und wo unter anderem vierzig Damen die vier Elemente in den Kostümen von Sylphiden, Salamandern, Najaden und blumengekrönten Nymphen darstellten. Im „Österreichischen Beobachter" liest man einen überschwenglichen Bericht über das Fest.

richt verschieben zu dürfen. Meine Schilderungen dieses Festes würden, mehr als sonst meine Gewohnheit ist, in's Einzelne gehen.

Vorgestern war ich im Theater an der Wien, das sich zu Ehren der Souveräne (die der Vorstellung beiwohnten) in große Gala geworfen hatte. Es war, wie es der Anlaß mit sich brachte, recht gut beleuchtet, hält aber doch keinen Vergleich mit unserer Opernbühne aus, weder in den Dimensionen noch was die Schönheit der Ausstattung betrifft, die, ohne Geschmack, bei allem Klimbim viel zu wünschen übrig läßt. Man gab „Moses" [1]). Nach der Vorstellung fand ein großes Souper bei Metternich statt, zu dem ich geladen war. Ich hatte mich aber davon frei gemacht, da ich heute um 8 Uhr früh auf den Beinen sein mußte.

Gestern verbrachte ich den Abend bei den Fürstinnen Wolkonsky [2]). Eine Gräfin Apponyi [3]) hat eine sehr hübsche musikalische Begabung, eine zwar nur kleine Stimme, aber einen liebenswürdigen und ausdrucksvollen Vortrag. Es gibt auch noch eine andre Gräfin Zichy hier, die Schwägerin der Madonna; sie gilt für schön, hat aber eine zu stark jüdische Physiognomie [4]). Auch sie besitzt Talent, namentlich für die Vokalmusik; daneben deklamiert sie besser als irgendwer und spricht italienisch, französisch und namentlich deutsch ausgezeichnet. Sie ist Ungarin und singt sehr anziehend nationale Volkslieder.

7.

Wien, 14. Oktober 1814.

... Gestern Abend traf ich Martens [5]) auf dem Hofball. Es wurde in demselben Saal getanzt, in dem der erste Empfang stattgefunden hatte. Nur herrschte jetzt mehr Ordnung als damals, und die Toiletten waren reich und geschmackvoll. Es gibt hier sehr viele und meist sehr gutgefaßte Diamanten zu sehen, aber die Solitäre der Kaiserin von Rußland schlagen alles. Ich habe auch Sidney Smith da getroffen, der mit seiner Frau und drei Fräulein Rumbold hier ist [6]). Getanzt wurden nur Polonaisen und zwei Walzer, und

[1]) Von Klingemann.

[2]) Es gab zwei Fürsten Wolkonsky in Wien; der eine war der Generaladjutant des Zaren, der andere Generalmajor.

[3]) Gemahlin des Grafen Anton Apponyi, geb. Gräfin Nogarola.

[4]) Gemeint war die Gräfin Sophie Zichy, eine geborene Gräfin Széchényi, Gemahlin des Grafen Ferdinand Zichy.

[5]) Georg Friedrich v. Martens, Diplomat und berühmter Völkerrechtslehrer, war hannöverscher Geheimer Kabinettsrat.

[6]) Der durch seine Aktion wider Bonaparte in Ägypten bekannt gewordene englische Admiral war mit einer verwitweten Lady Rumbold verheiratet. Prinzessin Luise hatte ihn zu Anfang der neunziger Jahre im Hause ihres Vaters kennen gelernt. Auf dem Kongreß trat er als Anwalt des abgesetzten Königs Gustav IV. von Schweden auf und suchte nebenher einen Beschluß wider die Seeräuberei der Barbaresken herbeizuführen. Beides ohne Erfolg. Seine Stieftöchter, insbesondere die jüngste, glänzten durch hohe Schönheit. S. unten.

um 11 Uhr war alles aus. Es gab kein Souper, nur Erfrischungen. Der Hof — d. i. was in der Burg wohnt — versammelt sich täglich zum Diner und Souper, wenn nicht der eine oder die andere von den Souveränen und Prinzessinnen in ihrem Appartement zu speisen wünscht, was häufig vorkommt. Man ladet sogar dazu ein. Der Obersthofmarschall zahlt täglich 60000 Gulden allein für die Verpflegung; urteile über das Übrige[1]). Man wird eine Provinz während des Kongresses aufzehren . . .

Heute morgen war ich bei der Generalprobe des Oratoriums „Samson" (von Händel), das Sonntag Abend aufgeführt werden soll. Die Ausführung war vollendet. Orchester und Chöre bestehen aus 7 bis 800 Dilettanten; sehr wenig berufsmäßiges; auch der Dirigent ist ein Amateur. Alles gieng wunderbar, und man wird nicht leicht etwas besseres in dieser Art zu hören bekommen. Die Aufführung wird in der schönen Winterreitschule erfolgen.

Gestern speiste ich bei Razumowsky, dessen Palast ein königlicher Besitz ist, nur zu weitläufig für einen Privatmann[2]). Heute bin ich bei Paul Eszterházy[3]), dessen Frau sehr nett und natürlich ist . . .

8.

Wien, 17. Oktober 1814.

Vorgestern war Ball bei Eszterházy, wo der Kaiser (von Rußland), der König von Preußen, die Großfürstinnen und alle Erzherzöge anwesend waren. Der Saal war für die vielen Gäste weitaus zu klein, aber man war sehr vergnügt und alles gut angeordnet. Das gestrige Konzert[4]) war sehr gelungen. Alle Welt war in Schmuck und Putz erschienen und der Anblick des Saales überaus prächtig. Die Souveräne wurden mit großem Beifall begrüßt, und das Dilettantenorchester, dem aus Rücksicht auf die Monarchen nicht applaudiert wurde, huldigte seinerseits mit Applaus den Fürsten, was, namentlich am Schluß des Konzertes, einen eigenartigen Eindruck machte.

Morgen ist die Jahresfeier für die Schlacht bei Leipzig. Vormittag wird es ein militärisches Fest, am Abend einen Ball bei Metternich geben. Im Prater wurde am Ende der Hauptallee eine Gloriette mit einer Loge errichtet. Die Souveräne werden in der Loge, die Offiziere an Tischen in deren Umgebung speisen, die übrigen 20000 Mann der Garnison an langen

[1]) Das war übertrieben. Es waren etwa 50000 Gulden, Pferde und Wagen für die fremden Fürsten inbegriffen.

[2]) Graf Andreas Razumowsky, russischer Diplomat, hatte sich in Wien, wo er Gesandter gewesen war, ansässig gemacht. Er besaß da ein herrliches Palais, das in der Sylvesternacht 1814 in seinem oberen Stockwerk den Flammen zum Opfer fiel. Während des Kongresses wurde R. erster Bevollmächtigter Rußlands.

[3]) Fürst Paul Eszterházy, bekannt als Diplomat und mehr noch als Verschwender eines Riesenvermögens, hatte 1812 die Prinzessin Therese von Thurn-Taxis, Nichte der Königin Luise von Preußen, geheiratet.

[4]) Händels „Samson". S. oben.

Tafeln in den Alleen. Man wird alles mit einem Blick überschauen können. Das Wetter ist sehr milde, namentlich bei Sonnenschein, und so dürfte die Sache herrlich ausfallen. Du kannst dir denken, daß ganz Wien dabei sein wird. In der Tat, man kann unmöglich irgendwo sonst schönere und besser angeordnete Feste sehen als hier. Nur sind sie zu häufig, namentlich wenn man die Wichtigkeit der Dinge im Auge behält, um derentwillen man hier ist. Wer ein richtiges Gefühl hiefür hat, kann nicht froh werden inmitten der peinlichen Unsicherheit und angesichts des noch ganz unbestimmten Ausgangs. Ich, für mein Teil, bin zu sehr beschäftigt, um den Kopf für die Beschreibung all der Festlichkeiten frei zu haben. Das Herz steht mir nicht nach Tänzen . . .

9.

Wien, 19. Oktober 1814.

. . . Ich bin heute noch ganz müde von den „Festivitäten" von gestern, denn wir waren den ganzen Tag in Bewegung gewesen. Es herrschte mildes Wetter, und ich durchstreifte zu Pferde den Prater. Einen wundervollen Anblick bot es, vom Lusthaus herab, wie aus der Vogelschau, alle die besetzten Tische und die ungeheure Menge zu sehen, die sie umgab. Die Zeitungen werden davon ausführlich Bericht erstatten. Auch der Ball bei Metternich war sehr schön. Nur machte sich da doch die Müdigkeit nach den Erlebnissen des Tages bereits geltend, und auch der Wirt war nicht in glänzender Laune. Vielleicht war ihm das Fest zu „herzlich" gewesen. Er hatte bei sich[1]) eigens einen Saal erbauen und im Innern in weiß und Gold dekorieren lassen; Rohan[2]), einer seiner Helfer bei der Sache, versicherte mir, daß der Bau ihm, auch wenn man das benützte Material zurückgab, auf 80000 Gulden zu stehen kam. Man gibt hier im Allgemeinen enorm viel Geld aus . . .

10.

Wien, 21. Oktober 1814.

[Gestern animierter Ball bei Stackelberg[3]). Auf dem Ball, wo der Kaiser von Rußland tanzt, erscheint er im Frack ohne Orden.]

11.

Wien, 28. Oktober 1814.

[Die Souveräne sind in Ofen. Vielleicht wird ihre Rückkehr die Geschäfte beschleunigen.] Einstweilen tanzt man „bis zum Ekel", und es gibt keine Zusammenkunft mehr ohne Geige. [R. wird mit einer Gräfin Waldstein, geb. Rzewuska, und den Gräfinnen Flora Wrbna und Zichy an einem kostümierten Ball bei Metternich teilnehmen. Man wählt die Kostüme aus den österreichischen Volkstrachten, „deren es, Gottlob, genug gibt".]

[1]) Im Garten seiner Villa am Rennweg.

[2]) Prinz Ludwig Rohan, österreichischer General, war einer von Metternichs Vertrauten. Er war früher mit Wilhelmine v. Curland, der Herzogin von Sagan, verheiratet gewesen.

[3]) Graf Stackelberg war seit einigen Jahren russischer Botschafter in Wien.

12.

Wien, 7. November 1814.

... Seit drei Tagen bin ich sehr beschäftigt, denn unsere polnischen Sachen „rücken der Entscheidung näher", sind aber, leider, recht stürmisch ... Gräfin Zichy-Ferraris ist eine mit viel Geist begabte Klatschbase[1]).

13.

Wien, 11. November 1814.

[Der Maskenball bei Metternich war sehr gelungen, insbesondere durch den Eindruck der farbigen Kostüme. Man bereitet ein Karussel in der Winterreitschule vor, wo man bereits die Dielen fortschafft, die für die gestrige Redoute parée gedient haben. Es wird von vierundzwanzig Rittern mit ihren Damen und Knappen geritten werden, worauf eine Maskenredoute folgt.] Du siehst, die Feste gehen rascher ihren Gang als die Geschäfte, über die man nur in Streit gerät ohne damit wesentlich vorwärts zu kommen.

14.

Wien, 18. November 1814.

Ich hatte eine große Herzensfreude, und muß meinen Brief an Dich, meine liebe gute Freundin, gleich damit beginnen. Ein gewisser Streicher, Klavierbauer und Musiklehrer, „vergöttert Deinen Bruder"![2]) Ich erinnere mich einer Zeitungsnachricht, nach der er ihm zu Ehren eine „musikalische Feyerlichkeit" veranstaltet hatte, und daß Du davon gerührt warst. Nun hab' ich ihn vor vierzehn Tagen aufgesucht. Als ich ihm meinen Namen nannte, fiel er mir um den Hals und schluchzte, „so daß er mich selbst ganz aus der Fassung brachte, wie Du Dir leicht denken kannst". Er führte mich in seinen Saal, den er erbauen ließ und worin er die Büste des Prinzen aufgestellt hat. Dort läßt er alljährlich dessen sämtliche Kompositionen von seinen Schülern aufführen, die nur diese Musik betreiben. Er hat sie für zwei Klaviere eingerichtet, um eine gute Begleitung zur Hand zu haben[3]). Heute

[1]) Gräfin Marie Ferraris hatte den Grafen Franz Zichy geheiratet und hieß in der großen Gesellschaft allgemein „Molly", ihr vierschrötiger Gemahl danach „Mollo". Über sie und ihn: Thürheim, Mein Leben, II, 100 ff. Später wurde Molly Zichy-Ferraris die Schwiegermutter Metternichs, der ihre Tochter Melanie heiratete.

[2]) Der Tonsetzer Joh. Andreas Streicher, Landsmann und Freund Schillers, war von Stuttgart nach Wien übersiedelt, wo er sich als Klavierbauer einen Namen machte und in seinem Salon viel gute Musik zum Vortrag brachte. Vgl. über ihn den Artikel in Wurzbachs Lexikon und „Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß", S. 430. Mit Luisens Bruder ist der bei Saalfeld 1806 gefallene Prinz Louis Ferdinand gemeint.

[3]) Prinz Louis Ferdinand hatte es in der Musik zur Meisterschaft und insbesondere im Klavierspiel zur Vollendung gebracht. „Er spielte", erzählt Varnhagen, „seine eigenen Kompositionen für das Fortepiano voll Phantasie und tiefem Gefühl, voll hoher Seele und zugleich voll der größten und glänzendsten Schwierigkeiten, mit einer Vollkommenheit, daß man oft nicht wußte, ob man mehr die Kraft und die Fertigkeit, mit der er

nun ließ er mich den ersten Teil hören, und ich bin entzückt von der Ausführung. Es waren vier Stücke. Das Übrige werde ich nächsten Freitag Mittag zu hören bekommen, wo ich das Quartett in F-Moll begleiten will, das ein Fräulein von Hahn spielen soll, deren Spiel ganz wundervoll ist[1]). Frau Pereyra[2]) hat das Dir gewidmete Trio gespielt. Ich kann Dir nicht sagen, wie tief mich diese Musik bewegte. Ich habe der Kloest[3]) Gelegenheit verschafft zuzuhören ...

Die Reise (der Monarchen) nach Graz unterbleibt. Die beiden Kaiser sind krank. Der von Rußland hat sich schon auf dem letzten Ball unwohl gefühlt, sah ganz bleich und verstört aus, ohne zu wollen, daß man es bemerke; und da er trotzdem weiter tanzte, hat er mich sehr beunruhigt. Es geht ihm übrigens heute besser. Auch das Karussel ist verschoben, und da die Adventzeit heranrückt, in der man nicht tanzen will, hat die Kaiserin von Oesterreich, die das Theater in der Gesellschaft leidenschaftlich liebt, den unglücklichen Gedanken gefaßt, bei sich spielen zu lassen und mich dazu in einer Art aufzufordern, die keine Ablehnung zuließ. Ich bin in Verzweiflung darüber. Ich soll den „Pascha von Suresnes" darstellen[4]). Auch wird man Romanzen in Bildern vorführen, wobei ich, als Troubadour gekleidet, singen soll. Ist das wohl der richtige Moment, sein Gedächtnis mit derartigen Dingen anzufüllen?!

Auf den Kammerbällen bin ich der Walzertänzer der Kaiserin Elisabeth (von Rußland), der Großfürstinnen und zweier kleiner Erzherzoginnen, die ihrer verstorbenen Mutter sprechend ähnlich sehen[5]). Fürst Ligne hat den sehr guten Witz gemacht: „Der Kongreß tanzt, aber er geht nicht vorwärts". Demnach wird man — Anstands halber[6]) — nicht viel länger als diesen Monat hier bleiben, noch auch im Unfrieden auseinandergehen können, nachdem man eben erst den Frieden in Europa hergestellt hat ...

die schwersten Sachen vorträgt, oder die Grazie und den Ausdruck des Vortrags bewundern soll" Vermischte Schriften I, 73.

[1]) Fräulein von Haan war die Tochter des Geheimen Rates und Präsidenten in Justizgesetzsachen in Wien.

[2]) Baronin Pereira war die kunstsinnige Gattin eines Wiener Bankiers.

[3]) Baronin Jacobi-Kloest war mit ihrem Mann, dem preußischen Diplomaten und Staatsminister, nach Wien gekommen.

[4]) Es war die Titelrolle in dem Stück „Le Pacha de Suresnes ou l'amitié des femmes" von Gaugiron de Nanteuil und seinem Bruder Etienne 1802 verfaßt. Die Angabe bei Lagarde, „Fêtes et souvenirs du congrès de Vienne", der das Stück dem französischen Bühnendichter Etienne zuschreibt, ist, wie so vieles in diesem überschätzten Quellenwerk, unrichtig.

[5]) Es waren die Erzherzoginnen Leopoldine und Klementine, die erste siebzehn, die zweite sechzehn Jahre alt, Töchter der Kaiserin Marie Therese, der zweiten Gemahlin Franz I., die im April 1807 gestorben war.

[6]) Als Logierbesuch, zu dem sich Kaiser Alexander und der König von Preußen gleich nach der Schlacht bei Leipzig selbst eingeladen hatten. Vgl. „Geheimpolizei", S. 85 die Erklärung für die vielen und so rasch sich folgenden Hoffeste.

15.

Wien, 23. November 1814.

Heute findet das Karussel statt. Man wird es wiederholen, da der Kaiser von Rußland von seinem Rotlauf noch immer nicht hergestellt ist und deshalb nicht anwesend sein kann. Es wird eine große Redoute darauf folgen, wo die Ritter und Damen in ihren Kostümen, die Übrigen im Domino, erscheinen werden. Die vierundzwanzig Damen werden mit Diamanten übersät sein, da die ganze Stadt ihnen welche leiht. Am herrlichsten dürfte die Gräfin Stackelberg aussehen, der beide Großfürstinnen ihren Schmuck geliehen haben . . .

16.

Wien, 28. November 1814.

Der Anblick, den das Karussel gewährte, war überaus schön, die Reiterkunststücke waren nicht schwierig, die Kostüme der Damen herrlich. Am besten gekleidet war nach dem allgemeinen Urteil Leopoldine Liechtenstein, die Schwester Eszterházys, wirklich ganz vortrefflich[1]). Dagegen war das Kostüm der (Gräfin Flora) Wrbna zwar in seinen Einzelheiten sorgfältiger, nur stimmten Gesicht und Bewegungen nicht damit überein. [Streicher wünscht sich ein Blatt Musik von der Hand Louis Ferdinands.]

Meine zwei Faustarien machen hier einen unglaublichen Eindruck. Man überschüttet mich mit Einladungen und wünscht, das ich das übrige vom „Faust" kommen lasse. Dazu ist es aber zu spät, denn ich will ganz bestimmt vor dem 15. Dezember abreisen.

17.

Wien, 30. November 1814.

. . . Der „Pascha von Suresnes" wird also wirklich Donnerstag Abend in Szene gehen. Rohan gibt den Gärtner, Pálffy[2]) den Tanzmeister ebenso anspruchsvoll wie damals in Töplitz[3]), die Paul Eszterházy die verlobte Pensionärin und Marie Metternich und Sophie Zichy die beiden andern. Lubomirskis Schwester spielt die Pensionatsvorsteherin sehr gut; auch Marie Metternich wird gewiß sehr gut sein. Das Ganze wird eingeleitet und beschlossen von lebenden Bildern, die recht schön zu sein versprechen. Das „Zelt des Darius"[4]) und die „Näherinnen" von Guido (Reni) sind die großen Tableaux. Die übrigen kenne ich noch nicht.

[1]) Die Fürstin Leopoldine war die Gemahlin des Generals Fürsten Moriz Liechtenstein, die Schwester Paul Eszterházys. Die Gräfin Thürheim nennt sie in ihren Erinnerungen „Mein Leben von 1788 bis 1819" „die schönste Frau von Wien", wofür übrigens von den Damen der Gesellschaft die Gräfin Julie Zichy — die „Madonna" — ziemlich uneingeschränkt galt.

[2]) Graf Ferdinand Pálffy war im Jahre 1814 Pächter und zugleich Direktor der Hoftheater geworden.

[3]) Bei den Clarys.

[4]) Nach Charles Lebrun.

Ich habe das Porträt der Julie Zichy gemalt. Es ist sprechend ähnlich, wie man sagt, und das ähnlichste, das von ihr existiert. Ich will es mit mir nehmen, um es in Berlin zu zeigen, obgleich sie wünscht, es in der Familie zu behalten. Dabei mag auch etwas Prüderie im Spiele sein. Aber ich behandle die Sache als Künstlerstudie, so wenig Anrecht ich auch auf diese Bezeichnung habe ... Ich würde mich hier ganz gut unterhalten, wenn es nicht gar zu viele Dinge zu sehen und zu hören und nicht so viele unangenehme Einladungen gäbe. Das Haus und der Kreis der Gräfin Apponyi, geb. Nogarola, sagt mir noch am meisten zu. Das ist eine geist- und talentvolle Frau von großer Einfachheit und sehr angenehmem Wesen, ohne gerade hübsch zu sein ...

18.

Wien, 5. Dezember 1814.

... Man bringt uns mit den Proben um, meine liebe Freundin, und es geht schlecht zusammen, weil man in Wien sehr wenig pünktlich ist. Auch macht man dabei in Allem so viel Aufwand, daß z. B. das Gefolge des Pascha von Suresnes aus acht Damen und acht Herren der ersten Familien besteht, die in besonders für diesen Zweck angefertigten, über und über mit Diamanten und anderen kostbaren Steinen geschmückten Kostümen erscheinen, und das alles für eine einfache Marktszene, die man durch etwas Tanz verlängert. Dadurch bin auch ich genötigt, mir Brillanten auszuleihen. Zum Glück traf ich hier den Prinzen von Sizilien[1]), der durch die Türkei gereist war und herrliche türkische Kostüme besitzt. Meine Kleidung wird mir also keinen Pfennig kosten. Die „Romanzen" sollen erst einige Tage später vorgetragen werden, und ich kann als Troubadour immerhin etwas von den Kostümen für das Karussel gebrauchen. So fügte sich alles ganz wunderbar, wenn nur die Unannehmlichkeit der Proben nicht wäre, von denen die beiden letzten in Anwesenheit der Kaiserin stattfinden sollen, die diese Sache mehr als alles andere zu amüsieren scheint.

Inzwischen gehen die Geschäfte langsam. So lange die öffentlichen andauern, kann ich mit meinen privaten kaum herausrücken, und man wird sich sicher beeilen, Wien zu verlassen, wenn man mit jenen zu Ende ist.

[1]) Leopold von Sizilien, Prinz von Salerno, jüngster Sohn des bourbonischen Königs Ferdinand von Sizilien, heiratete 1816 die Erzherzogin Klementine. Auf dem Kongreß spielte er keine glückliche Figur und fiel namentlich durch seine plumpe Art zu tanzen auf.

(Schluß folgt.)

Panislamismus.

Von

Albrecht Wirth.

Lange hatte die dunkle Wolke des Dschihad drohend am Himmel gehangen, aber niemals kam sie dazu, sich zu entladen. So oft schon war von dem heiligen Kriege die Rede gewesen, ohne daß etwas Greifbares in die Erscheinung trat, daß man schließlich an seiner Möglichkeit überhaupt zweifelte, ja, daß man den Gedanken des heiligen Krieges für die Erfindung einiger überspannter Köpfe des Abendlandes hielt. Nun hat sich aber doch endlich das Gewitter unter Blitz und Donner entladen, und die Erde zittert unter seiner Gewalt. Der Sultan hat als Obherr aller Gläubigen den Dschihad erklärt, und der Scheich ül Islam hat, als Vertreter des Kalifen und zugleich kraft eigener Machtvollkommenheit, etwa als Oberzeremonienmeister aller Mohammedaner, durch ein feierliches Fetwa seinen Segen dazu gegeben. Die Erklärung des Scheich ül Islam, die vor Zehntausenden zu Stambul am 13. November 1914 verlesen wurde, ist die Resultante zweier Linien: des Bündnisses mit Deutschland und des Panislamismus.

Die Deutsche Rundschau war die erste Zeitschrift, die bei uns etwas über Entstehung und Ausbreitung panislamischer Absichten veröffentlicht hat. Sie brachte 1898 einen grundlegenden Aufsatz, der von einer Frau herrührte. Fräulein von Eckardt war die Verfasserin, Tochter und Schwester von Schriftstellern und Diplomaten, die viel mit dem Orient zu tun hatten. In ganz Europa war vorher nur von einer einzigen Feder etwas über das Allmohammedanertum erschienen, von Le Chatelier, der noch jetzt als erster Kenner auf diesem Gebiete gilt. Danach ist das Schrifttum über eine Erscheinung, die nicht nur durch ihre Romantik die Aufmerksamkeit fesseln könnte, sondern auch politisch bedeutungsvoll ist, noch immer sehr spärlich gewesen. Der einzige, der in Deutschland Neues zur Kunde vom Panislamismus beitrug, ist neben Heinrich Becker Martin Hartmann; seine Aufsätze sind jedoch an ziemlich entlegenen Orten zerstreut und behandeln meist nur eine örtliche oder sonstige Einzelheit des ungeheuren Stoffes. Dagegen ist von moslemischer Seite, besonders seit der türkischen Revolution, mancherlei geschrieben worden, um die Ursprünge und die Entwicklung der für Mosleme begreiflicherweise über die Maßen anziehenden Erscheinung zu ergründen. Namentlich Zeitungen von Kairo haben da einiges Wertvolle geliefert. Ich selbst habe seit bald zwanzig Jahren meine Aufmerksamkeit dem Gegenstande zugewendet. Wenn ich mir auch kaum damit schmeicheln darf, wesentlich Neues darüber zu bringen, so kann ich doch vielleicht durch eine Zusammenfassung jüngster Beobachtungen und Erörterungen Nutzen stiften. Eine Erörterung ist schon deshalb nötig,

weil recht abweichende, ja entgegengesetzte Meinungen über Wert und Kraft des Panislamismus im Schwange sind.

Die Grundlage aller politischen und halbpolitischen Erscheinungen ist die Statistik. Wieviele Jünger des Propheten gibt es auf der Erde? Der deutsche Kaiser sprach in seiner berühmten Rede zu Damaskus von 300 Millionen; Hubert Jansen schätzte 1894 die Zahl auf 260 Millionen; Hartmann glaubt nur an 220—230 Millionen. Wer hat recht? Die Erfahrung der letzten Jahrzehnte hat gelehrt, daß bei Volkszahlen des Orients die Unterschätzung an der Tagesordnung ist. Korea wurde früher mit 5 ½ Millionen angenommen; jetzt, nachdem genaue Zählungen nach neuzeitlicher Art durchgeführt worden sind, ist man zu 13 Millionen gelangt. Feldmarschall von der Goltz hat nachgewiesen, daß ganze türkische Dorfschaften in Mazedonien in den amtlichen Karten einfach totgeschwiegen wurden. Warum? Weil die Vermesser des Reiches durchweg Christen waren, und weil diese christlichen Kartographen ein Verdienst darin sahen, die Fülle der moslemischen Bevölkerung möglichst hinabzudrücken. Durch andere Erwägungen bin ich dazu gekommen, die mazedonischen Türken mit doppelt so viel Köpfen anzunehmen, als dies amtlich geschah. Ein ägyptischer Pascha äußerte mir gegenüber, Arabien sei dreimal, wenn nicht viermal so stark bevölkert, als die Europäer wähnten. Der Oberst von Diest glaubt, daß seit 1877 die Bevölkerung Anatoliens sich verdoppelt habe. Die Seelenzahl der Mandschurei und der Mongolei wird jetzt drei- und vierfach höher geschätzt, als vor zwanzig Jahren, wenn diese Umwertung auch in unseren Handbüchern noch nicht zum Ausdruck gekommen ist Bei dem einzigen Lande des Orients, in dem — außerhalb Japans — ein genauer Zensus durchgeführt worden ist, in Indien, sieht man es ja aufs deutlichste, welch ungeheure Ziffern die Wirklichkeit hervorbringt, nämlich 322 Millionen, und ich möchte denken, daß auch für China die höheren Ansätze die richtigeren seien. Genug, man wird der Wahrheit vermutlich näher kommen, wenn man sich von den niedersten Schätzungen für die Mohammedaner der Erde möglichst weit entfernt. Hier ist jedoch sofort zu erwähnen, daß die jüngsten Ergebnisse der Statistik, die, so scheint es, von der Forschung recht wohlwollend aufgenommen wurden, sich in entgegengesetzter Richtung bewegen. Nach einer Gesamtrechnung, die die Moslem World aufmachte, würden alle Mohammedaner der Erde nur 201 Millionen ausmachen. Davon stünden 90 Millionen unter England, 70 ½ Millionen unter anderen europäischen Kolonialmächten, und nur 30 Millionen unter moslemischen Herrschern. Demgemäß gebiete der Kalif nur über 6 ½ % der mohammedanischen Gesamtbevölkerung. In den Auszügen, die mir zugänglich sind, ist eine Begründung dieser Ansätze nicht gegeben. Von den Einzelposten ist besonders auffallend der für Marokko; er beträgt 3,2 Millionen gegenüber einer Höchstziffer, die Mouliéras in seinem Maroc inconnu erreichte, von 21 Millionen. Ich kann mir nicht denken, daß das Scherifenreich wirklich so

gering anzusetzen sei. Noch weniger halte ich die Schätzung für die Türkei der nur 13 Millionen Jünger des Propheten zugebilligt werden, für richtig. Immerhin ist es ganz nützlich, einige andere Einzelposten hier zu erwähnen, da sie sonst nirgends so leicht und so handlich zu erlangen sind. Unter deutscher Herrschaft führt nämlich die Moslem World 1½ Millionen Mohammedaner auf; der französischen teilt sie 15,3 Millionen zu — wahrscheinlich mit Einschluß von Marokko —, der holländischen 35,3, der russischen 20. Zu den Schiiten sollen 10 Millionen Menschen gehören. Außerdem seien 60 Millionen nur dem Namen nach Mohammedaner, tatsächlich aber Heiden. So blieben für den eigentlichen, den orthodoxen Islam nur 126 Millionen.

Bei diesen Ziffern der englischen Zeitschrift kann ich mich nicht ganz des Argwohns erwehren, daß hier eine bestimmte Absicht vorliegt, nämlich der Wunsch, die Feinde Englands nicht allzu kopfreich erscheinen zu lassen. Es wäre nicht das erstemal — man denke an den Balkan, wo die Bevölkerungsziffern je nach der Nationalität des Statistikers um tausend Prozent und mehr[1]) abweichen — daß die Statistik einer Tendenz dienstbar gemacht würde.

Nicht einmal in Indien, dessen Zensus sonst mit überaus großer Genauigkeit geführt wird, steht die Zahl der Mohammedaner, die auf mindestens 70 Millionen anzunehmen ist, fest. Noch in den allerletzten Jahren haben die Jünger des Propheten dort ungemein zugenommen; ganze Stämme sind dem Islam beigetreten. Es ist das ziemlich leicht zu erklären. Bei dem herrschenden Kastensystem, das die Hindu eingeführt haben, ist den Angehörigen der Tschandala-Rassen nicht nur hinieden, sondern selbst noch jenseits des irdischen Lebens, selbst noch in der ersten Reihe der Wiedergeburten jede Hoffnung versperrt. Sie können zum mindesten, solange sie im Fleische wandeln, auch mit der größten Anstrengung niemals den Brahmanen gleich werden. Da klingt ihnen denn höchst aussichtsvoll und einschmeichelnd die Lehre Mohammeds, kraft deren ein jeder Gläubiger gleich dem andern ist. Alle Mosleme sind Brüder, sind gleich geachtet und geehrt. So hat denn die islamische Propaganda bei den verachteten Horden der Himalaja-Halbinsel freie Bahn. Ähnlich spielen soziale Gründe, spielt die Sehnsucht nach gesellschaftlichem Aufstieg eine große Rolle bei den Bekehrungen niederer Stämme auf Inselasien und in Afrika. Ehedem wurde die Bekehrung gewaltsam vorgenommen. Das ist jetzt nicht mehr im Schwang, seitdem die Pax Britanica und die Macht der anderen Kolonialstaaten derartige Gewalttätigkeiten verhindert. Man wird sich die Sache etwa so zu denken haben, daß ein arabischer Händler nach Adamaua oder zum Kilimandscharo kommt — der deutsche Kolonialkongreß von 1910 faßte noch einen heftigen Beschluß gegen die islamische Propaganda in unseren Kolonien — oder nach einer Sunda-Insel gelangt, wo er kommerzielle und freundschaftliche Beziehungen

[1]) Die Bulgaren in Mazedonien schätzte ein Serbe auf 50000, ein Grieche auf 200000, ein Bulgare auf 1,2 Millionen. (Einzelheiten in meinem „Balkan" Seite 30.)

unterhält. Wahrscheinlich wird er auf seiner Reise in der Regel bei dem Häuptling wohnen. Im Laufe des Gespräches macht er seinen Gastfreund auf verschiedene Vorteile aufmerksam, die ein gesitteteres Leben, die das Einhalten hygienischer und sonstiger Vorschriften, kurz die Zivilisation mit sich bringe. Nun aber ist die Zivilisation für ihn gleichbedeutend mit dem Koran. Der Gastfreund nimmt das Gespräch freundlich auf, und beim dritten oder vierten Besuche des Händlers, der nicht verfehlt, auch durch prunkvolle, saubere Kleidung Eindruck zu machen, tritt er in die Reihen der Gläubigen. Der Einfluß des Häuptlings bewirkt es in kürzerer oder längerer Frist, daß auch noch ein großer Teil des Dorfes oder des Stammes sich zum Koran und seinen Vorschriften bekehrt. Wiederum vergeht eine Zeit, und eine Moschee wird gebaut. In dieser oder ähnlicher Weise kann die Sache vor sich gehen. Sobald jedoch der Stamm von einem Nachbarstamm oder von Höherstehenden, seien dies nun Einheimische oder seien es europäische Beamte, beleidigt worden ist, dann kommt die Angelegenheit in rascheren Fluß, und eine jähe Bekehrung des ganzen Stammes mag die Folge der Beleidigung sein. Geschützt von der ungeheuren Masse und dem Zusammenhalte des Allmohammedanertumes kann es der vor kurzem noch verachtete und mißhandelte Stamm mit jedem Nachbar aufnehmen, und selbst die Obrigkeit wird sich hüten, ihm allzunahe zu treten.

Ich schließe diese Betrachtungen, die trocken sein mögen, die jedoch für das religions-politische Weltbild von großem Belang sind, mit den genauen Daten der einzelnen Gewährsmänner über die Gesamtziffer der Mohammedaner. Das arabische Blatt el Moaijad, das gern in Zahlen schwelgt, kommt auf 270 Millionen, Becker auf 260, H. Wichmann auf 240, Hartmann auf 224 Millionen. Der schon erwähnte Hubert Jansen, der dereinst im Auftrage des Freiherrn von Oppenheim sorgfältig alle erreichbaren Angaben auf diesem Gebiete durchging, fand als Endergebnis 259 Millionen, aber das war schon im Jahre 1894, und seitdem ist zugestandenermaßen in gar manchen Ländern, namentlich in Indien, die Zahl sehr gewachsen. Sei dem jedoch, wie ihm sei: eine Menschenmenge, die in jedem Falle die Ziffer von 200 Millionen weit übersteigt, fällt ohne Zweifel für die Gesamtentwicklung der Menschheit ins Gewicht.

Diese ungeheuren Massen zusammenzufassen, konnte sicherlich nicht leicht sein; nicht einmal der Gedanke dazu konnte ohne zwingenden Grund entstehen; denn jene schwer übersehbaren Massen von einer viertel oder gar einer drittel Milliarde von Köpfen sind sprachlich und leiblich ungemein verschieden, sind durch schier unüberbrückbare Klüfte von Anschauungen, Sitte und Lebensführung getrennt, und wohnen außerdem in Ländern, die nicht das mindeste miteinander zu tun haben, auf einem Gebiete, das sich von der Guineaküste bis an die Gestade des Stillen Meeres hinzieht und das tropische Dschungeln und eisige Steppen, himmelhohe Gletscherberge und finstere Urwälder umschließt. Trotzdem ist seit fast einem Menschenalter die Neigung zur Zusammenfassung

bei den Führern dieser ungleichartigen Massen lebendig geworden. Wie kam das? Es war mit eine Folge des regeren Weltverkehres, durch den die entferntesten Mitglieder einer Rasse, einer Religion, eines Staates sich näher kommen. Die Neuzeit hat dergestalt den Entwurf eines Allangelsachsentums am Horizont heraufdämmern lassen, sie hat den Panslavismus und das Alldeutschtum geschaffen; in ihr ist die Hoffnung auf ein Alliberertum und ein Allkeltentum aufgekeimt. Wie die Rassen, so die Religionen, die seit jeher ohnehin den Anspruch erhoben, die ganze Erde zu umfassen. Ein Allbuddhistentum unter der Vormacht Japan ist im Entstehen; es fehlt nicht an Bestrebungen, die darauf ausgehen, die abweichenden Kirchen und Sekten des Christentums wieder unter einen Hut zu bringen, oder doch wenigstens zu gemeinsamer Arbeit zu veranlassen. Der Panislamismus gehört zu den religiösen, nicht zu den rassenhaften Erscheinungen auf dem Gebiete der großen Bünde und Zusammenschlüsse. Denn, wie schon berührt, zählen die Jünger des Propheten unter ihren Reihen Angehörige der allerverschiedensten Völkergruppen, nämlich von Semiten, Ariern, Altaiern, Hamiten und Bantu und Negern, von Malaien und Chinesen. Ganz neuerdings sind auch, wie ich erst kürzlich hörte, einige Japaner, darunter ein Graf und andere Adlige [1]), zur Lehre Mohammeds übergetreten, wie umgekehrt der Prophet im Abendlande, unter Franzosen und Deutschen und Engländern, Anhänger gefunden hat. Eins allerdings scheidet den Panislamismus von allen anderen Zusammenschlüssen ähnlicher oder gleichlaufender Art. Wir können nämlich beobachten, daß die anderen Glaubensbünde zugleich auch Rassenbünde sind, denn dem Buddha folgen nur Mitglieder mongolischer Rassen, — die zum Buddhismus Bekehrten in Europa und Amerika, die kaum 30 000 Seelen übersteigen, kann man füglich außer acht lassen — wie denn auch Gautama selber ein Mongole (im weiteren Sinne) gewesen ist, insofern er aus Nepal stammte, mithin aller Wahrscheinlichkeit nach tibetischen Blutes war. Ebenso gehören zum Mosaismus nur Juden, und zum Hinduismus, den man weniger richtig auch Brahmaismus nennt, nur Hindu oder Hinduisierte. Ja, auch für das Christentum trifft unsere Gleichung zu. Fast alle Christen sind Westarier. Alle anderen, bekehrte Neger, Inder und Ostasiaten, ferner Abessinier und Georgier, sowie (reichlich mit arischem Blute vermischte) Finnen machen noch nicht 5 % aller Christen aus. Wollte man jedoch die Gleichung auf den Islam anwenden, so würde man scheitern. Er allein hat eine ganze Reihe voneinander abweichender Rassen gewonnen. Allerdings ist darin auch seine Schwäche zu suchen. Die Durchdringung von Blut und Glauben, die bei andern Völkern so innig ist, fehlt bei ihm. Das hindert seltsamerweise nicht, daß der Glaubenseifer, der allerdings gar nicht selten nur eine Form von Fremdenfeindschaft ist, bei den Mohammedanern reger und leidenschaftlicher ist, als bei den Anhängern der meisten anderen Religionen. Hier ist ein Rätsel, das noch auf seine Lösung harrt.

[1]) Durch Barakatellate bekehrt.

Soviel haben wir bis jetzt gewonnen: der Panislamismus ist eine elementare Erscheinung, die keineswegs allein steht, die sich als Glied einer großen Kette einordnet, die aus den Zusammenschlußbestrebungen der Gegenwart zu erklären ist. Wie stark nun eine solche Bewegung sei, das hängt einmal von den Vorbedingungen ab, auf Grund deren sie erwächst, und zweitens von den Führern, die sie findet. Der erste Führer, ja Erfinder des Panislamismus war, soweit bis jetzt zu übersehen ist, ein gewisser Djemal Eddin. Im Jahre 1839 wurde in Assadabad bei Kabul der Sejid (Nachfahre des Propheten) Djemal Eddin al Hussein geboren. Er machte große Reisen von Indien bis Europa. In Ägypten schloß er sich den dortigen Freimaurern an, in Konstantinopel wurde er Freund Abdul Hamids und Renans. Er starb in Stambul 1897. Dieser Mann war der Vater des Panislamismus. Da über die Rasse seiner Sippe nichts Genaues überliefert ist, so darf man mit Fug und Recht annehmen, daß er, der unter den Pathan Kabulistans geboren wurde, auch selbst ein Pathan, ein Arier, war. Es entbehrt nicht eines gewissen Reizes, daß der Ursprung einer mohammedanischen, überwiegend semitischen Bewegung in dem Hirn eines Indogermanen zu suchen ist. Ähnlich kommt man jetzt immer mehr und mehr darauf, daß sehr viele Vorstellungen und Gedanken der Propheten des Alten Testaments auf persische Vorbilder zurückzuführen sind. Al Hussein hinterließ, wie Sokrates, zwar Schüler, aber keine Schriften. Sein Traum war ein universeller, aber duldsamer Islam, der ein Freund des Fortschritts und der Zivilisation sei. Noch zu Lebzeiten Husseins, der gewöhnlich nach seinem Geburtsland „al Afghani" genannt wird, bildete sich in Ägypten die „Feste Vereinigung" Al Orvatul Woska. Sie beauftragte al Afghani, ein panislamitisches Organ in Paris zu gründen. Das geschah. Jetzt aber mischte sich England ein, genau wie es September 1910 heftigen und erfolgreichen Widerstand gegen die Abhaltung eines jungägyptischen Kongresses in Paris ausgeübt hatte. Auf britische Veranlassung hin wurde jenes Organ unterdrückt. Hierauf wurde ein allmohammedanischer Kongreß nach Mekka berufen. Hiergegen jedoch war Abdul Hamid. Ihm schien der Bund, den er zuerst selbst gefördert hatte, gefährlich zu werden. Er fürchtete, und nicht mit Unrecht, daß ein arabischer Ansturm gegen das türkische Kalifat entstehen könne. Er wollte die Wasser des Panislamismus lieber auf seine eigene Mühle leiten. In der Tat entfaltete er eine ungemeine Tätigkeit in der Richtung. Er sandte zahlreiche Ulema als Apostel aus, er knüpfte Fäden mit den Emiren Turkestans und den Sultanen von Borneo und Wadai; er unterstützte chinesische und malaiische Pilger, die auf der Mekkafahrt nach Konstantinopel kamen, und Theologiestudenten, die aus Südafrika und der Dsungarei herbeieilten. Er unterhielt Spione bei allen auswärtigen moslimischen Höfen und erhielt regelmäßig Berichte von ihnen. Sein Haupttrumpf aber war der Bau der Mekkabahn, zu deren Bau die Gläubigen

der ganzen Welt viele Millionen beisteuerten. Wenn ein Prätendent in Somaliland oder in Afghanistan auftrat, so konnte er auf die Hilfe des Sultans rechnen; aber auch ohne eigens darum angegangen zu sein, lud er Kinder mohammedanischer Notabeln in Rhodesien und Indien ein, eine Zeitlang in seinem Palaste zu wohnen. Auf seine Veranlassung hin nahmen Ulema von Stambul Fühlung mit Scherifen Marokkos.

Unmittelbarer Nachfolger des Afghanen al Hussein war al Kawakebi. Er schrieb als erster ein Buch über Panislamismus. Das Schwergewicht seiner Wirksamkeit war Ägypten. So kam es ganz von selbst, daß al Kawakebi ein erbitterter Feind Abdul Hamids und der Türken wurde. Als Vorkämpfer der neuen Bewegung erhoben sich weiterhin der Vorsteher der — überwiegend theologischen — Hochschule Kairos, der berühmten al Azhar — „Tausend" genannt, weil ihr Gebäude auf tausend Säulen ruht —, ferner der Großmufti Ägyptens, der Scheich Mohammed Abdu, sodann der leidenschaftliche Mustafa Kamil, der um 1909 in jugendlichem Alter starb, endlich Ferid Bey, der jetzt als Hauptsachwalter der Jungägypter gilt. Gewisse Fäden waren zwischen dieser Gruppe und Yildiz Kiosk wohl vorhanden, allein die Gruppe nahm mehr und mehr arabische Färbung an. Auch waren ihre Gesinnungen westlicher, als dies Vertretern alttürkischer Sitte genehm sein konnte. In Kairo gibt es eine mohammedanische Freimaurerloge, die mit Logen des Abendlandes in enger Berührung steht. Man hat von einem mohammedanischen Protestantismus im Nillande gesprochen; jedenfalls waren die Bestrebungen der genannten Männer mehr ägyptisch als universell, waren mehr kulturlich als religiöser Art. In diesen Einschlag kam als Zeddel die Absicht der Engländer, dem türkischen Kalifat ein arabisches gegenüberzustellen. Der Plan wurde besonders von Kitchener unterstützt, der so gut arabisch verstand, daß er einst, in Verkleidung, hinter eine einheimische Verschwörung kommen und die Rädelsführer entdecken konnte, und der sich ausgezeichnet in die Sinnes- und Denkart der Orientalen eingelebt hatte. Der Plan ging dahin, aus Ägypten, Arabien, dem arabisch sprechenden Syrien, dem ägyptischen Sudan und dem Ostsaume Tripolitaniens, dessen Hauptstadt Sollum, ein großes Reich zusammenzuschweißen, das der Khedive unter britischer Souveränität zu verwalten hätte. In diesem Reiche liegen die heiligen Stätten, Mekka und Medina. So würde ganz von selber der Khedive, als Beschützer der heiligen Städte, zum Obherrn der islamischen Welt erwachsen. Die Jungägypter merkten es nicht gleich, daß sie nur Werkzeug in den Händen der Engländer waren. Als ihnen aber die Gewißheit hiervon aufgegangen, entfalteten sie sofort die heftigste Feindschaft gegen England, das ihnen Gleiches mit Gleichem vergalt und, wie erzählt, die Abhaltung eines ägyptischen Kongresses in Paris hintertrieb. Der Kongreß sollte dann in Brüssel tagen, allein auch in Belgien zeigte sich sofort die mächtige Hand Englands. Schließlich verlegte man den Kongreß nach Genf, dem Para-

dieſe aller Revolutionäre. Der Gegenſatz gegen England brachte dann beinahe automatiſch die Jungägypter wiederum in Freundſchaft zur Türkei. Augenblicklich arbeiten denn auch die Jungägypter und die Jungtürken zuſammen. Bei der Verſchlungenheit der orientaliſchen Welt und der Mannigfaltigkeit ihrer weſtöſtlichen Beziehungen war es jedoch nicht zu verwundern, daß ſich dennoch ein Mitglied des khedivialen Hauſes fand, Huſſein Kamel, der ſich den Abſichten der Engländer gefügig zeigte, und der ſich bereit erklärte, den Thron von Abbas Hilmi zu beſteigen. Die weitverzweigte Verwandtſchaft des genannten Hauſes, das nicht weniger als zweihundert Mitglieder zählt, erſtreckt ſich, beiläufig geſagt, auch auf Albanien. Ein Schwager Huſſeins, Fuad Aziz Paſcha, trat als Prätendent in Durazzo auf. Auch dies war ſchließlich eine Art, dem Türkenſultan Abbruch zu tun. Für und gegen hängt da genau ſo eng zuſammen und folgt genau ſo raſch aufeinander, wie auf den im Auftrage des Sultans unternommenen Zug Ibrahim Paſchas nach Griechenland 1826 die Entzweiung zwiſchen Kairo und Konſtantinopel 1833. Man vergleiche das Wirken Ali Tepelenlis, des Paſchas von Janina, der erſt als mächtigſter Beiſtand Murads des Reformers auftrat und für ihn, um den Wahabiten beſſer beizukommen, an die Erſtellung eines Kanales zwiſchen Nil und Suez dachte, und der dann der größte Feind des Reformſultans wurde.

Oben habe ich von einer elementaren Erſcheinung geſprochen. Wenn ein einzelner Mann namhaft gemacht werden konnte, der zuerſt das Wort Paniſlamismus aufgebracht, ſo taten ſich doch gar manche andere auf, die von dem afghaniſchen Agitator nichts wußten, und die auf eigene Fauſt auf den Zuſammenſchluß der Mohammedaner hinarbeiteten. Es iſt zwar möglich, daß der Inder Ahmed Khan (1817—97), der die Geſellſchaft Targeamad gründete, und beſonders, daß der Afghane Aga Khan Fühlung mit Djemal Eddin al Huſſein genommen hatte, unwahrſcheinlich iſt dies dagegen von Mohammed es Senuſſi. Er war weit weg von Mittelaſien, in Tripolitanien, geboren. Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gründete er eine Sekte, die Gemeinſchaft der Senuſſija. Zwei Jahre lang wirkte er in Mekka, dann zog er ſich wieder nach Nordafrika. In wenigen Jahrzehnten waren die von ihm gegründeten Klöſter und Bruderſchaften auf ein ausgedehntes Gebiet, vom Tſchadſee hin bis nach Java verbreitet. Beſondere politiſche Bedeutung hat die Feſtſetzung am Tſchadſee erlangt. Die Senuſſi hatten große Einnahmen in Borku und Wadai aus den Zöllen, die ſie für arme Sklaven erhoben; man ſprach daher von einer Sklavenſtraße, ſie ging von Innerafrika nach Bengaſi. Nun drangen die Franzoſen ſeit 1889 im Süden der Sahara und in dem Hinterlande von Tripolis vor. Sie kamen ſehr bald in Streit mit Beſatzungen der Senuſſi in den Oaſen von Borku und Tibeſti. Den Türken, die den Nutzen davon hatten, daß die lebende Ware heil zum Ausſchiffungspunkt nach Bengaſi gelangte, war das Eindringen der Franzoſen äußerſt zuwider; anderſeits hatten ſie nichts gegen Zölle auf Menſchen, die

sehr wider Willen die Sklavenstraße zurücklegten. Die Türken fachten daher den Trotz der Senussi an und versahen sie mit neuen Waffen, die sie — eine hübsche Ironie — über das französische Djibuti nach Innerafrika hineinschmuggelten. Es kam zum förmlichen Kriege zwischen Franzosen und Senussi. Die Truppen der Republik besetzten den starken Platz Ain Galakka. Jetzt blieb den Türken nichts anderes übrig, als die Maske abzuwerfen. Türkische Soldaten besetzten Ain Galakka sowie Bak und erhoben Abgaben von den französischen Schützlingen, während sie die Senussi gänzlich unbehelligt ließen. Erst durch Oberst Jullien wurden sie vertrieben. Der Zwist von Ain Galakka spielt bis in die Anfänge der türkischen Revolution hinein. Ungefähr gleichzeitig mit der Abschnürung Bosniens und Bulgariens entrissen die Franzosen Ain Galakka der Oberhoheit des Sultans. Als sich ihre Daseinsbedingungen in den Tschadländern verschlechterten, zogen sich die Senussi nach dem Lande ihres Ursprungs, nach Tripolis, zurück. Dort residierten die Nachfolger des ersten Senussi in Kufra und Djarabub abwechselnd.

Der Neffe des ersten Gründers, Sidi Achmed esch Scherif, war der eigentliche Herr zum mindesten der Cyrenaika. Nachdem er sich in seiner Macht befestigt hatte, verhinderte er wiederum die Türken an weiterer Ausbreitung. An seiner Person haftete der Hauptwiderstand gegen die Italiener, die September 1911 einfielen. Schon allein weil der Hafen von Bengasi das natürliche Eingangstor der Senussi für Munition und Proviant ist, mußte der Großscherif gegen die Italiener sein. Seitdem die Italiener den Hafen besetzt und die Sperre gegen das Innere verhängt hatten, sahen sich die Senussi gezwungen, alles über Land her von Ägypten zu ungeheuerlichen Preisen zu beziehen. So warfen sie aus Kufra und Djarabub, aus Djolo und der angeblichen Hochschule von Quarabad einige Tausende von Kriegern gegen die italienischen Eindringlinge. Zuerst wollte es Italien im guten versuchen. Es achtete die Saujas, die Pfarreien oder Klöster ihrer Gegner. Es schickte einen Unterhändler zu dem Großscherifen. Allerdings war dessen Wahl nicht sehr geschickt. Es war nämlich der letzte Abgeordnete von Bengasi in der türkischen Kammer ein gewisser Omar Kebia; dessen Vater, der gerade ein geschworener Feind der Italiener war, Mansur Kebia, wurde zum Vermittler erkoren. Seine Sendung scheiterte denn auch völlig. Ohnehin wäre das Zusammenwirken einer neuzeitlichen, christlichen Regierung mit einer streng religiösen Theokratie des Islams ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Jedenfalls änderte von jetzt an Italien seine Politik und begann, die genannten Saujas einzuäschern und deren Insassen zu erschießen. Zugleich versuchte es, Zwietracht in den Reihen der Senussi selbst zu säen. Sidi Achmed erfreut sich nämlich einer stattlichen Anzahl von Brüdern und Vettern. Einer dieser Vettern, Sidi Dris — der Name Dris oder richtiger Idris ist in Nordafrika besonders beliebt, es ist der Name des ersten Apostels von Marokko — hat nicht übel Lust, selbst an die höchste Stelle zu rücken, und

auch der leibliche Bruder des Gewaltigen soll geneigt sein, ihm zu solcher Stelle zu verhelfen. Sidi Dris war einmal sogar in Rom und wurde aufs beste dort empfangen. Diese Zwietracht im eigenen Lager der Senussi wird nicht minder von den Engländern benutzt, die offenbar jüngst ein Mitglied des weitverzweigten Hauses für britische Zwecke gewonnen haben.

Erst in den letzten Jahren hat sich die Tätigkeit der Senussi nach Marokko ausgedehnt. Sie traf dort zusammen mit Versuchen türkischer Geistlicher, die aus Konstantinopel kamen. Marokko war bis zur Zeit der Franzosenherrschaft der Hauptort des Islams in Maghreb, doch pochte es auf seine Selbständigkeit und war so gut wie außer Zusammenhang mit Yildiz Kiosk. Dagegen war die Verbindung, trotz der Fremdenherrschaft, mit Algerien und Tunis noch immer ziemlich rege, was sich ohne Mühe aus der gemeinsamen Rasse und Sprache erklärt. Des weiteren sorgte die von Marokkanern ziemlich häufig unternommene Mekkafahrt dafür, daß der Zusammenhalt mit der übrigen mohammedanischen Welt nicht abbrach. Einige der Verbindungsfäden führten nach dem Nordende der arabischen Welt, nach Damaskus. Dorthin wurde Abd el Kader, der Vorkämpfer algerischer und marokkanischer Freiheit, in den 1840er Jahren mit seiner ganzen Sippe verbannt. Ein gleichnamiger Enkel Abd el Kaders, der um die Wende des Jahres 1914—1915 zusammen mit Emir Ali in Berlin weilte, schien dafür bestimmt, nach zwei Menschenaltern den Freiheitskampf wieder aufzunehmen. Die Zugehörigkeit zu Damaskus ermöglichte es, verschiedene moslimische Gefangene, die man von den Schlachtfeldern Frankreichs nach Zossen gebracht hatte, nach entsprechender Instruktion nach der Hauptstadt Nordsyriens zu schicken. Auch amtlich wurde die Verbindung zwischen Fes und Konstantinopel wieder geknüpft. Sie war seit mehr als drei Jahrhunderten unterbrochen, nachdem sie früher einmal recht enge gewesen. Im sechzehnten Jahrhundert kamen an die fünftausend türkische Soldaten und Militärinstrukteure in das Heer des marokkanischen Herrschers.

Ebenso hat neuerdings der Sultan Lehroffiziere nach Persien und Afghanistan geschickt. In der Provinz Adherbaitschan gingen die Türken im Einvernehmen mit den Besitzern, den Persern, vor. Wenn kurdische Horden, die früher immer aufsässig waren und weder von Stambul noch von Teheran etwas wissen wollten, Anfang 1915 erst Täbris und dann, freilich vorübergehend, Kaswin eroberten, so geschah das mit Wissen und Willen der Machthaber am Bosporus und am Demavend. So vermählt sich überall der militärisch-politische Gesichtspunkt mit dem religiösen. Nicht minder hat der heilige Krieg die Stämme Arabiens und Nubiens erregt, hat Kräfte, die seit Jahrhunderten schlummerten, geweckt.

Mißlich wäre es, hier ein Gesamturteil zu wagen: man muß von Fall zu Fall unterscheiden. So ist in Algerien, außer am Südwestsaum, die Wirkung des heiligen Krieges bisher kaum wahrzunehmen; um so gewaltiger ist sie in Marokko. Ebenso ist sie groß in Afghanistan, aber unbedeutend in

dem benachbarten Turkestan und in Transkaukasien. Das Wollen und das Können stimmt eben nur selten überein. Ich habe mit Leuten gesprochen, die kürzlich aus der Nähe des Kaspisees kamen; sie erklärten, wenn nur zehn türkische Soldaten den Weg in ihr Land fänden, so würde die ganze Bevölkerung aufstehen. Da nun aber bisher ein Vordringen der osmanischen Truppen bis zum östlichen Transkaukasien nicht erfolgt ist, so mußten die zwei Millionen Tataren, die nicht nur Glaubens-, sondern auch Volksgenossen der Türken sind, in Transkaukasien sich einstweilen ruhig verhalten. In Turkestan haben die Panislamiten eine schlimme Erfahrung im Jahre 1898 gemacht. Der Aufruhr, den sie damals in der Nähe von Andidschan versuchten, wurde in wenigen Tagen niedergeschlagen, und seitdem wurde der Versuch nicht erneuert. Immerhin haben kürzlich einige Kirgisen, die nördlich von Taschkent wohnen, mit Erfolg die Eisenbahn gestört, die von Taschkent nach Orenburg führt. Am schwierigsten ist Indien zu beurteilen. Daß die Flamme des Aufruhrs dort emporzüngele, kann nicht bezweifelt werden; nach den bisherigen, überaus spärlichen Nachrichten jedoch hat es durchaus den Anschein, als ob die Flamme weit mehr von den Hindu genährt werde als von den Mohammedanern. Ohnehin ist das Oberhaupt der indischen Mosleme (eigentlich nur der zehn Millionen Schiiten Indiens und ganz ursprünglich der ismailischen Sekte, aber allmählich in weiteren Kreisen anerkannt, auch in sunnitischen) der Aga Khan, im Solde der Engländer. Es ist dies ein Kirchenfürst, den man den Päpsten der Renaissance zur Seite stellen könnte. Von Theologie hält er nichts, um so mehr von genießender Lebenskunst. Es ist ein Weltmann, der das feinste Urteil über Rennpferde besitzt, der immer von einem Schwarm von Weibern begleitet wird, der in Kairo, London und Monte Carlo das von den Gläubigen ihm gespendete Geld vertut. Er hat sich offen auf die Seite der Briten gestellt und hat seine Gläubigen dazu aufgefordert, mit Gut und Blut den Briten beizustehen. Ohnehin ist die Macht der Engländer in Indien zu fest, als daß sie so rasch erschüttert werden könnte. Umgekehrt ist es höchst wahrscheinlich, daß in Bälde die Perser sich ganz von England und ebenso von Rußland lossagen werden.

Einiges kommt darauf an, ob Eisenbahnen in einem moslemischen Lande vorhanden sind. Indien hat ein ausgebreitetes Bahnnetz mit recht gutem Betriebe; bei Unruhen sind die Herren des Landes imstande, ohne Verzug eine bedeutende Truppenmacht von Kalkutta nach Bombay oder von Madras nach Haiderabad zu werfen. Das Gleiche gilt von Turkestan und Transkaukasien. Dagegen ist Persien noch völlig ohne Eisenbahnen. Infolgedessen hat eine Bewegung im Sinne des heiligen Krieges dort mehr Aussichten auf Erfolg als in den Nachbarländern des Nordens und Ostens. Ebenso ist es in Marokko. Dort sind noch keine Schienenwege, mit Ausnahme der kurzen Küstenstrecke von Rabat nach Casablanca. Als sich aufständische Marokkaner bei Tasa, um Fes und Marakesch zusammenrotteten,

da waren die Franzosen nicht in der Lage, rasch größere Truppenmassen nach den gefährdeten Punkten zu schicken. So ist denn eingetreten, was wir alle wünschten und hofften, eine Erfüllung der Sehnsucht von Agadir, daß ganz Marokko mit Ausnahme des Nordwestens und der Schauja von den Franzosen geräumt werden mußte.

In unserer realpolitischen Zeit ist man geneigt, stets die Tatsachen, die greifbaren Kräfte, zu überschätzen und die im Untergrunde wirkenden Gedanken, die Imponderabilien, zu unterschätzen. Der Ausbruch des heiligen Krieges hat gezeigt, wie der Geist doch über die Zahl siegt. Ist nicht der Sultan beinahe der letzte unter den Herrschern, die da mohammedanische Untertanen haben? Und hat nicht doch sein Wort genügt, um Millionen fremdherrlicher Mosleme in Bewegung zu setzen? In der Tat hat der englische König ungefähr sechsmal mehr Untertanen, die an die Lehre des Propheten glauben, als das geistliche Oberhaupt aller Gläubigen. Die Zahl der britischen Mosleme wird allerdings sehr verschieden berechnet. Jäckh spricht von 150 Millionen, Becker von hundert. Eine Zusammenstellung, die ich so sorgfältig unternahm, wie es mir möglich war, führte zu 94½ Millionen; in jedem Falle ist auch die geringste Annahme genügend, um den Britenkönig weitaus an die erste Stelle zu setzen. Um die zweite Stelle mögen sich Holland und China streiten; denn es ist nicht ausgemacht, ob die Zahl der beiderseitigen Moslime sich auf dreißig oder fünfunddreißig Millionen erhebt. Das Zarenreich wird man auf ungefähr neunzehn Millionen Mohammedaner ansehen dürfen. An fünfter Stelle erst kommt der Türkensultan mit etwa fünfzehn und höchstens achtzehn Millionen. Danach wäre Frankreich mit beiläufig zwölf Millionen (ohne Marokko) einzureihen, sodann Deutschland mit vielleicht zwei Millionen, endlich der belgische Kongo, Spanien und Portugal, sowie Abessinien und neuerdings mit vermehrter Zahl alle nichttürkischen Balkanstaaten, zu denen in Anbetracht seines bosnischen und herzegowinischen Besitzes auch Österreich gehört.

Eine der Hauptwirkungen des Dschihad ist die Versöhnung von Sunna und Schia. Seit rund zwölfhundert Jahren sind die Schiiten, die hauptsächlich in Iran, sodann in Mesopotamien, Indien und im Yemen ansässig sind, von den Sunniten durch eine stets wachsende Feindschaft getrennt. Ein Versuch, den kurz nach 1500 die persischen Sefawi machten, eine religiöse Einigung herbeizuführen, mißlang. Ebensowenig führten die tastenden Bestrebungen, die vor etwa zwölf Jahren Mozafr Eddin unternahm, zu irgendeinem Ergebnis. Als der Aga Khan um eine Audienz nachsuchte, wollte Abdul Hamid ihn als Oberhaupt der Schia nicht empfangen. Jetzt aber ist mit einem Schlage die Brücke hergestellt, ist der uralte Riß beseitigt. Damit ist der Panislamismus zu einer dauernden Macht, zu einem weltgeschichtlichen Ereignis geworden. Die Völker des Islams sind aber den Mächten Mitteleuropas verbündet. So ist dem Wunsche des deutschen Kaisers noch Erfüllung geworden, der da 1898 zu Damaskus rief: Ich bin der Bruder aller Mohammedaner der Erde!

Eine Handvoll Erde.

Roman

von

Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Pachtvertrag.

Zwischen dem Verpächter Landmann Philipp Wolter, wohnhaft zu Hohenfelde, und Herrn Arthur Reschke, Berlin, Novalisstraße 25, Hof 2, Quergebäude IV. Stock, ist unter heutigem folgender Vertrag geschlossen worden:

„Wolter verpachtet von seinem am Pechpfuhl, seitlich der Chaussee Hohenfelde—Briesewerder gelegenen Ackerland — vom 1. Juli 1911 bis 30. Juni 1912 — Herrn Arthur Reschke fünfundzwanzig Quadratruten, pro Rute neunzig Pfennige, für den Gesamtbetrag von zweiundzwanzig Mark fünfzig Pfennig jährlich. Der Pachtbetrag ist im voraus zu zahlen."

Er war bezahlt! Mine Reschke starrte auf das unterzeichnete Formular in ihrer Hand. Das hatte Arthur eben vor sie hingelegt. Aber sie buchstabierte nichts heraus, vor ihren Augen verschwamm alles. Also nun war's wirklich wahr, daß sie draußen ein Land hatten, auf dem sie säen und pflanzen konnten und ernten, ganz wie sie wollten?! Sie schlug die Hände zusammen und stieß einen Ton aus, wie ihn ihre vier Wände noch nie von ihr gehört hatten — Jubel.

Arthur lachte. „Na, du tust ja, als hättste das große Los gewonnen. Was denkste dir denn eigentlich? Man bloß ein kleines Stückchen!"

Was tat das?! Und wäre es nur drei Schuh breit und drei Schuh lang, nur eine Handvoll Erde, es war ihr Land, ihr eigenes Land! Da konnte sie machen darauf, was sie wollte, darüber hatte kein Mensch, nur Gott im Himmel ein Wort zu sprechen!

„Na ja, na ja," sagte Arthur. „Hast du denn aber auch gelesen, was da noch steht?" Er tippte auf den Vertrag: ‚Pacht-Vertrag'. Und ‚bei Handlungen gegen die Bestimmungen des Vertrages ist derselbe aufgehoben und hat Pächter das Land innerhalb acht Tagen zu räumen'."

Sie war unruhig geworden; beängstigt sah sie ihn an.

Er klopfte sie. „Na na, so schlimm ist es ja nicht. So lange wir die paar Groschen zahlen — und die spielen ja gar keine Rolle — ist es so gut wie unser. Es ist unser!"

„Mutter," sagte Frida, und sah von der Nähmaschine, die sie sich dicht ans Fenster gerückt hatte, zu ihnen hin, „nimm doch mein Geld. Ich brauch es ja nicht. Wenn du das noch zu hast, denn kannst du ja gleich fest kaufen!"

„Nee, oh nee!" Mit beiden Händen wies die Mutter das Anerbieten ab. „Das, was mein Kind sich erspart hat, wer' ich ihm doch nich verbrauchen!"

Arthur war anderer Meinung. „Haben wir uns denn nicht für Frida'n genug quälen müssen? Es ist ganz in der Ordnung, wenn sie nu für ihre Eltern auch was tut. Haben wir nicht für sie gearbeitet Tag und Nacht?"

Es war eine etwas erstaunte Frage in dem Blick, mit dem Frida Reschke ihren Vater maß: der für sie gearbeitet Tag und Nacht?! Aber dann fiel ihr Blick auf die Mutter, und es schimmerte feucht unter ihren Wimpern. Sie stand auf, ging zu der ganz ernüchtert dastehenden Frau hin und legte ihr den Arm um die Schultern: „Mutter, ja, darin hat Vater recht: du hast dich für mich gequält, gearbeitet Tag und Nacht. Nimm doch mein Geld, ich bitt dich, was soll ich denn damit?"

„Sie borgt's uns ja nur," sagte Arthur.

„Nee." Mine blieb fest. „Dein Geld gebrauchste mal für deine Ausstattung, Fridchen. Wenn wer nicht kaufen können, pachten wer eben. Un's tut auch ganz gutt so sein. Aber ich dank der schöne, du bist mein guttes Mädel! Immer mein braves Mädel!" Sie strich der Tochter mit der rauhen Hand ganz zart übers Haar.

Arthur räusperte sich. Das wußte er ja, die zwei hielten immer zusammen. Gerade darum hätte Mine das Geld ruhig nehmen können. Zu dumm! Lächerlich! Na, wenn sie denn nicht wollte! Er fing an zu pfeifen. Heute war Sonntag, das Wetter wunderschön. „Denn zieht euch man fix an. Denn wollen wir gleich nach'm Essen rausfahren nach Hohenfelde. Denn sollt ihr aber mal sehn!" — — —

Arthur hatte heimlich die Sache in die Hand genommen. Er hatte sich draußen umgesehen und auch den Platz ausgesucht. Ein Bekannter von ihm, ein gewisser Bernhard, den er öfters im Café Amor traf, hatte ihn zu dem Entschluß gebracht. Der hatte gesprochen: „Was, Ihre Frau möchte draußen was haben? Nu, recht hat se. Kommt ja sonst gar nich raus, nich 'ne Viertelstunde!" Und er war mit Arthur losgefahren vom Stettiner Bahnhof. In Hohenfelde hatten sie erst im Restaurant an der Bahnhaltestelle verschiedene Weiße und verschiedene Schnäpse getrunken, und dann hatte Herr Bernhard den Reschke überall herumgeführt.

„Schöne Gegend, aufstrebende Gegend, idyllische Lage, großartige Verbindung! In der Stadt arbeiten, auf dem Lande wohnen, das ist das einzig Wahre! Und wenn's zum Kaufen denn noch nicht langt, denn

wenigstens vor der Hand sich was pachten. Aber schnell, die Preise steigen mit jedem Tag. Wochentags in der Stadt arbeiten, Sonntags sich draußen erholen — das ist das Wahre, das einzig Richtige!"

Bernhard hatte zuletzt den bereits Todmüden, der gar keine Lust hatte, noch weiter in Sand und Staub herumzustapfen, zwischen Chaussee und Bahndamm querüber da hingeführt, wo ein guter Bekannter von ihm Land zu verpachten hatte. Es ging alles so schnell. Arthur wußte selber nicht wie; schon morgen sollte ihm der Kontrakt zugeschickt werden.

Im Dämmern fuhren sie dann nach der Stadt zurück. Reschke war wie im Traum. Nur das war ihm klar: Mine würde sich freuen, seine gute Alte!

* * *

Es war ziemlich weit. Sie gingen nun schon eine halbe Stunde, seitdem sie ausgestiegen waren. Arthur mußte sich verlaufen haben. Es kam ihm selber so vor; er war doch damals mit Bernhard viel näher gegangen. „Aber wenn du den Weg erst 'n paarmal gemacht hast, denn kommt er dir wie gar nichts mehr vor," sagte er zu seiner Frau. „Und übrigens, 'ne Haltestelle von der Bahn kommt, diesen Sommer noch, dichte zu uns hin. ‚Alles bereits vorgesehen', sagt Bernhard."

Mine eilte, sie war Mann und Tochter immer voraus, sie war zu neugierig. Von Häusern war rings nichts mehr zu erblicken, kein Schornstein, kein Dach; auch kein Wald. Den sah man nur von ferne. Eine lichte Reihe Birken stand im Sand, darunter wateten sie.

Frida blieb ab und zu stehen, zog ihre Schuhe aus und schüttelte den Sand heraus. Ihre Augen blickten unsicher: wo führte der Vater sie nur hin?

Arthur machte sich selber Mut: nur ein paar Schritte noch! Da, links herein, und dann durch die Kusseln!

Durch das niedrige Gestrüpp verkommener Kiefern stapften sie, durch die Wacholderstäudchen, durch die gelben Katzenpfötchen und die blauen Sandnelken. Dürre Blumen, wie sie wachsen an dürrem Strand. Frida fing an, einen Strauß zu pflücken — es waren doch Blumen! — aber es war ihr etwas bänglich dabei ums Herz, und müde war sie auch. Der Sand, der Sand, wenn nur der leidige Sand nicht wäre!

„Siehst du," sagte Arthur aufatmend, „endlich! Nu sind wir da!" Er legte seiner Frau die Hände hinter die Schultern und schob die Stehengebliebene vor sich her. „Da hast nun, was du dir immer gewünscht hast, Alte!"

Sie standen auf einer Halde, auf Land, das nicht ganz Heide mehr war, aber auch noch nicht Feld. Es stieg ein wenig an und stieg dann wieder hinunter zum Pechpfuhl. In der Senkung lagen zwei Bretterbuden; bei jeder ein Stück Land, das Garten sein sollte. Es war heiß, die Sonne brannte ungehindert. Ein nur sehr notdürftig bekleideter Junge paddelte am

Pfuhl in einem halbversunkenen Nachen, und ein kleines Mädchen im Hemdchen und kurzem Unterröckchen stand dabei und sah ihm zu.

Mine stolperte über die Wurzeln eines halbausgerodeten Heidekrautstrunkes, dann sank sie in ein tiefes Sandloch.

„Man muß aufpassen, wo man geht," sagte Arthur. Das war ihm Sonntag vor acht Tagen, als er das erstemal hier war, gar nicht so aufgefallen. Aber freilich, die Weibsleute mit ihren langen Röcken! Eine verfluchte Wärme heute und so stocktrocken! Er blieb stehen und wischte sich den Schweiß ab.

„Mutter, fall nicht!" sagte Frieda. Aber Mine hatte sich von der haltenden Hand der Tochter losgemacht und trabte über die Halde, als wäre sie auf einer Spur.

Da hatte ja der Laubenbesitzer rechts sich Kartoffeln gelegt! Mine hatte ein kleines Feldchen von Grün mit dem eigentümlich nahrhaften Geruch des Kartoffelkrautes entdeckt. Und auch Blüten waren daran, blaßlila-rötliche Blüten!

„Se blühn!" Mine war voller Bewunderung. So lange, so lange hatte sie keine Kartoffeln mehr wachsen und blühen sehen! Sie lehnte an der Einzäunung. Und lohnten sie auch gut? Sie reckte den Hals über den Zaun.

Da kam der Kolonist aus seiner Laube heraus — er hatte nur Hemd und Hosen an — gähnte noch müde vom Mittagsschlaf und musterte mißtrauisch die Fremden: was wollten die hier?

Arthur faßte an den Hut: „Mahlzeit. Wir wollen uns hier auch häuslich niederlassen!" Und er zeigte auf die kleine Bodenanschwellung beim Pfuhl, wo der Sand weiß schimmerte zwischen trockenem Heidekraut und ein einsamer Kiefernbusch kümmerte.

„Ach so, Sie sind der Reschke aus der Novalisstraße! Ick habe von jehört. Na, da hätten Se sich ooch besser wo anders wat ausjesucht. Hier is nischt los!"

Das war nicht sehr ermutigend. Arthur hatte das Gefühl, diesen ersten Eindruck abschwächen zu müssen. „Es kostet ja auch so gut wie nichts," sagte er.

„Oho, da sind Se aber falsch jewickelt!" Der Ansiedler lachte grob. „Det kost't 'ne janze Menge. Die Pacht is det wenigste. Bauen Se sich man erst de Laube uff. Un denn schleppen Se sich allens raus, was zujehört. Un denn fangen Se an zu buddeln, un denn setzen Se sich Kohl, un denn stecken Se Rüben. Pflanzen Se, wat Se wollen — Salat, Suppenjrünes — die verfluchten Karnickels kommen un fressen Ihnen allens ratzekahl."

„Aber Sie haben doch so schöne Kartoffeln!"

„Wissen Sie denn, ob ooch Knollen dran sind?" Der Mann riß eine Staude heraus und warf sie dann im Bogen weit von sich: „Ick habe det satt hier. 'ne Haltestelle ha'm se ooch versprochen — jloob ick nich — for wen denn? Ersten Oktober jeh ick raus hier. Nich mehr in de Hand!"

Arthur sah sich nach Mine um, auch Frieda drehte erschrocken den Kopf: wenn die Mutter das hörte! Aber Mine hörte von alledem nichts. Sie stand ganz still und sah mit Augen drein, die wie in weite Fernen blickten. Es war nicht schön hier — nein, hier war nicht das helle Feld, von dem sie geträumt hatte, mit dem Häuschen darauf und dem fruchtbaren Garten — aber von fern her kam der Wind und brachte einen Geruch. Es roch doch nach Land! Und weit war es hier, weit und frei, keine Dächer, keine Hinterhausmauern! Sie atmete tief und reckte sich: und wenn es auch jetzt noch öde war, es konnte doch anders werden! Nachdenklich betrachtete sie ihre breiten, schwieligen Hände: die konnten ja arbeiten.

Mit einer zuversichtlichen Miene ging sie auf ihren Mann zu. „Du, Arthur, fors erschte roden wer. Ich grabe um, alles raus das Gestrüpp; du kannst es abbrennen. Un denne kommt de Asche wieder runter; das is fermoost. So gutt wie Mist. Un denne bestell'n wer unser Land!" Sie streifte ihre Ärmel von dem Handgelenk zurück und schürzte an ihrem Kleid; am liebsten hätte sie sogleich angefangen, in dieser Stunde noch.

Arthurs etwas umdüstertes Gesicht erhellte sich: seine Mine war doch eine famose Frau, nicht totzukriegen! „Na, Alte!" Mit einer ungewohnten Zärtlichkeit faßte er sie unters Kinn.

Der Kolonist lachte. „Na, wenigstens for Schäferstunden is hier die Jejend. Keener, der zukuckt!"

Mine wurde rot wie ein junges Mädchen. Die beiden Männer lachten schallend.

„Komm, Fridchen," sagte die Mutter, „kucken wer mal!" Und sie lief voran, herunter zum Pfuhl, wo die beiden Kinder sich jagten. Daß der Vater die so halb nackt herumlaufen ließ, die waren doch schon so groß!

Mine nahm das schwarze, fast undurchsichtige Wasser prüfend in Augenschein: damit konnte man gießen. Moorwasser, das war fett. Das würde dem dürren Sand zugute kommen. Sie beugte sich über und schöpfte mit der Hand; winzige Fischchen und kleine geschwänzte Kaulquappen rannen ihr durch die Finger.

„Richtije Fische sind ooch drin," sagte der Junge, der herbeigekommen war, und stellte sich breitbeinig neben sie auf.

„Un noch wat anderes," sagte das Mädchen. Beide Kinder lachten verschmitzt.

„Was denne?" fragte Mine zerstreut.

Da legte das Mädchen den Finger an die Lippen: „Pst!" Und den Kopf suchend umwendend, winkte sie mit den Augen nach einer Gestalt hin, die in einiger Entfernung plötzlich hinter einer Bodenwelle aufgetaucht war.

Trotz ihres gebückten Rückens, stand die Gestalt groß da, hager ragend. War es ein Mann, eine Frau? Weißes Haar flatterte in kurzen Strähnen. Es war eine Frau; sie trug einen langen schwarzen Rock, den schleppte sie hinter sich her, und einen Sack hatte sie auf dem Rücken.

„Da hat se se drinne," flüsterte scheu das Kind. „Se trägt se hier nach'n Puhl, da schmeißt se se rin. Mutter sagt, wenn nachts hier in'n Puhl so'n Radau is, wenn det so klingt, als weinte wat, det sind de Frösche un de Unken nich, det sind —!"

„Biste stille!" Der große Junge hielt der Schwester den Mund zu. Aber dann hob er die Faust und schimpfte nach der wankenden Gestalt hinüber: ‚Brös'sche — olle Hexe!"

Die schwarze Gestalt hob auch die Faust, sie drohte mit dem Stock, auf den sie sich gestützt hatte. Mit beiden Armen fuchtelte sie in der Luft herum. Die Kinder johlten auf: „Huh, Brös'sche, olle Hexe, huh!" und jagten dann davon.

Frida drängte sich unwillkürlich näher an die Mutter: wie unheimlich! Aber Mine war ganz benommen: hier, hier war ihr Stück! Der Verpächter hatte es abgesteckt. Ach, bloß so ein kleines? Fünfundzwanzig Ruten, das ist gar nicht viel. Aber doch Land, Erde, eine Scholle, die ihr gehörte — wenigstens heut! Mit einem Gefühl, das ihr fast den Atem benahm, kniete Mine nieder; sie durchwühlte mit beiden Händen den mageren Grund, der trocken und leicht ihr durch die Finger lief.

„Fridchen," sagte sie und hob den Kopf mit einem Lachen, das ihr Gesicht verschönte, „das hab ich mir nie nich mehr träumen lassen, daß ich auch mal wieder würde 's Land bebauen. Gefällt der 's hier?"

Frida antwortete nicht. Die schwarze Gestalt war ihnen näher gekommen; wie von Neugierde gebannt, starrte das Mädchen sie an. Und ein Grausen war dabei. Wie sah die Alte aus! Ein viel zu weites, wohl auf dem Trödel gekauftes schwarzes Kleid mit vielen Falbeln schlamperte um sie. Sie hob es nicht auf, mit seiner Schleppe fegte es Sand und Wurzelfasern unter sich zusammen. Die Haare, nie gekämmt, nie gebürstet, hingen struppig um ein Gesicht, das seit Wochen von keinem Wasser mochte berührt worden sein. Es hatte eine förmliche Schmutzkruste, so dick, daß die Züge darunter wie erstarrt waren. Aber aus dieser starren Erdfarbe stachen zwei lebendige Augen; sie fuhren funkelnd umher und musterten die beiden Frauen mit scharfem Blick.

Mine grüßte. Die Alte da suchte wohl Kräuter oder Pilze? Mit ihrem Stock stöckerte sie in dem Sand, wühlte hier und da ein Pflänzchen heraus und steckte es in ihren Sack. „Suchen Se Löwenzahn, der 's gutt für Salat."

Die Alte verzog das Gesicht zu einem Lachen — Frida kam es vor, als grinse sie boshaft — schüttelte den Kopf und sagte dann, als hätte sie das Recht, jeden abzufragen: „Was wollen Sie hier?"

„Wer haben 'n Stückel gepacht't — hier das!"

Das Grinsen der Alten wurde stärker. „Schöne Gegend hier! Da wohne ich!" Sie streckte den dürren Arm aus nach der Chaussee, die, nur durch

ein paar Bäumchen gekennzeichnet, ihre gerade Linie durch die Öde zog. Man sah kein Haus.

Die Alte betrachtete Frida, die im hellen Sonntagskleid, mit geröteten Wangen, sich gut ausnahm. „Sie werden mich auch mal besuchen, Fräulein! Die olle Bröse is immer zu haben. Vergessen Se's nich." Und dann winkte sie mit der Hand und wankte weiter mit ihrem schleppenden Rock.

Sie ging nur langsam, und doch kam sie rasch voran, schon sahen die beiden Frauen sie in der Entfernung. Ein Meckern wurde laut, Frida schreckte zusammen. „Peter!" Die Alte hatte es gerufen. Hinter einem Busch kam plötzlich ein mächtiger Ziegenbock hervor; die Hörner zu Boden gesenkt, jagte er der sich entfernenden Gestalt nach. Jetzt blieb das Weib stehen und breitete die Arme aus. Der Bock stürzte sich förmlich hinein; wie ein Hund schmiegte er sich an die Herrin, der Liebkosungen froh. Er leckte das zu ihm geneigte Gesicht.

„Was für 'ne gräßliche alte Hexe!" Frida schauderte. „Das war die, von der die Kinder erzählt haben! Komm, Mutter," sie zog Mine fort, „mir ist es ganz unheimlich geworden!"

Arthur hatte sich unterdessen mit dem Kolonisten angefreundet; der war jetzt nicht mehr so grob. Als die zwei Frauen zurückkamen, saßen beide Männer drinnen in der Laube. Sie war ganz geräumig und nett eingerichtet. Mine wunderte sich wenigstens, was alles darin Platz hatte: ein eisernes Bettgestell, ein kleiner Kochherd, eine große Kiste, eine hölzerne Bank, Küchengeschirr, eine Lampe. Und an der Rückwand ein Kleiderrechen, behängt mit dem Sonntagsrock des Ansiedlers, mit Vorhemdchen und Manschetten und mit den Kleidern der Kinder. Darunter standen ein paar derbe Wasserstiefel; sie erfüllten den Raum mit starkem Trangeruch.

„Die ziehe ick an, wenn ick da in 'n Puhl jehe un Plötzen raushole!"

Was holte er da heraus? Plötzen? — Fische? Da heraus! Ein Ekel kam Frida an.

„Na?" Der Mann streckte die Hand nach ihr aus. „Na, Fräulein, was stehn Se? Man immer rein, meine Olle hab ick zu Hause jelassen!"

Frida raffte ihr Kleid zusammen: nun mußte sie wohl der Einladung folgen. Aber, huh, war das schmutzig hier!

Die Kinder kamen gesprungen. „Die olle Hexe war wieder da, die Brös'sche!"

Der Vater hielt es für angemessen, sie zurecht zu weisen. „Ihr sollt nich ‚Hexe' sagen!"

„Doch!" Die Kleine beharrte dabei. Da gab er ihr eine Ohrfeige, und dann schickte er die Kinder mit einer Flasche zum Pfuhl zurück: „Dalli, holt Wasser! Wer wollen Kaffee kochen. Meine Damens, Se trinken doch 'n Täßchen mit mir!"

* * *

Aus dem Pfuhl, dessen Wasser jetzt schwarz-grünlich dunkelte, mit schillernden Reflexen darauf vom sinkenden Sonnenschein, hatten sie den Kaffee getrunken. Unbemerkt hatte Frida ihre Tasse unter den Sitz ausgegossen. Sie hätte von dem Wasser nichts trinken können, und wäre es auch hell und rein gewesen. Den anderen hatte es geschmeckt.

Mine war ganz still, wie in einem Traum. Aber sie war nicht vor Enttäuschung verstummt, nicht wie beim ersten Anblick der öden Halde vor etwas entmutigender Überraschung, sie war längst ausgesöhnt. Nun war ihr Mund stumm, weil ihr Herz sprach.

Und es sprach zu ihr mit einer so gewaltigen Sprache von vergangenen Zeiten, wie es noch nie zu ihr gesprochen hatte. Verstohlen faßte sie die Hand ihres Mannes. Sie waren jetzt wieder auf ihr Stück Land gegangen; da saßen sie nun, im Rücken den einsamen Kiefernbusch, und sahen, wie die runde, rote Sonne hinter die letzte Sandwehe sank. Und Mines Kopf lehnte sich an Arthurs Schulter.

„Weißte noch? So saßen wer schon einmal — als ich noch Dienstmädel war — un wer kein Geld hatten, um reinzugehn, wo die andern tanzten — un's wurde ganz dunkel — un wer saßen da so alleine, un wer" — sie stockte. Ihr Blick blieb an Frida hängen, die langsam in die Heide hinausgeschlendert war und nun von der letzten Sonne umgossen war mit einem freudigen Rot.

Die Scham einer Erinnerung kam in Mines Gesicht, sie seufzte auf und drückte die Augen an den Rock ihres Mannes, und dann lächelte sie und flüsterte: „Aber gutt is doch noch alles geworden!"

„Na ja!" Arthur tätschelte ihre Wange. „Wenn uns auch 'n bißken mehr Geld nicht schaden würde. Aber laß man, ich bin zufrieden mit dir, Alte!" Er drückte ihr einen Kuß auf. Er war ja so froh, daß sie nicht gescholten hatte über seine Pachtung. Weiß der Himmel, das war ihm alles vorigen Sonntag hier viel besser vorgekommen. Es war etwas reichlich öde. Aber Mine würde die Geschichte schon in Ordnung bringen!

Durch den Dämmer des Sommerabends gingen sie dann zum Bahnhof zurück; Mann und Frau hatten sich untergefaßt. Jetzt schon kam Mine der Weg so weit nicht mehr vor. In den Krautbüscheln der Heide zirpten die Grillen, die Birken lispelten; die Musik war eintönig, aber so heimelich. Und von dem wenigen mageren Gras an den Rainen stieg unterm kühlenden Atem der Nacht ein Duften auf. Mine behielt diesen Duft in der Nase selbst im überfüllten Rauchercoupé. Sie war ganz eingehüllt in diesen Duft.

Und sie nahm ihn mit zu der grauen Steinmasse der Stadt, die sich wie ein Ungeheuer mit flimmernden Augen, mit dampfendem Rachen, unter dem vom Widerschein geröteten Nachthimmel breit machte. Nahm ihn mit in die freudlose Straße, in ihre enge Küche, empfand ihn die ganze Woche wie einen Sehnsuchtshauch. Wann konnte sie wieder heraus?! Nächsten Sonntag. Ach, erst am Sonntag!

Viertes Kapitel.

Doktor Hirsekorn erwartete den Besuch seines Sohnes. Der Regierungsrat kam zum erstenmal mit Frau und Kindern; der Kleinen wegen, die früh wieder nach Hause mußten, schon zu Tisch. Fünf Personen — denn die englische Bonne mußte doch auch mitkommen — und zum Mittagessen, das brachte Aufregung in das stille Haus.

Fräulein Zimmer flatterte in einem hellen Sommerkleid mit hochgeröteten Wangen schon vom frühen Morgen an aufgeregt hin und her. Daß auch die Mädchen an gar nichts dachten! Seit sie vergangenen Sonntag mit dem jungen Menschen von nebenan, dem Albert von Hippelts, ausgewesen waren, waren noch die letzten paar armseligen Gedanken weg. Natürlich zum Tanz. Glienicke, Stolpe, Birkenwerder, Schützenhaus, Schönfließ, Waldschlößchen — man sollte es nicht für möglich halten, die ganze Gegend war schon verseucht mit Tanzlokalen. Sonst trauten die Mädchen sich abends nicht mehr bis an die Gartenpforte, aber da liefen sie mitten in der Nacht durch den dicksten Forst!

Fräulein Zimmer war sehr ärgerlich; sie hatte Grund, über ihre Mädchen zu klagen. Selbst die Einäugige, in deren Zeugnis als besonderes Lob stand: ‚Sehr häuslich und solide', war hier wie losgelassen. Von der siebzehnjährigen Grete, der die Augen im Kopfe glitzerten, hätte man's schon eher annehmen können — „Jotte doch, Fräulein, man will einmal die Woche doch was anderes sehen, als man bloß immer die ollen Kiefern!" — aber daß diese einäugige alte Person sich mit dem jungen Menschen von nebenan so einlassen würde! Schon wieder stand sie am Küchenfenster und schielte herüber in den Garten, wo der Bursche mit der Gießkanne den Rasen sprengte. Einen Schlauch hatten Hippelts nicht, dazu waren sie zu geizig.

„Pst, Sie, Albert!" Die Köchin winkte ihm mit einem kalten Kotelett.

„Aber Ida!" Die Zimmer rief es sehr scharf. Und doch mußte auch sie den Albert heranrufen. Der Tisch unten im Eßzimmer, an dem sie und Herr Doktor sich gegenüber zu sitzen pflegten, genügte nicht für die vielen Menschen, eine Platte mußte eingelegt werden. Der Tisch war verquollen, vergebens strengten sich die drei Frauen an; Albert schaffte es mit einem Ruck.

Fräulein Zimmer sah erst heute, daß er ein hübscher Mensch war. Und merkwürdig: sah er nicht trotzdem dem alten Hippelt ein wenig ähnlich? Dieselben verschlagen blickenden Augen. Worin sonst die Ähnlichkeit bestand, konnte man eigentlich nicht sagen; der junge Mensch hatte auch eine viel größere Gestalt. Schade nur, daß er so schlechte Zähne hatte! Sie fielen auf. Sollte es wirklich wahr sein, was die Mädchen neulich hatten munkeln hören: der Diener wäre ein leibhaftiger Sohn vom reichen Hippelt? Das Fräulein ging solcher Sache gern auf den Grund.

Der Bursche stand noch da und ließ seine Augen im Zimmer umherstreichen. Sie drückte ihm ein Trinkgeld in die Hand: „Sind Sie nicht eigentlich verwandt mit unserm Nachbar, dem Herrn Hippelt?"

Der junge Mensch lachte laut auf. Aber dann, sich zusammennehmend, verbeugte er sich gegen das Fräulein: „Danke bestens. Nein, wär ich's man! Ich putze dem alten Herrn nur die Stiefeln und fege aus. Meine Mutter war 'ne arme Waschfrau und mein Vater" — ein gehässiger Ausdruck kam in sein intelligentes Gesicht — „na, mein Vater —?!" Er machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Leben Ihre Eltern denn nicht mehr?"

„Warum meinen Fräulein das? Weil ich hier beim alten Hippelt konditioniere? Na," er zuckte die Achseln, „man muß doch verdienen. Viel is's ja nicht, aber man hofft doch, er wird zulegen. Er muß zulegen. Und denn, Fräulein —" er schoß einen auffunkelnden Blick durchs offene Fenster hinaus — „ich bin sehr für die Freiheit. Wenn Fräulein mal was zu helfen haben," schloß er unvermittelt an, „ich helfe sehr gerne. Nur daß es der Olle nicht merkt, der denkt denn schon gleich, man stiehlt ihm was von seiner Zeit!"

Da konnte Herr Hippelt ruhig sein, sie würde seinen Diener nicht weiter viel in Anspruch nehmen. Fräulein Zimmer beschloß, den jungen Menschen nicht zu oft heranzuziehen; obgleich er ihr ganz gut gefiel, war doch etwas an ihm, was ihr wiederum gar nicht gefiel. Und daß so ein gewandter Mensch es aushielt bei dem alten Geizkragen! —

Pünktlich um zwölf war der Regierungsrat mit seiner Familie erschienen. Schon von weitem hörte man die Stimmen der Kinder; der Großvater war an die Bahn gegangen, um sie abzuholen, sie hüpften an seiner Hand. Aber der Schwiegertochter war es sehr heiß, in der Bahn war es auch so unerträglich heiß gewesen. „Diese ewige Fahrt!" Sie war müde geworden. Ihr Mann reichte ihr den Arm: nein, leider, hier gab es keine Elektrische, kein Auto, nicht einmal eine Droschke!

Der Regierungsrat empfand auch die drückende Wärme der Mittagsstunde. Zwischen den Kiefern lastete die Luft, aber er mühte sich, es den Vater nicht fühlen zu lassen, welch ein Opfer dieser Besuch war. Verstohlen drückte er den Arm seiner Frau: „Liebste Hilda, laß es ihn nicht merken, bitte! Gleich sind wir ja auch da."

Und die schöne Frau in dem zartlila Kleid nahm sich wirklich zusammen und hatte nur ein mattes, leis-spöttisches Lächeln für den Enthusiasmus, den ihr Mann sich aufzubringen mühte.

„Köstlich, wie die Kiefern jetzt duften! Da kann man schon eine Portion Hitze mit in den Kauf nehmen. Ein herrlicher Geruch! Das reine Fichtennadelbad!" So lobte er, bis sie das Haus im Kieferngrund erreicht hatten. Aber als der Vater sie dann verlassen hatte und er mit seiner Frau in einem kühlen, durch Läden geschützten Zimmer war, ließ er sich mit einem so tiefen Seufzer auf einen Stuhl fallen, daß die Hausdame, die der jungen Frau beim Ablegen half, sich förmlich erschreckte: fühlte der Herr Regierungsrat sich nicht wohl?

„Hören Sie mal, Fräulein Zimmer, ist das bei euch immer so um die

Mittagszeit? Die Kiefern geben Öl und der Mensch auch. Wie hält das der Vater bloß aus!"

„Herr Doktor ist um diese Zeit immer draußen, bei seinen Blumen. Erst nach dem Essen legt er sich zuweilen ein bißchen hin."

„Essen wir bald, Fräulein Zimmer?" sagte die abgemattete Frau. „Ich werde das auch tun, mich hinlegen."

Es war gut gekocht, die junge Frau hätte gern gegessen, aber sie konnte nicht, die Anstrengung hatte ihr allen Appetit genommen. Und die Kinder waren schlaftrunken; als das kleine Mädchen nochmals von der süßen Speise bekam, wurde es weinerlich, und der Junge schlug ungezogen auf den Tisch: „Ich will aber!"

Der Großvater machte ein undurchdringlich ernstes Gesicht. Die Mutter entschuldigte: „Die Kinder sind eben übermüdet — wir auch — wir werden alle nach Tisch schlafen!" —

Nun hatte er Kinder und Enkelkinder draußen und war doch so einsam wie alle Tage! Julie Zimmer sah dem Doktor mit Bedauern nach. Da ging er eben in den Garten, die Zeitung unterm Arm, in der einen Hand den Aschbecher, in der anderen die Zigarrenkiste. Der arme Mann! Er mochte wohl gedacht haben, der Sohn würde mit ihm hinaus kommen auf sein Lieblingsplätzchen unter der breitästigen Kiefer. Aber der Regierungsrat war bei seiner schönen Frau.

Eine schläfrige Stille lag über dem Kieferngrund; nur ab und zu gurrte ein Tauber, und vom Hühnerhof her gackelte ein Huhn. Erst als der Kaffee serviert war in der Veranda, die nun im Schatten lag, kam langsam einer nach dem andern zum Vorschein.

Die Zimmer verstand es wirklich, einen Kaffeetisch zu decken: frischgebackene Waffeln, ein Napfkuchen, reichlich mit Rosinen und Zitronat durchwürzt, und dicke süße Sahne in einem schön geblümten vergoldeten Kännchen. Der Regierungsrat hob das vorsichtig am Henkel in die Höhe und guckte nach dem Zeichen: „Alt-Berliner Porzellan. Daß mir das nur ja in acht genommen wird!" Er lachte. „Das wollen wir mal unversehrt erben, Zimmerchen. Selten hübsch — eine Erinnerung an Alt-Berlin."

„Und an deine Mutter," sagte der Doktor. „Ja, wie lebhaft so ein lebloses Stück an einen geliebten Menschen erinnert!" War nicht etwas wie Hohn in des Doktors Stimme?!

„Schade, daß nicht mehr davon da ist," sagte unbefangen die junge Frau. „Altberliner habe ich mir immer gewünscht; ich finde es viel hübscher als Meißner!"

„Nimm es dir nur mit!" Der Doktor schob das Kännchen über den Tisch, daß die Sahne spritzte.

„Aber, lieber Papa!" Die Schwiegertochter wurde ganz verlegen: so hatte sie's nicht gemeint, daß sie, weil ihr das Kännchen so gut gefiel, es auch gleich haben wollte.

Dem Sohn stieg eine leichte Röte in die Stirn: wie der Vater doch gleich so empfindlich war! Warum nur? „Hilda will dich nicht berauben," sagte er rasch.

„Was soll ich auch mit so einem einzigen Stück!" Es war recht ungeschickt von Hilda, das zu sagen. Denn nun gab der Doktor seiner Hausdame einen Wink: „Sie wissen ja, die zwei Kuchenkörbe! Ich glaube, es sind auch noch verschiedene Tellerchen und Tassen da, die dazu gehören. Packen Sie alles für meine Schwiegertochter zusammen. Sie nimmt es mit."

Da gab es keinen Widerspruch. Allen Redensarten machte der alte Herr rasch ein Ende mit einem: „Habt euch nicht."

Es war wirklich nett vom Vater, sich schon bei Lebzeiten dieser hübschen Sachen zu entäußern; in einer Servante, wie sie jetzt wieder modern war, würden sie sich auch ganz anders ausnehmen als hier in einem alten Küchenschrank. Er hätte sie nur liebenswürdiger geben können!

Hilda ließ es sich nicht nehmen, das Kännchen selber im Arm zu halten, das übrige durfte ihr Mann zum Bahnhof tragen. Es war ein großes Paket geworden; der Vater hatte noch ein silbernes Tablett hinzugefügt, das die Schwiegertochter über alle Maßen bewunderte.

„Was ich euch jetzt schon gebe, brauche ich euch dann nicht mehr zu geben," sagte er mit einem Lächeln, das sie sich nicht enträtseln konnten.

„Wie komisch er das sagte, fandest du nicht, Wilhelm?" fragte Hilda, als sie endlich abfuhren. Jetzt war es schöner draußen, fing an, erquicklich zu werden; es flüsterte von Freiheit in den Kiefern, und ein großes Rosenbeet, ein Märchen im märkischen Sand, leuchtete sanft von der milderen Sonne geküßt. Trotzdem mußten sie nach Hause — der Kinder wegen. „Du, ich hatte aber auch genug," sagte sie.

Der Regierungsrat zuckte die Achseln. „Ja, es ist jetzt wirklich schwer mit dem Vater. Was man auch sagen mag, man stößt an!" Er seufzte. „Und doch fühle ich die lebhafteste Verpflichtung gegen ihn; er ist mir immer ein guter Vater gewesen."

„Gewiß, dem widerspricht ja auch niemand, du brauchst nicht gleich so ein ernstes Gesicht zu machen!" Die Frau nahm die Hand ihres Mannes und streichelte leicht darüber hin: „Wenn du immer so verstimmt wirst, lasse ich dich gar nicht mehr heraus. Dann werde ich lieber allein fahren, gegen mich ist er ja sehr nett!" Sie nahm das Paket aus dem Netz, riß das Papier ein Stückchen auf und blickte lächelnd hinein: „Du glaubst nicht, wie ich mich über das Porzellan freue. Besonders aber über das silberne Tablett." — — —

„Wie die Raben," murmelte Fräulein Zimmer, als sie in dem Schrank räumte, in dem vor kurzem noch das schöne Porzellan gestanden hatte. Warum er das nur alles so weggab, sie wußten es ihm nicht einmal dank. „Und unsereins freute sich so drüber!" Sie murrte laut. Sie war längst nicht so gut mehr auf Regierungsrats zu sprechen. Gott behüte, daß die öfters kamen, die schleppten einem ja die halbe Wirtschaft weg! Und die Kinder

waren auch schon so: der Hans hatte durchaus ein Kaninchen mitnehmen wollen, und die Kleine hatte ein Täubchen, das sie immerwährend herumtrug, sich nur nach vielen Tränen und heftigem Sträuben von der Miß abnehmen lassen. Und ob der Doktor sehr befriedigt von dem Besuch war? Er war noch nicht vom Bahnhof zurück, er ging wohl noch spazieren. Aber heute beim Abendbrot würde sie ihm einmal auf den Zahn fühlen. Fräulein Zimmer warf einen befriedigten Blick um sich: er war jetzt immer sehr nett zu ihr, er hatte ja auch wirklich niemanden als sie!

* * *

Doktor Hirsekorn war vom Bahnhof nicht nach Hause gegangen. Hinter den Kiefern glänzte ein großes Licht, das lockte ihn wie eine Verheißung. Was ließ er auch hier zurück? Sein Häuschen, ja; aber das stand ja noch ebenso, wenn er wiederkam. Und Fräulein Zimmer konnte ihn auch nicht locken, schon heimzukehren. Sie sorgte gut für ihn, sie war nur manchmal zu freundlich; und heute fürchtete er sie. Denn er wußte es, sie würde ihn in ein Gespräch verwickeln, viele Worte machen: wie reizend die Frau Regierungsrat ausgesehen hatte, wie allerliebst die Kinder waren — aber hatte Herr Doktor denn nun auch die rechte Freude gehabt von dem Besuch?

Der einsam Wandernde sah finster vor sich hin: er würde sich diese Frage verbitten. Aber gleich darauf schämte er sich: wie konnte er der Zimmer das übel nehmen, ihr Gedankenkreis war ja so eng, und alles drehte sich um ein bißchen Klatsch. Und um ihn. ‚Wie haben Herr Doktor geschlafen? Haben Sie auch wirklich geschlafen? Sie sehen aber gar nicht so aus, Herr Doktor. Also wirklich gut?‘ O Gott, wie anders hatte Marianne gefragt! Ganz einfach: „Hast du gut geschlafen?“ Eine ungeheure Sehnsucht erhob sich plötzlich in dem einsamen Mann. Ihm war, als müßte er die Arme ausstrecken: komm wieder!

Er merkte es nicht, daß er die Straße verlassen hatte, planlos ging er immer zwischen den Kiefern schräg durch. Das goldene Licht, das ihn gelockt hatte, schlängelte sich vor ihm her durch die rotgewordenen Stämme. Wacholderbüsche, die zuerst nur klein waren, je weiter er aber hineinkam, höher und höher wurden, mannshoch, und Farrenwedel, die noch kein Fuß geknickt hatte, versperrten den Durchgang. Brombeerranken zerrten den Wandernden am Rock, und ein tiefhängender Ast stieß ihm den Hut vom Kopf. Er behielt den Hut nun in der Hand. Seine Stirn war heiß, Gedanken flatterten dahinter auf wie gescheuchte Vögel. Wie hatte er nur glauben können, daß ihn hier draußen das Denken an sein gewesenes Glück, das Sehnen nach der Verlorenen verlassen würde? Ihn wenigstens nicht so schmerzen wie drinnen in der Stadt. Seine Seele so zerzerren. Er hatte einmal zur Zimmer gesagt, als die sich wunderte, daß er so weit vom Kirchhof fortzog: „Die Sehnsucht ist überall, aber die Natur tröstet uns“ — ja, die Sehnsucht war da, aber die Tröstung nicht.

Der Einsame hob den gramvollen Blick, wie suchend sah er umher: so allein, so allein! Da hatte er Kinder: eine Tochter, die zweimal die Woche an ihn schrieb, einen wohlgeratenen Sohn — es war kaum eine Stunde her, daß dieser bei ihm gewesen war — und doch so allein! Er sah sich fröstelnd um. Und er fühlte sich auf einmal ganz alt. So lange Marianne lebte, hatte er das nie gefühlt. Da war er aber auch noch kein Baum gewesen, der einer Stütze bedurfte, da hatte er gestützt. Oder hatten sie sich gegenseitig gestützt? Hatten sie sich umschlungen gehalten wie da, am Rand des Waldes, der dürr werdende Kiefernstrunk und die absterbende Birke? Er ging darauf zu.

Wie ihn das weich machte, dieses Bild der Beiden, dem Tode Verfallenen. Es ergriff ihn, und doch beruhigte es ihn. Nichts war um diese beiden, kein liebevoll sich rankendes Grün, nur dürre Heide. Und die Birke würde zuerst sterben, halb entwurzelt schon hing sie mit wenigen Wurzeln noch im lockeren Sand. Sie war schon tot. Hier wie dort das Gleiche: in dem Leben jener Beiden, wie in dem seinen. Und dieses gleiche Schicksal, ist das nicht ein Trost?!

Wie zu Gefährten trat er zu den Bäumen heran. Er legte seine Hand an die von Käfern durchnarbte, rissige Borke des Kiefernstrunkes. Noch quoll daraus eine Spur von Saft, aber nicht lange mehr, dann hörte der Lebensfluß auf zu sickern, die Käfer hatten das Mark ausgehöhlt, dann war der Tod da auch für ihn. Und das war der größte Trost.

Mit einem erhellten Gesicht schritt Hirsekorn weiter. Er fühlte es nicht, daß er schon lange gegangen war, der Wald hatte ein Ende genommen und dessen grüner Boden, aber er ging immer voran, jetzt auf armseliger Halde. Auf erhöhtem Bahnstrang sauste ein Zug vorüber, wie ein rascher Gruß der Welt, die sich nicht Zeit nimmt, hier anzuhalten. Durch eine Art von Tunnel, einen kleinen verwachsenen Einschnitt im Damm, kam der Wandernde jetzt hinüber auf die andere Seite des Bahnkörpers. Hier war die Heide noch armseliger. Nichts als Strandhafer, und am Boden hinkriechend Hunderte und Tausende von winzigen violetten und gelben Stiefmütterchen. Keine Bäume, nur ein bißchen Gestrüpp, ein mit breiten Schwertblättern und Froschlöffel halb zugewachsener Tümpel, und, von einem schiefstehenden Zaun eingehegt, ein Stück umgegrabenes Land.

Eine Laube schien hier im Bau, halb fertig stand sie da; Bretter lagen noch umher, ein Bänkchen war gezimmert, Handwerkszeug verstreut. Aber kein Mensch war da. Nur dort, von der Chaussee, die in einiger Entfernung zu sehen war, näherten sich jetzt drei Männer. Zwei ältere und ein junger. Als sie an ihm vorbeigingen, grüßten sie ihn.

Umständlich fingen sie an, ihre Joppen auszuziehen und in Hemdsärmeln herumzugehen; sie taten aber nichts, hoben bloß einen Hammer auf und legten ihn wieder hin, rappelten mit Nägeln in einer Zigarrenkiste, rückten hier an einem Brett, jetzt da, und standen zuletzt alle drei mit untergeschlagenen Armen.

Hirsekorn war auch stehen geblieben: die schienen nicht allzu fleißig. Wenn sie sich nicht beeilten, bekamen sie ihre Laube heute nicht mehr unter Dach.

„Na mach man, Maxe, mach man!" sagte Arthur Reschke und setzte sich auf das Bänkchen. „Hier, Nachbar!" Er streckte dem anderen eine Zigarre hin. „Rauchen Sie man, das vertreibt die Mücken. Mein Junge schafft das schon alleine, was Maxe? Los!"

Der junge Mensch warf einen unwilligen Blick nach den beiden, die auf dem Bänkchen nebeneinander saßen, sich mit dem Rücken an die Bretterwand lehnten und die Beine weit von sich streckten. Mißmutig entschloß er sich, langsam mit der Arbeit zu beginnen. Plötzlich schrie er: „Mutter kommt!" und trieb mit kräftigen Hammerschlägen, die die Stille förmlich erschütterten, einen Nagel nach dem anderen in die Pfosten der Laube.

Auf der Höhe der Chaussee war eine Frauengestalt aufgetaucht, umglüht von der untergehenden Sonne erschien sie unnatürlich groß — oder trug sie etwas auf dem Rücken? Über ihrem Kopf ragte es steif und schwarz in die Höhe. Hinter ihr kam noch eine Frau, die schleppte sich auch ab.

Hirsekorn ging ihnen entgegen; er war nicht neugierig, aber an diesen Weibern nahm er Anteil, die sich abschleppten, während die Männer faulenzten. Kolonisten! Ob sie wohl etwas machen konnten aus dieser Scholle? Noch sah es traurig hier aus. Aber die ältere Frau, die voranging, geduckt unter einer schweren Last von Dachpappe, hatte ein ruhiges, zuversichtliches Gesicht, und das Mädchen, das hinter ihr kam — Herrgott, war das nicht das Fräulein Reschke, die Näherin, die immer zur Zimmer gekommen war?!

„Nein, so was! Herr Doktor!" Frida Reschke ließ die alte Tür fallen, die sie wie ein Schild auf dem Rücken trug. Sie hatte es sonst nie gewagt, dem Herrn die Hand zu reichen, aber hier draußen wagte sie es. Hier fühlte sie nicht die gleiche Scheu vor dem über ihr Stehenden wie drinnen in der Stadt. Frei sah sie ihm ins Gesicht; die weiche weiße Rundung der Bleichsüchtigen zeigte ein leichtes Braun, nun röteten sich die Wangen tief. Sie schämte sich doch ein bißchen: wie sahen sie aus! Aber dann stellte sie vor: „Meine Mutter! Das ist der Doktor Hirsekorn, Mutter" — sie verbesserte sich rasch — „der Herr Doktor Hirsekorn!"

„Freut mir sehre!" Mine ließ sich nicht so leicht aus der Fassung bringen; herzhaft schüttelte sie dem Herrn die Hand. Als er neben ihr herschritt, trabte sie munter weiter und erzählte ihm dabei, wieviel ihre Frida von ihm hielt, und daß sie sich jetzt die Laube hier bauten auf dem Stück Land, das sie sich gepachtet hatten. „Ein Glücke, daß unser Maxe früher freigekommen is von die Soldaten; er war nämlich krank geworden. Die Fridchen un ich alleine, nee, wir hätten's doch nich geschafft. Mit's Bauen, das wurde nischte. Aber nu" —! Ihre Augen strahlten.

Der Doktor lächelte: die Frau hatte Mut. Es mußte kein Leichtes hier sein.

„Sehn Se, da kommt unser Garten hin!"

Sie waren beim Bauplatz angelangt, Frida stellte wieder vor: „Mein Vater! Der Max, mein Bruder!"

Herr Arthur Reschke erhob sich von der Bank. Der Nachbar zog die Mütze und drückte sich dann sofort; er war keiner von denen, die mit einem Vornehmen etwas zu tun haben wollen, und daß das einer von denen war, die sich den Schweiß des armen Mannes zunutze machen, das sah er ja gleich auf den ersten Blick. Aber Arthur wußte, was sich gehörte; ganz weltmännisch begrüßte er den feinen Herrn. Frida hatte ihm rasch zugeflüstert: „Das ist der Doktor Hirsekorn, wo ich genäht habe!" Ach was, Hirsekorn oder Haferkorn, was wußte er, wo die nähte! Aber was sich gehört, gehört sich nun mal.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?" Höflich einladend wies Reschke auf das Bänkchen, und dann stand er vor dem Gast, die Arme untergeschlagen, und pries die Reize seiner Pachtung. In Berlin war es ja zu traurig, nicht mehr auszuhalten, man bekam bloß Staub in die Lungen. Es bedurfte gar nicht der Aufforderungen in der Zeitung und der Anpreisungen, ein jeder fühlte es tief in der Brust: nur auf der eigenen Scholle findet der Mensch sein Glück. „Denn, sehen Sie, mein Herr," — Arthur zog die Achseln hoch und streckte die Hände in die Hosentaschen, — „Glück will jeder Mensch haben, der Arme wie der Reiche. Und wenn er sich bloß danach sehnt, das ist auch schon was. Wenn ich so an meinem Fenster gestanden habe und roch den Muff vom Hof — na, denn sagte ich mir: man bloß raus, bloß raus!"

Die Frau stand dabei; sie nickte bei dem, was ihr Mann sagte, und sah ihn wohlgefällig von der Seite an. Ja, ihr Arthur, der konnte es sagen, was sie nur fühlte. Sie wußte nicht, daß ihr Blick leuchtend sprach, wenn sie ihn hingleiten ließ über das eben umgebrochene Land, das Werk ihrer Hände; über die Laube, darin sie vor allem geborgen waren, wenn die Dachpappe, die sie eben herangeschleppt, die erst deckte, und die Tür, die Frida von einem alten Gartenhäuschen erstanden hatte, ihre Behausung verschloß.

Hirsekorn sah das verarbeitete Frauenantlitz aufstrahlen. Solche Gesichter hatte er früher in seiner Armenpraxis viele gesehen, aber er hatte sie schon vergessen gehabt — über eigener Freude und eigenem Leid. Nun las er wieder die ganze Geschichte solchen Frauengesichtes. Er gab Mine die Hand.

Sie drückte die seine kräftig: „Besuchen Se uns ooch mal wieder, Herr Doktor, Sonntags sind wer immer hier draußen. Se müssen doch sehn, wie mer's vorankriegen!"

Er sah sie freundlich an: „Sie lieben wohl das Land sehr, Frau Reschke?"

„Lieben —?! Verlangert hat mich danach mein Leben lang!" —

(Fortsetzung folgt.)

Englands Stärke und Schwäche.

Von

Woldemar Schütze.

Die zweite Hälfte des Monats Juli 1914 war eine Zeit der größten Spannung und Besorgnis. Die österreichisch-ungarische Kriegserklärung an die serbische Regierung, die eine ausreichende Genugtuung wegen der Ermordung des österreichischen Thronfolgers und seiner Gemahlin verweigerte, rief in der ganzen Welt das Gefühl hervor, daß weitere Verwicklungen folgen würden. Welche Ausdehnung diese annehmen könnten, darüber herrschte weitgehende Meinungsverschiedenheit. In London, wo ich mich zu jener Zeit aufhielt, waren die gebildeten Kreise ebenso wie in Deutschland größtenteils der Ansicht, daß Großbritannien sich so lange neutral verhalten werde, wie seine Lebensinteressen nicht berührt seien, um nachher beim Friedensschluß, gestützt auf seine ungeschwächte Kraft, ein entscheidendes Wort mitsprechen zu können. Ein solches Verfahren hatte bei früheren Gelegenheiten für England goldene Früchte getragen. Gleichwohl traf die britische Admiralität umfassende Vorbereitungen, um, wie sie wiederholt in führenden englischen Zeitungen versicherte, in jedem Falle zur Abwehr eines Angriffes gerüstet zu sein.

Auch bei uns in Deutschland war die Hoffnung vorherrschend, daß Großbritannien sich in den Streit mit Rußland — denn um einen solchen schien es sich ausschließlich zu handeln — nicht aktiv einmischen werde. Man zitierte vielfach das oft mißbrauchte Wort: „Blut ist dicker als Wasser!“ und rechnete damit, daß der „Vetter jenseits des Kanals“ auf die Stammverwandtschaft mit den Deutschen Rücksicht nehmen werde. Die Rechnung war von vornherein unrichtig, weil die Voraussetzung der nahen Blutsverwandtschaft nicht zutraf. Dieses Moment, welches für die Beurteilung von Englands Stärke und Englands Schwäche von grundlegender Bedeutung ist, dürfte noch von keiner Seite in seiner vollen Tragweite gewürdigt sein und bedarf zu seinem Verständnis einer kurzen historischen Beleuchtung, weil diese zugleich den Schlüssel für die Erkenntnis von Englands politischem Verhalten in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft liefert.

Die Engländer bezeichnen sich noch heute mit Vorliebe als „Angelsachsen“ und sprechen von dem Siegeszuge der „angelsächsischen Rasse“ durch die ganze Welt. Träfe dies zu, so wären allerdings die Engländer unsere allernächsten Stammverwandten; denn die Angelsachsen waren reine Germanen und wohnten ursprünglich im heutigen Schleswig-Holstein und Südjütland. Aber die Ureinwohner der britischen Inseln waren Kelten, deren Verbreitungsbezirk auf dem Festlande im wesentlichen sich auf das heutige Frankreich, Deutschland westlich des Rheins, die Schweiz und Südbelgien erstreckte.

Die erste Invasion in historischer Zeit erfolgte durch die Römer unter Julius Caesar, der sich an der Spitze weniger Legionen zum Herrn des heutigen England machte, während Schottland und Irland nur allmählich im Laufe der folgenden Jahrhunderte von den Römern unterworfen werden konnten. Eine Blutvermischung scheint nur in geringstem Maße mit den Lateinern stattgefunden zu haben; denn erstlich

befolgten die Römer dasselbe Prinzip, wie später die Engländer in Indien, nämlich keine Heiraten mit Angehörigen der unterworfenen Völker zu gestatten, und zweitens wurden die als Sklavinnen gehaltenen keltischen Weiber, mit denen sie eine Verbindung eingegangen waren, nach Italien verschleppt. Auch blieb die Sprache der Briten bis zur Eroberung durch die Normannen frei von romanischer Beimischung.

Um die Mitte des fünften Jahrhunderts landeten die ersten angelsächsischen und jütischen Horden, die von dem keltischen Britenfürsten Vortigern im Kampfe gegen die ebenfalls keltischen Pikten (im heutigen Schottland) zur Hilfe gerufen waren. Da die damaligen Wikingerschiffe im besten Falle nur gegen hundert, gewöhnlich aber nur fünfzig bis sechzig Mann trugen, so können die Angelsachsen höchstens einige tausend Mann stark gewesen sein. Es wäre überhaupt grundfalsch, den Maßstab der heutigen Bevölkerungsziffern anzulegen, da noch im Jahre 1570 die gesamte Bevölkerung Englands nur wenig über vier Millionen Seelen zählte.

Zwar vertrieben die Angelsachsen die Pikten und Skoten, setzten sich aber selbst im Lande fest und gründeten, durch neue Nachzügler verstärkt, im Süden Englands die Königreiche Kent, Sussex und Wessex, im Osten Essex und East Anglia, nördlich vom Humber Northumbria und in der Mitte des Landes Mercia. Die vertriebenen keltischen Briten flohen nach dem Westen, nach Cornwallis und Wales, sowie über den Kanal nach der Bretagne. Die Sieger jedoch, die ihre Seefahrten nach alter Wikingerart zumeist ohne Frauen angetreten hatten, vermischten sich mit den Einheimischen und verloren dadurch die Reinheit ihres Blutes, wenn sie auch als Adalinge (Adelige) einen gewissen Vorrang behaupteten. Durch die fortwährenden Kriege der sieben angelsächsischen Königreiche untereinander erfuhr indessen das germanische Blut eine weitere starke Verminderung, so daß zur Zeit der Eroberung Englands durch die Normannen von den Angelsachsen als solchen eigentlich nur die Sprache und die Sitten, aber nicht das Blut übrig geblieben waren. Inzwischen hatten freilich die Dänen durch fortwährende Einfälle für eine germanische Blutauffrischung gesorgt; aber erstlich hatten sie nur in East Anglia und Mercia festen Fuß gefaßt, und dann ist es historisch festgestellt, daß der Dänenkönig Knut der Große, der einen großen Teil Englands, wie auch ganz Norwegen und Schweden unter der Herrschaft Dänemarks vereinigte, im Jahre 1017 nur sechstausend dänische Krieger als seine persönliche Leibwache zurückbehielt, die übrigen jedoch nach der Heimat zurücksandte. Der dänische Einfluß auf die Entwicklung der englischen Nation war so gering, daß das Volk schon 1041, nach dem frühen Tode Knuts und seiner Söhne, wieder einen angelsächsischen König wählte, Eduard den Bekenner, der indessen, in der Normandie erzogen, den Boden für die normannische Invasion vorbereitete und dem Normannenherzoge Wilhelm die Thronfolge versprach. Nach Eduards Tode am 5. Januar 1066 wählten aber die Engländer Harold zu seinem Nachfolger, der schon am 14. Oktober desselben Jahres bei Hastings den Normannen unterlag, die nunmehr die Herren Englands wurden und die letzten Überbleibsel der Angelsachsen teils vernichteten, teils zum Range des niederen Adels (Squires) und der Hörigen herabdrückten, wodurch die Blutmischung der letzteren mit der keltischen Urbevölkerung eine vollständige wurde. Besser muß man allerdings sagen, daß das alte angelsächsische Blut in England schon damals so gut wie verschwand und von dem keltischen Element ganz und gar aufgesaugt wurde.

Auch die Normannen waren ursprünglich reine Germanen; sie hatten aber diese Eigenschaft schon so vollkommen verloren durch jahrhundertelange Vermischung mit der gallo-romanischen Bevölkerung Frankreichs, daß sie sogar die französische Sprache angenommen hatten und in sprachlicher Hinsicht noch hinter den Angel-

sachsen zurückstanden. Bei ihnen überwog ebenfalls das keltische Blut, und in ihrer Mitte lebten und wirkten völlig gleichberechtigt zahlreiche Ritter und höhere Adelige rein keltischer Abstammung aus der Bretagne, Vendée und Normandie. Diese Provinzen haben bis auf den heutigen Tag ihre eigene keltische Sprache bewahrt, die im Volke unter sich fast ausschließlich geredet wird. Der Strom germanischen Blutes, der durch die Normannen nach England hineingetragen wurde, war demnach äußerst schwach, und seit dem Jahre 1066 hat überhaupt kein feindlicher Eroberer mehr die britischen Gestade betreten, so daß von einer weiteren Blutauffrischung keine Rede sein kann. Noch heute gibt es in Wales nahezu eine Million Seelen, die kein Wort englisch verstehen oder sprechen, sondern lediglich die wallisische Mundart des Keltischen. Und mehr als eine weitere Million spricht das Wallisische als Muttersprache und daneben, infolge des Schulunterrichts, auch englisch. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in Schottland und Irland, wo in manchen Distrikten das Gaelische die vorherrschende Sprache geblieben ist.

Durch die abgeschlossene insulare Lage Großbritanniens und die damit bedingte fortwährende Inzucht entwickelte sich im Laufe der Jahrhunderte der heutige englische Typus, der so charakteristisch ist, daß man einen Engländer in neun Fällen von zehn mit tödlicher Sicherheit aus der größten Menschenmenge herauskennt. Und dieser Typus ist viel eher keltisch als angelsächsisch; denn sonst müßte man unter den heutigen Bewohnern Schleswig-Holsteins und Jütlands denselben Typus wiederfinden. Dabei kann man sich kaum einen größeren Gegensatz vorstellen, als er zwischen dem englischen und dem schleswig-holsteinischen Menschenschlage herrscht. Letzterer blond, breitschulterig und mesokephal, ersterer dunkelhaarig, oft schwarz, schlank und mager und mit hohen Breitschädeln, wodurch der Eindruck der bekannten langen Gesichter mit dem breiten Hinterkopf entsteht. Auch hat sich in England, was in Europa einzig dasteht, eine leise Hinneigung zum Prognathismus, d. h. zur Schiefzähnigkeit, entwickelt.

Würde in England das germanische Blut vorherrschen, so hätte sich wahrscheinlich auch die Entwicklung der Kultur in ähnlichen Bahnen bewegt, wie in Deutschland, während man sich in Wahrheit keinen schärferen Gegensatz denken kann. Hier in Deutschland bildet die Größe der Gesamtheit, des Volkes, das Endziel, drüben jenseit des Kanals die Größe des Individuums, eine Reinkultur der Selbstsucht, wie sie sich am deutlichsten jetzt in der britischen Politik ausprägt. Nur so läßt es sich erklären, wie es möglich war, daß z. B. während des britischen Burenkrieges englische Firmen den Feinden Waffen und Munition liefern konnten, ohne ein anderes Renommee als das einer außerordentlichen geschäftlichen Tüchtigkeit bei ihren eigenen Landsleuten zu ernten. Eine ähnliche Erscheinung finden wir im gegenwärtigen Kriege bei den Nordamerikanern, die wahrscheinlich mit derselben Kaltblütigkeit uns Waffen gegen die Engländer liefern würden, wenn wir den Atlantischen Ozean beherrschten, wie sie sie jetzt den Engländern gegen uns liefern.

Ein alter anthropologischer Erfahrungssatz wird von den Engländern bestätigt, deren Blutzusammensetzung aus keltischem, germanischem und gallo-romanischem Blute sich doch nicht leugnen läßt, nämlich daß bei einer Blutvermischung der Sprößling von beiden Seiten mit Vorliebe die minderwertigen Eigenschaften zu bewahren pflegt. So finden wir bei den Engländern die alten germanischen Laster der Spiel- und Trunksucht in gesteigertem Maße und andererseits die Neigung zu gewissenlosem und kleinlichem Handel und Schacher, wie sie für die alten Kelten charakteristisch war und noch heute von den Engländern mit Vorliebe den keltischen Schotten zum Vorwurfe gemacht wird. Die gleiche herzlose Selbstsucht, die Machiavelli den Franzosen zuschreibt und die der Engländer bei den Schotten ver-

spottet, ist eine der schlimmsten Schwächen — oder soll man es als eine Stärke bezeichnen? — der britischen Nation, wie ihre Politik seit Jahrhunderten bewiesen hat. Sie bedeutet eine Entartung, nicht einen Fortschritt, menschlicher Kultur und verdient daher im allgemein menschlichen Interesse nur das Schicksal des Unterganges.

Infolge der nahen Blutsverwandtschaft zwischen den als Angelsachsen bezeichneten Bewohnern Englands und den normannischen Eroberern, da bei beiden der keltische Bestandteil überwog, nahm die völlige Vermischung der beiden Volksschichten noch keine hundert Jahre in Anspruch, und um die Mitte des zwölften Jahrhunderts war bereits der Name „Normanne" so gut wie ausgestorben. Die neue Nation war in ihren Grundzügen fertig, und jeder Untertan begann wie sein König stolz auf den Namen „Engländer" zu sein. In dieser frühen Einheit der Nation liegt eine der größten Stärken des britischen Reiches. Mochten später auch viele blutige Bürgerkriege und Zwistigkeiten unter den Großen des Landes eine schnelle Vermehrung der Bevölkerungszahl verhindern, so war doch die Nation als solche, namentlich dem Auslande gegenüber, einig. Auch die Sprache, die als Grundlage das Angelsächsische hatte, das die Umgangssprache der breiten Volksmassen blieb, nach und nach aber viele normannische Bezeichnungen, namentlich für Krieg, Lehnswesen, Jagd usw., aufnahm, war als englische Sprache zur Zeit der Thronbesteigung durch die Plantagenets (1154) schon in sich gefestigt und hat bis auf den heutigen Tag nur unwesentliche Änderungen erfahren. Obwohl die Zahl der Einwohner Englands damals kaum zwei Millionen Seelen betrug, gab die Einheit der Sprache und der Nationalität zu so früher Zeit den Engländern einen unschätzbaren Vorzug und Faktor der Stärke gegenüber allen anderen Völkern Europas, deren Werdegang einen viel längeren Zeitraum beanspruchte. Vor allem hatte die Nation dadurch die Muße, ihrer bürgerlichen Entwicklung fast ein halbes Jahrtausend früher als das übrige Europa eine intensive und erfolgreiche Aufmerksamkeit zu schenken. Schon Heinrich II. (1154—1189) machte sich die Reform der Gesetze zu einer Hauptaufgabe, wodurch das Los der unteren Bevölkerungsschichten gebessert wurde.

Die Grundlage der englischen bürgerlichen Freiheit war bereits im Jahre 1100 durch die von Heinrich I. bei seiner Thronbesteigung erlassene Charter of Liberties gelegt worden. Zur Verteidigung dieser Freiheiten hatte sich unter Johann Ohneland (1199—1216) eine Liga der geistlichen und weltlichen Großen gebildet, die dem König im Jahre 1215 die Unterzeichnung der aus dreiundsechzig Artikeln bestehenden Magna Charta abzwang, in welcher die Pflichten und Rechte der Lehnsleute, die Freiheit der Kirche, die Handhabung der Justiz und die Bestimmungen über den Handel niedergelegt wurden. Das ganze Volk, ein jeder vom Höchsten bis zum Niedrigsten, hatte Anteil an dieser Errungenschaft, und mit Recht sagt Macaulay, daß hier die Geschichte der englischen Nation beginnt. Die Schwäche der englischen Könige führte zur Erstarkung des Volkes, und schon der Sohn Johanns, Heinrich III. (1216—1272) mußte sich 1258 durch die Provisions of Oxford die Einsetzung einer Art Mitregierung, bestehend aus einem Ausschuß von 24 Magnaten, dem Royal Council, gefallen lassen. Damit war der Grundstein zum englischen Oberhause gelegt. Die Uneinigkeit unter diesen Ratgebern veranlaßte den klugen Simon von Montfort, der an der Spitze des Kronrates stand, einen Rückhalt an den breiteren Schichten des Volkes gegen die Krone zu gewinnen, und er ließ in jeder Grafschaft zwei Ritter, in den größeren Städten je zwei und in den „fünf Häfen" je vier Abgeordnete wählen. Diese Städte- und Grafschaftsvertreter bildeten in dem ersten allgemeinen Parlament zu London 1265 „die Gemeinen", womit der Grund zum House of Commons gelegt war.

Von dieser Zeit an war das absolute Königtum in England verschwunden, von hier datiert die enge Verbindung zwischen König und Volk, welche die Ursache für Englands größte Stärke und zugleich auch für seine Schwäche abgab. Das Parlament errang sich nämlich schon 1297 das Recht der Steuerbewilligung, und je mehr Geld die Könige brauchten, desto größere Rechte wußte das Parlament sich bei jeder neuen Bewilligung zu erpressen. So durfte bereits Eduard II. (1307—1327) nicht ohne die Zustimmung des Parlaments Kriege führen, ein Recht, dessen sich selbst heute nur wenige Parlamente der Welt erfreuen. Seit 1322 nahm das britische Parlament auch an der allgemeinen Gesetzgebung teil, und häufig hatte das House of Commons Veranlassung, gegen eine Mißwirtschaft am königlichen Hofe einzuschreiten. Aber trotz mannigfacher Streitigkeiten hielten Krone und Parlament sowohl gegen äußere Feinde, wie vor allem gegen die ungebührlichen Ansprüche der erstarkten päpstlichen Kurie und den Einfluß des verweltlichten, reich und übermütig gewordenen Klerus zusammen.

Die schlimme Seite dieser Parlamentsgewalt war, mit der Entwicklung des Handels und der durch ihn wachsenden Wohlhabenheit Hand in Hand gehend, die sich stetig erweiternde Kluft zwischen Bemittelten und Unbemittelten, wie sie sich schon längst zwischen den Gutsbesitzern und Hörigen aufgetan hatte. In keinem Lande der Welt gähnt diese Kluft so weit und unüberbrückbar — auch in modernen Zeiten — wie gerade in England, welches in sozialer Gesetzgebung weit hinter Deutschland zurücksteht und erst in allerneuester Zeit unter Lloyd George einen Anlauf zu einer Reform nach deutschem Muster genommen hat.

Bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts war England vorwiegend Ackerbaustaat. Die Schafzucht bildete die Hauptquelle seines Wohlstandes, und Schafwolle wurde schon früh nach dem europäischen Kontinent exportiert, insbesondere nach den flandrischen Städten, mit denen König Eduard III. (1327—1377) ein Bündnis geschlossen hatte, welches 1340 zur mörderischen Seeschlacht bei Sluis an der Scheldemündung führte, in der die übermächtig erscheinende französische Flotte von den Engländern fast vollständig vernichtet wurde. Hieran schloß sich der jahrzehntelange Krieg der Engländer um ihre Vorherrschaft in Frankreich, der jedoch nach vielen englischen Siegen mit der Vertreibung der Briten (1372) vom Festlande endete, da ihnen nur noch Calais, Bordeaux und Bayonne verblieb. Die Kriege verschlangen ungeheure Summen, und die unteren Klassen in England gerieten in eine höchst drückende Lage, für deren Unrecht und Bedenklichkeit sich im Parlament nicht das geringste Verständnis fand, da das Klasseninteresse der vertretenen Stände allein maßgebend war.

Augenblicklich erleben wir in England eine ganz ähnliche Erscheinung in der Arbeiterbewegung, welche die Macht der englischen Regierung und ihre Kriegführung ganz bedenklich zu bedrohen scheint. Im Gegensatz zur Einigkeit des deutschen Volkes, welches während des Krieges in mustergültiger Weise den inneren Burgfrieden wahrt, sehen wir in England das Hervortreten der Selbstsucht des Individuums, das weniger nach dem Allgemeininteresse als nach dem Wohlergehen der eigenen Person fragt und die schöne Gelegenheit zur Erpressung höherer Löhne benutzt.

Mit der wachsenden Macht des Parlaments wuchs auch die Bedeutung des englischen Bürgerstandes. Wenn auch die Gewerbetätigkeit zu Anfang noch gering war, so stieg doch schon früh die Wichtigkeit des Handels, namentlich des Außenhandels, d. h. also des Kaufmannsstandes. Der wertvollste Exportartikel war die Schafwolle, wogegen fertige wollene und seidene Stoffe, sowie Metalle eingeführt wurden. Der erstarkende Kaufmannsstand versuchte, überseeische Märkte zu gewinnen

und die fremden Händler vom einheimischen Markte zu verdrängen. Wenn er hierin zunächst keinen Erfolg erzielte, im Gegenteil der ausländische Kaufmann an Boden gewann, so trugen daran die Hauptschuld die Könige aus dem Hause Plantagenet, vor allem Eduard I., durch ihre Agrarpolitik, indem sie durch Verleihung ausgedehnter Privilegien die fremden Kaufleute, namentlich die Niederländer und die Hanseaten, die den Stahlhof in London gründeten, unterstützten und den englischen Zwischenhandel fast völlig ausschalteten. Der König hoffte, durch den direkten Verkehr der fremden Kaufleute mit den großen einheimischen Schafzüchtern, zu denen er selbst gehörte, höhere Preise für die Wolle zu erzielen.

Nachdem England im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert durch den hundertjährigen Krieg mit Frankreich und darauf durch den sechzigjährigen Bürgerkrieg der weißen und der roten Rose fast an den Rand des Abgrundes gebracht war, änderten sich mit der Thronbesteigung des ersten Königs aus dem Hause Tudor, Heinrichs VII. (1485), die Verhältnisse vollständig. Unter den Tudors wuchs die Macht des Königtums fast zu einer absolutistischen an; aber auch der Wohlstand des Landes hob sich, und unter der jungfräulichen Königin Elisabeth (1558—1603) begann England seine heutige Weltpolitik. Es wurde nach der Zerstörung der spanischen Armada und nach der Besiegung der Niederländer, die zuerst von Elisabeth gegen die Spanier unterstützt, alsdann aber blutig bekriegt wurden, und auf Kosten Frankreichs, dessen Schiffahrt rücksichtslos zerstört wurde, immer mehr die Beherrscherin der Meere und legte den Grund zu seiner heutigen Kolonialmacht durch die Freibeuterzüge eines Cabot, Howard, Raleigh, Drake und anderer unerschrockener und weitsichtiger Männer, obschon gewissermaßen Seeräuber im Dienste der englischen Krone. Fortgesetzt wurde die Politik Elisabeths durch Oliver Cromwell, unter dessen Führung Englands Macht nach außen hin sich glänzend entfaltete. Durch die Navigationsakte, welche bestimmten, daß keine Waren anders als auf englischen Schiffen nach England gebracht werden durften oder doch wenigstens auf solchen des Ursprungslandes, ward der holländische Zwischenhandel für England ausgeschaltet und das Monopol der Niederländer im internationalen Frachtverkehr durchbrochen. Gleichzeitig begann aber England politischen Einfluß auszuüben, indem es sich mehr oder weniger in sämtliche europäische Kriege einmischte.

Frankreichs größter König Ludwig XIV. und sein kluger Minister Colbert verfolgten die Politik der wirtschaftlichen Hebung des Landes durch Förderung der einheimischen Industrie, des Schiffbaues und der Schiffahrt und vor allem des überseeischen Handels. Das war für England das Signal zu einer unversöhnlichen Feindschaft und Bekämpfung, die erst mit der letzten Niederlage Frankreichs, der Schmach von Faschoda 1899, und seiner völligen Unterwerfung unter Englands Willen endete. Und so ist seit den Tudors Englands Politik bis auf den heutigen Tag geblieben: rücksichtslose Unterdrückung jedes kommerziellen Konkurrenten auf dem Gebiete des Außenhandels, um dadurch den eigenen Außenhandel zu fördern. In der Wahl der Mittel zur Erreichung dieses Zweckes waren die Engländer niemals wählerisch. Um Spanien niederzuringen, wurden die spanischen Silberflotten überfallen und gekapert, spanische Kolonien, wie Jamaika und andere Antilleninseln, weggenommen und Rebellionen in den spanischen Kolonien Südamerikas mit englischem Gelde und selbst mit englischen Truppen, wie in Argentinien, unterstützt. Um Holland auf die Knie zu bringen, diente die erwähnte Navigationsakte, die unablässige Bekämpfung der niederländischen Flotte, Fortnahme holländischer Kolonien in Vorderindien mit Hilfe eingeborener indischer Fürsten, der Überfall auf die holländische Kapkolonie, als das Mutterland durch Napoleon I. gefesselt war, und andauernde Mißachtung aller holländischen Rechte. Um Frankreichs

Konkurrenz aus der Welt zu schaffen, wurden die gleichen bewährten Mittel angewandt. Jeder Gegner Frankreichs wurde durch englische Subsidien unterstützt. Frankreichs blühende Kolonien in Kanada wurden mit Hilfe der Indianer erobert. Der französische Handel wurde namentlich dadurch empfindlich geschädigt, daß die britische Regierung während der Kriege, die den normalen Zustand im Verhältnis zu dem Nachbarlande bildeten, die englischen Kaufleute ermutigte, sogenannte Privateers auszurüsten, d. h. schnellfahrende und mit Geschützen ausgestattete Handelsschiffe, die, mit einem königlich englischen Freibrief versehen, jedes französische Handelsschiff überfielen und entweder ausplünderten und sofort versenkten oder in den nächsten englischen Hafen einbrachten, wo Schiff und Ladung zugunsten des betreffenden Freibeuters verauktioniert wurden.

Englands Hauptziel war indessen die Eroberung der Kolonien ihrer Konkurrenten und die Erwerbung weiterer eigener Kolonien, um auf diese Weise eine breite Basis für den eigenen Überseehandel zu erlangen, die Konkurrenzmächte der Möglichkeit eines Überseehandels zu berauben und die Herrschaft über sämtliche Meere der Welt in seine Hände zu bringen. Der bedeutendste Schritt auf diesem Wege war die Eroberung Indiens.

Seit dem Ausgange des Mittelalters hat der gewinnbringende Handel mit Indien und dem fernen Osten diejenige europäische Nation bereichert, welche die Seeherrschaft besaß. Nach der Entdeckung des Seeweges um das Kap der guten Hoffnung hatten die Portugiesen, dann auch die Holländer und Franzosen blühende Faktoreien in Vorder- und Hinterindien angelegt. Am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts bekamen auch die Engländer Lust, sich einen Anteil am indischen Handel zu sichern. Auf Grund einer von der Königin Elisabeth ausgestellten Charter (Freibrief mit Souveränitätsrechten) wurde am 21. Dezember 1600 die „Londoner Ostindische Compagnie" gegründet, mit einem Kapital von 68 373 Lstr. Die Portugiesen widersetzten sich den neuen Mitbewerbern, welche nichtsdestoweniger nach hartnäckigen Kämpfen 1612 in Surate festen Fuß faßten. 1639 erwarben die Engländer auf der indischen Ostküste einen Streifen Landes und bauten dort die befestigte Faktorei Fort St. George, aus der später die Präsidentschaft Madras wurde. Als 1662 König Karl II. die portugiesische Prinzessin Katharina von Braganza heiratete, bestand ein Teil ihrer Mitgift aus der Insel Bombay. Gegen eine Jahresrente von 10 Lstr. übertrug der König alle seine Rechte an die Ostindische Compagnie, und 1687 wurde Bombay Sitz der westlichen Präsidentschaft. Nach einer kurzen Periode von Kämpfen mit einer inzwischen gegründeten englischen Konkurrenzgesellschaft verschmolzen die beiden Gegner zu der großen britischen Compagnie, die nach vielen blutigen Zusammenstößen mit den Franzosen unter Lord Clive 1765 die Präsidentschaft Bengalen mit 25 Millionen Seelen in Besitz nahm.

Es würde zu weit führen, die einzelnen Eroberungen der Engländer aufzuzählen, durch die sie nach und nach ganz Indien unter ihren Einfluß oder unter ihre direkte Verwaltung brachten. Erzielt wurde dieser Erfolg hauptsächlich durch die von dem Generalgouverneur Lord Wellesley eingeführte Methode, bei Thronstreitigkeiten unter den eingeborenen Fürstenfamilien die Ansprüche des den Briten am meisten zugeneigten Mitgliedes zu unterstützen und zur Geltung zu bringen, anderen indischen Herrschern bare Subsidien zu zahlen, dafür aber durch dem Hofe zugeteilte englische Residenten die Verwaltung des Landes auszuüben und Zwietracht zwischen den unabhängigen Staaten zu säen. Eine neue Politik erfand Lord Dalhousie in dem von ihm aufgestellten Prinzip, daß die britische Herrschaft der Regierung eines Eingeborenen stets vorzuziehen sei, daß daher die Übertragung der einheimischen Regierung auf die Briten im Interesse der eingeborenen Bevölkerung liege. Dieses

heuchlerische System rief unter den höheren Klassen der Eingeborenen eine furchtbare Erbitterung hervor und bereitete den Boden für den entsetzlichen Aufstand von 1857.

Seit dem mit äußerster Strenge von den Engländern blutig unterdrückten Aufstande ist die nationale Bewegung unter den Indern nicht wieder eingeschlafen. Der Haß gegen die britische Herrschaft ist ein tiefgehender und wird durch den von den Mohammedanern verkündeten Heiligen Krieg noch geschürt. Sollte den Indern ein allgemein beliebter und anerkannter Führer entstehen, der es versteht, die untereinander stets uneinigen indischen Stämme und Religionen unter sein Banner zu vereinigen, so würde die englische Herrschaft in Ostindien, die einen der Grundpfeiler der englischen Macht und Stärke bildet, bedenklich gefährdet sein. England hat seit Jahrhunderten jedes Jahr Millionen an Reichtum aus Indien gezogen, weshalb neben der nicht zu unterschätzenden Gefahr eines Unabhängigkeitskampfes der Eingeborenen den Briten auch die Begehrlichkeit der Russen und der Japaner droht, die beide diese Quelle des Reichtumes in ihren Besitz bringen möchten. Die stete Angst, Indien zu verlieren, bildet daher zugleich eine der empfindlichsten Schwächen der britischen Weltherrschaft. Für England hat sich aus dem Besitz Indiens ein furchtbares Problem entwickelt, dessen Lösung unter allen Umständen eine sehr schwierige bleiben wird.

Um England an einer seiner verwundbarsten Stellen zu treffen, wäre es zu wünschen, daß es Indien verliert. Die große Frage ist nur, wer an seine Stelle treten soll. Eine russische oder japanische Herrschaft in Indien wäre für uns durchaus unerwünscht, da sie einen furchtbaren Machtzuwachs für den neuen Besitzer darstellen würde. Ebenso wenig wäre aus wirtschaftlichen Gründen eine völlige Unabhängigkeit der einzelnen indischen Staaten wünschenswert, da sie auf Jahrzehnte hinaus, vielleicht für immer einen tödlichen Schlag gegen den Handel der weißen Rasse mit Indien bedeuten würde. Was also am besten aus Indien zu machen ist, stellt eine harte Nuß dar. Nur eins ist sicher, daß England, so lange es Ostindien behält, immer aufs neue wie ein Phönix aus seiner Asche emporsteigen wird.

Wenn Ostindien die erste Quelle der Macht und zugleich den wundesten Punkt für die britische Weltherrschaft bedeutet, so ist Ägypten, welches den Suezkanal beherrscht, der Schlüssel zum Besitze Ostindiens, wenigstens von Norden her, wie Singapore den östlichen Schlüssel darstellt. Damit ist einerseits das Streben der Russen erklärt, sich sowohl Konstantinopels zu bemächtigen, wie auch durch Armenien nach Iskenderun (Alexandrette), d. h. nach dem östlichen Mittelmeer vorzustoßen. Auch die Unterwerfung Persiens unter die russische Herrschaft dient einzig dem Endziel, sich den Zugang zum Persischen Golf und damit den Weg nach Ostindien zu bahnen. Ebenso erklärt sich die verdächtige Bereitwilligkeit der Japaner, bei der Unterdrückung der jüngsten Meuterei indischer Truppen in Singapore tatkräftig einzugreifen und in diesem wichtigen Transitplatz festen Fuß zu fassen. Dazu kommt, daß auch in China und in der ganzen Inselwelt des Stillen Ozeans die Interessen Japans denen Englands diametral entgegengesetzt sind. Es geht daraus hervor, daß das gegenwärtige Bündnis Englands mit Rußland sowohl wie mit Japan ein durchaus unnatürliches ist und unmöglich von langem Bestande sein kann, da nach Erreichung des momentanen Bündniszweckes, die natürlichen und unüberbrückbaren Gegensätze sofort wieder zum Durchbruch kommen werden. Eine der größten Schwächen Englands liegt daher in den genannten Bündnissen, und es ist eine der ersten Regeln in der Diplomatie sowohl wie in der Kriegführung, die Schwächen des Gegners zu benutzen. Die hieraus sich ergebenden Folgerungen liegen zu sehr auf der Hand, als daß ich sie noch besonders zu beleuchten brauchte.

Wie ich schon vorher erörtert habe, erkannten die Engländer bereits im sechzehnten Jahrhundert den Wert der Erwerbung von Kolonien. Aus diesen haben sie von jeher die Mittel zu ihrer heutigen Weltmachtstellung gezogen; denn Englands gegenwärtiger Reichtum beruht nur zum kleinen Teile auf den natürlichen Bodenschätzen Großbritanniens an Eisen und Kohle, sowie auf deren Ausnutzung durch industrielle Verwertung, zum weitaus größeren Teile dagegen auf dem Zwischenhandel, auf der Vermittlung des wirtschaftlichen Verkehrs Europas mit der übrigen Welt, wofür England in seinen eigenen Kolonien natürlich eine Vorzugsstellung besitzt. Je größer daher die Ausdehnung des Kolonialreiches, desto größer die Stärke der Vorzugsstellung. Die logische Folgerung nach der anderen Seite besteht darin, daß jede Verminderung an Kolonialbesitz zugleich eine Schwächung der englischen Vorzugsstellung in der wirtschaftlichen Welt bedeutet. Das Beispiel der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die früher auch britischer Kolonialbesitz waren, sich dann aber ihre politische Unabhängigkeit erkämpften, zeigt deutlich, wie das Aufblühen großer Kolonien auch deren Verlust in drohende Nähe rückt. Und tatsächlich ist diese Gefahr für England durchaus nicht mehr so fern und kann durch den jetzigen Krieg nur bedrohlicher werden.

Im Laufe der letzten zwanzig Jahre haben drei bedeutende britische Kolonialgruppen sich schon eine sehr erhebliche Selbständigkeit in ihrer Verwaltung errungen, wenn sie sich auch bis jetzt noch als Teile des britischen Weltreiches fühlen. Es sind dies Kanada, Australien mit Neuseeland und Südafrika. Alle drei besitzen schon volle Selbstverwaltung mit eigenen Parlamenten, alle drei haben bereits die Forderung eigener Kriegsflotten zur Verteidigung ihrer Küsten aufgestellt, und Kanada, Australien und Neuseeland haben die Erfüllung dieser Forderung schon durchgesetzt. Kanada ist sogar so weit gegangen, ohne England zu fragen, selbständige politische Verhandlungen mit anderen Nationen, wie z. B. mit den Vereinigten Staaten, zu führen, was früher als ausschließliche Prärogative der englischen Krone galt. Ferner haben alle drei Gruppen eigene Gesetzgebungen erlassen, die sich gegen die farbigen Untertanen des britischen Reiches und damit indirekt gegen England selbst richten. Australien läßt mit größter Schärfe nur weiße Einwanderer zu und ist dadurch den englischen Verbündeten, den Japanern, ein Dorn im Auge. Kanada wehrt sich energisch gegen japanische Einwanderung, wenn es diese auch nicht prinzipiell verboten hat. Man sieht indessen aus diesen kurzen Angaben, daß Konfliktstoff genug zwischen den großen britischen Kolonien und dem Mutterlande vorhanden ist und daß England sehr vorsichtig lavieren muß, um diese Klippen zu umsegeln.

In dem Augenblick, wo die genannten großen britischen Kolonien ihre Unabhängigkeit proklamieren, hat England die Hälfte seiner Stärke verloren. Wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika, würden Kanada, Australien und Südafrika nicht mehr Glieder des britischen Reiches, sondern gefährliche wirtschaftliche Konkurrenten Englands werden, und ihr Bestreben in den nächsten Jahrzehnten würde darauf gerichtet sein, ihre Unabhängigkeit zu befestigen durch Maßnahmen, die in erster Linie gegen England gerichtet wären. Ein deutliches Beispiel haben wir jüngst in Südafrika erlebt, wo die englische Herrschaft eine Zeit lang auf recht unsicheren Füßen gestanden hat. Daß die Südafrikanische Union sich nicht schon jetzt ihre vollständige politische Unabhängigkeit errang, lag lediglich an dem Mangel an Waffen und an der Uneinigkeit der Buren. Aufgeschoben ist indessen nicht aufgehoben, und es ist für uns ein bemerkenswerter Fingerzeig, daß die aufständischen Buren ihre Zuflucht zu ihren natürlichen Bundesgenossen in Afrika, d. h. zu uns, genommen haben.

Kanada hat in den letzten Jahren eine sehr erhebliche Einwanderung aus den Vereinigten Staaten aufgenommen. Im Falle eines Unabhängigkeitskampfes dieser Kolonie gegen das Mutterland, der leicht durch die ostasiatische Einwanderungsfrage hervorgerufen werden kann, sind die kanadischen Interessen in dieser Frage mit denen der Vereinigten Staaten identisch.

Ähnlich liegen die Verhältnisse in Australien, und es dürfte noch in allgemeiner Erinnerung stehen, mit welcher Begeisterung die nordamerikanische Kriegsflotte auf ihrer großen Weltreise vor einigen Jahren in den australischen Hafenstädten aufgenommen wurde, und wie bei den gewechselten Begrüßungsreden mit unverhohlener Deutlichkeit gerade das Thema der gemeinsamen gelben Gefahr berührt wurde.

Heutzutage zwar herrscht in den großen britischen Kolonien eine allgemeine Begeisterung und Hilfsbereitschaft für das Mutterland — abgesehen allerdings von Südafrika —; aber nichts ist mehr Schwankungen und einer gründlichen Verkehrung ins Gegenteil unterworfen, als Volksstimmungen, besonders wenn eigene Interessen in Mitleidenschaft gezogen werden, die bisher durch den Krieg nicht berührt wurden. Wie ich aber schon gezeigt habe, ist vor allem Japan für das Verhältnis der großen britischen Kolonien zu England ein Stein des Anstoßes, der sofort ins Rollen geraten würde, wenn es gelänge, Japan von seinem Bündnis mit England abzuziehen, oder Japan sich durch seine eigenen Interessen veranlaßt sehen würde, gegen England eine feindliche Stellung einzunehmen, was früher oder später zweifellos eintreffen wird.

Die zahlreichen anderen Kolonien Englands sind für eine Selbstverwaltung noch nicht reif und unterstehen der direkten Verwaltung durch das Mutterland. Es sind dies in der Hauptsache die weiten Landgebiete in Afrika, an deren Erschließung England eifrig arbeitet.

England ohne Kolonien ist wie ein Invalide ohne Beine, der sich nur noch mit Hilfe von Krücken fortbewegen kann. Englands Krücken werden aber die mächtigen britischen Kapitalbeteiligungen in neutralen Ländern, besonders in Süd- und Mittelamerika, sowie in Ostasien sein, wodurch die Engländer es verstanden haben, sich in jenen Ländern den Löwenanteil am Handel zu sichern. Ich erinnere an das Beispiel in Argentinien, wo England den größten Teil der Eisenbahnen mit seinem Kapital erbaut hat. Dadurch war es ihm bisher möglich, den Bezug von englischen Waren seitens Argentiniens zu erzwingen, indem es Waren aus anderen Ländern beim Transport auf den britischen Eisenbahnen in Argentinien eine ganz besonders aufmerksame Behandlung angedeihen ließ, durch die solche Waren entweder überhaupt nicht oder in recht fragwürdigem Zustande an ihrem Bestimmungsort anlangen. Auch an anderen Mitteln zu Chikanen fehlt es natürlich nicht.

Solche britische Kapitalbeteiligungen in der ganzen Welt stellen eine äußerst wichtige Stütze britischer Macht und Stärke dar. Aber auch diese Krücken werden notwendigerweise morsch werden und zusammenbrechen, sobald der Kapitalzufluß aus den britischen Kolonien aufhört und damit die Fortführung der Kapitalpolitik nicht mehr ermöglicht wird. Dann werden auch wir die erwünschte Ellbogenfreiheit in den neutralen überseeischen Ländern erhalten. Und Ellbogenfreiheit ist das einzige, was wir brauchen und verlangen, um uns aus eigener Kraft an die gebührende Stelle im Überseehandel durchzuringen. Nicht der Bedrückung anderer, sondern nur unserer eigenen Tüchtigkeit wollen wir unsere Erfolge zu verdanken haben.

Literarische Rundschau.

Wilhelm Lang.

Ein Lebensbild.

Mitten in dem Lärm des Weltkriegs ist in Stuttgart am 19. März 1915 der Dr. phil. Wilhelm Lang dahingegangen, der zeitlebens ein streitbarer Held, öfters ein Führer und das auf mehr als einem Gebiete des geistigen Lebens gewesen ist. Für einen, der ihn persönlich gekannt und geliebt hat, dessen Arbeitszimmer mehrere Jahre lang neben dem des Verblichenen lag, bedeutet dieser Tod den Hingang einer der wertvollsten Erinnerungen des früheren Mannesalters; für den schwäbischen Landsmann den Verlust des genauesten Kenners der großen Persönlichkeiten und geistigen Bewegungen Schwabens im neunzehnten Jahrhundert, deren zusammenhängende Geschichte noch ungeschrieben ist und von keinem mehr wird so geschrieben werden können, wie er es gekonnt hätte. Wie oft wird uns, wenn wir über Männer wie Vischer und Strauß, über die ganze Glanzzeit unseres schwäbischen Geisteslebens nachsinnen, aufs schmerzlichste zum Bewußtsein kommen, daß wir den bedeutendsten Kenner dieser Menschen und Dinge verloren haben! Es ist mit ihm eine der im stärksten Sinne des Wortes repräsentativen Persönlichkeiten dahingegangen, ein Mann, der an Umfang und Tiefe seines Geistes weit mehr gewesen ist als das, was er nach seinem äußeren Beruf war und sein wollte: ein deutscher Journalist.

Langs Leben ist bald erzählt. Er stammte aus einer altwürttembergischen Beamtenfamilie, und es haben sich unter seinen Verwandten mehrere in der einheimischen Geschichte, zum Teil auch darüber hinaus, einen guten Namen erworben. Sein Vater, dem er als ältestes Kind und einziger Sohn am 16. Juli 1832 geboren wurde, war Oberamtsrichter in Tuttlingen, kam aber schon nach vier Jahren in der nämlichen Eigenschaft nach Reutlingen, wo er bis zu seinem Tode im Jahre 1871 gewohnt hat; Kennern der Tübinger Universitätsgeschichte ist er vorteilhaft bekannt als jener „Privatdozent und provisorische Justitiar", der sich bemüht hat, die Härten des kommissarischen Regiments der Universität in ihrer verfassungslosen Zeit nach Möglichkeit zu lindern. Der Sohn hat den Vater und das Vaterhaus in einer für Freunde gedruckten Schrift geschildert. Er hat das Glück gehabt, in einem reichen und harmonischen Familienkreis aufzuwachsen, wie er selbst viel später einen solchen um sich versammeln sollte. Von den Eigenschaften des Vaters sind mehrere auf ihn übergegangen: nicht nur, wie es scheint, die physische Erscheinung, Kraft und Langlebigkeit, sondern auch die Liebe zur Natur, vor allem zur Pflanzenwelt, die Lust am rüstigen Wandern und an ernster wie heiterer Geselligkeit. Reutlingen war damals noch das „kleine Städtchen, welches ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart", wie noch heute aus seinen Gassen sich rasch der grüne Weg auf die Achalm und in die Alb hinein öffnet. Mit vierzehn Jahren kam Wilhelm in das nur wenige Stunden entfernte Seminar Urach; in einem zweiten Privatdrucke gibt er ein farbiges Bild dieser „Kloster-Erinnerungen". Der Aufenthalt in den zum Studium der evangelischen Theologie vorbereitenden niederen

Seminarien, die dem Volke noch immer „Klöster" heißen, dauerte damals vier Jahre, und so verlebte Langs Altersklasse, württembergisch „Promotion" genannt, in Urach die Jahre 1846 bis 1850 mit ihren mächtigen politischen An- und Aufregungen. Lang weiß uns nicht nur aufs beredteste und mit der wünschenswerten Dosis attischen Witzes zu erzählen, wie es dort zuging, wie man unter der stillschweigenden Duldung einer hohen Behörde Heckerhüte und Federn darauf trug, die „Deutsche Zeitung" neben dem amtlich zugelassenen „Schwäbischen Merkur" hielt und auch den schlimmeren „Beobachter" einzuschmuggeln verstand, wie man bei dem großen Franzosenschreck am Feiertag Mariä Verkündigung 1848 bereit war, die Waffen gegen den Erbfeind zu schwingen; er berichtet auch, wie sich schon damals eine zahlreichere demokratische und eine an Zahl schwächere preußische Partei unter den Klosterzöglingen gebildet hat und wie er selbst zu der letzteren gehörte, ohne das gerade, wie ein anderer, durch eine schwarz und weiß karrierte Hose zum Ausdruck zu bringen.

Im Herbst 1850 kam Lang zum Studium der Theologie ins Tübinger Stift, aus dessen Verband der auf ganz andere Bahnen geleitete Mann acht Jahre später ausgetreten ist. Er hat in Tübingen namentlich von F. Chr. Baur und von Friedrich Vischer gelernt; mit den zwei Namen sind schon zwei wesentliche Momente seiner eigenen späteren Arbeit genannt. Auch seine studentischen Beziehungen waren nicht ohne Bedeutung. Er gehörte der Verbindung Nordland an, die in den zwanzig Jahren ihres Bestehens von 1841 an eine große Anzahl der flottesten und zugleich geistig regsamsten Leute in sich vereinigt hat; in den Jahren des Alters, wo man sich gern auf Dinge und Menschen der eigenen Jugend besinnt, hat er die Geschichte der Verbindung geschrieben.

Den theologischen Beruf hat Lang sehr bald verlassen. Er war mehrere Jahre Hauslehrer auf einem westfälischen Gute, dann in einem Handelshaus zu Regensburg. Von dort hat ihn Gustav Kolb an seine Allgemeine Zeitung nach Augsburg gezogen. Freilich ist Lang nur zwei Jahre lang, von 1858 bis 1860, in Augsburg geblieben. Aber der Aufenthalt ist in doppelter Beziehung für ihn bedeutsam geworden. Er hat sich dort seine erste Frau geholt, Kolbs Tochter, und er hat die hohe Schule des Journalismus an dem damals bedeutendsten Weltblatte Deutschlands durchgemacht. Man kann ihn in dem Nekrolog seines Schwiegervaters erzählen hören, wie viele Männer ersten Ranges sich auf der Redaktion der Zeitung und am abendlichen Tisch ihres Redakteurs zusammengefunden haben. Im Jahre 1860 aber wurde Albert Schäffle aus der Redaktion des Schwäbischen Merkurs auf den Posten des Professors der Nationalökonomie in Tübingen berufen, den er nach acht Jahren mit demselben Lehrstuhl in Wien und später mit dem Sitz im Ministerium Hohenwart vertauschen sollte. Lang wurde eingeladen, seine Stelle in Stuttgart einzunehmen. Er hat vierundvierzig Jahre in der Redaktion des Schwäbischen Merkurs zugebracht, auch nachdem die vermehrte Last einer zweimaligen täglichen Ausgabe des Blattes hinzugekommen war; erst 1904 ist er in den Ruhestand getreten. In Stuttgart hat er 1862 auch seinen Hausstand gegründet. Es war freilich ein kurzes Glück; die allzu zarte Frau ist ihm schon nach zwei Jahren mit dem einzigen Kind entrissen worden. Der Mann, der unter einem aller Empfindsamkeit fremden, in eigenen Angelegenheiten wortkargen Wesen gewiß eine um so stärkere Kraft der Leidenschaft verbarg, hat es sechs Jahre lang nicht über sich gewinnen können, wieder an das Glück zu glauben, sondern den verwaisten Haushalt mit Hilfe einer seiner Schwestern weiter geführt. Erst 1870 hat er seine zweite Ehe eingegangen mit einer Tochter des menschlich und politisch ihm befreundeten Staatsrats Bitzer. Er hatte sich Zeit gelassen und

hat es nicht zu bereuen gehabt. Ein fünfundzwanzigjähriges Eheglück hat ihn mit der spät gefundenen Frau vereinigt. Fünf Kinder, eine Tochter und vier Söhne, betrauern mit der Mutter seinen Tod; mehrere unter ihnen haben seine künstlerischen Talente und Neigungen geerbt, keiner seinen Lebensberuf.

„Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze" — als Schiller dieses Wort schrieb, war es schon nicht mehr richtig. Man könnte aber versucht sein, dafür zu setzen „dem Journalisten". Der „Mann, der seinen Beruf verfehlt hat", übt gewiß einen der wichtigsten und dankenswertesten aus, wenn auch keinen der dankbarsten im üblichen Sinne des Wortes. Freilich, wenn ihm die notwendige Hast des Arbeitens nicht immer Zeit läßt, seine Arbeit künstlerisch zu runden, so wird dieser Vorwurf einem Meister der Darstellung wie Lang am allerwenigsten gemacht werden können. Aber mögen die Zeitfragen, in deren Dienst ein Journalist sich gestellt hat, noch so groß und wichtig sein: es wird immer eine Zeit kommen, wo sie nicht mehr existieren, wo neue Probleme, ganz andere und öfters viel größere, an ihre Stelle getreten sind und wo vielleicht nicht wir Alten, aber gewiß eine jüngere Generation lächelt über den Eifer und die Leidenschaft, mit der man um die früheren Fragen und Männer gestritten hat. Mag sie es tun! Es wird immer nur darauf ankommen, ob einer mit Einsetzung seiner Person, mit heiligem Eifer gekämpft hat. Lang war, wie wir gesehen haben, von Jugend auf ein entschiedener Kleindeutscher. Er hat in den bewegten sechziger Jahren an seinem Stuttgarter Redaktionstisch ausgiebige Gelegenheit gehabt, die gewählte Sache mit der Feder zu vertreten; nicht minder auch, wo es nottat, mit dem lebendigen Worte, das ihm, dem mit Worten sparsamen Manne, wenn er es brauchen wollte, in der wirksamsten Weise zur Verfügung stand. So war er auch 1866 bei der Gründung der neuen Partei mitbeteiligt, die sich in einer oft gemißbilligten und heute zum schlimmen Unrecht gewordenen Weise den Namen der „deutschen Partei" beigelegt hat; er hat zeitweilig hervorragende Posten darin vertreten und 1891 zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestandes ihre Geschichte geschrieben. Die Partei hat sich mit Entschiedenheit von den alten Genossen auf der Linken getrennt und ihr Bündnis mit den Männern der altwürttembergischen Rechten, der politischen und kirchlichen Konservativen geschlossen; Lang hat es seinem älteren Freunde Julius Hölder, dem späteren Minister des Innern, nie ganz verziehen, daß der stark demokratisch empfindende weichherzige Mann von der Freundschaft mit dem alten Freunde, dem Demokratenführer Karl Mayer, nie ganz loszubringen war, der sich bei seinem Flüchtlingsaufenthalt in der Schweiz ein vollgerüttelt Maß republikanischer Allüren angeeignet hatte. Aber bei aller unter Umständen harten Entschiedenheit war Lang zu bedeutend und von zu tief gewurzelter allgemein-menschlicher Bildung, um andere nur nach ihrer politischen Richtung zu beurteilen oder von ihnen nur nach der seinigen beurteilt zu werden; zog ihn zu Strauß neben anderem auch gemeinsames politisches Denken hin, so hat er mit dem in den damals brennenden politischen Fragen weit abstehenden Vischer zwei Jahrzehnte in ungetrübter Freundschaft gelebt; freilich ist bei Vischer eine sehr lebhafte deutsch-patriotische Empfindung immer das ausschlaggebende Moment gewesen. Es wird heute wohl das Richtige sein, wenn ich mich mit dieser kurzen Erwähnung der politischen Arbeit eines Mannes begnüge, dessen Wert mit ihr noch lange nicht erschöpft ist.

Die Summe von Langs schriftstellerischer Tätigkeit ist bewundernswert schon nach ihrer Vielseitigkeit, die die Einheit eines hochgebildeten, auf zentrale Erfassung der Dinge gerichteten Geistes doch nie vermissen läßt. Von Tagesblättern, in denen sein Name zu finden ist, mögen nur als entfernteste die beiden Wiener

„Preſſen" genannt ſein. Wichtiger für die dauernde Einſchätzung ſind die Revuen größeren Stils. Von 1863 bis 1870 hat er für die „Grenzboten" eine Anzahl Artikel politiſchen und anderen Charakters geſchrieben, ſpäter eine größere für A. Dove's „Im neuen Reich", deſſen letzte drei Jahrgänge 1879 bis 1881, nach dem Interregnum von K. Reichard, er ſelbſt herausgegeben hat. Dann vor allem die „Preußiſchen Jahrbücher", namentlich in ihrer früheren Zeit; vom zwölften Band 1863 an hat er ihnen eine Reihe der wertvollſten Beiträge anvertraut — ich zähle ihrer dreißig mit ſeinem Namen verſehene, den letzten nach längerer Pauſe vom Jahre 1898. Ein reichliches Dutzend ſtand in der „Deutſchen Rundſchau", von ihrem neunten Band 1876 an bis 1913. Einzelnes findet ſich auch in der „Hiſtoriſchen Zeitſchrift" und in den „Württembergiſchen Vierteljahrsheften für Landesgeſchichte". Zweimal hat er inhaltlich verwandte Aufſätze in Sammlungen vereinigt: 1875 ſeine zwei Bände „Transalpiniſche Studien" (Rudolſtadt, Hartung und Sohn) und von 1885 bis 1890 ſieben Hefte „Von und aus Schwaben" (Stuttgart, Kohlhammer), deren Titel an eine ſtehende Rubrik des „Schwäbiſchen Merkurs" anknüpfte, der im Jahre 1885 ſein Jahrhundertfeſt begangen hat.

Aus dem theologiſchen Berufe, für den Lang beſtimmt geweſen war, iſt er ſehr ſchnell hinausgewachſen. Aber für einen Mann ſeiner ernſten und gründlichen Art haben die höchſten und tiefſten Fragen, die ſich der Menſch ſtellen kann, zeitlebens ihre Anziehungskraft behalten. Er konnte unmöglich, wie Karl Leſſing, die Theologie für ein „Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen" halten, ſondern nur mit Karls größerem Bruder ſagen: „Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem ſich der menſchliche Scharfſinn mehr gezeigt und geübt hätte". Sein großer Lehrer Baur war von Hegel ausgegangen, was ihm beinahe den Weg zum Tübinger Lehrſtuhl verſperrt hätte. Lang hat zum erſten Mal die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen durch einen Artikel über Hayms Hegel, der 1857 in der Allgemeinen Zeitung ſtand, und ſpäter zu Hegels hundertſtem Geburtstag einen Gedächtnisartikel geſchrieben. Auf das Gebiet der eigentlichen Philoſophie hat er ſich allerdings ſonſt nicht mehr begeben, obwohl man auch ſeinen ſpäteren Arbeiten die energiſche philoſophiſche Schulung ſtets anmerkt, wohl aber auf das der Theologie und der hiſtoriſchen Kritik ihrer Grundlagen, wie ſie Baur begründet hatte. Eine längere Reihe von Artikeln über das älteſte Chriſtentum und eine größere Arbeit über die Petrusſage unternimmt es, die Bauriſche Kritik des Urchriſtentums, zum Teil verbunden mit Anſchauungen, wie ſie Baurs letzter großer Schüler Karl Weizſäcker begründet hat, in einem farbenreichen Gemälde darzuſtellen. Die Meinungen über dieſe Dinge haben ſich auch bei ſolchen Theologen, die der Kritik ihr Recht unverkürzt laſſen, doch ſehr beträchtlich zugunſten einer konſervativeren Auffaſſung verſchoben. Anderes ſind mehr Gelegenheitsarbeiten. Wir finden Aufſätze über Baur und Strauß, deſſen Nekrolog 1874 auch als kleines Buch (Leipzig, Hirzel) erſchienen iſt; über Strauß' zweites Leben Jeſu, über ſeinen Voltaire und über ſeine Gedichte, über Keim, den Biographen Jeſu, über mehrere Werke Hausraths u. A. Vielleicht am intereſſanteſten, wenigſtens in Beziehung auf den Zuſammenhang mit ganz anderen Arbeiten des Verfaſſers, ſind die über Renans Leben Jeſu und desſelben Buch über die Apoſtel, weil hier Gelegenheit gegeben war, zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Art der hiſtoriſchen Kritik Vergleiche anzuſtellen. In noch höherem Maße gilt das von dem Aufſatz von 1865 über den franzöſiſchen Proteſtantismus der Gegenwart, der wohl am wenigſten bekannt geblieben iſt und doch wegen ſeiner Beziehung zu praktiſch-kirchlichen Fragen beſonders intereſſant ſein dürfte. Ich kann mir's nicht

versagen, den Schluß hierher zu setzen. „Es wird Niemand entgehen, wie diese Taktik der französischen Bewegung von der der deutschen wesentlich verschieden ist. Die in Deutschland am weitesten vorgeschritten sind ... (es wird namentlich Strauß genannt) ... legen das Hauptgewicht auf die Meinung, d. h. darauf, was einer glaubt oder nicht glaubt: die Kirche überlassen sie mit Vergnügen den Gegnern. Die französischen Liberalen umgekehrt gestatten auf dem Boden der Meinungen unbedingte Freiheit; die Hauptsache ist, daß jeder sich frei zu der seinigen bekennen kann, und eben darum sorgen sie dafür, daß die Kirche, dieses Institut zur Erziehung der Massen, nicht Monopol einer Partei sei. Es liegt auf der Hand, auf welcher Seite die größeren praktischen Erfolge sein werden." Andere Artikel, die es mit den kirchlichen Kämpfen in Deutschland zu tun haben, mit Döllinger, dem Altkatholizismus, dem Züricher Reformpfarrer Heinrich Lang, Wilhelms älterem Vetter, haben durch die Länge der Zeit ihre aktuelle Bedeutung eingebüßt. Aber Lang, allenthalben auf historische Ergründung, insbesondere auch der Beziehungen zwischen politischer und Geistes-Geschichte bedacht, hat sich gelegentlich auch in der zeitlichen Mitte zwischen Urchristentum und modernen Kirchenfragen bewegt, in Aufsätzen über Dante, Abälard, über die Papstwahl von 1059.

Wohl den breitesten Raum unter Langs Arbeiten nehmen die über Geschichte und Literatur Italiens ein, von denen nur ein Teil in die „Transalpinischen Studien" aufgenommen worden ist. Ich weiß nicht, welchen Ursprung diese Vorliebe gehabt hat, von der Lang zwar der fruchtbarste und bedeutendste Vertreter in seiner engeren Heimat gewesen ist, aber keineswegs ohne Vorgänger. Sehen wir von der beredten, aber ganz oberflächlichen Art ab, in welcher Waiblinger Land und Leute des Südens enthusiastisch geschildert hatte, so mag Langs Tübinger Lehrer Vischer auf ihn nicht ohne Wirkung gewesen sein. Näher steht ihm sein älterer Freund und politischer Gesinnungsgenosse Hermann Reuchlin, der vor allem als alter Theologe — er war lange Zeit Pfarrer gewesen — dieselbe Verbindung theologischer und politischer Interessen zeigt, der Verfasser der Geschichte von Port-Royal und der vierbändigen Geschichte Italiens. Aber die früheste Schrift Langs, die sich auf italienischem Boden bewegt, zeigt deutlich den Zusammenhang mit philosophischen Dingen. Es ist die Schrift über „Michelangelo Buonarroti als Dichter", mit der er sich 1861 den Tübinger Doktorgrad erworben hat. Denn der Einfluß des florentinischen Platonismus steht hier im Mittelpunkte des Ganzen. Es hat sich später herausgestellt, daß die Gedichte des großen Florentiners nur in einer durch fremde Hand vielfach entstellten Form auf uns gekommen waren; den echten Text hat erst 1863 die kritische Ausgabe von Guasti gebracht, und Lang ist noch zweimal, 1868 und 1892, auf Michelangelos Gedichte zurückgekommen. Dante ist bereits genannt; andere Studien beschäftigen sich mit Boccaccio, Petrarca und anderen Männern italienischer Renaissance, also einem heute wieder sehr modernen Thema. Weitaus am häufigsten ist aber die Rede von der politischen, gelegentlich auch literarischen Geschichte Italiens im neunzehnten Jahrhundert, von Manzoni und Leopardi, noch mehr von Pius IX., Antonelli, der römischen Frage, von Viktor Emanuel, Cavour, Azeglio, Minghetti, Ricasoli und wie sie heißen mögen. Der Grundton, der hindurchgeht, kann wiedergegeben werden mit dem Titel eines Aufsatzes vom Jahre 1867 „Deutsche und italienische Einheit", welcher auch ins Italienische übersetzt worden ist.

Künstlerisches Interesse, an das die meisten bei der Nennung des italienischen Namens zunächst denken mögen, tritt ganz zurück. Man darf das ja nicht als Mangel an Sinn für das Schöne deuten. Ganz im Gegenteil. Es wird Lang, der die Antiken in London und Paris gesehen, Südfrankreich und Italien gekannt

hat, wohl gerade so gegangen sein, wie noch andern kunstsinnigen, aber ernsthaften Leuten, die sich abgeschreckt fühlen, über so zerschriebene Themata wie Florenz oder Rom oder Neapel noch einmal zu schreiben, während der vulgäre Italy-Trotter von den üblichen Exklamationen trieft und mit Goethe oder Waiblinger oder Kaden stolz wetteifert. Ich finde unter Langs Aufsätzen eigentlich nur zwei geographisch-künstlerische Schilderungen aus Italien: über Ravenna und über das staufische Schloß bei Lucera in Apulien; beidemal aber ist das historisch-politische Motiv als Einschlag oder mehr als das unverkennbar. Daß Lang für landschaftliche und künstlerische Schönheit ein offenes Auge hatte, wußten seine Freunde, wenn auch die wenigsten von seinen Skizzenbüchern gewußt haben werden, die allmählich zur Zahl von siebzig angewachsen sind. Es konnte ihn, der die größten Griechenwerke in ihrem nordischen Exil gesehen hatte, reizen, das Land aufzusuchen, in dem das Deutsche Reich in den siebziger Jahren eine der größten und uneigennützigsten Ausgrabungskampagnen machte; es konnte ihn auch reizen, zu der Betrachtung deutscher und italienischer politischer Emanzipation noch diejenige griechischer hinzuzufügen. Im Jahre 1876 hat er Griechenland bereist in Gesellschaft von Freunden: dem Historienmaler Häberlin, dessen Frau und dem Stuttgarter Architekten Tafel. Die Reise ging über den Peloponnes: Olympia, Megalopolis, Tripolitza, Argos, Mykenä, Korinth, nach Athen. Aber nur der der großen Welt minder bekannte Teil des Landes ist beschrieben in der 1878 bei Paetel erschienenen „Peloponnesischen Wanderung". Wenn zu Anfang, beim Besuch des Ausgrabungsfeldes von Olympia und des Apollontempels von Bassä, die künstlerische Teilnahme vorherrscht, so späterhin mehr das landschaftliche und anthropologische Moment. Aber Lang weiß überall eins neben dem andern festzuhalten in einer aus Ernst und Humor glücklich gemischten Darstellung; wer die wunderbare Schilderung Stackelbergs kennt, wird den Abschnitt über den Apollontempel mit Genuß daneben lesen. Das Interesse am neuen Griechenland hat Lang noch eine Zeitlang festgehalten und gelegentlich zur Besprechung neugriechischer Sachen veranlaßt. Politische Betrachtung ist ihm auch da nicht fremd. Beim Durchwandern Arkadiens drängt sich ihm die Betrachtung des üblichen althellenischen Partikularismus auf; erst durch die makedonischen Halbbarbaren ist das Griechentum Weltmacht geworden. Und doch findet er gerade hier die schönsten Worte über die nie wiedergekehrte einzigartige Schönheit und Geistesmacht des Griechenlands vor Philipp. Ähnliches auch von der deutschen Kleinstaaterei zu sagen liegt nahe; aber es war in den Jahren des Kampfes dazu nicht die gelegene Zeit. Die „Peloponnesische Wanderung" schließt mit einer den Politiker überall zeigenden Schilderung neugriechischer Zustände.

Indes Lang war kein Mann, dem das partikulare Heimatgefühl gemangelt hätte. Sein deutsches Vaterlandsempfinden ist viel zu echt, um nicht mit einem starken Empfinden des Schönen und Bedeutenden der schwäbischen Heimat gepaart zu sein; sein Auge zu scharf, um das Wertvolle und Charakteristische zu übersehen. Ein unermüdlicher Fußgänger, hat er, besonders auch von der Flora des Landes angezogen, bis ins hohe Alter das Schwabenland durchwandert und nicht nur mit dem Zeichenstift, sondern auch mit Worten, in beredten, schwungvollen oder humoristischen Schilderungen seine Eindrücke festgehalten. Die Sammlung „Von und aus Schwaben" enthält einige Kabinettstücke solcher Darstellung. Es ist ja bei vielen zu beobachten und auch Langs schwäbischen Landsleuten besonders nachgesagt worden, daß neben dem Zug in die Ferne ein ebenso starker in die nächste Nähe hergeht, und daß dieser besonders im höheren Alter stärker und beherrschender hervortritt. Unter Langs späteren historischen Arbeiten — von den italienischen war schon die Rede — finden sich zwar einige wenige über deutsche

und fremde Geschichte: über Leibniz' politische Schriften, über den amerikanischen Unabhängigkeitskampf, über Johann Friedrich von Wessenberg, über das Julikönigtum, über August Neffter; aber auch eine größere Reihe von solchen, die sich mit Ereignissen, Zuständen und Männern der schwäbischen Heimat beschäftigen. Besonders nahe mußte ihm liegen, was mit seinem eigenen Leben zusammenhing. Dahin gehört die Schilderung des oben genannten „Franzosenfeiertags", die mehrfach umgearbeitete und erweiterte Geschichte des „Nordlands", woran sich noch 1913 die Geschichte der „Feuerreiter" anschloß, der letzten Phase der älteren Tübinger Burschenschaft. Pietätvolle Erinnerung geben die Nekrologe seines Vetters Heinrich Lang und seines Schwiegervaters Gustav Kolb. Dann die Männer des Kampfes um den Anschluß an Preußen: Paul Pfizer, Hermann Reuchlin, Julius Hölder, der Dichter der Wacht am Rhein Max Schneckenburger, Otto Abel, der frühverstorbene Historiker Philipps von Makedonien und Philipps von Schwaben. Aber auch Männer der Forschung und Dichtung reizen den Biographen. Vor allem Friedrich Vischer, der in seiner Stuttgarter Zeit 1866 bis 1887 ihm durch Freundschaft verbunden war und im Hause des Dante-Forschers Friedrich Notter regelmäßig mit ihm zusammentraf; sein „Auch Einer" hat durch Lang eine ausführliche Würdigung erfahren („Jean Paul redivivus"). Dann Eduard Mörike; Schelling; der Nestor unter den jüngeren Schülern Hegels, Baurs Schwiegersohn Eduard Zeller; oder viel weiter zurück Herders erster Jünger in Schwaben, Gottlob David Hartmann, und Schillers Jugendgenosse Dannecker.

Damit sind wir in die Zeit Schillers gekommen. Sie ist in Schwaben eine politisch und literarisch gleich bewegte; in dem Lande Württemberg, das am längsten seine ständische Verfassung bewahrt hatte, spielt sich der Kampf zwischen ständischer Oligarchie und fürstlichem Absolutismus, später die Auseinandersetzung zwischen den überkommenen politischen Vorstellungen und den neuen Ideen der französischen Revolution in besonders lehrreicher Weise ab. Lang hat diese Auseinandersetzung in einer Folge von Bildern „für und wider die Revolution" dargestellt. Im weitesten Umfang hat er „die auswärtige Politik der württembergischen Stände" gezeichnet, für die Revolutionszeit speziell nach dem inhaltsreichen Buch von Vreede über Schwaben nach dem Basler Frieden. Aber das Problem des Verhältnisses von Persönlichkeit und Zeitgeist hat ihn auch hier nicht losgelassen. Es tritt ihm besonders entgegen in zwei jüngeren Zeitgenossen Schillers, die es vermocht haben, Parteigänger der französischen Revolution, dann französische Geschäftsträger und deutsche Vaterlandsfreunde zugleich zu sein und zwar das erste um des zweiten willen. Da ist Georg Kerner, der ältere Bruder von Justinus, der als Arzt und Politiker früh gestorben ist, und, ungleich bedeutender als er, ebenso wie ungleich langlebiger, der württembergische Pfarrerssohn und Stiftler, der als Graf und Pair von Frankreich geendet hat; Lang hat ihm seine ausführlichste und wohl auch wichtigste literarische Leistung gewidmet, das aus umfänglichen Studien herausgewachsene Buch: „Graf Reinhard. Ein deutsch-französisches Lebensbild 1761—1837" (Bamberg, Buchner). Reinhard ist, wenn wir den früh „entschwäbten" Schiller abrechnen, die bedeutsamste landsmännische Figur seiner Zeit: französischer Revolutionär, dann Vertreter Frankreichs an verschiedenen Höfen, namentlich an dem Jérômes in Kassel, dabei immer bemüht, soviel als möglich für das Los seiner deutschen Landsleute zu wirken; ein Mann der höchsten, überlegenen und weltumfassenden Bildung, einer der ganz wenigen Schwaben seiner Zeit, die nicht nur, wie alle Welt, den Dichter des Götz und Werther, sondern auch den späteren Goethe voll erkannt haben, mit dem er seit ihrer Begegnung in Karlsbad als mit seinesgleichen in brieflichem Verkehr stand.

Nun ist nur ein Schritt noch auf das Gebiet der schönen Literatur deutscher Zunge. Auch hier ist aber dasselbe zu bemerken, wie vorher über die bildende Kunst. Selbst ein Meister sprachlicher Darstellung, ein guter und feiner Kenner der Poesie, hat sich Lang nur ausnahmsweise auf dieses Gebiet begeben. Am meisten noch in Beziehung auf Schiller, dessen politische Bedeutung nicht zu verkennen ist. Er hat 1859 im Rathaussaal zu Augsburg die Jubiläumsrede gehalten, die im Jahr von Magenta und Solferino ganz naturgemäß zu einer patriotischen Kundgebung geworden ist; in der Rede, die er 1881 beim jährlichen Schillerfest des Stuttgarter Liederkranzes gehalten hat, kontrastiert er wirkungsvoll das Entstehungsjahr der Räuber mit dem der großen gewerblichen Landesausstellung in Stuttgart. Mit seinen italienischen Studien hängt einer seiner letzten Aufsätze zusammen, aus Anlaß des Buches von Lavinia Mazzucchetti über Schiller in Italien. Gelegenheitsaufsätze sind auch die über Novalis auf Grund von Raichs Ausgabe seines Briefwechsels und über Herder und Goethe in Straßburg auf Veranlassung des ersten Bandes von Rudolf Hayms unvergänglichem Buche. Von Mörike ist schon die Rede gewesen.

Der Name Haym ist genannt. Es ist unmöglich, die tief gegründete Verwandtschaft zwischen seiner schriftstellerischen Persönlichkeit und der Langs zu verkennen. Haym ist wie Lang von der Theologie und Philosophie ausgegangen und hat sich als Forscher immer auf dem Grenzrain zwischen ihnen und der schönen Literatur bewegt; er hat in der nämlichen Hauptrichtung wie Lang sich aktiv an der Politik seiner Heimat beteiligt und hat jahrelang eine der wichtigsten Zeitschriften herausgegeben, dieselben Preußischen Jahrbücher, zu denen Lang so viel beigetragen hat. Freilich, Haym ist Akademiker geworden und hat die Muße gehabt, uns von seinem W. v. Humboldt bis zu seinem Herder mehrere große, grundlegende Werke zu schenken; Lang war bis nach seinem siebzigsten Jahre an den Redaktionstisch einer Tageszeitung gebannt, und sein Reinhard ist das einzige Werk, das man, freilich als würdigen Genossen, neben Hayms Herder oder Romantische Schule stellen kann. Aber der Einheitspunkt der beiden ist derselbe: aus den tiefsten Wurzeln in der philosophischen Erfassung der Dinge und aus dem Zusammenwirken politischer und rein menschlicher Momente das Verständnis der bunten Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu gewinnen. Wenn man Lang am Ende seiner Tage gefragt hätte, welchen Teil seiner Tätigkeit er für wertvoller halte, den schriftstellerischen oder den praktisch-politischen, so hätte er vielleicht den zweiten genannt. Wir brauchen aber die Frage gar nicht aufzuwerfen. Beides ist untrennbar voneinander zufolge seiner tieferen geistigen Einheit.

Freilich liegt diese Einheit tiefer, und oberflächlichem Blick gibt sich nur die Oberfläche zu erkennen. Es gibt eine äußerliche, romantische, der Menge imponierende Art, sich patriotisch und kunstsinnig zu zeigen: jenes, indem man auf harmlose Fremdwörter Jagd macht oder alles „Völkische" unbesehen bewundert; dieses, indem man beim Genuß oder auch beim Hervorbringen des Kunstwerks einen krummen Kopf oder ein in schönem Wahnsinn rollendes Auge macht. Kaum gibt es einen besseren Prüfstein für die Geister, als das Verhalten zum deutschen Mittelalter. Sagenmotive und Figuren, die in ihrer mittelalterlichen, ritterlich-feudalen Überlieferung für den Kenner ehrwürdige Zeugen einer großen Kulturvergangenheit sind, müssen entweder in der süß-empfindsamen Weise der Almanachkupfer und der Wackenroderischen Herzensergießungen verzerrt werden, oder sie werden ihres Zeitgewandes entkleidet und nicht etwa in der naiven Weise älterer Kunst in das der Gegenwart gesteckt, sondern es wird ihnen die Wildschur einer vorgeschichtlichen Vergangenheit, ja einer vormenschlichen übergeworfen, aus Men-

schen halbe und ganze Götter gemacht, mitunter auch halbe und ganze Tiere, und das nicht nur im Namen einer echteren und tieferen Auffassung der Sage, sondern gar im heiligen Namen des Vaterländischen, des Deutschen. Man könnte versucht sein, Schillers Wort zu variieren und zu sagen: „Deutschheit, was war sie? Verstand und Maß und Klarheit"; aber der Ton müßte auf das war gelegt werden.

Lang hat an solchen Dingen nur eine mäßige Freude gehabt. Man wird in den Schriften des Patrioten vergebens nach einem Zug äußerlich-rassehafter Betrachtung suchen, bei dem Kunstfreund vergebens nach jener beliebten Bewunderung des Gestaltlos-Nebelhaft-Nordischen. Ihm ist Vaterland und Kunst von geistiger Bildung untrennbar; ist ihm ein geistiges Leben ohne politische Kraft undenkbar, so würde ihm vor einer Machtentfaltung barbarischer Art gegraut haben. Wo er in das Mittelalter greift, da ist er sich immer der großen Wichtigkeit des Bildungselements, der staatlichen und kirchlichen Mächte, der Bedeutung der Theologie und ihrer Träger bewußt, und die heute mit allem Nachdruck angestrebte enge Vereinigung profan-, kirchen- und literargeschichtlichen Studiums ist gewiß sehr in seinem Sinne. Er war als Student ein eifriges Mitglied der akademischen Liedertafel; die Idee einer großen deutschen Kunst lag ihm gewiß am Herzen. Aber es kommt darauf an, wie sie gemacht wird. Lang ist zeitlebens ein Freund guter Musik gewesen; von der modernen, die sich als Erfüllung der Zeiten gibt, hat er nicht viel wissen wollen. Was er über das heutige Asyrertum in der Monumentalkunst gedacht hat, weiß ich nicht. Vielleicht hat er als alter Theologe, der auch alt genug geworden ist, gesagt: „Alles hat seine Zeit".

Alt ist er geworden; gealtert hat er nur wenig. Auch wer ihn, wie ich, in den letzten Jahren nur noch dann und wann zu sehen bekommen hat, ist von der gleich gebliebenen Frische seines Wesens erfreut gewesen. Die gedrungene Gestalt bewegte sich mit der alten Munterkeit. Als am 1. Mai 1913 meinem Vater, mit dem ihn alte Freundschaft verbunden hatte, ein Gedenkstein in seinem Heimatort errichtet wurde, erschien Lang von einer zwei Stunden entfernten Station her zu Fuß, in einer drückenden Gewitterschwüle. Das helle Auge blickte noch gleich schalkhaft oder auch zornig aus dem charaktervollen, von weißem Bart umflossenen Gesichte. Erst im vergangenen Winter ließ seine Gesundheit mehr zu wünschen übrig; der furchtbare Ernst der Zeit, die Sorge um zwei im Felde stehende Söhne wird auch an ihm gezehrt haben. Aber er ist doch ohne eigentliche Krankheit sanft aus einem langen und reichen Leben gegangen. Man ist heute allmählich abgestumpft gegen Todeskunden. Es wird eine Zeit kommen, wo man wieder die Muße haben wird, sich auf die zu besinnen, die nicht mehr da sind. Dann wird der deutsche Vaterlandsfreund, der Kenner und Freund schwäbischer Art, der Liebhaber unserer Geistesgeschichte mit Wehmut den Namen Wilhelm Lang nennen als einen, den man nicht vergißt.

Hermann Fischer.

Die Erscheinung. Novelle von Anselma Heine. Berlin, Egon Fleischel. 1912.

Richard M. Meyer hat in seiner Literaturgeschichte auf Grund gemeinsamer Neigung, symbolische Momente in die realistische Erzählung zu verflechten, Anselma Heine neben Ricarda Huch gestellt. Stützte sich diese Ansicht vornehmlich auf die erste Novellensammlung der Dichterin („Drei Novellen" — bei Paetel), so legt auch die letzte Erzählung wieder ein ähnliches Resultat nahe. Dennoch liegt eine Welt voll Wandlung und Entwicklung dazwischen. Was nämlich anfangs ein Hineinspielen irrationaler Elemente in die Erzählung gewesen war, ist jetzt Bestandteil der Handlung selbst geworden; künstlerische Technik, die der Vertiefung von Stimmung und Geschehnis diente, hat nun als Vehikel dichterischer Weltanschauung Anwendung gefunden. Zwar war es schon in jenem

ersten Bande, mehr ahnungsvoll als programmatisch freilich, ausgesprochen worden, daß dem Forschen nach dem Ursächlichen das Metaphysische sehr naheliege; aber es hat vieler Jahre bedurft, bis es der Dichterin gelungen ist, diesen Satz auch in poetischer Gewandung überzeugend zu veranschaulichen. Ich möchte versuchen, diesen allmählichen Übergang in seiner gleichwohl organischen Fortentwicklung näher zu bestimmen. Man wird gut tun, die letzte Erklärung in der Art der Persönlichkeit dieser Schriftstellerin zu suchen. Anselma Heine ist eine von Grund aus lebenbejahende Natur. Sie sah die Welt, noch ehe sie darüber nachzudenken begonnen hatte, in poetischer Verklärung, eingesponnen nur in die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens, das täglich mit neuen Eindrücken auf sie einstürmte. Dann aber regte sich in ihr das Gelehrtenblut, väterliches Erbteil; Überlegung und Kritik duldeten keine Abweisung mehr und fanden in der Dichtung ihren Niederschlag. Es ist jene späte Epoche, da Anselma Heine zuerst an die Öffentlichkeit tritt, so daß wir die Abfolge der sie beschäftigenden Probleme gut überschauen können. Wie ein Zweifel an der eigenen Skepsis nehmen sich ihre ersten dichterischen Arbeiten aus. Stechend fallen Blicke auf Wehr und Waffen im Reiche der Kunst. „Peter Paul" ist die Absage an alle Halbheit, die sich dort schädigend und zerstörend eingenistet hat. Wie schlicht ist dabei in diesem Erstling das echte, ringende Künstlertum dem hohlen Schein in seiner Anmaßung gegenübergestellt. Unvergeßlich dieser elende, lorbeerhungrige Peter Paul, der seinen Ruhm dem Diebstahl an einem irrsinnigen Maler dankt und der Entdeckung nur durch frühzeitige Erblindung entgeht. Wie erschütternd wahr sein angstvolles Geständnis in jener Nacht vor der Operation, die ihm sein Augenlicht wiedergeben soll. Er weiß, er ist vernichtet. Und er will der Welt laut sein Unrecht bekennen, so verspricht er dem Freunde. Da mißlingt der Versuch des Arztes, und sofort macht sich die alte Erbärmlichkeit breit wie zuvor. Mitleidvoll lächelnd ist die Dichterin an diesem Eindringling vorübergegangen; aber die fried- und freudelosen Zustände haben ihr noch öfters zu Skizzen und Gemälden den Pinsel in die Hand gedrückt. Sie hat uns das verkrüppelte Mädchen gezeichnet, deren herrliche Stimme Gebrechen und Umgebung ungehört verhallen lassen, und sie hat eine harmlose Halbschwester jenes Peter Paul, die mit ihrem Theaterstück renommierende Ministerialrätin satirisch-drastisch abgestraft; endlich hat sie darauf hingewiesen, wie der wahre Künstler auf die Dauer nicht durch künstliche Mittel zu neuer Schaffenskraft gelangen, erschöpfter Eigenart nicht durch einfühlende Anpassung aufhelfen werde. Es scheint fast, als habe die Dichterin dieser Studie, die die Möglichkeit eines dauernden Einklangs zwischen Künstler und Künstlerin tragisch verneint, die allgemeinere Erkenntnis zu danken, daß den Menschen schlechthin eine tiefere geistige Übereinstimmung verwehrt sei. Jedenfalls wird die Nähe des Metaphysischen deutlicher spürbar, obschon die Dichterin hart und fest auf dem Boden der Wirklichkeit verbleibt. Die Sängerin Dagny (in der „Peri") meint, wie kompliziert das Leben doch sei, wenn man erst anfing, darüber nachzudenken. Das ist dort oberflächlich herausgesprochen, insgeheim aber die wohlüberlegte Ansicht auch der Dichterin. Geruhiges Dahinleben, so philosophiert der Philister, ist das gefahrloseste. Im „Rosenstock" ist die Probe selbst auf dieses Exempel versucht, aber es ist falsch: die unvorherzusehende Störung einer Bajazzoaufführung wirft den braven Orchestergeiger Brömme aus den Bahnen des Alltags und treibt ihn einem langsamen Verderben entgegen. Also auch abtötende Gleichmäßigkeit bietet keinen Schutz vor dem Leben. Dreihundertvierundsechzig Tage sind einander ähnlich, aber der dreihundertfünfundsechzigste hebt sich heraus und wirft alle Rechnung über den Haufen. Eine Fülle von Rätseln und Fragen drängen um Gestaltung und Lösung. Anselma Heine greift sie auf. Gedanken Darwins und Schopenhauers, Nietzsches und Ibsens haben ihr den Blick geschärft, der neue Problemstellungen erspäht. Ganz systematisch gibt sie sich in Essays darüber Rechenschaft, dann erst tritt sie an den Roman heran. Da gibt es denn keine farblose Liebesgeschichte mehr; hier steht eine neue Generation vor uns, die ihre Bedrängnis, in die erbliche Belastung und Liebe sie geführt hat, durch den Kodex einer verfeinerten Moral geläutert wissen will; eine Jugend, die ihre eben angeknüpften Beziehungen zu der vom Vater getrennt lebenden Mutter wieder löst, weil sie ihn mit dem Anspruch, sie zu betreuen, kein Recht auf fremde Liebe einräumt. Oder wir erleben es, wie das Experiment eines unternehmungsfreudigen Assessors, das in jugendlicher Verehrung und Liebe ihm anhangende Mädchen sich zur Braut und Frau zu erziehen, scheitert, weil es eben — hier rundet sich der Gedankenkreis — keinen Einklang gibt. Die Malerin Hölderli hat über dem irrigen Versuch ihres Gatten, einen solchen Einklang von Dauer herstellen zu können, ihre Eigenart absterben sehen und ist ihr in den Tod nachgegangen; in verbissenem Kampf mit der geliebten Kollegin reibt sich der Privatdozent Karstens auf, und nun geht auch der Ingenieur Riedhammer über der Einsicht zugrunde, daß der erträumte geistige und Herzenseinklang ein Phantom sei. Es ist interessant, zu beobachten, wie Anselma Heine

den Rohstoff dieser Erzählung mit vollendeter Kunst ihrem Zweck anzupassen wußte. Man hatte ihr von einer Amerikanerin berichtet, die anläßlich einer internationalen Ausstellung mit ihren Töchtern nach Paris gekommen, dort aber plötzlich an der Pest erkrankt und gestorben sei. Um den Erfolg der Ausstellung nicht zu gefährden, war sie in aller Heimlichkeit beerdigt und ihr Zimmer noch nachts umtapeziert worden. Dieser Vorgang ist beibehalten, aber er ist nicht Sensation, er ist Rahmen. Im Mittelpunkt steht das Verlangen jenes heimkehrenden Ingenieurs nach seiner neugewonnenen Gefährtin, die hier ein Opfer der Pest wird. Und aus den Zweifeln und Ängsten und sehnsüchtigen Klagen des unglücklichen Mannes klingt der alte Babelfluch der Menschheit durch, daß es keine Verständigung gibt und das Leben ein Alleinsein ist. Die ersehnte Harmonie aber gleicht dem Flimmern der Sommerluft, dem Glitzern des Wüstensandes, dem Gischt der Meereswogen, das in dieser Erzählung unübertrefflich gemalt ist: minutiös deutlich und doch nicht erfaßbar in seinen Partikelchen den menschlichen Sinnen; sie ist eine Fata Morgana — wie sie grausam schön, aber ohne Bestand und nur nüchterner Berechnung begreiflich. „Leben heißt einsam sein," diese Hessesche Melodie ist das Motiv auch der Heineschen Dichtung. Aber es wäre verkehrt, die Dichterin darum einer pessimistischen Grundstimmung zeihen zu wollen. Ihr wird im Gegenteil diese Einsicht zum Born ungeahnter, stolzer Kraft. Darum kann sich ihr Schaffen auch nicht auf ein totes Gleis verrennen. Mit fast logischer Konsequenz ist sie, die den Vierzigern nahe an die Öffentlichkeit getreten war, von Entwurf zu Entwurf, von Dichtung zu Dichtung ihren Weg gegangen. So dürfen wir, da die Dichterin in voller Rüstigkeit ihrem sechzigsten Geburtstag (18. Juni) entgegensieht, voll Vertrauen abwarten, was sie unserer Literatur in den nächsten Jahrzehnten zuführen wird. *ωχ.*

Aus dem Tagebuch eines Sachsengängers aus der Heide. Von Johannes Mühlradt. Leipzig, Fr. Schneider. 1915.

Wäre der ehemalige Sachsengänger nicht späterhin Pastor geworden, wären diese Erinnerungen in der knappen, hilflosen, aber so reizvollen Ausdrucksweise der Ungebildeten geschrieben, hätten wir ein überaus anziehendes Büchelchen erhalten. Auch so ist es wertvoll. Es bringt die Erlebnisse jener kräftigen, aber stumpf-erschrockenen, bündelbeladenen Landmenschen, welche truppweise gelegentlich die Großstadtstraße durchziehen, und auf denen heutzutage das Gedeihen unserer Landwirtschaft zu beruhen scheint. Mit ansprechender Kleinmalerei wird die Reise aus der einsamen Tuchlerheide in Westpreußen nach Berlin geschildert. Zusammen mit zum größten Teil polnischen Gefährten hatte der Dorfjunge sich einem Rübenunternehmer in Sachsen verdungen. Die Angst, welche das schreckliche Gewimmel am Schneidemühler Bahnhof hervorruft, die Gespräche in jenem Vierterklassewagen, die Eindrücke des denkwürdigen Berliner Tages werden uns vorgeführt. Er traf es nicht schlecht, die Behandlung war meistenteils menschlich. Wir lernen die Lebensgewohnheiten der Sachsengänger kennen; jeder Mann gibt einem der Mädchen eine kleine Summe, wohingegen sie für ihn kocht und wäscht. Den Höhepunkt bildete das Erntefest. Nachdem Zwistigkeiten zwischen Deutschen und Russen eines benachbarten Gutes mit einer Mordtat endeten, griffen sie zu Erbauungsbüchern, sahen dem Besuche des Geistlichen gern entgegen. Der Verfasser ist Deutscher, beschreibt und beurteilt die Polen jedoch eingehend und gerecht. „Der Deutsche ist selbstbewußt, der Pole kennt wenig Selbstbewußtsein, um so mehr Nationalbewußtsein. Er fühlt sich nur als Teil eines großen Ganzen, und das Ganze ist sein Volk. Sein Priester ist ihm nicht nur Führer in allen Seelen-, sondern auch in äußeren Angelegenheiten, dem er durch dick und dünn folgt . . . Wenn es sich um den einzelnen handelt, ist er lange nicht so hilfs- und opferbereit als der Deutsche, aber er übertrifft ihn, wenn es sich um kirchliche und nationale Dinge handelt." Auf einem Gut sah er oft von fern die blasse, junge hübsche Hausfrau, Gattin des düsteren, gefürchteten Herrn. Zu der Weihnachtsfeier schrieb sie jedem Arbeiter einen Sinnspruch, den derselbe zwischen reichen Gaben vorfand, hatte für jeden einen Händedruck, ein freundliches Lächeln, „eine stille Abbitte für vieles am Alltag Erlittene", und von den Tagelöhnern wurde sie als Heilige verehrt. Er bekam schließlich das Heimweh, ließ seinen Verdienst fahren, um nach Hause zu kehren. Von seinem Vater, dem Heidebewohner, entwirft er ein merkwürdiges Bild. Abends erzählte dieser im Krug Märchen, die ihm die Eltern einst erzählt hatten. „Manchmal packt ihn die Erregung, daß er aufsteht und gestikulierend sich warm redet. Je trostloser für ihn die Gegenwart ist, um so lieber ist er im Reich der Träume, wo seine Helden, die armen Hirten, plötzlich zu ungeheueren Reichtümern und Ansehen kommen." Zum Schluß bringt er ergreifende Briefe ostpreußischer Flüchtlinge. „Ich bin im Zug krank geworden, daß ich von rein gar nichts wußte, und als ich ankam und das alles sah,

wurde ich noch schlechter... Nichts als Erd und Asche, noch eine große Scheune steht... Soviel Menschen sind tot, und verschiedene Kinder fanden wir noch an der Wand genagelt... Und von meinem Mann habe ich von seinem Freund erfahren, daß er totgeschossen ist, denn er mußte Patrolge reiten..." *μβ.*

Kriegsjahrbuch des Bundes Deutscher Frauenvereine. 1915. Leipzig und Berlin, Verlag B. G. Teubner.

Das Frauenjahrbuch 1915 gibt ein anschauliches Bild der Kriegstätigkeit deutscher Frauen. An erster Stelle erläutert die Vorsitzende Dr. Gertrud Bäumer in großen Zügen die Erprobung und Bewährung der Frau von heute im Krieg. Ihre warmen Worte, in denen eine hingebende, von jeder Anmaßung freie Vaterlandsliebe sich mit einem echt weiblichen Glauben an die Mission der lindernden Caritas paart, verdient Beachtung als Dokument der Stimmung und Stellungnahme der modernen Frau in dieser großen Zeit. Der besonders sympathisch berührende Zug demütigen Ernstes, eines Patriotismus, der sich mehr positiv als Liebe zum Vaterland denn negativ als Haß gegen den Feind äußert, und eines unmittelbar aus den Tiefen persönlichen Schmerzes steigenden Bedürfnisses, sich hinzugeben, kommt auch in den übrigen Aufsätzen zum Ausdruck und bildet einen ergreifenden Unterton all dieser Auslassungen. Außer einem zweiten prinzipiellen Artikel über „Der Krieg und die Kultur" der bekannten Vorkämpferin Helene Lange und einem Aufsatz zu Ricarda Huchs fünfzigstem Geburtstag von Emmy von Egidy enthält das Kriegsjahrbuch Aufsätze über „Hausfrauenpflichten in der Kriegszeit", „Die Beteiligung der Frau an der Krankenpflege", „Probleme der sozialen Kriegsfürsorge", „Die Lehren des Krieges für die Frauenberufsbildung", „Der Krieg und die Jugend" und „Der Nationale Frauendienst". Dieser letztere Aufsatz, von Anna Pappritz verfaßt, ist geeignet, eine Vorstellung von dem Fortschritt weiblicher Kriegstätigkeit gegen früher unter dem Einfluß der Frauenbewegung zu geben. Der Nationale Frauendienst ist die vom Bund Deutscher Frauenvereine resp. seiner Vorsitzenden Dr. Gertrud Bäumer bei Kriegsbeginn ins Leben gerufene Organisation, die bei der Einrichtung aller Art freiwilliger Hilfstätigkeit mit den Kommunalbehörden arbeitet. Der Nationale Frauendienst hat mitgewirkt bei der Kinder- und Jugendfürsorge, bei der Einrichtung von Näh- und Strickstuben für weibliche Stellenlose, bei der Nahrungsmittelversorgung, der Fürsorge für Angehörige freier Berufe, der Beratung in Grund- und Eigentumsfragen. — Das Kriegsjahrbuch birgt reiches soziologisches Material und ist ein schöner und erfreulicher Beitrag zur Psychologie der Frauenbewegung in ihrem neuesten Stadium. *ρω.*

Die indische Frage. Von Sten Konow. Hamburg, L. Friedrichsen und Co. 1914.

Dieser Vortrag ist einer der neun, welche Hamburger Professoren über den Weltkrieg gehalten haben. Er rührt von einem Kenner der indischen Dinge her, welcher der Ansicht nicht ist, als ob die Engländer einen Aufstand in Indien besonders zu fürchten hätten. Ihre Stellung dort ist sehr stark; die Inder bilden keine geschlossene Masse mit einheitlichem Willen, und sie fürchten, daß sie unter Umständen vom Regen in die Traufe kommen könnten. Ob aber, wenn England in Europa besiegt wird, wenn seine indischen Soldaten diese Tatsache mit heimbringen, die Sache nicht noch anders sich gestaltet, steht auf einem andern Blatt. *γε.*

Der Krieg und die Frauen. Von Dr. Agnes v. Harnack. Berlin, Julius Springer. 1915.

Der als Broschüre herausgegebene, an einer Frauenschule Berlins gehaltene Vortrag bringt eine kurze Zusammenfassung der Frauenarbeit im Kriege, die von August bis November geleistet worden ist. Die knappen, aber aufschlußreichen Erörterungen befassen sich hauptsächlich mit dem von Dr. Gertrud Bäumer gegründeten „Nationalen Frauendienst", einer verdienstvollen Organisation, die sich auf den verschiedensten Gebieten betätigt, so mit der Prüfung der Gesuche um Kriegsnotunterstützung, der Vermittlung von Speisemarken, der Jugendfürsorge, der Einrichtung von Näh- und Strickstuben, der Fürsorge für die Angehörigen freier Berufe usw. Die Erfahrungen der Verfasserin mit den freiwilligen Hilfskräften, von denen sich diejenigen am besten bewährten, die sich im gewöhnlichen Leben einem Beruf widmeten, z. B. die Studentinnen, führen zu einer Erörterung des allgemeinen Dienstjahres für Frauen. Die Verfasserin befürwortet seine Einführung und verspricht sich davon körperliche Kräftigung der Mädchen, größere Wertschätzung praktischen Könnens, Disziplin, Berührung mit den verschiedenen Schichten des Volkes. Das Dienstjahr soll in zwei Teile zerfallen, ein halbes Jahr Haushaltungsschule, und das zweite Halbjahr nach Wahl Kinderpflege, Krankenpflege,

Gartenbau oder Handarbeit. Die Frage des Frauendienstjahres ist in dem engen Rahmen des Vortrags nur in Kürze entwickelt; sie dürfte aber im Anschluß an den Krieg in weiteren Kreisen zur Aussprache kommen und sehr verschieden beurteilt werden. *ρω.*

Belgiens Volkscharakter und Belgiens Kunst. Von E. W. Bredt. Mit 54 Abbildungen. München, Verlag Hugo Schmidt.

Das Büchlein ist ein interessanter Versuch, „Verständnis für das uns verwandte flämische Volk" zu wecken, und zwar auf dem Wege über die bildende Kunst. An den alten und neuen Malern des geographischen Bezirks, den man heute „Belgien" nennt, stellt der Verfasser gemeinsame Züge fest und zieht daraus Rückschlüsse auf den Charakter der gesamten Bevölkerung. Gewichtige Einwände können gegen das Buch erhoben werden. Erstens erhält man ein unvollständiges, einseitiges Bild von einer Bevölkerung, wenn man nur ihre bildende Kunst, nicht auch ihre Literatur zu einer solchen Betrachtung heranzieht. Was gewönne man für eine Vorstellung zum Beispiel vom schwedischen Volkscharakter, wenn man ihn nur durch das Medium seiner Malerei betrachtete und Bellman, Tegnér, Selma Lagerlöf, Strindberg unbeachtet ließe! So finden wir, was die flämische Volksseele anbelangt, bei Conscience, Ledeganck, Guido Gezelle manchen Charakterzug ihres Volkes, den wir in der flämischen Malerei kaum oder gar nicht antreffen, weil die Malerei gerade diese — oft sehr wesentlichen — Züge gar nicht wiedergeben kann. Ebenso einseitig und summarisch ist die Theorie von der „Grausamkeit der Belgier" aufgestellt: Es ist kaum angängig, den Brüggelingen besondere Grausamkeit vorzuwerfen, weil sie sich von Gerard David und Dierick Bouts grausame Bilder malen ließen; Käufe ähnlicher Geschmacksrichtung haben sich damals auch Städte geleistet, die recht weit von Belgien entfernt lagen, und die flämischen Maler (wie Rubens usw.) sind nicht die einzigen der Gegenreformation, die grausame Handlungen malten; und was der Franktireurkrieg des Spätsommers an abscheulichen Ausartungen gebracht hat, trug sich — soweit sich das überhaupt feststellen läßt — besonders auf dem Gebiet der Wallonen und Mischlinge zu; wo reine Flamingen wohnten (Brügge, Gent, Dostcamp usw.), hat sich die Zivilbevölkerung meist ruhig und gesittet gegen unsere Truppen benommen. Und das führt zum dritten Einwand, den man stärker betonen muß als die übrigen: Der Verfasser nimmt das belgische Volk als ein Ganzes, während es sich doch um zwei Völker handelt, die trotz aller Zusammenhänge und Übergänge ihrem Charakter nach grundverschieden sind. Jan van Eyck und Félicien Rops verkörpern nicht nur verschiedene Zeiten, sondern auch verschiedene Rassen, die durchaus noch nicht miteinander verschmolzen sind. *ευσ.*

Der Sinn deutschen Kolonialbesitzes. Von Kurt Wiedenfeld, ord. Professor an der Universität Halle. Deutsche Kriegsschriften, 6. Heft. Bonn, A. Marcus' und E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn).

Der Verfasser bekämpft in der nur 36 Seiten umspannenden, aber inhaltreichen und elegant geschriebenen Broschüre die „materialistische Geschichtsauffassung" in der Kolonialpolitik; er wendet sich gegen die kolonialpolitischen Buchhalter und Spießbürger, die jedes Opfer sachlicher und persönlicher Art, das wir für unsern überseeischen Besitz brachten, nur dann billigten, wenn es sich gleich „bezahlt" machte, und legt dar, welche Bedeutung die Kolonien „als weltpolitische Stützpunkte" und „als Erzieher zur Weltpolitik" haben. *εω.*

Der Vampir des Festlandes. Eine Darstellung der englischen Politik nach ihren Triebkräften, Mitteln und Wirkungen. Von Graf Ernst zu Reventlow. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1915.

Eine Geschichtsdarstellung, wie sie parteiischer und doch großzügiger kaum gedacht werden kann! Mit einer Konsequenz, der es trotz wiederholter Anwendung nicht an grimmiger Frische fehlt, wird hier Englands Gesamtpolitik in hundert Fällen seiner Geschichte auf dieselbe, einzige, heute sehr populäre Formel zurückgeführt. Mag der objektive Historiker auch dagegen protestieren, so ist es immerhin — nach dem, was uns die zweite Hälfte des Jahres 1914 gebracht hat — für unser Volk besser, es hält an der Reventlowschen Anschauung, die Fleisch und Blut hat, fest, als daß es in die frühere Meinungslosigkeit zurückfällt, in der es vor Beginn des Krieges umhertastete. Freilich darf dabei nicht übersehen werden, daß eine weit orientierte, alleuropäisch-kontinentale Politik gegen England erst unter Voraussetzungen möglich wird, die in absehbarer Zeit noch nicht als gegeben gelten können, nämlich unter den beiden, daß Frankreich aus seiner Revanchepolitik erwacht wäre, und Rußland eine weniger antieuropäische Betätigung gefunden hätte. *ευσ.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aurbacher. — Der Kriegszug der sieben Schwaben. Eine ergötzliche Historie von Ludwig Aurbacher. Aufs neue herausgegeben von Heinrich Mohr. 124 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. O. J.

Ausleger. — Gesänge im Kriege. Von Gerhard Ausleger. 5 S. Weißenfels, Max Lehmstedt. 1915.

Bernstein. — Die Internationale der Arbeiterklasse und der europäische Krieg. Von Eduard Bernstein. 50 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Bertsche. — Kriegsbrot für die Seele. Aus den Werken des Abraham a Sancta Clara dargeboten von Dr. Karl Bertsche, Großherzogl. bad. Professor. 118 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1915.

Binder. — Mit dem Hauptquartier nach Westen. Aufzeichnungen eines Kriegsberichterstatters. Von Heinrich Binder. 208 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Borckenhagen. — National- und handelspolitische Bestrebungen in Deutschland (1815—1822) und die Anfänge Friedrich Lists. Von Dr. Fritze Borckenhagen. (Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, Heft 57.) 83 S. Berlin und Leipzig, Dr. Walther Rothschild. 1915.

Bratter. — Im Krieg in Paris. Beobachtungen eines deutschen Journalisten 1915. Von E. A. Bratter. Mit einem Vorwort von Fedor von Zobeltitz. 96 S. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. 1915.

Bredt. — Belgiens Volkscharakter. Belgiens Kunst. Von E. W. Bredt. Mit 54 Abbildungen. 104 S. München, Hugo Schmidt. O. J.

Bücher. — Unsere Sache und die Tagespresse. Von Dr. Karl Bücher, ord. Professor der Nationalökonomie an der Universität Leipzig. 74 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Budde. — Naturwissenschaftliche Plaudereien. Von Dr. E. Budde. Vierte, durchgesehene Auflage. 346 S. Berlin, Georg Reimer. 1914.

Chamberlain. — Neue Kriegsaufsätze. Von Houston Stewart Chamberlain. Zweite Auflage. 102 S. München, F. Bruckmann A.-G. 1915.

Chronik. — Chronik des Deutschen Krieges. Nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. Band 2: Von Mitte November 1914 bis Mitte Januar 1915. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1915.

Deißmann. — Deutscher Schwertsegen. Kräfte der Heimat fürs reisige Heer. Von D. Adolf Deißmann, ord. Professor an der Universität Berlin. 78 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Deutinger. — Über das Verhältnis der Poesie zur Religion. Von Martin Deutinger. Neu herausgegeben und eingeleitet von Prof. Karl Muth. 125 S. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1915.

Diederich. — Preußens Aufgang. Aus der Regierung Friedrich Wilhelms und den Anfängen Friedrichs des Großen. Ein Volksbuch von Prof. Dr. Benno Diederich. 113 S. Braunschweig, George Westermann. 1915.

Ebbinghaus. — Napoleon, England und die Presse (1800—1803). Von Therese Ebbinghaus. (Historische Bibliothek, Band 35.) 211 S. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1914.

Eichendorff. — Aus dem Leben eines Taugenichts. Von J. v. Eichendorff. Herausgegeben von Toni Schwabe. (Deutsche Kriegerbibliothek, Erste Folge, Band 2.) 146 S. Jena, Frauen-Verlag. 1915.

Ertl. — Das Lächeln Ginevras. Von Emil Ertl. 327 S. Leipzig, L. Staackmann. 1915.

Fachschulen. — Unsere Fachschulen. Adreßbuch der Hoch- und Fachschulen für Technik, Kunst, Landwirtschaft, Handel und Gewerbe in Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz. Herausgegeben von der Redaktion der Technischen Monatshefte. 61 S. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1915.

Falke. — Wir und Österreich. Von Gustav Falke. (Kriegsdichtungen, Heft 3.) 52 S. Hamburg, Hanseatische Druck- und Verlags-Anstalt. 1915.

Flex. — Vom großen Abendmahl. Verse und Gedanken aus dem Feld. Von Walter Flex. 41. S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1915.

Frankreich. — Der Frankreichkrieg in Belgien. Geständnisse der belgischen Presse. Mit 4 Abbildungen. 24 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Geiger. — Michael Purtscheiner und andere Novellen. Von Albert Geiger. 103 S. Philipp Reclam jun. O. J.

Gerard. — The Austrian Officer at work and at play by Dorothea Gerard. (Tauchnitz Edition Vol. 4508.) 279 S. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1915.

Gerloff. — Der wirtschaftliche Imperialismus und die Frage der Zolleinigung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn. Von Prof. Dr. W. Gerloff. (Der Deutsche Krieg, Heft 45.) 35 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Gierke. — Der deutsche Volksgeist im Kriege. Von Otto von Gierke. (Der Deutsche Krieg, Heft 46.) 40 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Greinz. — Die eiserne Faust. Marterln auf unsere Feinde. Von Rudolf Greinz. 97 S. Leipzig, L. Staackmann. 1915.

Harbou. — Der unsterbliche Acker. Ein Kriegsroman. Von Thea von Harbou. 230 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1915.

Hötzsch. — Österreich-Ungarn und der Krieg. Von Prof. Dr. Otto Hötzsch. 35 S. (Der Deutsche Krieg, Heft 44.) Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Joël. — Neue Weltkultur. Von Karl Joël. (Zehn deutsche Reden. Herausgegeben von Axel Ripke.) 90 S. Leipzig, Kurt Wolff Verlag. 1915.

Kellen. — Die Arbeit der Daheimgebliebenen. Das Leben und die Leistungen des deutschen Volkes in der Heimat während des Krieges. Von Tony Kellen. 160 S. Hildesheim, August Lax. 1915.

Kerst. — Die Erinnerungen an Beethoven. Gesammelt und herausgegeben von Friedrich Kerst. Zwei Bände. 660 S. Stuttgart, Julius Hoffmann. O. J.

Koszó. — Fessler Ignácz Aurél élete és szepirodalmi működése. Irta Koszó János. 72 S. Budapest, Ferdinand Pfeifer. 1915.

Kronfeld. — Der Krieg im Aberglauben und Volksglauben. Kulturhistorische Beiträge von Dr. E. M. Kronfeld, Wien. 270 S. München, Hugo Schmidt. O. J.

Künzelmann. — Spione. Von Ferdinand Künzelmann. 154 S. Berlin, Robert Markiewicz. 1915.

List. — Die Ursprache der Ario-Germanen und ihre Mysteriensprache. Mit drei Tafeln und mehreren Textbildern. Von Guido List. Zwei Bände. 649 S. Wien, Rudolf Lechner und Sohn. Leipzig, L. A. Kittler. O. J.

Mackenzie. — Significato bio-filosofico della guerra. Di William Mackenzie. 101 S. Genova, A. F. Formiggini. 1915.

Mahr. — Balfers Ernst ist gefallen! Ein Trostwort für die Angehörigen unserer Kriegsgefallenen. Von Pfarrer Gustav Mahr. 20 S. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. 1915.

Martens. — Hier und drüben. Roman von Kurt Martens. 253 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1915.

Mohr. — Kriegsschwänke aus alter Zeit. Gesammelt von Heinrich Mohr. 116 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1915.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.163

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY